Ex Libr: Ios: Ant: Imhof de
Spielberg Coll: Ecc: S: Petri
Præp: et S: Maurit: Dec: A.V:

Nat
999

J B.
G c 7.

Naturgeſchichte
für
Kinder,

von

M. Georg Chriſtian Raff,

ordentlichem Lehrer der Geſchichte und Geographie auf dem Lyceum zu Göttingen.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Mit vierzehn Kupfertafeln.

Wien,
gedruckt bey Johann Thomas Edl. v. Trattnern,
kaiſerl. königl. Hofbuchdrucker und Buchhändler.
1785.

Vorrede.

Ich übergebe hier dem deutſchen Publikum eine Naturgeſchichte für Kinder, die, wie ich mir ſchmeichle, ſo ziemlich in dem Ton geſchrieben iſt, wie es die Kinder haben wollen, und gewiſſermaßen auch haben müſſen, wenn ſie mit Nutzen und Vergnügen darin leſen ſollen.

Ich habe den dialogiſchen Ton gewählt, aber keine Kinder genannt. Bald rede ich mit den Kindern; bald reden ſie mit mir. Itzt redet ein Kind mit einem Thier, oder ich rede mit einem; itzt laſſen wir das Thier ſeine Ge-

ſchichte ſelbſt herſagen. Nun gehen wir ſpazieren, und ſuchen Pflanzen, Thiere und Steine auf; nun ſchiffen wir in dem weiten Weltmeer herum, und ſehen Seehunde und Wallfiſche fangen.

Kurz, ich habe alles gethan und verſucht, ein ſolches Buch zu ſchreiben, das meinen lieben kleinen Herzensfreunden und Herzensfreundinnen gefallen könnte. Und gefällt es dieſen, ſo däucht mich, wäre der Werth meiner Methode glücklich entſchieden.

Denn nun darf ich hoffen, daß es auch denjenigen unpartheyiſchen Männern und Kinderfreunden gefallen werde, die nicht erſt ſeit geſtern Pädagogie ſtudiert, ſondern ſich ſchon lange damit abgegeben, und ſelbſt Kinder aller Art, arme und reiche; geſchickte und ungeſchickte; fleißige und unfleißige; alte und junge — denn alles iſt fürs erſte ſo lange mein Kind,

es ſeye nun fünf oder zehn, oder auch noch mehrere Jahre alt, als lange es das noch nicht weis, was in dieſem Buche ſteht; und in dieſem Falle hätte ich alſo kleine, mittle und groſſe Kinder zu meinen Eleven — öffentlich und privatim; in geringer und großer Anzahl unterrichtet haben, und alſo wohl wiſſen, daß man genau auf die Temperamente der Kinder auf ihr Alter, ihre Fähigkeiten, Geſundheit und künftige Beſtimmung ſehen, und ſie nicht alle *mit* einerley Dingen und Vorſtellungsarten nützlich unterhalten könne. Was dies Kind erfreut, ärgert vielleicht das andere bis zum Weinen.

Wem aber das Buch zu groß ſcheint für Kinder, der bedenke, daß gegen zwey tauſend Pflanzen, Thiere und Steine darinn haben beſchrieben werden müſſen. Um nun nicht ins Trockene zu fallen, habe ich oft etwas zwey, drey bis ſechsmal wiederholen; und um der

Lehrer willen ſo manche Note anbringen müſſen.

Es ſteht zwar freylich ein und das andere in dieſem Buche nicht, was ſonſt in der Naturhiſtorie abgehandelt zu werden pflegt; allein Kindern iſt nicht alles zu wiſſen nützlich und nöthig, was Gelehrte von mehrern Jahren wiſſen müſſen. Dagegen aber habe ich auch vieles darin eingerückt, das vielleicht mancher nicht darin ſuchen wird.

Darf ich einem Lehrer, der ſich dieſes Buchs bedienen will, meine Meinung über den Gebrauch deſſelben ſagen; ſo beſteht ſie in folgendem:

Erſtlich leſe er es mit ſeinen Eleven ja nicht gleich von Vornen bis Hinten in einem weg durch, ſondern mache Auswahlen und verſchiedene Curſus, und laſſe es den Kindern über,

wo-

wovon ſie itzt gern was Neues wiſſen wollten. Da wird denn gewis ein jedes was fodern, vielleicht eins die Geſchichte der Katze; das andere die Geſchichte der Maus; das dritte die Beſchreibung des Schafs; und das vierte die Beſchreibung des Elephanten. Dies thue er nun, ſo lang es den Kindern gefällt, und Zeit und Umſtände es ihm rathen.

Zweytens laſſe er ſie dann und wann einen ganzen Abſchnitt anfangen, ihn aber doch nicht, ohne merkliche Auswahl, völlig durchleſen.

Drittens endlich gehe er etwas ernſthafter zu Werke, leſe alles, examinire zuweilen, und ſage nun den fähigſten auch was vom Syſtematiſchen. Denn dazu habe ich ihm ja in dem Noten Mittel genug an die Hand gegeben. Aus dem Sattel kann er alſo gewiß nicht gehoben werden, wenn er ſich dieſer Noten bedienen,

und ein und das andere, darinn angeführte Buch, nachſchlagen will.

Mit ſeinen Leſe- und Buchſtabier-Schülern aber halte er es viertens ſo: So oft das Kind leſen oder buchſtabieren ſoll, bringe er das Buch mit, und ſage ihm, wenn es ſeine Sache gut mache, ſolle es ſchöne Bilder, einen Affen, einen ſchwarzen Menſchen, eine Katze, wie ſie eben eine Maus fange, ſehen, — es müſſen aber ja lauter Thiere ſeyn, die alle auf einer Tafel beyſammen ſtehen; denn die andern Tafeln müſſen auf die Zukunft ihre Dienſte thun — und wenn es völlig leſen könne, wolle er ihm das ganze Buch ſchenken. — Sollte ſo das Handwerk nicht gut von Statten gehen? Es muß.

In den, unter den Text ſtehenden Anmerkungen, ſind die wichtigſten Schriften, deren ich mich bey Ausarbeitung dieſes Buches bedient

dient habe; und alle beſchriebenen Pflanzen und Thiere, nach des ſeligen Ritters von Linne, und des Herrn Profeſſor Blumenbachs Syſtemen, lateiniſch angezeigt.

Dem Linneiſchen Syſtem bin ich auch, ſo weit ich überhaupt Syſtem nöthig hatte, beym ganzen Thierreich, bis an die Säugthiere, gefolgt. Bey den Säugthieren folgte ich der neuern Klaſſifikation des Herrn Profeſſor Blumenbachs. *)

Göttingen,
den 20 März 1783.

G. C. Raff.

---

*) Da viele Benennungen der vorkommenden Kruter und Thiere den Kindern in den Oeſterreichiſchen Gegenden nicht bekannt ſind, und dies Buch dadurch viel von ſeinem Nutzen für ſie verliert, ſo hat man geſucht ihnen in den Noten die Sache mit dem Provinzinalausdrucke zu benennen. Die Noten mit einem Sternchen ſind von Herrn Raff, und die mit Buchſtaben von dem Herausgeber der jetzigen Auflage.

Da auch in der Göttinger Auflage die zwölf Kupfer zu ſehr überhäuft, und deshalb die Gegenſtände oft etwas unkenntlich waren, ſo hat man lieber noch zwey Tafeln hinzugefüget, um die Gegenſtände etwas gröſſer und deutlicher ausdrücken zu können.

Verzeichniß

der auf den vierzehn Kupfertafeln abgebildeten Thiere und Pflanzen ꝛc.

1 Tafel — Figur 1) iſt ein junger Pavian; 2) ein Citronenbaum; 3) eine Meerkatze; 4) ein Pavian; 5) ein Weinſtock, der lauter kleinbeerichte Trauben trägt, die, wenn ſie trocken geworden, unter dem Namen Roſinchen oder Korinthchen bekannt ſind; 6) ein Weinſtock mit großbeerichten Trauben; 7) eine Nachtſchmetterlingsraupe; 8) ein Fuchs; 9) ein Theebaum; 10) ein Sineſer; 11) ein Muskatnußbaum; 12) ein Cedernbaum; 13) zween Neger; 14) zwo reife Muskatnüße.

2 Tafel — Figur 1) iſt ein Gewürznägleinbaum; 2) ein Papagai; 3) ein Cedernbaum; 4) Zuckerrohr; 5) ein Kanarienvogel; 6) ein Neger mit Zuckerrohr; 7) ein Feigenbaum; 8) ein Kaffeebaum; 9) ein Papagai; 10) zwo reife Kaffeebohnen, davon die eine aufgeplatzt iſt, ſo daß man die zween Kerne ſehen kann; 11) ein Strauß; 12) ein Kolibri; 13) ein Neſt des Kolibri; 14) ein Zaunkönig; 15) ein Piſang; 16) zwo Tabakspflanzen; 17) ein Ameiſenfreſſer; 18) Ameiſenlöwe; 19) große Ameiſen; 20) ein Ameiſenfreſſer.

3 Tafel — Figur 1) eine Anispflanze; 2) eine Krähe; 3) eine Aelſter; 4) eine nackte Schnecke; 5) eine Fen-

chel.

chelpflanze; 6) eine Schnecke mit dem Haus; 7) ein Staar; 8) eine Korianderpflanze; 9) ein Neuntödter; 10) ein Sperling; 11) ein großer Seidenwurm; 12) Maulbeere; 13) ein kleiner Seidenwurm; 14) ein Seidenwurmſchmetterling; 15) deſſen Eyer; 16) ſo eben aus den Eyern kriechende Seidenwürmer; 17) ein Kokon oder Seidenwurmgeſpinnſt; 18) ein Seidenwurmpuppe; 19) ein Maulbeerbaum; 20) ein Rothſchwänzchen; 21) ein Rabe; 22) eine Dilpflanze; 23) ein Maulwurf; 24) eine Safranpflanze; 25) eine Dohle; 26) eine Kümmelpflanze.

4 Tafel — Figur 1) ein Paradiesvogel; 2) ein Armadillo; 3) ein Zebra; 4) ein Tapir; 5) ein Geyer; 6) ein gerade ſtehender Bienenkorb; 7) ein auf die Seite gelegter Bienenkorb, worinn man die Wachsſcheiben der Bienen und ihre Zellen ſehen kann; 8) Weſpenzellen; 9) ein Weſpenneſt; 10) ein Pfefferfraß; 11) eine Pfefferpflanze; 12) eine Weſpe; 13) eine Bienenkönigin oder Weiſer; 14) ein Bienenmännchen oder eine Drohne; 15) eine Arbeitsbiene; 16) ein Todtengräber; 17) eine Schmeißfliege; 18) ein Marienkäfer; 19) eine Hummel; 20) eine Obſtmottenraupe; 21) eine Obſtmotte.

5 Tafel — Figur 1) eine Windeltreppe; 2) eine Pabſtkrone; 3) eine Purpurſchnecke; 4) ein Admiral; 5) ein Hammer; 6) eine Koralle; 7) ein Federbuſchpolyp; 8) ein hornförmiger Armpolyp; 9) ein Meduſenhaupt; 10) ein Meerigel; 11) ein Ammonshorn; 12) ein

ein Seeſtern; 13) ein Olivenbaum; 14) eine Nachtigall; 15) ein Diſtelfink; 16) ein Krametsvogel; 17) ein Dompfaff; 18) ein Kreuzſchnabel; 19) eine Tanne; 20) eine angoriſche Ziege; 21) ein angoriſcher Ziegenbock; 22) ein zahmes Kaninchen; 23) eine Ziege; 24) ein Schaf mit Hörnern; 25) ein Ziegenbock; 26) ein Lamm; 27) ein Schaf; 28) ein Schäfer mit ſeinem Hunde; 29) ein Ochs; 30) ein Mauleſel; 31) ein Mülleresel; 32) ein Schweinferkel; 33) eine Schweinmutter; 34) eine Kuh; 35) ein Kalb; 36) ein Pferd; 37) ein Reiher; 38) ein Karpfe; 39) eine Kropfgans; 40) ein fliegender Fiſch; 41) ein Taſchenkrebs; 42) ein Hecht; 43) ein Krebs.

6 Tafel — Figur 1) eine Flachspflanze; 2) eine Hirſenpflanze; 3) eine Gerſtenpflanze; 4) eine Feldmaus; 5) ein alter Haſe; 6) zween junge Haſen; 7) eine Wachtel; 8) eine Lerche; 9) eine Hanfpflanze; 10) eine Rockenpflanze; 11) eine Weizenpflanze; 12) eine Maispflanze; 13) eine Erdratte; 14) ein reifer Maiskolbe; 15) zween Hamſter; 16) ein Igel; 17) ein Baumwollenſtrauch; 18) ein Orangutang; 19) ein langarmiger Affe; 20) ein Satyr; 21) ein Sagoin; 22) ein Kokosnußbaum.

7 Tafel — Figur. 1) ein Murmelthier; 2) zwo Gemſen; 3) ein Steinbock; 4) ein Eichhörnchen; 5) eine Schnepfe; 6) ein Luchs; 7) eine Eiche; 8) eine Tanne; 9) eine wilde Katze; 10) eine Amſel; 11) ein Jäger; 12) ein Jagdhund; 13) ein Hirſch; 14) eine

Hirſchkuh; 15) ein Wildesſchwein; 16) und 17) Erdpilze; 18) ein Eichhörnchen; 19) ein Hirſchkalb; 20) ein Rehbock; 21) ein Reh; 22) ein Damhirſch; 23) eine Damgais; 24) ein Jagdhund; 25) wilde Kaninchen.

8 Tafel — Figur 1) ein Spinnengeweb; 2) eine Betwanze; 3) ein Scorpion; 4) eine Waſſerwanze; 5) ein Waſſerſcorpion; 6) eine Johannisbeerſtrauchlaus; 7) ein Brachkäfer; 8) eine Heuſchrecke; 9) ein Kellerwurm; 10) ein indianiſcher Vielfuß; 11) ein europäiſcher Vielfuß; 12) eine Waſſerjungfer; 13) eine Hornis; 14) eine Waſſerſpinne; 15) ein Waſſerkäfer; 16) ein Stinkkäfer nebſt ſeinen Larven; 17) ein Roßkäfer; 18) ein Koſchenilwürmchen; 19) eine Koſchenilfliege; 20) ein Hirſchkäfer; 21) ein Ohrwurm; 22) eine Golweſpe; 23) und 24) Galläpfel; 25) ein Goldkäfer; 26) ein Weidenblattkäferchen; 27) eine kleine Fliege; 28) ein Schildkäferchen; 29) ein Holzbock; 30) ein Nashornkäfer; 31) ein Speckkäfer; 32) ein Uferaas; 33) eine Grille; 34) eine kleine Maykäferlarve; 35) Maykäfereyer; 36) eine große Maykäferlarve; 37) ein ſo eben aus der Erde kriechender Maykäfer; 38) ein Maykäfer; 39) ein Loch, daraus ein Maykäfer hervorgekommen iſt; 40) ein Haſelnußkäfer.

9 Tafel — Figur 1) und 2) Faulthiere; 3) ein Adler; 4) ein Beutelthier; 5) ein Aeneas; 6) ein Biſon oder Buckelochs; 7) ein Kakaobaum; 8) eine Ka-

kao-

kaoſchote; 9) Kakaoblüte; 10) eine Meerkatze; 11) ein amerikaniſcher Krametsvogel; 12) zween Lappländer; 13) ein Rennthier; 14) ein Vielfraß; 15) ein Zobel; 16) ein Wieſel; 17) ein Hermelin.

10 Tafel — Figur 1) ein Mandelbaum; 2) ein Affe; 3) ein Falk; 4) eine kleine Haſelmaus; 5) eine Haſelnußſtaude; 6) ein Holzkäfer; 7) deſſen Puppe; 8) ein Löwe; 9) eine Löwin; 10) eine Hiäne; 11) ein Nashorn; 12) ein Tiger; 13) ein Leopard; 14) ein Affe; 15) eine Klapperſchlange.

11 Tafel — Figur 1) ein Kaſtanienbaum; 2) deſſen Frucht; 3) deſſen Blüthe; 4) eine Meiſe; 5) ein Sperber; 6) ein Pfau; 7) ein Faſan; 8) ein Fuchs; 9) ein Hahn; 10) ein wälſcher Hahn, und links über ihm auf dem Baume ſeine Henne; 11) eine Henne mit ihren Küchlein; 12) ein Kluthuhn; 13) ein Schwan; 14) eine Gans; 15) eine Ente; 16) eine Maus; 17) eine Katze; 18) eine Bruthenne; 19) ein ſtruppiges Huhn; 20) ein Schwalbenneſt mit Schwalben; 21) ein Iltis; 22) ein Marder; 23) ein paar Tauben; 24) eine Pfauentaube; 25) ein Specht; 26) eine Eule; 27) eine Buche mit Nüßen; 28) ein Kukuk; 29) eine Fledermaus; 30) eine Ohreule; 31) ein Krametsvogel; 32) ein Vampir; 33) ein Wolf; 34) zween Bären; 35) ein Polake; 36) langorichte Fledermaus.

12) Tafel — Figur 1) ein Geyer; 2) ein Siebenſchläfer; 3) ein Trampelthier; 4) ein Dromedar; 5) ein Sagobaum; 6) eine Reispflanze; 7) eine Schlange;

8)

8) eine Maus; 9) ein Elephant; 10) ein ſchwarzgrauer Speckkäfer; 11) eine Gazelle; 12) ein KameloPard; 13) eine Inſektenmotte; 14) deren Larve; 15) eine Pelzmade; 16) deren Larve; 17) ein Nashornvogel; 18) ein Zwerghirſchgen; 19) ein Stachelſchwein; 20) ein Panterthier.

13) Tafel — Figur 1) ein fliegender Drache; 2) ein Storch; 3) eine Fiſchotter; 4) ein Häring; 5) ein Aal; 6) ein Salamander; 7) eine Eidexe; 8) eine Schildkröte; 9) ein Einſiedler; 10) ein Meerrohr; 11) Rohr oder Schilf; 12) eine Bachſtelze; 13) ein Kauffahrtheyſchiff; 14) Wallſiſchfänger; 15) ein Wallfiſchfänger, der eben Speck vom Wallfiſch weghauen will; 16) ein grönländiſcher Wallfiſch; 17) ein Finfiſch; 18) ein Potfiſch; 19) ein Wallroß; 20) ein Seehund; 21) Eisberge; 22) ein weißer Bär; 23) ein Sägefiſch; 24) eine Möve; 25) ein Schwerdfiſch; 26 ein Chamäleon; 27) ein Biber; 28) ein Nilpferd; 29) ein Rohrdommel; 30) ein Krokodil; 31) eine Faraonsmaus.

14 Tafel — Figur 1) ein Baſilisk; 2) ein Zitterfiſch; 3) eine Pipa; 4) bis 11) ein Froſch nebſt ſeiner ganzen Verwandlung; 12) eine Kröte; 13) bis 16) ein blaßgelber Obſtbaumſchmetterling, nebſt deſſen Eyern Raupe und Puppe; 17) ein Kräuterdieb; 18) ein Trappe; 19) bis 22) ein Bärenraupenſchmetterling nebſt deſſen Eyern Raupe und Puppe; 23) bis 25) ein Weinraupenſchmetterling nebſt deſſen Eyern und Raupe; 26) ein Kaſuar; 27) Kohlraupen; 28) ein Meer-

ſchwein-

ſchweinchen; 29) eine Ratte; 30) ein Widhopf; 31) ein Leming; 32) ein Bullenbeiſſer; 33) ein Schäferhund; 34) ein Pudel; 35) ein Löwenhündchen; 36) ein Bologneſerhündchen; 37) ein Elendthier; 38) ein Jagdhund; 39) ein Windſpiel; 40) ein Dachshund; 41) eine große engliſche Dogge; 42) ein Schakal; 43) ein Dachs; 44) ein Moſchusthier; 45) eine Königsſchlange; 46) ein Tabakspfeifenfiſch; 47) ein Beinfiſch; 48) ein Kugelfiſch; 49) ein Menſchenfreſſer; 50) ein Hornfiſch; 51) ein Stachelfiſch; 52) ein Seepferdchen; 53) ein Engelfiſch.

Nachricht für den Buchbinder.

Die Kupfer werden alle hinten angebunden, und an jedes ſo viel Papier geleimt, daß ſie beym Leſen ganz heraus geſchlagen werden können.

Inhalt.

	Seite
1) Einleitung	1 — 12
2) Das Pflanzenreich	12 — 102
3) Das Thierreich	102 — 776
1) Von dem Thierreich überhaupt	102 — 109
2) Von den Gewürmen	110 — 141
3) Von den Inſekten	142 — 274
4) Von den Fiſchen	275 — 205
5) Von den Amphibien	206 — 339
6) Von den Vögeln	340 — 476
7) Von den Säugthieren	477 — 776
4) Das Steinreich	777 — 800

Naturgeſchichte
für
Kinder.

Was neues für euch, liebe Kinder! Ein Buch mit Bildern von allerhand kleinen und groſſen Thieren, von Bäumen, Pflanzen und Kräutern, und vielen andern Dingen aus der Naturgeſchichte. — Blättert einmal darin. Ihr werdet ſchwarze und weiße Menſchen, Affen, Löwen und Elephanten; Vögel, Wallfiſche und Kröten; und eine Menge andere Land- und Waſſerthiere finden. — Auch Zuckerrohr, The- und Kaffebäume ſtehen darin.

Ach, das iſt ein ſchönes Buch! So ein Buch haben wir uns ſchon lange gewünſcht. — Gefällt es euch alſo, liebe Kinder? O recht ſehr, lieber Herr . . . Sie ſollen tauſend Dank dafür haben. Nun das freut mich. Sehet aber erſt zu, ob auch was darin ſteht, das ihr noch nicht wiſſet. Leſet einmal die Geſchichte der Ameiſen, oder der Seidenraupen, oder der Biber. — Ach, allerliebſt! Nein,

lieber Herr . . . ſo viel merkwürdiges wußten wir von dieſen guten Thierchen noch nicht.

Sind wohl auch Nachrichten vom Zuckermachen, und von Kaninchen, (a) Bibern und Kameelen darin? O ja, liebe Kinder! Und nicht nur von dieſen, ſondern auch noch von vielen andern Thieren, zum Beyſpiel, von Ziegen (b) und Schafen, und Hunden und Katzen iſt was darin erzählt. Suchet nur! — Auch von Vögeln und Fiſchen, Schmetterlingen und Käfern und ſehr vielen andern Geſchöpfen, die der liebe Gott auf dem Erdboden gemacht hat, kommt etwas darin vor.

Ich möchte doch einmal alle lebendigen Thiere in der Welt beyſammen ſehen! Das geht nicht an, mein Kind, und wenn wir auch gleich in allen Gegenden der Welt herum reiſten, Geld und Begleiter genug hätten und etliche hundert Jahr alt würden. Denn viele Thiere muß man erſt mit vieler Mühe, Liſt und Lebensgefahr fangen, anbinden und zahm machen, ehe Jedermann nahe zu ihnen hingehen darf. Viele wohnen in fürchterlichen Höhlen, und in Gegenden, wohin bisher wenige, oder noch gar keine Menſchen gekommen ſind. Und wenn es auch gleich möglich wäre, alle lebendigen Thiere nach und nach auf groſſe Plätze zuſammen zu treiben, ſo würden wir gewiß nicht ſo lange leben, bis wir ſie alle geſehen hätten. Denn wie viel giebt es nur Schafe in der Welt? Wie viel nur Vögel und Fiſche?

Vie-

(a) Küniglhaſe. (b) Geiſe.

Viele tauſend lebendige Thiere kennt Niemand, und hat ſogar noch Niemand, auch die gröſsten Gelehrten noch nicht geſehen. Stellt euch einmal vor, liebe Kinder, wie viele tauſend den Menſchen noch unbekannte Gewürme, auf dem Grund oder Boden der Meere herum kriechen mögen? Man hat alſo zu thun genug, bis man von allen Arten der Thiere nur einige recht kennen lernt.

Hat denn jedes Thierchen ſeinen eigenen Namen? Ja freylich! Weis er denn nicht, daß es Sperlinge und Hühner, Hunde und Katzen giebt? Das weis ich wohl. Ich meine, ob auch die ausländiſchen Thiere beſondere Namen haben? Ja, auch dieſe haben ihre beſonderen Namen. So giebt es, zum Beyſpiel, in Oſtindien und Sina ganz vortreflich ſchöne bunte Vögel, die man Papagey nennt. Auch gelbe Sperlinge, die wir Kanarienvögel nennen, und grüne und rothe Tauben giebt es hie und da in Afrika und Amerika.

Sie ſagten vorhin, lieber Herr... es gäbe ſo viel lebendige Thiere, daß man ſie kaum alle ſehen könnte, wenn man auch gleich etliche hundert Jahr alt würde: Wie kann man denn ihre Namen merken? Ihr freylich noch nicht, liebe Kinder, aber die groſſen Leute, und vorzüglich viele Gelehrten, die man Naturforſcher nennt, kennen alle bekannten Geſchöpfe Gottes, und geben jedem einen beſondern Namen. — Wie machen ſie es denn? Sie theilen ſie in verſchiedene Haufen oder Reiche, und in Klaſſen und Ordnungen ein; nämlich diejenigen, die

einander ähnlich ſind, ſtellen ſie in Gedanken zuſammen, oder rechnen ſie zu einer Klaſſe, und geben ihnen einen gemeinſchaftlichen Namen; hernach geben ſie von jeden Haufen, und von jeder Klaſſe und Ordnung Merkmale an, wodurch man diejenigen Thiere, die dazu gehören, genau von jedem andern Thier unterſcheiden kann.

Nicht wahr, liebe Kinder, euch iſt es einerley, in welcher Ordnung ich euch was erzähle? Ob ich itzt von der luſtigen Ziege, oder von dem trägen Murmelthier? Ob von der kleinen Maus, oder von dem ungeheuern Elephanten etwas erzähle? Auch werdet ihr euch wenig darum bekümmern, ob es drey, oder vier, oder ſechs Naturreiche giebt, wenn ihr nur Neuigkeiten erfahret?

Ey nein, Lieber Herr . . . wollen Sie es uns nicht lieber ſagen, wie wir es wiſſen müſſen, wenn wir groß ſind? Und ſo, daß wir es ſchon verſtehen können, wenn groſſe Leute mit einander davon ſprechen? Gut, ſo will ich es euch auf dieſe Weiſe ſo kurz und leicht ſagen, daß ihr es gewiß verſtehen könnt.

Die Gelehrten theilen den geſamten Vorrath von Thieren, Pflanzen, und Steinen in drey Theile oder Reiche ein: Nämlich in das Thierreich, in das Pflanzenreich, und in das Stein- oder Mineralreich.

Zum Thierreich zählen ſie alles, was lebt, und empfindet, oder alle Thiere, die im Waſſer, und auf der Erde, und in der Erde leben; als die Maus und den Elephanten, die Gans und den Sperling, den Wurm

und

und den (a) Buttervogel, den Froſch und den Wallfiſch.

Zum Pflanzenreich gehören Dinge, die leben, aber nicht empfinden, nämlich Bäume, Gras und Kräuter; als Aepfel- und Birnbäume, und Reis und Zuckerrohr und Salat. — Leben denn die Bäume? Das hätte ich nicht gedacht! Man ſpricht ſo, mein Schatz! Und ſieht er, wenn er die Blume abſchneidet, ſo verwelkt ſie ja bald, wächſt nicht mehr, vergeht in Staub, wie ein Menſch, der todt iſt. Wenn der Baum alt iſt, trägt er keine Früchte mehr, vertrocknet und verfault. Da ſagt man denn, er ſey abgeſtorben. — So lange alſo die Säfte in einer Pflanze noch ihren Umlauf haben, ſagt man, die Pflanze lebe.

Zum Stein- oder Mineralreich rechnet man Geſchöpfe, die weder leben noch empfinden, als Erde und Steine, und was in der Erde und in den Steinen ſteckt, nämlich Zinn und Bley, Kupfer und Eiſen, Silber und Gold.

Dieſe Eintheilung iſt leicht zu merken, lieber Herr..! Ich weis ſie ſchon auswendig: Das Thierreich, das Pflanzenreich und das Mineralreich. Dieſe Reiche enthalten vielerley Sorten von Geſchöpfen. Im Thierreiche giebt es Hunde und Katzen, Hühner und Gänſe; Schafe und Fledermäuſe; aber auch Maden, Raupen und Krebſe. Im —im—Gut, mein Kind! Mehreres wird ihm und ſeinen

(a) Schmetterling.

übrigen kleinen Freunden und Freundinnen ſchon noch bekannt werden. Suchet und leſet itzt nur fleißig in dieſem Buche! Ich wette, es wird euch wohl gefallen, und ihr werdet dem lieben Gott danken, daß er ſo viele, und ſo ſehr ſchöne, artige und nützliche Dinge gemacht hat.

Sind denn wohl alle Thiere nützlich und gut? Die böſen Katzen wollen uns Kindern ja zuweilen unſer Brod wegnehmen, ja uns ſogar oft kratzen und beißen. Auch ſtehlen ſie gern Fleiſch weg. Und kurz, wo ſie was erhaſchen und ſtehlen können, verzehren ſie es. Die Sperlinge ſchaden den Bäumen, und hacken Erbſen und Bohnen in den Gärten heraus, und freſſen ſie, nebſt vielen andern ausgeſtreuten Samenkörnern, auf. Und was haben nicht ſchon oft die Raupen, Aelſtern, Mäuſe und Wölfe für Schaden angerichtet! auch ſogar die Schnacken, Fliegen und Mücken laſſen uns manchmal keine Ruhe, und ſtechen und beläſtigen uns. — Er ſcheint recht zu haben, kleiner Mann! Manche Thiere ſchaden uns zwar wirklich zuweilen; aber nur, wenn wir nachläßig und unvorſichtig ſind, oder ſie beleidigen und zum Zorn reizen. Die Raupen, zum Beyſpiel, die Blattläuſe und Käfer ſind uns oft ſehr ſchädlich, indem ſie uns ſo manchen Baum und ſo manche Pflanze zerfreſſen; aber vielen von denjenigen Vögeln dienen ſie zur Nahrung, die uns mit ihrem herrlichen Geſang ergetzen, oder uns mit ihrem Fleiſche ſättigen. Auch zehren manche Vögel vieles auf, was die Luft oder unſere Nahrung vergiften würde. Ihnen aber ſchadet es nichts.

Gön-

Gönnet alſo immer in Zukunft den Thieren ihr kurzes Leben, ihre Nahrung, und die kleine Freude, die ſie von Gott erhalten haben; und überſehet eine geringe Unbequemlichkeit, die ſie durch wirklichen Nutzen vergüten. — Mag doch immer der Sperling einige Körner von unſerm Vorrath entwenden, und etliche Kirſchen, Birn und Weintrauben zerhacken und freſſen, wenn er uns nur noch das *Nöthige* übrig läßt. Und das thut er doch. Wir behalten von der Ernte doch immer noch das Meiſte und Beſte. — Wir wollen daher, liebe kleine Herzensfreunde, den Vögeln ſowohl, als jedem andern Thier, ſeine Körner, oder was ihm der liebe Gott ſonſt für eine Nahrung angewieſen hat, gern und freudig laſſen, und immer lebhaft bedenken, daß die Thiere auch Geſchöpfe Gottes ſind, *wie* wir Menſchen, und daß ſie mit uns gleiches Recht haben, zu eſſen und zu trinken, wo ſie was finden. Denn die Welt iſt mit ihren Gütern nicht um unſertwillen allein da. Der liebe Gott hält gleichſam alle Tage offene Tafel, woran alle ſeine lebendigen Geſchöpfe erſcheinen, und ſich nach Belieben ſatt eſſen und ſatt trinken ſollen.

Wir wollen alſo die Haushaltung des lieben Gottes nicht tadeln, ſondern ſie vielmehr loben und bewundern, und ſagen: Ach, wie gut, lieber Gott, wie vortreflich gut haſt du alles gemacht und angeordnet! — Herzlich wollen wir uns immer freuen, daß wir leben und geſund ſind, daß wir hören, ſehen, riechen, fühlen, und ſchmecken können, um alles das Gute zu genießen, das uns

der liebe Gott täglich ſchenket. — Allenthalben, wo wir hinſehen und hingehen, vorzüglich aber in einem Garten, auf einem Acker, auf einer Wieſe oder in einem Walde, ſehen und hören wir allhand ſchöne und fröhliche Geſchöpfe. — Hier ſieht man pflanzen, dort ärnten; hier ſingen Vögel, dort freuen ſich Menſchen; hier iſt alles grün, und dort alles ſchwarz.

Frühling, Sommer, Herbſt und Winter haben eine Menge Güter für uns Menſchen, die zu unſerer Freude und unſerm Wohlſeyn mit einander abwechſeln. — Der angenehme Frühling zieht der nackten Natur gleichſam ihr Kleid wieder an, Felder, Hügel und Wälder zeigen ſich grün, die Lerche und die Nachtigall, und eine Menge anderer Vögel loben und danken ihrem Schöpfer mit ihrem ſchönen Geſang, und uns machen ſie damit fröhlich und vergnügt. — Der warme Sommer giebt uns unzählige Pflanzen, Blumen, und Früchte, welche dem Thier ſein Futter, uns Menſchen aber Erfriſchungen, und das entzückendſte Vergnügen verſchaffen. — Der reiche Herbſt liefert uns die beſten Früchte aller Art in Uiberfluß. — Im unfreundlichen Winter iſt zwar alles kahl, die Luft iſt kalt, die Erde gefroren, das Waſſer verſteinert, alles ruhet. Und doch wiſſen wir ihn nützlich durchzuleben. — Ach, wie gut iſt es nicht, ein Menſch und kein Sperling oder Has zu ſeyn, die des Winters faſt erfrieren und hungerſterben müſſen! Wir haben doch warme Stuben, volle Keller und Speiſekammern, und allerhand warme

Klei-

Kleider, die uns, wenn wir ausgehen, wider die Kälte ſchützen müſſen.

Sagen ſie uns doch, lieber Herr... wie es den armen Thieren im Winter geht, wenn alles mit Schnee und Eis bedeckt iſt? Sie werden ganz gewiß merklichen Schaden leiden, oder gar ſterben? Nein, liebe Kinder, es begegnet ihnen gewöhnlich keins von dieſen Uebeln. Der liebe Gott hat für ſie ſo treflich geſorgt, daß ſie auch im kälteſten Winter, und wenn alles mit Schnee und Eis bedeckt iſt, dennoch faſt immer ihre Speiſe finden können. Und gerade zu dieſer Zeit giebt er ihnen auch einen dichtern Pelz. Selten ſtirbt daher eins Hunger, und ſelten erfriert eins.

Diejenigen Thiere aber, für die wirklich kein Futter da zu ſeyn ſcheint, läßt der liebe Gott des Winters ſchlafen, oder in einer Art von Ohnmacht liegen, und erſt im Frühling wieder erwachen, wie, zum Beyſpiel die Bären und die Murmelthiere, die Hamſter und Igel, und die Fledermäuſe, Fröſche und Kröten. — Aber die Fiſche unter dem Eis ſind doch wohl verlohren? Nein, Kinder, auch dieſe leiden keinen Schaden, wenn nur das Waſſer in den Teichen und Flüſſen, oder wo ſie ſonſt eingeſperrt ſind, nicht ganz zu Eis wird.

Des Winters ſieht man aber doch manche Vögel gar nicht? Wo bleiben, zum Beyſpiel, die Lerchen, die Schwalben und die Nachtigallen? Sie verſtecken ſich in hohle Bäume, oder ziehen im Herbſt in wärmere Weltgegenden, nach Afrika, Aſia, und Amerika und im Frühling kommen

ſie wieder zu uns. — Dieß iſt allerliebſt! Wie geht es aber wohl den Buttervögeln und kleinen Käferchen, und den übrigen zarten Thierchen? Dieſe kommen doch ganz gewiß ums Leben? Nein, Kinder, auch von dieſen kommen wenige wegen Kälte um ihr Leben. Sie kriechen noch vor dem Winter unter die Erde, oder ſonſt wohin, wo ſie wegen der Kälte ſicher ſind. Oder die Alten legen Eyer, und ſterben noch im Herbſt, unbeſorgt, wie es ihrer künftigen Brut gehen möge. Im Frühjahr oder Sommer kriechen ſodenn aus den Eyern, ohne Zuthun irgend eines Alten, kleine Würmchen oder Larven hervor, die ſich von Blättern, und allerhand Sachen nähren; und wenn ſie eine Zeitlang gelebt haben, ihre Geſtalt verändern, ſodenn Püpchen, und endlich gar Buttervögel' Fliegen oder Käfer, und alſo ihren Aeltern ähnlich werden.

So mächtig und klug iſt Gott, liebe Kinder, daß er alles, was er geſchaffen und angeordnet hat, auch erhalten kann. — Ja wohl, ſo werden alſo aus den kleinen Räupchen, die oft ganz häßlich ausſehen, ſolche niedliche Thierchen? Ich ſchäme und ärgere mich nun ſehr, daß ich bisher ſo manches kleines Thierchen zertreten habe. Künftig thu' ich es nun gewiß nicht wieder. Wo ich hingegen eins finde, will ich es ſo lang einſperren, bis mir Jemand geſagt hat, wie es heißt; und dann ſchenk ich ihm ſeine Freyheit, und laſſe es wieder zu ſeinen Brüdern und Schweſtern fliegen. Dann und wann aber will ich ein Räupchen ſo lang füttern und einſperren, bis es ſich verwandelt, und ich ſehe, was für ein Vögelchen aus

ihm werde. — Vortreflich, mein Kind! Solche Geſinnungen ſtehen einem Kinde wohl an. Kinder müſſen alles leben laſſen, was der liebe Gott gemacht hat.

Manchmal iſt es zwar nöthig und recht, Thiere zu tödten, weil ſie uns Schaden thun, wie die Mäuſe und Raupen; oder weil ſie uns der liebe Gott zur Nahrung angewieſen hat, wie die Schafe und Kälber. Aber aus Muthwillen und Leichtſinn muß man es nicht thun. Und nie muß man ſie quälen oder lang leiden laſſen. — Darnach muß man auch wiſſen, was jedes Thierchen frißt, das man einſperren und füttern will, ſonſt ſtirbt es allemal. Der liebe Gott hat jedem lebenden Geſchöpfe ſeine gewiſſe Nahrung angewieſen. Einige Raupen, zum Beyſpiel, freſſen nichts als Kohl- und Salatblätter; und andere freſſen nichts als Baumblätter. Und wenn ſie dieſe nicht haben, ſterben ſie lieber Hunger, ehe ſie was anders freſſen.

Kommet nun, liebe Kinder, ich will euch itzt ſo recht in den groſſen Garten unſers Gottes hineinführen, und euch euren gütigen Schöpfer mit ſeinen Werken erkennen lehren. Tauſend Schätze werdet ihr ſehen, womit ihr euren Geiſt bereichern könnt. Laub und Gras; Vogel und Wurm; Maus und Elephant laden uns zu ſich, an ihnen ihren und unſern Schöpfer und Erhalter zu verehren.

Schon um unſerer Sicherheit, mehr aber um unſers Vergnügens, und um Gottes Ehre willen, erforſchen wir die Geſchöpfe unſers Gottes. — Wer ſagte der Biene,

daß

daß ſie unvorſichtige oder boshafte Hände mit ihrem Stachel ſtechen, und dadurch der Gefahr entgehen ſollte? Wer lehrte die Ameiſe, ſich Kammern unter der Erde zu bauen? Wer zeigte dem Vogel im Herbſt den Weg in ferne Länder? Wer unterrichtete die Fliege, ihre Eyer in das Fleiſch oder in den Käß zu legen? Wer unterwies den Ameiſenlöwen, ein Grübchen in den Sand oder in die Erde zu graben, und darinn auf die vorübergehenden, und nun hineinſtürzenden Ameiſen zu lauern? Wer zeigte den Vögeln das Fliegen, und den Enten das Rudern? That es nicht alles unſer gütiger himmliſcher Vater?

Mit was nun, liebe Kinder, ſoll ich euch denn wohl zuerſt bekannt machen? Mit Thieren, Pflanzen oder Steinen? Mit was Sie wollen, lieber Herr.... Nun ſo rathe ich euch zum

Pflanzenreich,

weil ihr doch faſt alle Tage Gelegenheit habt, entweder in einem Garten, oder beym Spatzierengehen auf Aeckern und Wieſen, oder in kleinen Gehölzen und Wäldern, eine Menge Gras und Kräuter, allerhand bunte Blümchen, Geſträuche und Bäume zu ſehen, die euch zurufen: Menſchen, wiſſet ihr, wer uns gemacht hat, und wie wir heißen?

Blu-

Blumen alſo ſollten wir pflücken, und nicht wiſſen, wie ſie heißen, und was ſonſt merkwürdiges von ihnen bekannt iſt? Früchte ſollten wir eſſen, und nicht wiſſen, wie man ſie nennt, oder welcher Baum ſie getragen hat? Nein, Kinder, wir wollen ſchlechterdings nicht den Ziegen und Kaninchen gleich ſeyn, die immer freſſen, und nicht wiſſen, wer es ihnen giebt, und was das iſt, was ſie freſſen. — Unwiſſende Leute haben auch ſchon oft giftige Sachen geſpeiſt, weil ſie nicht wußten, was es war, und ſind dadurch krank geworden, oder gar geſtorben.

Es iſt alſo ſehr vortheilhaft für euch, liebe Kinder, wenn ihr beyzeiten wiſſet, welche Pflanze oder welche Frucht der liebe Gott für die Menſchen, und welche er für das Vieh geſchaffen habe. — Bemühet euch demnach von nun an, alles nach ſeinem rechten Namen, und nach ſeiner Art und Beſchaffenheit kennen zu lernen, was täglich um euch iſt, oder was ihr doch wenigſtens mit wenig Mühe, oft zu ſehen und zu genießen, Gelegenheit habt. — Ich rathe euch demnach, künftig nicht eher eine Wieſe, oder einen Garten, oder einen Acker zu verlaſſen, ihr habet euch denn irgend eine Pflanze, oder Blume, oder Blatt, oder Frucht gemerkt, und Blätter, oder auch wohl Früchte, wo es euch erlaubt worden iſt, abgepflückt und mit nach Hauſe genommen, um eure Aeltern oder Lehrer fragen zu können, wie ſie heißen, und wer ſie genieße. — Oft werdet ihr auch ein Blatt,

oder

oder eine Wurzel mitbringen, die man zu Arzeneyen gebraucht. (a)

Wer von euch aber ſo glücklich iſt, einen Garten an ſeinem Hauſe zu haben, der bitte ſeine liebe Aeltern, daß ſie ihm darinn ein Stück Land ſchenken, um daraus ein kleines Gärtchen machen zu können. Dies Gärtchen würd' ich ſodenn mit kleinen Hölzchen umzäunen, daß mir es Niemand verträte. Ich würde es umgraben, darin pflanzen, ſäen und begießen. Meine Erbſen, (b) Bohnen und Salat würd ich verkaufen, oder meine liebe Mutter bitten, ſie mir zu kochen, um meine kleinen Freunde damit bewirthen zu können. Und wenn dieſe, oder ſonſt ein guter Freund von meinen Aeltern, mich in meinem Gärtchen beſuchten, würd' ich ihnen Blumen, die ich ſelbſt gepflanzt und aufgezogen, abpflücken und verehren. Und dabey würde ich meine Hauptgeſchäfte nicht verſäumen; denn erſt alsdann, wenn ich alles gelernt und gethan, was mir in den Lehrſtunden vorgeſchrieben worden iſt, würd' ich meine Aeltern um Erlaubniß bitten, eine halbe Stunde auf mein Gärtchen verwenden zu dürfen. Und dieß erlaubten ſie mir gewiß allemal.

Sollen

(a) Wenn man Pflanzen und Kräuter, mit oder ohne Blüte und Samen, trocknet, und ſorgfältig in einem Buche aufbewahret, ſo bekömmt man nach und nach ein Kräuterbuch, das die Gelehrten herbarium nennen. Und die Kräuterkenntniß überhaupt nennt man Botanik oder Phytologie.

(b) Fiſolen.

Sollen wir Kinder denn auch bald einen Maulbeerbaum haben? Ja, das ſollt ihr. Ich will euch nächſtens einen abzeichnen, oder vielleicht gar ſelbſt in eure Gärtchen pflanzen laſſen. — Mit den Maulbeerblättern füttert ihr ſodenn die Seidenraupen, die ich euch auch anſchaffen will. Dieſe Raupen ſpinnen euch Seide. Und von dieſer Seide laſſe ich euch Handſchuhe, oder ſonſt was weben.

Nicht wahr, Kinder, die Naturgeſchichte hat und giebt viel Vergnügen? Ich wette, es vergeht kein Tag, woran ihr nicht was Neues entdeckt, und beym Umgraben der Erde, oder bey Suchung eines Blümchens eine Schnecke, ein Steinchen, ein Schneckenhaus, einen Käfer einen Wurm, oder ſonſt ein Thierchen gefunden, und euch herzlich darüber gefreut habt. — Dann und wann werden Buttervögel, und andere Thierchen ihre Eyer auf eure Pflanzen und Blumen legen. Aus dieſen Eyern werden in wenig Tagen Räupchen und Blattläuſe, die euch euren ganzen Garten zerfreſſen und kahl machen, wenn ihr nicht fleißig genug darnach ſehet. — Und auf dieſe Weiſe werdet ihr bald eine Menge Thiere, Pflanzen und Kräuter kennen lernen, und unvermuthet kleine Naturhiſtoriker werden, und eine wahre Freude an den Geſchöpfen Gottes bekommen, und täglich beſſere, frohere und dankbarere Kinder gegen Gott und eure Aeltern, und gegen jeden guten Nebenmenſchen werden.

Das Wort Pflanze habt ihr zwar ſchon oft gehört, liebe Kinder! Aber ihr wißt doch wohl noch nicht, was denn eigentlich eine Pflanze iſt? Ich habe es zwar ſchon vor-

vorher geſagt bey der Eintheilung in drey Reiche. Nun noch einmal: Eine Pflanze iſt ein Gewächs, das aus der Erde wächſt und lebt, aber keine Empfindung hat, und ſich nicht von einem Orte zum andern bewegen kann. Bäume alſo, Sträucher, Kräuter, Mooſe und Pilze (a) ſind Pflanzen. Einige davon leben oder dauern nur etliche Stunden; einige ein halbes Jahr; andere fünf, zehen, ſechzig bis achtzig Jahr; und der Eichbaum erreicht gar ein Alter von mehr als fünf hundert Jahren. (b) Jede Pflanze hat Wurzeln, die gewöhnlich in der Erde ſtecken, und Saft an ſich ziehen, damit die Pflanze wachſen oder größer werden, und Früchte tragen kann. Doch giebt es auch Pflanzen, die ſammt ihren Wurzeln im Waſſer ſchwimmen, wie die Seeblumen und Waſſerlinſen. Auch Zwiebelgewächſe, zum Beyſpiel, Tulpen und Hyacinthen, kann man im Waſſer ziehen.

Jede Pflanze iſt mit einer ſchwammichten Haut bedeckt, die man Rinde nennt. Unter der Rinde kömmt Holz oder holzichte Theile; und ganz innen ſitzt was, das man Mark nennt.

(a) Schwämme.

(b) Diejenigen Pflanzen, die auch im Winter fortdauren, und im Frühling wieder aus den Zweigen ausſchlagen, oder aus den Wurzeln neue Zweige hervortreiben, werden plantae perennes oder perennirende Pflanzen genannt. Diejenigen Pflanzen hingegen, die im Herbſt, oder auch wohl noch eher, abſterben oder verdorren, und im Frühling erſt wieder aus dem Samen müſſen gezogen werden, heißen plantæ annuæ oder jährliche Pflanzen oder Sommergewächſe.

nennt. — Ey, dies möcht' ich doch einmal ſehen! Wohlan, ſo nehm' er den nächſten beſten Stecken, und brech' er ihn entzwey, ſo wird er davon überzeugt werden. — Sie haben Recht: Erſt Rinde, dann Holz, und in der Mitte Mark.

Auf die Rinde oder äußere Haut kömmt alles bey einer Pflanze an, weil ſie den Saft aus der Erde oder aus dem Waſſer an ſich zieht. Wenn daher ein Baum oder Strauch, ja faſt jede Pflanze, keine Rinde mehr hat, ſo muß ſie verdorren. — Auch alles Laub darf man einem Baum nicht auf einmal nehmen, wenn er nicht merklichen Schaden leiden, oder gar abſterben ſoll.

Wißt ihr wohl, liebe Kinder, wie man das an einer Pflanze nennt, was zunächſt an der Wurzel über der Erde wächſt? Stamm. Richtig! Und dann folgen Aeſte, Zweige, Laub, Blüthe und Früchte. Nicht wahr? Ja! — Iſt alſo das wohl auch ein Stamm, das ein Weizenkorn, oder eine Bohne, eine Nelke oder Ranunkel in die Höhe treibt? Wir glaubens. Nein, Kinder! Dies ſind keine Stämme, ſondern Halme und Stengel. Nur die Bäume und Geſträuche haben Stämme; die Grasarten hingegen haben Halme und Stengel. — Dann giebt es auch Strünke, wo Stamm, Blätter und Blüthen in einem Stück beyſammen ſind, wie bey gewiſſen Gewächſen, die man Pilze oder Erdſchwämme nennt. — Schaft aber heißt man den Theil einer Pflanze, der aus der Erde hervorkömmt, und nur Blüthen, aber keine Blätter trägt, wie die Narciſſen.

Was haltet ihr denn von den Blumen oder Blüthen der Pflanzen, liebe Kinder? Sollten es wohl bloſſe Zierrathen ſeyn? Nein lieber Herr . . . Einige davon riechen wohl, und aus einigen werden Birn, Aepfel und Zwetſchen. Und ich glaube, daß aus allen Blüthen ſo etwas wächſt, das man Frucht nennt. Richtig, mein Kind! In den Blüthen der Pflanzen wird der Same zubereitet, aus welchem nachher wieder eine neue Pflanze ihres gleichen wächſt.

Der liebe Gott hat es aber auch zugleich ſo eingerichtet, daß viele von dieſen Samen ſelbſt, oder ihre Bedeckung, von Menſchen und Vieh genoſſen werden können, wie zum Beyſpiel, Erbſen und Bohnen; Weizen und Rocken; Aepfel und Birn; Zwetſchen und Kirſchen. — Dieſe Samen nun oder ihre Behältniſſe nennt man gewöhnlich Früchte, Feldfrüchte und Baumfrüchte. Und ein fruchtbarer Baum iſt ein ſolcher Baum, deſſen Samenbehältniſſe wir eſſen. Tannzapfen aber und Eicheln nennt man im gemeinen Leben nicht Früchte, weil wir ihre Früchte nicht eſſen.

Von einigen Pflanzen dienen uns die Stengel und Blätter, wie vom Salat, Kohl und Thee; und von andern eſſen wir die Wurzeln, wie von Kartoffeln, Rüben und Zellerie.

Der Stiel einer Birn, und der Halm einer Weizenähre ſind alſo kein Holz, ſondern nur holz- und ſtrohartig; aber der Stamm eines Aepfelbaumes hat wahres Holz, davon man Tiſche und Bänke machen kann.

Gleich

Gleich hart aber iſt das Holz aller Bäume eben nicht. Das Eichenholz, zum Beyſpiel, iſt härter als das Tannenholz; und das Kirſchbaumholz härter als das Weidenholz. Geht nur zu einem Tiſchler, der wird euch vielerley Holz zeigen, und wenn ihr ihn bittet, vielleicht auch einige kleine Stücke ſchenken.

Höret einmal, Kinder! Sollte eins von euch Luſt haben, eine Sammlung von allerhand Holz zu machen, ſo rathe ich ihm, daß es bey einer jeden Sorte, wo möglich, auf einer Seite etwas Rinde ſitzen läßt, damit es ſolches leichter von einander unterſcheiden kann. Denn an Laub und Rinde muß man nach und nach alle Bäume und Gebüſche von einander unterſcheiden lernen.

Einige Bäume haben weißlichte, andere grünlichte und noch andere bräunlichte Rinden. Das Laub der Bäume aber und der ſämmtlichen Pflanzen überhaupt iſt wunderbar und ſehr verſchieden gebaut. Eins iſt faſt rund, das andere länglicht; eins iſt zangicht, gezähnt, gekerbt und gerändert, das andere iſt ausgeſchweift, behaart und ſtachlicht.

Jede Pflanze bekömmt Blüthe oder Blumen und Früchte. Das Laub ſowohl als die Blüthen kommen aus den kleinen Knöſpchen hervor, die Sommer und Winter faſt in allen Pflanzen geſehen werden können. Man heißt dieſe Knöſpchen Augen. — Dasjenige Aug, liebe Kinder, worin Blüthe ſteckt, iſt mit mehrern Häutchen bedeckt, als das, woraus Laub wird. Aus der Blüthe wird eine Frucht, die allmählig wächſt, und endlich reif wird.

Wo kommen denn immer die jungen Bäume und andere kleinen Pflanzen her? Aus den Samenkörnern, die mitten in den reifen Früchten liegen, und entweder in die Erde geſteckt, oder nur darauf hingeſtreut werden, wachſen ſie hervor. Denn alle Körner, welche man Samen nennt, ſammelt man zuſammen, uud legt oder ſtreut ſie nach einer gewiſſen Zeit in die Erde. Wenn ſie einige Zeit in der Erd gelegen haben, treiben ſie ein Gewächs hervor, das dem gleicht, worauf ſie gewachſen ſind. Und dies neue Gewächs trägt nun ſehr viel, zehn, zwanzig, hundert, ja gar zwey bis drey tauſendfältig ſeines Gleichen. — alles nun, was man auf dieſe Weiſe in die Erde legt, und welches ſodenn nach einiger Zeit Wurzeln ſchlägt, Stengel oder Stämme, Blätter oder Blumen, Früchte oder Aehren ꝛc. treibt, heißt man Säen oder Pflanzen.

Auch wiſſen die Gärtner, und andere Gartenliebhaber durch Ableger und Theilung der Wurzeln verſchiedene junge Bäumchen, und andere junge Pflanzen zu ziehen. Junge Weidenbäume aber, Rosmarin, güldnen Lack, weiſſe Violen, und viele andere junge Pflanzen erhalten ſie ſogar ſchon dadurch, daß ſie friſche Zweige oder Aeſte von den alten abſchneiden, und in feuchte Erde ſtecken. Und durchs Pfropfen und Inokuliren verädeln ſie die, aus den Kernen gezogene Bäume. Denn im März, April und May pfropfen ſie, das heißt, ſägen ſie den Stamm oder Aſt eines Bäumchen ab, ſpalten ihn oben höchſtens Fingerslang entzwey, ſtecken den Zweig von einem andern Baume, der eine ganz andere oder beſſere Frucht trägt, zwiſchen

die Spalte dicht an die Rinde, umbinden die Spalte mit Baumbaſt, und verſchmieren ſie endlich recht dicht mit Baumwachs. — Das Inokuliren hingegen nehmen ſie im September oder October vor. Sie ſtecken das Aug eines guten fruchtbaren Baums zwiſchen die Rinde eines andern, und binden es mit Baumbaſt feſte. Auch durchs Ablegen kann man ſchöne junge Bäume ziehen.

Ein Ort, wo allerhand Arten von Bäumen aus Samen, oder durch Pfropfen und Inokuliren, groß gezogen werden, wird Baumſchule genannt.

Nun wollen wir im Ernſt in einen Garten gehen, liebe Kinder, und uns erſtlich mit denjenigen Blumen, Früchten und Gewächſen bekannt machen, die wir täglich vor unſern Augen ſehen, und die uns zur Speiſe, oder zur Freude, und zum Geruch dienen.

Sodenn führ ich euch über Aecker und Wieſen in einen Wald, und zeig euch Eichen und Birken, Ellern und Eſpen, und Buchen und Tannen. — Und endlich ſollt ihr auch erfahren, wie der Kaffeebaum, der Thee, und Baumwollenſtrauch, das Zuckerrohr und der Citronenbaum ausſehen, wo ſie am häufigſten wachſen, und was uns ihre Früchte nützen.

Daß ich euch aber auch Weizen und Rocken, Gerſte und Haber, Erbſen, und Linſen, Taback und Kartoffeln zeigen werde, verſteht ſich von ſelbſten.

Einige Gewächſe ſehen wir alſo in unſern Gärten, die meiſten aber auf Aeckern und Wieſen, und in den Wäldern. Viele zeig ich euch in Büchern vor, und einige

ſeltene hab' ich für euch in dieſem eurem Buche abbilden laſſen.

Hier in dieſem Blumengarten ſehet ihr Leberblümchen, Zirenen, Aurikeln, Primuln, gelbe und blaue Violen, Lack, Feder- und Kartheuſernelken, Trauben- und Stern - Hyazinten (*), Narciſſen und Krokus. Sie riechen alle wohl, bis an das Krokus, und ſind die erſten Geſchenke des Frühlings.

Wenn dieſe faſt verblüht ſind, werden dorten die Kaiſerkrone, die Tulpe, die Schwertlilie, die Ranunkel und der Jesmin in ihrer reizenden Blüthe erſcheinen. — Und faſt zu gleicher Zeit blühet die prächtige Roſe, die weiße Lilie, die Nelke, die Lefkoje und die Nachtviole. Endlich kommen die Sonnenblumen, die Stock- oder Herbſtroſen und die Aſter. — Der immer grüne Rosmarin (**), die Reſeda und noch eine Menge andere Planzen und Blumen ſind durch den ganzen Garten zerſtreut.

Jede von dieſen Pflanzen und Blumen hat ihre beſondere Geſtalt; jede iſt anders gefärbt; jede riecht anders Einige davon riechen gar nicht.

Hier kriecht das blaue Veilchen ganz beſcheiden im Graſe, und belohnt den, der es ſucht, mit dem ſüßeſten Geruch. — Dort erhebt die ſtolze Tulpe ihre ſchön gefärbten

(*) Alle Hyazinten wachſen in Perſien wild.

(**) Wächſt in Spanien und Italien wild.

ten Blätter, aber ſie iſt geruchlos, und dem Auge nur ſchön. Die Nelke iſt ſchön und riecht auch vortreflich. — Die Nachtviole giebt nur des Abends ihren Geruch her. — O wunderbarer Gott, wie herrlich und gut haſt du alles gemacht! Alle deine Geſchöpfe zeugen von deiner Güte und Allmacht.

Was iſt dies hier, lieber Herr . . . womit die Wege und die Blumenbeete eingefaßt ſind?

Buxbaum

oder Buchsbaum iſt es, liebe Kinder, der Sommer und Winter im Boden ſteht, und doch immer grün bleibt. Es giebt hochſtämmigen Buxbaum, und Zwergbuxbaum. Erſterer iſt die Mutter des letztern, welcher aus jenes Zweigen gezogen, und durch die Wartung in dem niedrigen Stande erhalten wird, damit man Blummenbeete, Wege und Rabatten mit ihm einfaſſen kann. Zu groſſen hohen Stämmen kann er nie gezogen werden. Wer alſo in ſeinem Garten gern eine Kugel oder Pyramide, oder ſonſt eine ſchöne Geſtalt von Buxbaum haben will, der muß dazu einen hochſtämmigen Buxbaum nehmen.

In den Herzogthümern Piemont und Savoien, im Königreich Neapel, und auf der Inſel Korſika giebt es ganze Wälder von Buxbäumen, darunter viele ſo dick ſind, daß ſie ein Mann nicht umarmen kann. Dieſer hochſtämmige Buxbaum wird durch Samen und Ableger, und durch im April abgeſchnittene, und in feuchte Erde geſetzte Zweige fortgepflanzt; der niedrige Buxbaum hingegen,

der niemals blühet, wird durch die Theilung ſeiner Wurzeln vermehrt. Es giebt auch hochſtämmigen Bux mit vergoldeten Blättern. Man macht in Italien Kehrbeſen von den Buxbaumreiſern. Das Buxbaumholz aber können die Tiſchler, Drechsler und Inſtrumentenmacher zu allerhand Arbeiten gebrauchen. Man macht Flöten, Hautbois, Kämme und allerhand Spielſachen für Kinder daraus. Es iſt gelb und ſehr hart, und ſo ſchwer, daß es im Waſſer unterſinkt. Auch wird es niemals von Würmern zerfreſſen. — Nach einem gefallnen Regen giebt der Buxbaum einen ſehr ſtarken unangenehmen Geruch von ſich.

Dies ſind Ritterſporn, dies Balſamine, dies ſpaniſche Wicken, dies Mohn und dies Maiblümchen. — Hier ſtehen Erd = und Himbeere, und dort Johannis (a) und Stachelbeere. (b) — Dies hier ſind Blümchen Vergiß mein nicht; und hier herum ſtehen März = und Ringelblümchen.

Iſt dies nicht ein Lorbeerbaum? Dies ein Citronbaum? (c) und dies ein Pomeranzenbaum? Ja, Kinder! Bleiben ſie immer hier ſtehen? Nein. Des Winters ſetzt man ſie in Keller oder eingeheizte Zimmer, die man wenn vielerley Gewächſe beyſammen ſtehen, Gewächshäuſer nennt. In warmen Ländern aber, wie in Spanien, Portugall und Italien ꝛc. bleiben ſie auch den Winter über unter freyem Himmel ſtehen, ohne zu erfrieren.

Der

(a) Ribiſel. (b) Agraßen. (c) Limonienbaum.

Der Lorbeerbaum.

wächſt in Italien und in Griechenland wild, das heißt, in Menge, und auf freyem Felde, oder in Wäldern, wo der Same ausfällt, und davon, ohne Zuthun der Menſchen, von ſelbſt wieder junge Bäume aufwachſen. Er nutzt uns mit ſeinen Blättern, die man, weil ſie einen ſtarken gewürzhaften Geruch haben, zu verſchiedenen Saucen gebraucht; und aus ſeiner Frucht, die einer kleinen länglichten Kirſche ähnlich iſt, und aus einem röthlichtbraunen oder ſchwärzlichten Kern oder Lorbeere beſteht, die ſich, wenn die ſchwarze dünne Schale weggethan worden, der Länge nach in zween Theile ſpaltet, macht man ein Oel, das zu vielen Arzneyen dienlich iſt.

Der Citronenbaum.

wächſt auch ſehr häufig in Italien; in Spanien aber und in Portugall wächſt er doch noch häufiger. Auf der 1ſten Tafel Figur 2 iſt ein Citronenbaum mit Früchten abgebildet. Der Citronenbaum iſt ſo groß, als ein Zwetſchenbaum, immer grün, und hat faſt immer zu gleicher Zeit Blüthe, und halb und ganz reife Früchte. Ein Theil von den Früchten wird reif und fällt ab; und der andere Theil wächſt noch, oder kömmt itzt eben zum Vorſchein.

Dieſer Baum iſt uns eben ſo nützlich, als der Pomeranzenbaum, ja ſeine heilſame Säure giebt ihm vor dieſem noch einen Vorzug. Zu wie vielen Speiſen kann man die Citronen nicht gebrauchen? — Es giebt allerhand Ci-

tronen länglichte, runde und zugeſpitzte, und kleine und groſſe; und faſt ſind alle runzlicht und knottiᴄht. Die gröſten ſind oft ſechs Pfund ſchwer. Es gibt aber auch welche, die nur etliche Loth wägen.

Wo wachſen die beſten Citronen? Im Großherzogthum Toskana *in* Italien. Im Gebiet des Königs von Sardinien aber und in Spanien wachſen die meiſten. In Spanien kann man zwo für einen Pfenning kaufen; wenn ſie gut gerathen ſind. — Diejenigen Citronen, welche weit verſchickt werden ſollen, müſſen etwas unreif, und wenn ſie noch ganz grün ſind, abgepflügt werden, ſonſt halten ſie ſich nicht. Die ganz reifen ſind gelb, wie ihr wiſſet. Man legt gewöhnlich ſechshundert bis achthundert, und oft gegen funfzehnhundert Stück in eine Küſte zuſammen, um ſie verſchicken zu können.

Man kann von den Citronen alles gebrauchen, die Schale, das Fleiſch, den Saft und die Kerne, ſowohl zur Speiſe, als zur Arzney. — Von zerriebenen Citronenſchalen wird ein wohlriechendes Oel gemacht, das man Cedraöl oder Cedraeſſenz nennt. — Weil auf Italieniſch eine Citrone Limonie heißt, wird das Getränk, das man aus Waſſer, Zucker und Citronenſaft macht, Limonade genannt. — Der Citronbaum ſtammt aus Medien in Aſien her.

Die Pomeranzen

kommen urſprünglich aus Sina in Aſien, woher die Portugieſen die erſten Kerne gebracht haben. Von den Portugie-

tugieſen bekamen nachher viele andere Leute Kerne, welche dieſelben ſo häufig pflanzten, daß es itzt in der Welt faſt allenthalben Pomeranzenbäume giebt. Sie ſehen faſt ganz den Citronenbäumen ähnlich.

Es giebt ſüſſe und bittere Pomeranzen. Die bittern ſind blaßgelb und narbig, haben viele Kerne, und ein ſehr bitteres Mark; die ſüſſen hingegen haben eine dünne und glatte ſafrangelbe Schale, und nicht viel, aber ein ſehr angenehm ſüſſes Mark.

Die ſineſiſche Pomeranzen, oder Pommes de Sine, die man auch Appel de Sina, oder Appelſin und Pommeſin nennt, ſind unter allen bekannten die ſchönſten und gröſten. Die meiſten Pomeranzen aber giebts in Portugall. In Oſtindien giebts hie und da auch rothe Pomeranzen, deren Geſchmack vortreflich iſt. Ihr Fleiſch iſt blutroth, und ihr Saft von einer ſo angenehmen Säuerlichkeit, das keine Erfriſchung mit dieſer Frucht zu vergleichen iſt. — Die beſte und zugleich auch die gröſte Sorte von Pomeranzen iſt die Oſtindiſche Pompelmus, die oft gröſſer, als ein Mannskopf iſt, und wie die beſte Weintraube ſchmeckt.

Man iſt die Pomeranzen des Sommers, und bey groſſer Hitze zur Abkühlung und Erquickung, und die Schalen werden überzuckert, und weit und breit verkauft und geſpeiſt.

Weil eine Pomeranze auf franzöſiſch Orange heißt, ſo nennt man den Baum bey uns auch oft Orangebaum — Und die Stelle, wo mehrere Pomeranzenbäume, nebſt

an-

andern ausländiſchen Gewächſen beyſammen ſtehen, wird Orangerie genannt.

Hier ſteht ein mit halb und ganz reifen Feigen angefüllter

Feigenbaum.

der eben ſo gepflegt werden muß, als die Pomeranzen und Citronenbäume, wenn er nicht erfrieren und Früchte tragen ſoll, ſiehe Tafel 2, Figur 7.

In Italien, und in vielen andern Ländern bey und im mittelländiſchen Meer, aber auch in Spanien und Portugall, und an einigen Orten in Frankreich, wachſen die Feigenbäume auf freyem Felde, und werden daſelbſt auch viel gröſſer, als ſie bey uns ſind. — Und ſehen ihre Früchte auch ſo aus, wie bey uns, länglicht rund, erſt grün, und dann violet? Ja, einige wohl, aber nicht alle; denn es giebt violete und weiſſe, runde und länglichte, kleine und groſſe Feigen. Und alle kann man eſſen? Ja, mein Kind, ſie ſind alle gut und geſund, ob ſie gleich auf Bäumen wachſen, deren Milch oder Saft giftig iſt. — Sie werden getrocknet, hundert und tauſend weis in Küſten gelegt, und darin faſt durch die ganze Welt verſchickt. — Es giebt hie und da auch in Deutſchland Feigenbäume, die Sommer und Winter in der freyen Luft in den Gärten ſtehen, und recht ſehr ſchöne Früchte tragen.

In Aegypten und Paläſtina giebt es gewiſſe Arten von Feigenbäumen, die ſo dick und hoch, als groſſe Aepfelbäume ſind, und auch ſehr groſſe Früchte tragen.

— Die

— Die ſonderbarſte Art von Feigenbäumen aber giebts wohl in Amerika. Stellt euch einmal vor, Kinder! Dieſe Feigenbäume haben Fingerdicke grüne Blätter, die rings um den Stamm herſitzen, um davon immer eins aus dem andern, und die Feigen ſelbſt aus den Blättern herauswachſen (a). Merkwürdig iſt noch dies, daß auf dieſen ſonderbaren Feigenbäumen die ſogenannten Cochenilwürmchen, davon man die ſchönſte rothe Farbe macht, leben und wohnen.

Ihr habt doch wohl ſchon gehört, liebe Kinder, daß ſich Adam und Eva im Paradies Schürze von Feigenblättern gemacht haben? O ja! Was dachtet ihr denn dabey? Nichts, lieber Herr . . . wir verſtanden es nicht. Das glaub ich wohl. Nun ſo will ich es euch ſagen, wie es zugieng.

Es giebt in Aſien eine gewiſſe Art Bäume, die mehr einer weichen ſchilfichten Pflanze, als einem Baume ähnlich ſind, und deren Stämme dicker als ein Mannsarm, und zehn bis zwölf Ellen hoch, und krumm gebogen ſind. Ihre Blätter faſt eine Elle breit, und drey bis vier Ellen lang, hellgrün und dünne, und dienen den Indianern zu Schüſſeln und Tellern. Und weil es bey ihnen ſolche Blätter immer genug giebt, ſo nehmen ſie zu jeder Mahlzeit wieder friſche, und erſparen ſich dadurch das Abwaſchen und Scheuern. Sie bedienen ſich dieſer Blät-

ter

(a) Dies iſt des Ritters von Linné Cactus Opuntia.

ter auch ſtatt des Papiers, und ſchreiben darauf. — Ihre reiſe Frucht iſt faſt eine Viertelelle lang, zween bis drey Finger dick, dreyeckicht, gelbgrün, und ſchmeckt wie die beſte italieniſche Feige.

Dieſe Frucht nun aſſen vermuthtich unſere erſten Aeltern. Und ich ſollte denken, daß ſie ſich auch ganz bequem mit Blättern haben zudecken können, die beynahe ſo groß, als unſere Zimmerthüren ſind. — Man nennt dieſen wunderbaren Baum **Piſang** — Tafel 2 Figur 15 iſt er ſamt ſeiner Frucht abgebildet. (*)

Habt ihr auch ſchon **Cypreſſenbäume, Myrthen-Kappern- und Granatbäume** geſehen? Nein. Nun ſo kommet hieher: Hier dies ſind welche. — Hier ſtehet auch ein groſſer Maulbeerbaum. Und dies hier ſind Weinreben oder Weinſtöcke. Sehet ſie genau an, denn auf dem

(*) Im Jahr 1773 hatte ich das Vergnügen, einen ſolchen Piſang, oder Muſa Paradiſiaca, den der ſelige Doktor Luther, nebſt vielen andern Gelehrten, unrichtig einen Feigenbaum nannte, im botaniſchen Garten zu Göttingen blühen zu ſehen. — Im Jahr 1774 trug eben dieſer Piſang Früchte. Auch dieſe ſah und fand ich gerad ſo, wie ich ſie itzt eben beſchrieben habe. — Und eben dieſen Piſang ließ ich für dies Buch abzeichnen. Er trug 25 Stück ſogenannte Feigen, die alle an ihren Stielen um einen Stengel, faſt wie die Artiſchockblätter, um einander herum ſaſſen. — Zuweilen trägt ein ſolcher Baum 50 bis 80 Stück an einem Stengel. — Sobald die Frucht reif iſt, ſtirbt der Baum ab, und wird dicht an den Wurzeln abgehauen. Gewöhnlich aber treiben dieſe Wurzeln wieder junge Pflanzen hervor.

dem Weg in den Küchengarten will ich euch ſodenn von jedem was erzählen.

Hier in der Hecke ſteht ein

Holunderbaum,

oder Holder, oder weiſſer Fliederbaum, der ſchwarze Beeren trägt, davon man gute Suppen, und einen geſunden Saft oder Syrup kochen kann. Einige Leute backen die Blüthe mit Mehl, Milch und Eyern; und andere machen die unreifen Beere mit Eſſig und Salzwaſſer ein, und gebrauchen ſie ſtatt der Kappern.

Die Kappernſtaude (*)

oder der Kappernſtrauch wächſt häufig in Spanien, Italien und Frankreich, und nützt uns mit ſeinen Blumenknoſpen, die man abpflückt, ehe ſie aufgehen, und ſodenn trocknet, hernach in Eſſig einmacht, und in Saucen an verſchiedenen Speiſen ißt. — Man könnte aber die Kappern bey uns ganz entbehren, wenn man an ihrer ſtatt Naſturziumſamen gebrauchte, der allenthalben fortkömmt, ſehr reichlich wächſt, und faſt gerade ſo, wie die Kappern ſchmeckt.

Der

(*) Buxbaum heißt lateiniſch buxus: Lorbeerbaum laurus: Citronenbaum citrus: Citrone malum medicum: Pomeranzenbaum aurantium: Feigenbaum ficus: Holunderbaum ſambucus: Kappernſtaude capparis.

Der Granatenbaum

wächſt in Italien, Spanien und Frankreich ſehr häufig. Er trägt eine runde, röthlichtbraune Frucht oder Apfel, der ſo groß, als eine Pomeranze iſt, ein röthlichtes ſüſſes Fleiſch und Saft hat, und geſpeiſt werden kann.

Der Myrthenbaum

iſt ein kleines, immer grünes und wohlriechendes Bäumchen, das in vielen Gärten, blos zum Vergnügen, gepflanzt wird. Ehedem wurde der Myrthenbaum bey traurigen ſowohl, als fröhlichen Vorfällen gebraucht. Und itzt gebraucht man ihn auch noch zu Blumenſträußen und Kränzen. Man pflanzt ihn bey uns durch Ableger oder Zweige fort, und zieht in durch den Schnitt in Pyramiden, Kugeln und andere Geſtalten.

Der Weinſtock.

iſt den Menſchen ſehr nützlich, und ein allerliebſtes Geſchenk Gottes. Mit ſeinen ſaftigen und ſüſſen Trauben kann man ſich laben, und Hunger und Durſt ſtillen. Sein friſcher Moſt ſchmeckt herrlich, und der alt oder zu Wien gewordene Moſt macht die Leute luſtig und geſprächig.

Aſien iſt das Vaterland des Weinſtocks, von da er nach Griechenland und Italien; und von hieraus nach Spanien und Frankreich; ſodenn auch nach Teutſchland; und endlich nach und nach in alle Weltgegenden gebracht worden iſt.

Schmeckt der Wein allenthalben gleich gut? O nein! Es giebt eine Menge Sorten von Weinen, davon immer die eine eine andere Farbe, und einen andern Geſchmack, als die andere hat. Es kommt bey dem Weinſtock vieles auf den Erdboden, und noch mehr auf die Gegend an, wo er wächſt. Je wärmer ein Land iſt, deſto ſüſſer, ſtärker und feuriger wird der Wein. Wie ſüß und feurig iſt, zum Beyſpiel, nicht der Kapwein, der Spaniſche und der Ungerſche Wein? Unſere Rhein- und Moslerweine aber ſind auch nicht zu verachten. Und ſelbſt der Kapwein ſtammt von Rheiniſchen Weinreben her.

Wenn man die Weintrauben trocken werden läßt, ſo bekömmt man Roſinen. — Die Levante, Italien, Spanien und Frankreich liefern eine Menge Roſinen.

Es giebt kleine und groſſe Weinbeeren — Siehe Tafel 1 Figur 5 und 6 — und alſo auch groſſe und kleine Roſinen. Die beſten groſſen Roſinen kommen aus Italien, aus dem Herzogthum Kalabrien im Königreich Neapel. Sie werden, wie die Kleinen, an ihren Kämmen in der Sonne getrocknet, und ſodenn in kleine und groſſe Fäſſer getrampt, und funfzig bis hundert Pfund, ja oft etliche Centner ſchwer verſchickt.

Die kleinen Roſinen oder Korinthchen, a) wie man ſie auch nennt, kommen von einer beſondern Art Trauben her,

a) Weinbeerenlein.

her, die lauter kleine Beeren hat, — Siehe Tafel 1 Figur 5 — und auf den drey, in der Levante gelegenen Venezianiſchen Inſeln Zante, Cephalonie und Theachi, und auf etlichen türkiſchen Inſeln in dieſer Gegend ſo häufig gebaut wird, daß in guten Jahren gegen dreyzehn Millionen Pfund eingeärntet werden können. — Von den cephaloniſchen Roſinen verkaufen die Venezianer viele nach Teutſchland. — Warum nennt man die kleinen Roſinen auch Korinthchen? Weil ſie ehedem in der Stad Korinth, und in etlichen andern Orten in Griechenland häufig wuchſen.

In Aſien, liebe Kinder, giebt es ſo groſſe Weintrauben, daß ſich ein Kind hinter einer einzigen Traube bequem verbergen kann. O, Sie ſpaſſen, lieber Herr.. Nein, Kinder, es iſt mein Ernſt. Dieſe Trauben ſind gewöhnlich über eine Elle lang, und faſt eben ſo dick, und eine Beere iſt ſo groß, als ein kleines Hühnerey. Kein Wunder alſo, wenn ein Mann eine ſolche Traube weder allein auf einmal aufzehren, noch von der Stelle tragen kann. — Dieſe Rieſen von Trauben wachſen doch nicht an ſolchen ſchwachen Reben, wie die unſern? Nein. Dieſes ginge nicht an, die Reben würden ja brechen. Sie wachſen auf dicken groſſen Bäumen.

Der Maulbeerbaum

hat Blätter, die die Seidenraupe gern frißt — ſiehe Tafel 3 Figur 19. — Es giebt zweyerley Maulbeerbäume, einen ſchwarzen und einen weißen. Der ſchwarze hat dun-

kel-

kelgrüne Blätter, und groſſe ſüßſchmeckende Beere. Der weiſſe hingegen hat hellgrüne Blätter, und rothe und weiſſe Beere. *) Figur 12 ſind Maulbeeren abgebildet.

Die Blätter des weiſſen Maulbeerbaumes freſſen die Seidenraupen lieber, als die des ſchwarzen, weil ſie weicher ſind. — Dieſen nützlichen Baum ſollte man allenthalben pflanzen, weil er groſſe Vortheile verſchaft, und ſchnell, auch in kalten Gegenden, groß wächſt. Und Seidenwürmer kann man itzt ja faſt allenthalben mit wenig Koſten bekommen.

Es iſt was Allerliebſtes, die Arbeit einer Seidenraupe mit anſehen zu können. — In Italien und Frankreich, in Sina und Perſien, und noch in vielen andern Orten von Aſien baut man außerordentlich viel Seide. Auch in unſerm Deutſchland hat man es ſeit einigen Jahren glücklich nachgemacht. — Die Seidenraupen kriechen aber bey uns nicht auf den Maulbeerbäumen herum, wie in Sina und Perſien — Siehe Tafel 3 Figur 11 und 13 — ſondern ſie werden in Stuben aufbewahrt, und fleißig mit den abgepflückten Maulbeerblättern gefüttert. — Nächſtens erzähl ich euch mehreres von dieſen nützlichen Thierchen.

Ha, iſt dieß hier vielleicht der Küchengarten? Richtig. Und alles, was hier wächſt, ſollten die Menſchen

---

*) Mehreres hievon ſiehe in meinen Dialogen für Kinder, Seite 43 und 44.

eſſen? Ja Kinder, und doch fehlt noch das Beſte, das Nothwendigſte. Was denn? Rocken und Weizen, wovon wir Mehl und Brod bekommen. Dieſe wachſen im freyen Felde auf den Aeckern.

Sehet, Kinder, hier ſteht Kopfſalat, hier Endivien, und hier Feldſalat, oder Rapunzel! und warum heißt dieſer Salat Feldſalat? Weil er auf den Aeckern ohne Mühe der Menſchen wild wächſt. — Dieß iſt Peterſilie, dieß Körbel und dieß Gartenkreſſe: Denn es giebt auch eine Brunnenkreſſe, die bey Waſſerquellen und ſtillfließenden Bächen wächſt. — Dieſe ſämmtliche Pflanzen geben wohlſchmeckende Salate.

Hier links ſtehen allerhand Sorten von Erbſen und Bohnen; dann folgen Knoblauch, Peterſilienwurzeln, Karotten, (a) Paſtinaken oder Paſternaken und Zuckerwurzeln. — Dort ſehet ihr Zellerie, Johannislauch, Zipollen, Schallotten und Perllauch. — Man kann dieſe Gewächſe alle eſſen.

Rechts ſind erſtlich allerhand Sorten von Rüben, weiße, rothe und gelbe Rüben geſäet. Dann kommen Steckrüben, (b) Wirſing, (c) rother und brauner Kohl weißer Kohl, (d) Savoje, und Blumenkohl, (e) Kohlrabi über und unter der Erde. (f) — Dieß iſt Spinat, dieß Mangold, dieß Schnittlauch, dieß Thimian, dieß

La-

(a) gelbe Ruben. (b) Scheerrübel. (c) Kölch. (d) weiß Kraut. (e) Kauli. (f) Krautruben.

Lavendel, dieß Salbey, (a) dieß Majoran, (b) dieß Meliſſe und dieß Krauſenmünze. — Hier wachſen Radieschen oder Monatrettig, und hier groſſe Rettig.

Und dieſe Gewächſe werden alſo alle geſpeiſt, Lieber Herr . . ? Ja, liebe Kinder! Gebt nur bey Tiſche genau Achtung, wenn ein neues Gemüſe, oder ein neuer Salat aufgeſtellt wird. Ihr werdet bald den Unterſchied merken, und ſie von einander unterſcheiden lernen. — Die Krauſemünze giebt auch einen geſunden Thee.

Hier ſtehen Meerrettig, Gurken, (c) Melonen (d) und Kürbiſſe; und dort wachſen Ananas, Artiſchocken, Spargeln, und Süßholz.

Der Meerretig.

wächſt weder in einem Meer, noch ſonſt in einem Gewäſſer, ſondern nur dicht an verſchiedenen europäiſchen Seen und Flüſſen, und auf feuchten Wieſen als eine lange, dicke, kriechende weislichte Wurzel, die man roh und gekocht eſſen kann; gewöhnlich aber reibt man ihn klein, und kocht ihn mit Milch oder Fleiſchbrüh, oder feuchtet ihn auch nur mit Milch, Fleiſchbrüh oder Eſſig an, und ißt ihn zu Fiſchen und Fleiſch, und verſchiedenen andern Speiſen als eine Sauce. Hie und da nennt man den Meerrettig auch Kreen. Man baut ihn bey uns in Gärten und auf Gartenländern.

 Die

(a) Salver. (b) Margran. (c) Unmurken. (d) Melaune.

Die Gurken

oder Kukumern wachſen bey uns allenthalben in Menge, und geben friſch, in Scheiben geſchnitten, und mit Salz, Pfeffer, Eſſig und Oel angemacht, einen guten Salat. Auch kann man die kleinen Gurken mit Salzwaſſer oder Eſſig einmachen, und ebenfalls als einen Salat verſpeiſen.

Wenn man die Gurken eſſen will, muß man ſie unreif abpflücken; denn wenn ſie völlig reif werden, ſind ſie hart, und taugen zu nichts, als zum Samen.

Die Melonen

ſehen faſt ganz den Gurken ähnlich, werden aber merklich größer, und bey uns gewöhnlich nur auf Miſtbeeten gezogen; in Ungarn aber und in Italien, und in mehreren wärmern Ländern wachſen ſie frey in jedem guten Erdreich. Man ißt ſie, wenn ſie völlig reif ſind, friſch und roh aus der Hand zur Abkühlung; denn grün oder unreif taugen ſie nichts. Es giebt eyförmige, faſt kugelrunde, und platt gedrückte; glatte, gereifelte und höckerichte; weiß und grün geſtreifte, und ſcheckichte; und kleine und groſe. Es giebt Melonen von der Größe einer Pomeranze; aber auch welche, die zwölf bis dreyzehn Pfund wägen.

Die Kürbis

werden bey uns mehr des Vergnügens, als des Nutzens wegen gepflanzt. Man kann ſie roh, und als einen Brey

ge-

gekocht eſſen. Es giebt grüne, gelbe, weiſſe und bundgefleckte, glatte und warzichte, kleine und große, und oft über hundert Pfund ſchwere Kürbiſſe. — Einige Leute nennen die Kürbis auch Kürbs.

Die Ananas

ſieht faſt wie eine Artiſchocke aus, iſt eine Spanne lang, und eine halbe Spanne dick, hat eine gelbe oder orangenfarbige Schale, und ein gelblicht weiſſes Fleiſch, das ſäuerlich ſüß ſchmeckt, wenn es in Scheiben geſchnitten, und mit Zucker beſtreuet worden iſt. Sie wächſt in den amerikaniſchen Ländern, Braſilien, Peru und Surinam, auf etlichen weſtindiſchen Inſeln, und auch hie und da in Aſia und Afrika wild; in Europa aber und vorzüglich in Deutſchland kann man ſie nur auf Miſtbeeten und in Treibhäuſern ziehen.

Die Artiſchocken (*)

ſehen faſt wie große Tannzapfen aus, wachſen in Italien, Sicilien und Frankreich von ſelbſt auf den Aeckern; bey uns aber werden ſie in den Kohlgärten gepflanzt, und als was Delikates geſpeiſet. Ihr Blumenkopf iſt mit dicken röthlichten Blättern umgeben, die am untern Theil ſaftig und fleiſchicht ſind, und ſich mit dem obern Theile von einander

(*) Granatenbaum heißt lateiniſch malus granata: Myrthenbaum myrtus: Cypreſſe cupreſſus: Weinſtock vitis: Maulbeerbaum morus: Meerrettig cochlearia armoracia: Gurke cucumis: Melone cucumis melo: Kürbis cucurbita: Ananas bromelia ananas: Artiſchocke cynara ſativa.

ander abſondern. In Italien ißt man ſie roh mit Baumöl, Eſſig, Salz und Pfeffer; bey uns aber werden ſie erſt im Waſſer abgeſotten, und dann mit Fleiſch- oder Butterbrüh gekocht. Ehe man zum Blumenkopf oder innern Fleiſche kommen, und es eſſen kann, muß man erſt von den Blättern eins nach dem andern abnehmen, und deren untern ſaftigen Theil in die Sauce tauchen, und ebenfalls eſſen.

Das Süßholz

wächſt unter der Erde als eine Wurzel, welche auſſen braun, innen aber gelb ausſieht, und ſehr ſüß ſchmeckt, und in den Apotheken zu allerhand Arzneyen gebraucht wird.

Die Spargel

wird geſäet, oder vielmehr in die Erde gelegt, und nach drey Jahren, zwölf bis zwanzig Jahre lang, alle Frühjahr geſtochen, und in Eſſig und Oel, oder in Butterſaucen, oder in Suppen als eine geſunde Speiſe verſpeiſt.

Sagen Sie uns doch, lieber Herr . . . was in dieſem Garten ſo auſſerordentlich ſtark und ſüß riecht? — Das iſt gut, Kinder, daß ihr darnach fraget, ich hätte es ſonſt wirklich vergeſſen, euch zum Anis, Fenchel, Koriander und Dil hinzuführen. Folget mir alſo! Sehet, dieſe kleine länglichte und runde Körner riechen ſo ſtark. Wozu nützen ſie? Man kann ſie alle eſſen. Verſuchts einmal! Ey ja! — Auch zu verſchiedenen Backwer-

ken,

ken, und ſelbſt zu Arzneyen gebraucht man ſie. Und der Anis, Dil und Fenchel geben auch ein geſundes Oel. Auf der 3ten Tafel ſind ſie alle der Reihe nach abgebildet. Figur 1 iſt Anis; Figur 5 iſt Fenchel; Figur 8 iſt Koriander; Figur 22 iſt Dil; Figur 26 iſt Kümmel. (a) — Den Kümmel hab' ich deſſentwegen hier auch abbilden laſſen, damit ihr ihn auf den Wieſen, wo er wild wächſt, deſto eher finden könnt. Er nützt uns ungemein viel. Man gebraucht ihn zu verſchiedenen Speiſen, und zum Branntweinbrennen.

Ey, der Koriander riecht nicht gut! Er hat recht, mein Sohn! Der Koriander hat das Beſondere, daß ſein Samen erſt mit der Zeit wohlriechend wird; friſch und auf der Pflanze ſelbſt aber iſt er äuſſerſt übelriechend.

War es ihr Ernſt, lieber Herr . . daß man die Kürbis eſſen kann? Ja freylich, ſie ſchmecken ziemlich gut. Soll ich einen zerſchneiden? Wollt ihr mit eſſen? Wir bedanken uns. Wir wollen erſt ſo lange warten, bis ſie noch etwas größer gewachſen ſind. Denn ſo ſchnell werden ſie doch wohl nicht abfallen nnd verdorren, wie des Propheten Jona ſeiner?

Nun wollen wir in unſern Wald gehen, liebe Kinder, und ſehen, was er für uns Merkwürdiges hat. Auf dem Weg dahin treffen wir eine Menge Kräuter und Blumen, etliche Kaſtanienbäume, und viele Weiden, Ulmen, und Lindenbäume an. — Auch durch Getreidefelder kommen wir durch.

(a) Küm.

Machet euch alſo gefaßt! Ihr bekommt vieles zu ſehen, aber auch vieles zu merken. Wir werden Haſen, Hirſche, Rehe und Eichhörner, und vielleicht auch wilde Schweine ſehen. Einige von euch werden ſodenn gewiß rufen: Sollen wir dieſen Haſen fangen? Ey wenn ich doch dies Eichhörnchen (a) hätte! Ey was iſt dies? Ich wette zum voraus mit euch, daß ihr es ſo machen werdet.

Sehet, liebe Kinder, dies hier iſt ein Kaſtanienbaum, dies ein Lindenbaum, und dies eine Weide. (b)

Der Kaſtanienbaum

hier iſt nur ein wilder, oder ein Roßkaſtanienbaum. Denn es giebt bittere oder wilde, und ſüſſe Kaſtanienbäume. Seine Frucht ſitzt in einer runden ſtachlichten Schale, und dient ſo, wie ſie iſt, weder Menſchen noch Vieh zur Nahrung. Wird ſie aber zerrieben und in Waſſer eingeweicht, ſo giebt ſie für Kühe und Ochſen, Schafe und Hühner einen ziemlichen Fraß. Auch Puder und Kleiſter kann man davon machen. Gewöhnlich aber dient der wilde Kaſtanienbaum mit ſeiner Blüthe und Frucht mehr zur Zierde als zum Nutzen.

Die ſüſſen Kaſtanien wachſen auch in Deutſchland, aber nicht in ſo großer Menge, wie in Portugall, Spanien, Italien und Sicilien, wo es kleine Wälder voller Kaſtanienbäume giebt. Der ſüſſe Kaſtanienbaum, ſiehe Tafel II Figur I, ſieht dem wilden ſehr viel ähnlich. Seine

(a) Eichkätzel. (b) Felber.

ne Blüthe ſitzt an einem langen Stiel, daran ſich vier bis acht, und oft noch mehrere runde, ſtachlichte Nüſſe anſetzen, darin gewöhnlich ein, oft aber auch zween bis drey Kerne ſtecken, die mit einer holzichten ſchwarzbraunen Schale umgeben ſind.

Daß man die ſüſſen Kaſtanien roh, gebraten und geſotten eſſen, und zu verſchiedenen Speiſen gebrauchen könne, werdet ihr ſchon wiſſen. Die Stadt Kaſtanea in Griechenland iſt das Vaterland der ſüſſen Kaſtanien, von welcher ſie auch ihren Namen bekommen haben.

Der Lindenbaum

oder die Linde dient zu Alleen, und zu Beſetzung der Kirchhöfe und Landſtraſſen. Sein Holz giebt Tiſche, Schränke, Stühle, Reißbretter, Liniale und andere nützliche Hausgeräthe; ſeine Blüthe giebt guten und geſunden Thee, und die Bienen holen Honig und Wachs daraus her. Aus der oberſten harten Lindenrinde werden in Rußland große Schachteln und Wagenkörbe; und aus dem darunter liegenden glatten und biegſamen Baſte in Frankreich und Rußland Decken, Matten und Seile gemacht.

Die Weide

oder Felber wächſt faſt allenthalben an Flüſſen, Seen und Teichen, und andern feuchten und ſumpfigten Orten, und dient uns theils zum Brennen, theils zum Korbmachen: Denn aus ihren Zweigen flicht man allerhand Körbe, und

aus

aus ihren Blüthenkäzchen, die viel eher, als die Blätter hervorbrechen, holen die fleiſſigen Bienen Honig und Wachs. Einige Weiden haben auch um ihre Kätzchen eine Art Wolle, die man, wie die ordentliche Baumwolle, ſpinnen und zu allerhand nützlichen Dingen verweben kann. Auch Papier giebt die Weidenwolle. Es giebt viele Arten von Weiden, die meiſt alle an Laub und Rinde von einander unterſchieden ſind. Es giebt ſchmal- und breitblätterichte, weiß- und grünblätterichte, und mit rother, weiſſer, grüner und gelber Rinde verſehene Weiden.

Ey, wo wächſt und kömmt denn wohl der ordentliche

Thee

her, den wir zuweilen trinken? Aus Sina und Japan in Aſia. Er wächſt daſelbſt in ſo großer Menge, daß die ganze Welt damit verſehen werden kann. Wie viel tauſend Pfund kommen nicht davon jährlich nach Europa? Im fünfzehnten Jahrhundert lernten ihn einige Europäer zuerſt kennen. Und hundert Jahr ſpäter war er ſchon in ganz Europa ſo bekannt und beliebt, daß man ihn bis itzt faſt allenthalben trinkt, und dafür den Sineſern und Japanern erſtaunlich viel Geld zuſchleppt.

In der ſineſiſchen Provinz Fokien, welche links neben der Inſel Formoſa dicht am Meer liegt, landeten damals die Europäer zuerſt; und weil der Thee darin Tia oder Te genannt wird, ſo iſt dieſer Name bis itzt auch bey uns beybehalten worden.

Es

Es giebt faſt ſo viele Theenamen, als es Orte giebt, worin der Theeſtrauch wächſt. Ueberhaupt aber kömmt beym Thee alles auf die Zeit an, darin die Blätter gepflückt, und wie ſie geröſtet oder getrocknet worden ſind.

Der Thee iſt ein Staudengewächs, welches gewöhnlich innerhalb ſieben Jahren Manneslänge und Armsdicke erreicht, viele Aeſte und Zweige, und immer grüne Blätter hat, welche den ſauren Kirſchblättern gleichen. Im Herbſt bekömmt er Blüthe, und bald darauf eine kleine Frucht, welche unſern runden Haſelnüſſen ähnlich ſieht, bitter ſchmeckt, und nicht gegeſſen wird. Das friſche Blatt hat keinen Geruch; wenn man es aber zerbeißt, ſo ſchmeckt es graſicht und bitter, und macht einem faſt übel. Durch anhaltendes Röſten aber wird deſſen unangenehme Bitterkeit vertrieben, und ihm ein gewürzhafter lieblicher Geruch und Geſchmack gegeben. Die friſch gepflückten Blätter werden auf eiſernen Platten geröſtet, und ſodenn, wenn ſie noch heiß ſind, mit hohler Hand auf Matten gerollt, damit ſie kraus werden, und bequemer aufbewahrt und verſchickt werden können.

Ehe die Theeſtaude drey Jahr alt iſt, darf kein Blatt weggepflückt werden; alsdann aber geſtattet ſie ſchon eine reichliche, und zwar die beſte Aernte. Die Blätter müſſen einzeln gepflückt, und ja nicht Händevoll abgeſtreift werden. Die Zeit der Blätterleſe iſt nicht feſtgeſetzt. Einige ſammeln des Jahrs zweymal, andere dreymal. Wer dreymal ſammeln will, muß am Ende des Februars und Anfang des Märzes, wo die Blätter kaum zween oder drey

Tage alt, und noch nicht recht offen ſind, anfanget. Und dies giebt, wenn die Blätter im Röſten nicht überhudelt werden, den beſten und koſtbarſten Thee, welcher gewöhnlich Kaiſerthee genannt wird, und außerordentlich theuer iſt. Die Kaiſer in Sina und Japan trinken lauter ſolchen Thee. Da einſt am kaiſerlichen Hofe zu Japan einem reiſenden deutſchen Gelehrten von einem ſolchen theuren Thee gereicht wurde, ſagte der Bediente zu ihm: Sauft nur recht und nach Apetit; jedes Schälgen koſtet einen ganzen Izibo. (*) Ein Izibo iſt ein viereckigtes Goldſtück, das einen Dukaten werth iſt. Die zwote Leſe, welche bey vielen nur die erſte iſt, wird am Ende des März und Anfang des Aprils vorgenommen, wo die Blätter ſchon faſt alle offen und entfaltet ſind. Die dritte und letzte, aber auch die reichſte Leſe, welche bey andern erſt die zwote iſt, geht im Ausgang des Aprils und Anfang des May an, wo die Blätter am häufigſten und gröſten ſind. Ein kluger Wirth macht bey jeder Leſe etliche Sorten, und iſt beym Pflücken, Röſten und Rollen ſehr ſorgfältig, damit er ſeinen Thee bald und theuer verkaufen kann. Der beſte und delikateſte Thee iſt derjenige, welcher ein Jahr alt iſt.

Auf der 1ſten Tafel, Figur 9 iſt ein Theeſtrauch abgebildet. Der Mann, der unter ihm ſitzt, und Blätter abpflückt,

(*) Dies war der merkwürdige Doktor Kämpfer. Siehe deſſen Geſchichte und Beſchreibung von Japan, herausgegeben vom Herrn Kriegsrath Dohm, Theil 2 Seite 449.

pflückt, iſt ein Sineſer. — Man könnte den Thee ganz und gar entbehren, und dafür, wenn man wollte, Schlüſſelblumen, Lindenblüte und andere wohlriechende und geſunde Kräuter und Wurzeln gebrauchen.

Wächſt nicht auch der

Muskatennußbaum

in Aſia? Ja, liebe Kinder, und noch viele andere nützliche Bäume. — Auch die Rhabarberwurzel, die zu Pulver geſtoſſen, und zum Laxiren und Stärken des Magens eingenommen wird; der Zimmet oder Kanel, und die Gewürznägelein wachſen in Aſia. Aber nicht alle auf einem Fleck beyſammen, ſondern weit von einander entfernt. Die Rhabarberwurzel wächſt in Aſien nahe bey Sina, und in der Ruſſiſchen Tatarey, und auch noch weiter oben in Sibirien. Der Zimmet hingegen, die Muskatennüße und die Gewürznägelein wachſen in ſüdlichen Aſien.

Der Muskatennußbaum wächſt itzt noch, und ſchon ſeit vielen Jahren, nur allein auf der Holländiſch-Oſtindiſchen Inſel Banda ſehr häufig, und wie man bisher glaubte, ſonſt nirgends in der Welt. Wer alſo Muskatennüße und Muskatenblüthe haben wollte, mußte ſie den Holländern abkaufen. Nun weis man aber gewiß, daß auch noch auf etlichen Inſeln bey Aſia, und ſelbſt auf der Inſel Frankreich, Muskatennüße wachſen, und eifrig gebaut werden.

Dieſer nützliche Baum iſt ſo groß, als ein Apfelbaum, und trägt gewöhnlich nur einmal des Jahrs Früch-

te, die von außen den Pfirſchen ähnlich ſehen. Seine Blüthe aber kömmt nicht alle auf einmal hervor, wie bey unſern Obſtbäumen, ſondern ſpät nach einander. Und daher kommt es auch, daß die Muskatenbäume Blüthe, und halb und ganz reife Früchte zu gleicher Zeit haben, und man alſo gewöhnlich dreymal des Jahrs Aernte halten kann. — Jede Nuß hat eine dreyfache Schale oder Haut. Wenn die Frucht reif iſt, platzt die äußerſte Schale auf, und fällt entweder allein, oder ſammt der Nuß und der ſogenannten Muskatenblüthe ab. (*)

Unter der äußerſten fleiſchernen Schale, die man eſſen kann, liegt die zarte dünne gelbe Haut, die man fälſchlich Muskatenblüthe nennt, und die behutſam von der friſchen Nuß abgeſchält, und in der Sonne getrocknet wird. Sodenn folgt noch eine dritte holzichte Hülſe, die nichts taugt; und unter dieſer liegt endlich die koſtbare Nuß, die man, nebſt der Muskatenblüthe, zu verſchiedenen Speiſen gebrauchen kann.

Alle Muskatennüſſe müſſen, ehe ſie nach Europa geſchickt werden können, einige Tage in Kalkwaſſer gelegt werden, damit ſie auf der See nicht feucht werden, und verderben. Es ſehen deswegen alle Muskatnüſſe weiß und kalkicht aus. Dieſer Kalk fällt aber meiſtens ganz ab,

ehe

(*) Süßholz heißt auf lateiniſch glycirrhyza: Spargel aſparagus: Kaſtanie caſtanea: Linde tilia: Weide ſalix: Thee thea: Muskatnußbaum arbor moſchata, Muskatnüßblüthe macis, Muskatennuß nux moſchata.

ehe man die Nüße geſchaben oder gerieben an die Speiſen bringt.

Auf dem Muskatennußbaum Tafel 1 Figur 11 könnt ihr aufgeplatzte, und halb und Figur 14 ganz reife Früchte ſehen. Der ſchwarze Menſch oder Mohr klettert daran hinauf, und will mit ſeinem langen Stecken die reifen Nüße abſchlagen; und der unten ſitzende Mohr zieht den Nüſſen die Schalen ab, und ſammelt die Muskatenblüthe und die Muskatennüße zuſammen.

Die Gewürznägelein

kommen von den holländiſchen Inſeln Amboina und Ulcaſter, woſelbſt ſie auf Bäumen wachſen, die ſo groß, als unſere Kirſchbäume ſind, ſiehe Tafel 2 Figur 1.

Merkts aber wohl, liebe Kinder, die Gewürznägelein, ſind keine Früchte dieſer Bäume, ſondern nur ihre Blütheknospen, die, ehe ſie ſich öffnen, abgepflückt, und ſo lang gerbſtet, und in der Sonne getrocknet werden, bis ſie faſt ſo hart, wie Holz ſind.

Nägelein nennt man dies herrliche Gewürz deswegen, weil es wie ein kleiner Nagel ausſieht. Läßt man aber die Blütheknospe ſo lang ſtehen, bis ſich die Blume öffnet, ſo wächſt in etlichen Wochen eine Frucht hervor, die wenigſtens dreymal größer iſt, als die ordentlichen Gewürznägelein, aber lange nicht ſo gewürzhaft ſchmeckt. Man nennt ſie Mutternägelein, und ißt ſie roh, oder eingemacht. — Noch eins: Das auf einigen Gewürznä-

gelein ſitzende Kügelchen, iſt die noch nicht geöfnete Blumenknospe, und nützt zu nichts.

Der Zimmet

oder Kanel iſt eine Baumrinde, aber nicht die äußere, die nichts taugt, und weggeſchnitten wird; ſondern die innere, die dünn und dunkelroth iſt, ſcharf riecht, und etwas ſüßlich ſchmeckt. Und röhricht wird ſie durch das Trocknen in der Sonne.

Der Baum iſt ohngefähr ſo groß, als ein Birnbaum, und wächſt an etlichen Orten in Aſia und Amerika; der beſte aber wächſt auf der Inſel Ceilon. Man gebraucht ihn in den Apotheken zu Arzneyen, und in unſern Küchen zu verſchiedenen Speiſen. Er ſchmeckt und riecht ziemlich gut, und iſt auch den Augen dienlich.

Rathet einmal, liebe Kinder, wie und wo die ſchöne weiße Wolle wachſe, die man

Baumwolle

nennt? Wächſt ſie denn nicht auf Thieren, wie die Schafwolle? Nein, ſie wächſt auf einer krautartigen Staude, die alle Jahre friſch geſäet werden muß, und gewöhnlich etwas über eine Elle hoch wird. Sie treibt eine gelbe Blume, an der ſich länglichte Nüße anſetzen, die nach etlichen Wochen reif, und gewöhnlich ſo groß, wie welſche Nüße, und oft auch wie kleine Hünereyer werden.

Dieſe krautartige Baumwollenſtaude wächſt im wärmern Amerika wild; im Königreich Neapel aber und in

klein

klein Aſien, und auf den Inſeln Kandia, Lemnos, Cypern, Malta und Sicilien, und auf noch mehrern dort herum liegenden Inſeln, wird ſie in groſſer Menge gebaut. Man ſäet ſie an dieſen Orten im Frühling auf die Aecker, ſchneidet ſie im Herbſt, wenn ſie reif iſt, ab, und ärntet ſie ein.

Es giebt aber auch in Oſtindien baumartige Baumwollenſträuche, die drey bis vier Ellen hoch ſind, und etliche Jahre fortdauern, ehe ſie verdorren. Wenn die in den Schalen oder Kapſeln eingeſperrte Wolle reif iſt, zerplazt die Schale in ein Dreyeck, ſo daß der, in die Wolle verhüllte Samen, geſehen werden kann, ſiehe Tafel 6 Figur 17.

Eine jede Staude trägt gewöhnlich fünfzehen bis zwanzig, oder höchſtens dreißig Wollenkapſeln, darin die Wolle mit dem Samen ſo feſt verwickelt iſt, daß man ſie mit vieler Mühe von einander abſöndern muß. Die Wolle von der krautartigen Staude iſt feiner und weiſſer, als die von der Baumartigen, aber auch theurer und beliebter. — Die Kaufleute unterſcheiden die Baumwolle nach den Ländern, wo ſie gewachſen iſt. Die Cyperſche iſt ſchön weiß, zart und lang; die Korſikaniſche iſt feiner und länger, aber knollicht; und die Malteſiſche iſt die feinſte und beſte. Sie wird roh und geſponnen zu uns gebracht.

Auch unſere Weiden, wie ihr wiſſet, und noch viele andere Gewächſe geben eine Art Wolle, aber freylich nur eine ſchlechte, und nicht viel brauchbare Wolle.

Wo wächſt wohl der

Pfeffer

Lieber Herr . . Auch in Aſia, liebe Kinder, auf den Inſeln Java und Sumatra, und in Malabarien, auf ſo ſchwachen Ranken, daß ſie ſich an Stangen und nahe ſtehende Bäume anhängen müſſen, um in die Höhe wachſen zu können. Die Frucht des ſchwarzen Pfeffers ſieht faſt aus, wie kleine Weinträubchen, denn die Körner ſitzen alle ohne Schale neben einander, ſiehe Tafel 4 Figur 11.

Es giebt etliche Sorten von Pfeffer, kleinen und groſſen, ſchwarzen, weiſſen und aſchenfarbigen. Der ſchwarze, den die Holländer aus Oſtindien bringen, iſt bey uns der gewöhnlichſte. Aus Amerika kommt auch viel Pfeffer, vorzüglich der ſogenannte ſpaniſche, der in groſſen länglicht runden Kapſeln wächſt. — Man gebraucht den Pfeffer zu Würzung mancherley Brühen und Speiſen, und zur Beförderung des Appetits und der Verdauung.

Auch die Kubeben, Kardamomen, Ingwer, Manna, und Sago ſind aſiatiſche Früchte.

Die Kubeben.

ſind ſchwarzbraune runde, mit langen dünnen Stielen verſehene Körner, die in Oſtindien auf den Inſeln Java und Ceilon faſt eben ſo, wie die Weintrauben, an kleinen Stauden und in Büſcheln beyſammen wachſen, und den Pfeffer an Geſtalt und Geſchmack ziemlich nahe kommen,

auch

auch zuweilen Schwarzpfeffer genannt werden. Man gebraucht ſie zu allerhand Speiſen und Backwerken.

Die Kardamomen

oder Kardamolelen hingegen ſind kleine dunkelrothe Körnchen, deren oft ſechszehn bis vier und zwanzig in kleinen dreyeckigten Kapſeln, die an einer kleinen Staude wachſen, beyſammen ſitzen. Man gebraucht ſie, wie die Kubeben, zu allerhand Speiſen und Backwerken. Sie wachſen und kommen aus Oſtindien.

Der Ingwer

Imer oder Ingber iſt äuſſerlich ein röthlicht graue oder weißlichte, innerlich aber eine ſchwärzlicht braune oder weiſſe Wurzel, die aus Oſt- und Weſtindien kömmt, trocken gemacht, zu Pulver zerſtoſſen, und roh oder mit Zucker vermiſcht geſpeiſt, oder als Arzney zur Stärkung des Magens eingenommen wird.

Die Manna

iſt ein honigſüſſer verdickter und eingetrockneter Saft, der in Arabien, Toskana, Neapel und Sicilien aus der Rinde und den Blättern gewiſſer Eſchenbäume hervorquillt, von der Sonne getrocknet, und zu kleinen Körnern gebildet wird. Und dies geſchieht nur in den drey heiſſeſten Sommermonaten Juny, July und Auguſt, wo ſie theils von ſelbſt durch den Stich eines gewiſſen Inſekts, daß man Cicade nennt, aus der Rinde herausſchwitzt;

theils durch gemachte Einſchnitte herausgelockt wird. Man kann die Manna ſtatt des Zuckers zu allerhand Speiſen verkochen und verbacken, wie viele Leute in Italien und an den Orten thun, wo ſie häuffig wächſt und wohlfeil iſt; bey uns aber wird ſie bloß als eine Arzeney zum Laxiren eingenommen. (*)

Sahe wohl die Manna, welche die Kinder Iſrael auf ihrer Reiſe nach Kanaan in Arabien geſpeiſt haben, eben ſo aus, wie diejenige, die itzt noch in Arabien wächſt? Ja, liebe Kinder, ich glaube, daß ſie eben ſo geſchmeckt und eben ſo ausgeſehen hat, als die itzige arabiſche Manna; gewiß aber kann ich es euch nicht ſagen, weil ich nicht dabey geweſen bin, und es auch ſonſt Niemand geſehen hat. (**)

Wo

(*) Es giebt etliche Sorten von Manna, die theils von dem Ort, wo ſie herkommen; theils von ihrer Güte und Farbe allerhand Namen bekommen haben. In unſern Apotheken aber giebts itzt nur drey Sorten, nämlich 1) die gemeine oder kernichte Manna, Manna communis oder granuloſa, 2) die auserleſene Manna, Manna electa; und 3) die geſchmolzene, oder in kleine Täfelchen gegoſſene Manna, Manna tabulata. — Die Eſche von der die Manna am häufigſten unter allen andern Manna, reichen Bäumen und Stauden ausſchwitzt, heißt nach dem Linné Fraxinus ornus — Auch gewiſſe Eichen, Cedern, Fichten, Linden und Lerchenbäume, und das Schildkraut Alhagi ſollen Manna liefern, ſiehe den fünften Band des neuen Schauplatzes der Natur, Seite 361 unter dem Artikel Manna.

(**) Siehe Herrn Ritters Michaelis Anmerkungen zum 16 Kapitel des 2ten Buch Moſe, welche im 3ten Theil ſeiner deutſchen Ueberſetzung des alten Teſtaments, Seite 59 bis 61 ſtehen.

Wo wächſt denn

Das Fenchgras

Mannagras, Hirſegras, Schwaden oder Schwadengras, das wir zuweilen unter dem Namen, Mannagrüze eſſen? In Preußen, Dänemark und Deutſchland. In Preußen und Dänemark wird es auf den Aeckern geſäet; bey uns aber wächſt es als ein Unkraut, und wird nicht eingeſammelt. — So? es wächſt alſo die Mannagrüze auf keinen Bäumen, ſondern nur auf gewiſſen Kräutern? Richtig, ſie iſt der Samen einer gewiſſen Grasart.

Sago

oder Sagopalm heiſt der wunderbare Baum, den man eſſen kann. Eſſen? Ja Kinder, ich ſpaſſe nicht. Eſſen kann man ihn bis auf ſeine Rinde und Blätter.

Der Sagobaum iſt gewöhnlich zwanzig bis dreyſſig Ellen hoch, und ſo dick, daß ihn ein Mann kaum umarmen kann. Er hat keine Aeſte, aber zwo Ellen lange, und faſt eine Elle breite Blätter, die den Indianern zu Körben, Stricken und Dachziegeln dienen, iſt uneben und rauh, und durch Ringe in Abſätze getheilt, ſiehe Tafel 12 Figur 5 (*).

(*) Gewürznäglein heißt lateininiſch caryophyllus aromatica: Zimmet oder Kanel laurus cinnamomum: Baumwolle goſſypium: Pfeffer piper: Kubeben cubebae: Kardamomen amomum cardamomum: Ingwer amomum zingiber: Manna manna: Fenchgras feſtuca fluitans: Sago cycas.

Unter ſeiner zween Finger dicken Rinde hat er nichts, als ein weiches wohlſchmeckendes Mark, das man wie Teig knäten, und zu Brod verbacken kann. Auch kleine Körner werden davon gemacht, die ſowohl bey uns, als auch an vielen andern Orten der Welt, in Suppen geſpeiſt werden.

Wo wächſt dieſer trefliche Baum? In Oſtindien, und vorzüglich auf den holländiſchen Inſeln Borneo, Amboina und Banda, und auch in Japan. Die Einwohner dieſer Inſel nützen ihre Sagobäume, wie wir unſern Weizen, Rocken und Gerſte nützen. (*) Denn Getreide wächſt bey ihnen nicht. So gütig war der liebe Gott gegen dieſe Leute, daß er ihnen ſtatt des Weizens, dieſen Baum gab.

Und den Einwohnern auf der kanariſchen Inſel Ferro, und noch vielen andern Leuten in Afrika, gab er ſtatt des ſüſſen Waſſers, den Baum

Santo,

der, weil immer ein dicker Nebel um ihn her iſt, beſtändig ſüſſes Waſſer träufelt, das die Leute mit allerhand Gefäßen auffangen, und denn trinken und verkochen.

Zu-

(*) Rumph ſagt in ſeinem herbario amboinenſi Tom. I. pag. 73. daß das Mark dieſes merkwürdigen Baumes den Indianern ꝛc. non ſolum ad panem quotidianum, ſed et ad alia neceſſaria in rebus domeſticis diene. Doch wächſt er auch an vielen Orten, wo man ihn nicht ißt, weil man was anders hat. — Ich hoffe, daß man den Kindern das Vergnügen machen, und ihnen alle hier genannte Früchte vorzeigen werde. Denn in den Apotheken und Gewürzläden kann man ſie meiſt alle haben.

Zucker und Kaffee giebts in Aſia nicht? — O ja, mein Kind, genug, es iſt beyder Vaterland. Erſt nach langer Zeit ſind ſie von dort aus auch in andere Weltgegenden verpflanzt worden. Die Geſchichte dieſer beyden nützlichen Gewächſe erzähl ich euch itzt noch nicht, ſondern erſt auf dem Rückweg aus dem Walde. Indeſſen könnt ihr auf der 2ten Tafel, Figur 4 die Abbildung des Zuckerrohrs; und Figur 8 die Abbildung eines Kaffebaums anſehen.

Was iſt dies, lieber Herr . . . ? Was dies? Ey was dies? Geduld, Kinder! Eins ums andere. Dies ſind Kartoffeln, dies Flachs, dies Hanf; und jenes dorten iſt Hirſen und Mais oder türkiſcher Weizen.

Die Kartoffeln. (a)

wachſen unter der Erde aus Wurzeln einer Pflanze, oder als Knollen an den Wurzeln, und ſind ſowohl für den Städter, als für den Landmann, und vorzüglich für den armen Mann, ein ſehr nützliches und willkommenes Gewächs. Denn manche arme Gegenden haben durch den Anbau derſelben nicht nur ſich und ihr Vieh reichlich genährt, ſondern ſogar noch viele verkauft. Es ſitzen oft 50 bis 60 Stück an einer einzigen Pflanze.

Man ſchält die Kartoffeln, und ißt ſie abgeſotten mit Salz, oder kocht einen Brey, oder ſonſt ein Gemüſe davon. Auch Pfannkuchen, (b) Eyerkuchen, Brod und

 Haar-

(a) Grundbirnen. (b) Gogelhopf.

Haarpuder, ja ſogar Torten kann man davon backen. An vielen Orten mäſtet man auch die Schweine damit.

Amerika iſt das Vaterland der Kartoffeln. Ein gewiſſer Franz Dracke brachte ſie im Jahr 1586 zuerſt nach Europa. (*) In Deutſchland aber wurden ſie erſt um das Jahr 1650, und in einigen Gegenden deſſelben noch viel ſpäter bekannt. In Niederſachſen, zum Beyſpiel, fieng man ſie erſt im Jahr 1740 zu bauen an.

Man nennt die Kartoffeln auch Erdäpfel, Erdbirn Grundbirn, Erdtuffeln und Battates und Pataten. Einige ſind rund, andere länglicht rund, und größtentheils alle knoticht. Von auſſen ſehen ſie theils weiß, theils roth aus; von innen aber ſind ſie alle weiß.

Es giebt allerhand Sorten von Kartoffeln. Die beſten davon ſind wohl die kleinen holländiſchen, oder ſogenannte Zuckerkartoffeln, die wie lauter Speck nnd Mark ſchmecken. Es giebt Kartoffeln die ſo klein, als eine Erbſe oder Haſelnuß, aber auch welche, die ſo groß, als zwo Fäuſte ſind, und faſt ein Pfund wägen.

Die Erdäpfel ſehen ganz anderſt aus, als die Erdbirn, ſchmecken anderſt, und haben auch ein ganz anderes Kraut. Es iſt gewöhnlich zwey bis drey Ellen hoch, und beynahe Fingerdick. Das Kraut der Erdbirn hingegen

wird

(*) Franz Dracke war ein Engländer, und hatte unter der Königin Eliſabeth Regierung die ſpaniſche unüberwindliche Flotte, Philipp des zweyten, zerſtöhren helfen. Er war 1550 gebohren, und 1596 geſtorben.

wird kaum halb ſo hoch. Einige arme Leute verrauchen das Kartoffelkraut ſtatt des Tabaks.

Der Flachs

hat eine zarte Wurzel, aus welcher ein dünner, höchſtens anderthalb Ellen hoher Stengel wächſt, der lange ſchmale Blätter, und eine blaue Blüthe hat, und endlich eine runde Samenkapſel mit breiten Körnern bekömmt, die man Leinſamen nennt, ſiehe Tafel 6 Figur 1.

Wenn der Flachs reif iſt, wird er ganz, das heißt, mit der Wurzel, und ſammt den Samenknöpfen, Bollen oder Knoten ausgezogen. Dieſe Knoten reißt man ſodenn gleich ab, und trocknet ſie ſo lange in der Sonn, oder ſonſt an einem warmen Ort, bis ſie aufplatzen, und aller Same herausfällt.

Aus dem Leinſamen preſt man ein Oel, das man Leinöl nennt, und gewöhnlich zum Brennen in den Lampen, zum Hausgeräth anmalen, und noch zu allerhand andern Dingen gebraucht. Auch eſſen kann man das Leinöl. Der Flachs ſelbſt aber wird durch Einweichen oder Röſten und Trocknen, und durch Brechen und Hecheln ſo lange bearbeitet, bis das aus ihm wird, was man Flachs nennt, und nun geſponnen werden kann.

Man ſpinnt aus dem Flachs allerhand feines und grobes Garn. Aus dem Garn wird allerhand Zwirn gedreht, und ſo feine Leinwand gewebt, daß ſie Schürze, Halstücher und Schnupftücher, ja ſogar Manſchetten und

Ober-

Oberhemder giebt. Auch Batiſt und Kammertuch werden aus fláchſernem Garn gemacht.

Den fertigen Flachs nennt man auch Werg; und den Abgang unter der Hechel nennt man Abwerg. Von dieſem Abwerg macht der Seiler Stricke. Auch wird es zu Garn geſponnen, und daraus grobe Leinwand zu Laken, (Leintüchern) Säcken und allerhand Kleidungsſtücken gemacht.

Der Hanf

iſt viel länger und ſtärker, als der Flachs, und wird gewöhnlich zu Garn geſponnen, daraus Leinwand gewebt wird, welches zu allen Arten von weiſſem Zeug und Kleidungsſtücken, und zu Zelten und Segeltüchern gebraucht wird. Der Seiler macht auch aus dem Hanf Bindfaden, (a) und Stricke; und der Schuhmacher nehet alle ſeine Schuhe, Pantoffeln und Stiefel mit Hanfzwirn, auf der 6ten Tafel Figur 9 iſt eine Hanfpflanze abgebildet.

Wenn nun alles, was aus Hanf und Flachs geſponnen, gewebt und gemacht worden iſt, nichts mehr taugt, zerriſſen, und zu Lumpen geworden iſt, ſo nimmt der Papiermacher dieſe Lumpen, zerhackt ſie in kleine Stücke, weicht ſie in Waſſer ein, und trampt und ſtößt ſie ſo lange in hölzernen Trögen, bis ſie zu einem Brey geworden ſind. Und nun macht er Papier daraus.

Die

(a) Spagat.

Die Sineſer verfertigen aus der ſchwammichten Rinde des Bambusrohrs Papier. Und andere ausländiſche Völker machen ſogar allerhand Zeuge aus Baumrinden. Weil unſere Vorfahren noch kein Papier hatten, ſchrieben oder malten ſie auf Baumrinden, auf Blätter einer Staude, die man deswegen Papierſtaude nennt, und auf Thierhäute, die Pergament genannt werden. Auch in Stein und Wachs gruben ſie ihre Zeichen ein.

Gewöhnlich wird alles Papier aus Lumpen gemacht; denn alles, was von Seide, Flachs und Hanf geſponnen und gewebt iſt, giebt gutes, brauchbares Papier. Aber, wie oben geſagt worden iſt, auch aus Baumrinden, Neſſeln, Laub und Stroh, Moos und Holzſpänen, Pappeln und Weidenwolle, Werg von Flachs und Hanf, und aus vielen andern Dingen kann man Papier machen, aber es iſt zu theuer, und nicht dauerhaft genug. Das Lumpenpapier iſt, wie man glaubt, im zwölften Jahrhundert nach Chriſti Geburt erfunden worden. Doch ſollen die Sineſer und andere ſchon viel eher Papier aus Baumwolle, und die Aegyptier gar ſchon zu Alexander des Groſſen Zeiten, welches aus einer gewiſſen Art Gras gemacht haben. *)

Ey,

*) Hat ein Kind noch keine Papiermühle, und alſo auch das Papiermachen noch nicht geſehen, ſo führe man es doch bald dazu hin. Wo dieß aber nicht angeht, oder wohl gar keine Mühle in der Nähe iſt, ſo ſchildere man ihm eine ſolche Mühle, nebſt ihrer ganzen Einrichtung zum

Ey, lieber Herr . . iſt es wirklich an dem, daſ das

Neſſeltuch (a)

von Brenneſſeln gemacht wird? Ja, Kinder, die groſſen Brenneſſeln geben, wie der Flachs und der Hanf, lange Fäden, daraus das feinſte Neſſeltuch gewebt werden kann. Man webt itzt aber, wie ich glaube, nirgends mehr welches davon. Es iſt zu theuer, und hält erſt nicht lang. Aber Spitzen ſollen noch hie und da davon geklöpelt werden.

Daß man aber gar aus einer gewiſſen Sorte von Steinen, die man

Asbeſt

oder Amiant nennt, ſollte eine Leinwand machen können, und noch dazu, welches das Luſtigſte iſt, eine ſolche Leinwand, die im Feuer nicht verbrennt, wird ganz gewiß eine Fabel ſeyn? O nein, auch dies iſt wahr. Der Asbeſt

zum Papiermachen. Man ſage ihm, daß aus den weiſſen Lumpen, weiſſes; und aus den rothen, grünen, gelben und andern bunten Lumpen, Leſchpapier; (Fließpapier) und aus dieſen wieder allerhand Sorten von Pappen (Pappdeckel) gemacht werden. Je feiner die Lumpen ſind, deſto feiner wird das Papier. Die verſchiedenen bunten Papiere werden gefärbt, und nicht von den Papiermachern, ſondern von beſondern Künſtlern verfertiget. — Wenn aber ein Lehrer ſelbſt noch keine Papiermühle geſehn, und alſo wenig oder nichts vom Papiermachen weiß, ſo kann ihm die Beſchreibung der Papiermacherey in Herrn Profeſſor Beckmanns Technologie trefliche Dienſte thun.

(a) Mußelin.

beſt iſt wirklich ein ſolcher weicher und zäher Stein, den man in lange Fäden zertheilen, und wie Flachs ſpinnen und weben kann. Es koſtet aber dieſe Spinnerey ſehr viel Mühe und Unkoſten.

Für unſere Wäſcherinnen wäre es ſehr vortheilhaft, wenn aller Weißzeug von Asbeſt wäre, weil ſie alsdenn die ſchmutzigen Kleider und ſchwarze Hemder nur ins Feuer werfen dürften, um allen Schmutz weg zu ſchaffen; denn wenn ſie glühend geworden wären, würde aller Schmutz wegſeyn. Allein ſo oft würde doch kein Hemd durchs Feuer gehen können, als oft es gewaſchen werden kann.

Die alten Römer haben aus dieſem Stein- oder Asbeſtflachs ihre unverbrennliche Leinwand gemacht, und die Leichnahme ihrer Kaiſer und anderer vornehmen Herren darein gewickelt, und ſodenn verbrannt, um die Aſche der Verſtorbenen rein zu bekommen *).

Ihr könnt bey dieſer Gelegenheit merken, liebe Kinder, daß es ehedem Mode war, die Todten nicht zu begraben, ſondern zu verbrennen, und ſodenn die Aſche in eigenen Büchſen oder Näpfen, die man **Urnen** nannte,

auf-

---

*) Siehe Plinii hiſt. natur. Lib. 19. Cap. I. — Und was wollen wir von dem unzerbrennlichen Larix- oder Lerchenbaum, davon Vitruv in ſeiner architectura lib. 2. Cap. 9. und Plinius in ſeiner hiſtor. natur. Lib. 16. Cap. 10 reden; und vom caſtello larino, das Caeſar ehedem auf den Alpen nicht anzünden und verbrennen konnte, ſagen?

aufzubewahren. Mehreres vom Asbeſt ſiehe unten im Steinreich bey dem Artikel, Asbeſt.

Der Mais (a)

oder türkiſche Weizen iſt ein Korn, das gröſſer als eine Erbſe, und faſt rund iſt. Es ſitzt in viele Blätter eingehüllt um einen Kolben herum, und ſieht meiſtens gelb und roth, häufig aber auch bunt aus.

Drey Aehren oder Kolben hat gewöhnlich ein Stengel, und an jedem Kolben zählt man ohngefähr 240 Körner, und alſo ſind es zuſammen 720 Körner. Man macht Mehl und Brod, und hier und da auch Brey oder Mus davon. Auch Schweine und Gänſe werden an einigen Orten damit gemäſtet. — Auf der 6ten Tafel Figur 12 iſt eine ganze Maispflanze, mit Blüthe und Fruchtkolben, und Figur 14 ein ganz reifer Maiskolb abgebildet.

Amerika iſt des Mais Vaterland, und von hier kam er faſt in alle Länder der Welt. Aus der Türkey kam er nach Europa; und deswegen nennt man ihn immer noch türkiſchen Weizen oder türkiſches Korn. Mais nennt man ihn im gemeinen Leben faſt nie. In Amerika baut man ihn nicht ſonderlich ſtark mehr; dagegen aber wird er itzt in Spanien, Portugall, Frankreich, Deutſchland und Italien ſehr häufig gebaut. Einige Leute nennen den Mais auch Welſchkorn.

Die

(a) Kukuruz.

Die Hirſe

ſieht wunderbar aus, ſiehe Tafel 6, Figur 2. Ihre Aehre iſt haaricht, rund und rauh, und hat wenigſtens 600 Körner, die gelblicht ausſehen, und ſo groß, als ein kleiner Stecknadelknopf ſind. — Hirsbrey ſchmeckt treflich, vorzüglich wenn er in Milch oder Fleiſchbrüh gekocht wird.

Ey, ein Haſe! Soll ich ihn fangen? Ja, kleiner Jäger! Oder geht nur alle auf ihn los! — Oy wir ſehen ihn nicht mehr! Das dacht ich wohl, daß der Has flinker ſpringen werde, als ihr. Laßt Haſenjagen vors erſte nur gut ſeyn. Vielleicht fangen wir bald ein Eichhörnchen.

Sehet, Kinder, welche Pracht! Links ſteht Weizen, und rechts Rocken, und darunter eine Menge buhte Blumen. Ach, wie ſchön iſt dies nicht! Ich bin denjenigen Leuten gar nicht gut, die immer zu Hauſe ſitzen, und nie ins Feld, und zu den wackern Landleuten gehen, um ſo recht den Segen Gottes, und alles munter und vergnügt zu ſehen.

Der Weizen

hat eine Aehre, worin gewöhnlich dreyßig bis fünfzig Körner ſitzen, die in den Scheuern herausgedroſchen, und in den Mühlen zwiſchen zween Steinen zerriſſen, und zu Mehl gemahlen werden. Man hat Beyſpiele, daß ein einziges Weizenkörnchen vier bis ſieben Halme getrieben hat, wovon jeder Halm eine Aehre von dreyßig bis fünfzig Körnern trug.

Aus dem Mehl backt in den Städten der Bäcker, und auf den Dörfern der Bauer ſelbſt allerhand ſchönes weiſſes ſüſſes Brod. Auch macht und kocht man eine Menge wohlſchmeckende Speiſen daraus. Und welche trefliche Backwerke giebt es nicht? Man verbraut den Weizen zum Bier, brennt und kocht ſich ein warmes Getränke ſtatt des Kaffees davon, und kocht und iſſt ihn, wenn er in etliche Stücke zerbrochen worden iſt, als ein Gemüſe. Auch Perlgraupen macht man aus dem Weizen. Die Haut des Weizens oder die Kleye giebt gutes Futter für die Schweine und das Rindvieh, und das Weizenſtroh giebt Heckerling (a), und gute warme Streue. — Siehe Tafel 6 Figur 11.

Der Rocken

oder das Korn hat gewöhnlich einen längern Halm, und eine längere Aehre, als der Weizen, und darin meiſt immer vierzig bis fünfzig Körner. Man trift auch auf den Rockenäckern ſo gut, als auf den Weizenäckern Stellen an, wo ein einziges Körnchen drey, vier bis ſieben Halme, und eben ſo viel Aehren getrieben hat (*).

Das

(a) Hechſel; Siede, Gehack.

(*) Kartoffel heißt lateiniſch ſolanum tuberoſum: Flachs linum uſitatiſſimum: Hanf cannabis: Neſſel urtica: Asbeſt asbeſtus: Mais zea, mais: Hirſe panicum miliaceum: Weizen triticum: Rocken ſecale: Gerſte hordeum: Haber avena: Erbſe piſum: Linſe ervum: Wicke vicia.

Das Rockenmehl giebt wohlſchmeckendes Brod für Reiche und Arme. Selten wird es zu Mehlſpeiſen verkocht. Rockenbrod iſt faſt in allen Gegenden von Europa eins der vorzüglichſten Nahrungsmittel der Menſchen. O wie herrlich ſchmeckt nicht ein wohlgerathenes Stück Rockenbrod? Man braut vom Rocken auch eine Menge Branntewein. Das Rockenſtroh giebt Heckerling. Auch macht man allerhand ſchöne Sonnenhüte für Herren und Damen daraus. Man deckt Dächer damit, und zerſchneidet es zu verſchiedenem anderm Gebrauch. Hat ein Land keinen Weizen und keinen Rocken, ſo iſt es gewiß übel daran.

Man ſäet den Weizen und den Rocken gewöhnlich ſchon im Herbſt, und ärntet dann im nächſt folgenden Sommer Früchte ein, die Winterweizen und Winterrocken genannt werden. Hie und da aber iſt man es gewohnt, den Weizen und den Rocken erſt im Frühling auszuſäen; und eine ſolche Frucht heißt ſodenn Sommerweizen und Sommerrocken.

Nun kommen Gerſten- und Häber- Wicken- Linſen- und Erbſenfelder. Auch Aecker mit Klee und Eſparſette, und andern Futterkräutern für Pferde, Kühe und Ochſen, werden wir itzt antreffen.

Die Gerſte

verbraut man zu Bier, man macht alle Arten von Graupen (a) davon, und mäſtet auch häufig das Vieh damit.

(a) Graupe nennt man die gerollte Gerſte.

Ihr wiſſet doch, daß die ſämmtlichen Graupen, ſie mögen klein oder groß ſeyn, Gerſten- oder Weizenkörner ſind, davon durch die Mahlſteine in den Mühlen die Hülſen abgeſtoſſen ſind? Iſt die Graupe ganz rund, ſo nennt man ſie Perlgraupe. Es giebt Perlgraupen, die kaum ſo groß als kleine Nadelknöpfe ſind. Die Gerſtenpflanze iſt auf der 6ten Tafel Figur 3 abgebildet.

In Holland, Ulm und Nürnberg werden alle Jahre viele tauſend Zentner Perlgraupen gemacht, und weit und breit verkauft. Man verſchickt ſie in Säcken und kleinen Fäßchen. Die Graupen geben für geſunde und kranke Menſchen eine herrliche Speiſe, theils als Suppe, theils als Gemüſe in Waſſer oder Fleiſchbrüh gekocht.

Der **Haber** giebt Grütze (a) zu Suppen und andern Dingen, gewöhnlich aber iſt er das beſte Futter für die Pferde.

Erbſen und **Linſen** ſpeiſen gewöhnlich nur die Menſchen.

Die **Wicken** aber genießt mehr das Vieh, als der Menſch.

Nur noch etliche Schritte, liebe Kinder, ſo ſind wir in einem dicken, dunkeln und ſtillen Wald, wo ſo viele und ſo hohe Bäume ſtehen, daß die Sonne mit ihren Strahlen kaum durchdringen kann.

Wie iſt euch zu Muthe, Kinder, da ihr das erſtemal in einem Garten ſeyd, den der liebe Gott ſelbſt angelegt hat?

(a) Gries.

hat? Er allein hat alle dieſe Bäume und Geſträuche, nebſt vielen tauſend Kräutern und Blumen hieher geſetzt. Niemand pflanzt für ihn, und Niemand begießt für ihn. Er thut alles ſelbſt, und zwar aus Liebe zu uns Menſchen, und um unſers Beſten Willen.

Dort laufen ein paar Hirſche! — Ach, hätten Sie geſehen, wie da ein Eichhörnchen auf einem Baum kletterte, und plötzlich auf den nächſten Baum hinüber ſprang.

Sind dieß Haſelnüſſe? Nein, mein Kind, dieß ſind Eicheln, die hier auf dieſem groſſen Baume gewachſen ſind, den man

Eiche

nennt. Die Schweine freſſen gern Eicheln, im Nothfall aber können ſie auch die Menſchen eſſen. Einige Leute kochen ſich ſogar ein Getränk davon, das ſie Eichelnkaffe nennen. Die Eiche nützt uns alſo mit ihren Eicheln, und mit ihrem Holz. Wie viele nützliche und nöthige Arbeiten machen nicht die Tiſchler und Zimmerleute, die Drechsler und Inſtrumentenmacher daraus. Auch beym Schiff- und Waſſerbau kann man das Eichenholz ſchlechterdings nicht entbehren. Und das ſchlechtere, krumme und allzu äſtige giebt gute Feuerung für Bier- und Branntweinbrauer. Auf der 7 Tafel Figur 7 iſt eine Eiche mit Eicheln abgebildet.

Aber dies ſind doch Nüſſe? Nein Kinder, auch dies ſind keine Nüſſe, es ſind Galläpfel, die man zum Schwarz-

färben, und zur Tinte gebraucht. — Wachſen ſie denn auch auf den Eichen? Ja, und zwar auf folgende Art: Eine gewiſſe Fliege, die man Gallinſekt nennt. — Siehe Tafel 8. Figur 22. — ſticht mit ihrem Stachel ein Loch in die jungen Eichenblätter oder Eichenſtengel, und legt ſodenn ein, oder auch wohl mehrere Eyer hinein. An dieſen Blättern und Stengeln wachſen nach und nach die Galläpfel, oder ſolche runde Kügelchen hervor, wie ihr bey Figur 23 und 24 ſehen könnt.

Wer macht denn das Loch in einige Galläpfel hinein? Die Larve des Galinſekts, die aus dem Ey hervorgekommen, einige Tage darin gewohnt, ſich durchgegraben, und als Fliege davon geflogen iſt. Wenn die Larve in dem harten Häuschen ſtirbt, ſo bleiben die Galläpfel klein, und fallen ohne Loch ab. Der kleine Gallapfel bey Figur 24 iſt ein ſolcher ungelöcherter und unreifer Gallapfel. Die beſten Galläpfel kommen aus Arabien. (*)

Sehen ſie, lieber Herr.... ſchon wieder eine andere Frucht! Sie iſt dreyeckicht, und hat eine braune Schaale! — Dies ſind

Bü-

(*) Dank eher als Spott erwarte ich, wenn ich hier ein Rezept zu einer guten Tinte kommunizire. Rezept zu einem Quartier oder Maaß Tinte: Zwey Loth engliſchen Vitriol; vier und ein halb Loth Galläpfel; drey Loth arabiſchen Gummi; ein viertel Quartier Weineſſig; drey viertel Quartier Regen- Schnee- oder Flußwaſſer. Das Regenwaſſer wird gekocht, und auf die mit Weineſſig vermiſchte Species ſo heiß gegoſſen, als es der Krug vertragen kann. Nun rührt man die ganze Maſſe etliche Minuten um, und ſo iſt die Tinte, die ſehr ſchwarz iſt, und niemals ſchimlicht wird, fertig.

Bücheln,

Bucheckern oder Buchnüſſe, davon immer zwo in einer grünen holzichten und ſtachelichten Schaale beyſammen ſitzen. Man kann die Buchnüſſe eſſen, gewöhnlich aber giebt man ſie den Schweinen, oder ſchlägt Oel daraus. Und auch das Oel verkochen und verbacken die armen Leute. Die Buche giebt gutes Brennholz und trefliche Kohlen. Ferner macht man daraus Tiſche und Teller und Backtröge, Walzen, Kutſchen-Schwungbäume, Felgen zu Rädern, Achſen und Deichſeln und Brunnenröhren. Und die Buchholzaſche giebt gute ſcharfe Lauge zum Waſchen und Seifenſieden. Auf der 8ten Tafel Figur 27 iſt eine Buche mit Bücheln abgebildet.

Hier herum, liebe Kinder, ſtehen **Birken**, **Tannen** und **Fichten**; dies ſind **Erlen**, **Eſpen**, **Pappeln**, **Ilmen**, und **Masholder**; dort wachſen **Haſelnuß**- **Hagebütchen** (a) - und **Melberſtauden**; und hier ſtehen **Lerchen**- **Ulmen**, und **Ahornbäume**. — Alle dieſe Bäume und Stauden nützen uns mit ihrem Holz zur Feuerung, und den Zimmerleuten Tiſchlern, Rademachern, Böttchern (b) und Drechslern, und vielen andern Handwerksleuten zu allerhand nöthigen und nützlichen Arbeiten.

Faſt alle dieſe Bäume und Stauden verlieren im Herbſt ihre Blätter, ſtehen den Winter über kahl, und erhalten erſt das Frühjahr darauf wieder neue; einige frü-

(a) Hetſchepetſch. (b) Wagner. Binder.

früher, andere ſpäter. Dies iſt nicht ſo in warmen Weltgegenden, wo die Bäume zwar wohl Laub fallen laſſen, aber immer wieder neues dazu bekommen, ſo daß ſie beſtändig grün ſind, und voller Laub hängen.

Die Tannen,

Fichten oder Kienbäume, Lerchenbäume, Cedern und Wacholdersträuche (a); und überhaupt faſt alle diejenigen Bäume und Geſträuche, die wegen ihres ſchmalen und ſpitzigen Laubes, Nadelhölzer genannt werden, bleiben auch bey uns, bis an die Lerchenbäume, Sommer und Winter grün und voller Laub. Sie wachſen alle, bis an die Wacholdersträuche, ſehr hoch. Es giebt Tannen und Fichten, die 40 bis 70 Ellen hoch, und ſo dick ſind, daß ſie zween Männer kaum umarmen können. Sie haben theils röthlichtbraune, theils weislichte und ſchwärzlichte Rinden, weiſſes harzichtes Holz, und tragen ihren Samen in den ſogenannten Zapfen in ſich, der im Oktober oder November reif iſt, aber gewöhnlich erſt im Monat May des folgenden Jahrs ausfällt, und ſodenn von ſelbſt wieder zu neuen jungen Fichten und Tannen aufwächſt.

Die **gemeinen Tannen** haben lauter einzelnſtehende, pfriemenförmige, ſpitzige Nadeln, und braunrothe oder ſchwärzlichte Rinden, und werden zuweilen auch Rothtannen oder Schwarztannen genannt. Sie wachſen faſt allenthalben, und auch in Deutſchland ſehr häu-

(a) Kronawet.

häufig, werden gern zwey bis drey Ellen dick, und oft gegen ſiebzig Ellen hoch, und geben gute Balken zum Häuſer bauen, ſchöne Bretter, und trefliche Maſtbäume. Und in Lapland macht man aus ihren langen dünnen Wurzeln Stricke und Körbe. — Es giebt auch weiſſe **Tannen**, die einzeln ſtehende, und an den Enden ausgezackte Blätter oder Nadeln, und eine weiſſe glatte Rinde haben. Das flüſſige Harz, welches ſich gewöhnlich im Frühling und Herbſt in Beulen auf ihrer Rinde ſammelt, wird Terpentin genannt. Auf der 5ten Tafel Figur 19 ſteht eine Tanne.

Die **Cedern** von Libanon gehören alſo auch zu den Nadelhölzern. Sie haben eine aſchfarbig braune Rinde, ein röthlichtes wohlriechendes Holz, und Büſchelnweiß neben einander ſitzende Blätter oder Nadeln, wie die Lerchenbäume. Es kommt von den Cedern ſehr vieles in der Bibel vor, weil der König Salomo vom damaligen König in Tyrus, mit Namen Hiram, eine groſſe Menge zu ſeinem Tempelbau in Jeruſalem bekam. Auf der 1ten Tafel Figur 12. Tafel 2 Figur 3 iſt ein Cedernbaum abgebildet.

Die **Lerchenbäume** haben Nadeln, davon gewöhnlich zehn bis zwölf, und oft noch mehr aus einem gemeinſchaftlichen Punkte herauswachſen, ſo, daß ſie Büſchelnweis rund um die Zweige und Aeſte herumſitzen. Sie geben im Frühling einen ſehr angenehmen Geruch von ſich, und ſchwitzen in heiſſen Sommern zuweilen eine Art von Manna aus, die aber nicht ſonderlich viel taugt. Und

aus den Stämmen der Lerchenbäume fließt von ſelbſt, und wenn ſie angebohrt worden ſind, ein heller ſtarkriechender Saft heraus, den man *Terpentin* nennt, und vorzüglich zu Schmierung verſchiedener Wunden und Geſchwüre nützlich gebrauchen kann. Die Rinde der Lerchenbäume iſt dick, braunroth und voller Riſſe, und ihr Holz iſt röthlicht, hart und harzicht, und wird zum Schiff- und Waſſerbau, zu Brunnenröhren und Waſſerrinnen und Fäſſern gebraucht. Die Lerchenbäume tragen kleine in die Höhe ſtehende Zäpfchen, und laſſen ihre Blätter alle Jahr im Herbſt fallen, welches ſonſt kein Nadelholz thut.

Ich bin ſehr ſchmutzig geworden, lieber Herr..! Sehen Sie doch, was hier an meinem Kleide iſt? Es iſt Harz, das von den Tannen und Fichten herausquillt, und an denſelben herunterfließt. Und an einem ſolchen Baume wird er ſich angelehnt haben, oder allzu dicht daran vorbey gegangen ſeyn. — Auf der 7ten Tafel Figur 8. iſt eine ſolche Tanne, von der gewöhnlich Harz herunterfließt, mit ihren Früchten oder Zapfen abgebildet.

Wozu nützt das Harz? Zu allerhand Dingen. Man macht Pech und Siegellak, und viele andere Dinge daraus; und wenn es gekocht oder geläutert wird, ſo erhält man Pech. Das Pech gebrauchen die Schuſter, Bötcher, Eiſenſchmiede, Glaſer uud Verzinner. Man überzieht Dachrinnen, und verpicht Bierfäſſer damit, macht Pechkränze und Fackeln, und hier und da auch Wagenſchmiere daraus.

Der

Der Theer aber, mit dem man ganze Schiffe von auſſen und von innen überſtreicht, um ſie für Waſſer und Regen und Schnee zu bewahren, wird aus Fichten- oder Kienſtöcken geſotten. Man weicht und ſchmiert mit dem Theer auch die Schiffsthaue und Fiſchernetze ein, daß ſie eher gegen die Fäulniß ſicher ſind, und länger dauern. Und gewöhnlich ſchmiert man auch, wenigſtens in beyden Sachſen und Weſtphalen, Wagen, Kutſchen und Karren damit.

Die **Fichten** oder **Kienbäume** ſehen faſt eben ſo aus, wie die Tannen, und tragen auch Zapfen, haben aber längere und ſchmälere Nadeln, die immer paarweis aus einer gemeinſchaftlichen Scheide hervorkommen, und rings um die Zweige herum ſitzen. Die Fichten wachſen unter allen Nadelhölzern am geſchwindeſten und geradeſten, und gewöhnlich auch ſehr hoch, und dienen in ganzen Balken ſowohl als in Dielen und Brettern zerſchnitten den Zimmerleuten, Tiſchlern und Böttchern zu vielerley Arbeiten. Ihr Holz iſt ſo harzicht, daß es, wenn es auch gleich noch faſt ganz friſch und naß iſt, wie ein Licht brennt, und an vielen Orten zum Feueranmachen gebraucht wird.

Der Ruß, der ſich in den Oefen, wo Pech und Theer gemacht, oder auch blos Kien- Fichten und Tannenſtöcke und deren Wurzeln verbrannt werden, anſetzt, wird **Kienruß** genannt, und von den Buchdruckern zur Buchdruckerſchwärze, und von den Malern, Schuſtern,

Mäurern und Weisbindern (a) und Töpfern (b) zu allerhand Dingen gebraucht.

Die Zirbelbäume oder **Pinien** kommen in der Größſe und Geſtalt mit dem Fichten ſo ziemlich überein; aber ihre Nadeln, die auch paar weis beyſammen ſitzen, ſind viel länger, und gewöhnlich faſt eine viertel Elle lange, und ihre Samen oder Nüſſe haben eine harte dicke Schale, und keine häutige Einfaſſung. Man kann die Zirbelnüſſe, deren meiſt immer gegen zwanzig Stück in einem Zapfen ſtecken, eſſen. In Frankreich, Italien und Spanien giebt es viele Zirbelbäume; in Deutſchland aber ſind ihrer nicht viel.

Wachſen in allen Wäldern ſo viele Erdbeere, Heidel- und Brombeere, wie in dieſem? Ja, faſt in allen. Nun ſo wundere ich micht nicht mehr, daß dieſe Beeren ſo häufig auf die Märkte gebracht, und ſo wohlfeil von den Landleuten verkauft werden können.

O, ich unachtſamer Knabe! Was hab ich hier für eine niedliche Pflanze zertreten? Sehen ſie einmal, lieber Herr .. Sie hatte ein braunes Hütchen auf ihrem Strunke ſitzen. Es war eine Art

Pilz,

oder Erdſchwamm, mein Sohn, die oben braun und glatt, und unten weiß und blätterícht iſt. Es giebt noch mehrere

(a) So werden in einigen Gegenden diejenigen Leute genannt, welche die Zimmer ausweißen.

(b) Hafner.

re Sorten von Pilzen, die ſämmtlich in feuchten Gegenden wachſen, und theils aus einem fleiſchichten, meiſtentheils weichen und ſaftigen, geſchwind vergänglichen; theils aus einem trocknen länger dauernden lederartigen Weſen beſtehen, und faſt keine Wurzeln, und weder Zweige noch Blätter, und ihren Samen ſo verſteckt haben, daß man ihn mit bloſſen Augen nicht wohl erkennen kann. Und davon ſind einige giftig, andere aber können gegeſſen werden. — Morcheln und Pfifferlinge ſind auch Pilze, die man, jene an Saucen, und dieſe als ein Gemüſe eſſen kann. Faſt alle Pilze aber, die auf faulem Holz und in Miſtlachen, und an andern ſumpfichten Orten wachſen, ſind giftig. Und dann ſind auch die giftigen Erdſchwämme ſchwer von ungiftigen zu unterſcheiden. Man thut alſo am klügſten, wenn man keine ißt, weil auch die beſten unter ihnen eine elende ſchlechte Nahrung geben. O wie viele arme Leute werden ſchon an giftigen Pilzen ihr Leben verlohren haben! Auf der 7ten Tafel, Figur 16 und 17 ſind zween Erdpilze abgebildet.

Die Trüffeln

ſind auch eine Art Pilze oder Erdſchwämme, die aber nicht über der Erde, ſondern unter der Erde wachſen, auſſen ſchwarz und innen marmorirt, ſonſt aber faſt wie Kartoffeln ausſehen, und gewöhnlich ſo groß, als eine Wallnuß, oft auch viel gröſſer, und zuweilen ſechs bis zehn Pfund ſchwer ſind. Reiche und vornehme Leute gebrauchen ſie zu verſchiedenen Saucen und Speiſen. Hunde,

die

die dazu abgerichtet worden ſind, müſſen die Trüffeln durch ihren Geruch aufſuchen, und die Menſchen, die welche haben wollen, graben ſie ſodenn heraus.

Was ſitzt denn hier auf dieſen Bäumen für ein wunderbahres Gras? — Ohe, ja wohl Gras! Es iſt kein Gras, ſondern

Moos

oder ein Gewächs, das Wurzeln und Blätter hat, und meiſt immer ganz grün, zuweilen aber auch hie und da gelblicht und weislicht grün iſt, und auf Bäumen, Stauden, Ziegeln, Knochen, Glas, Scherben und Steinen; und auf der Erde in Gärten, Wieſen und Wäldern wächſt.

Das Moos iſt ſchädlich und nützlich. Schädlich iſt es deswegen, weil es den Wachsthum des Graſes hindert, und auf den Bäumen und Stauden, und wo es ſich ſonſt anſetzt, Fäulniß verurſacht. Ein bemooster Baum trägt wenig und ſchlechte Früchte, und ſtirbt allmählig völlig ab. — Nützlich aber iſt das Moos zur Aſche und zum Dünger, zu Ausſtopfung der Löcher und Spalten der kleinen Schiffe, hölzernen Häuſer und anderer Hütten, und zur Verſendung allerhand Arten von Gewächſen. Und ziert man nicht Gärtchen und Ställe, und viel anderes Spielzeug für die Kinder mit Moos aus?

Schimmel

und nicht Moos nennt man diejenigen hübſche ſchwarze, weiſſe, grüne und graue Pflänzchen, die auf hölzernen und

ſteinernen Wänden, auf der Rinde der Nadelhölzer, auf faulem Holz, faulen Aepfeln und Citronen, altem Brod und Käſe, und vielen andern alt gewordenen Speiſen wachſen, und wie herrliche Buſchwerke oder Luſtwäldchen ausſehen. Einige Schimmel ſind von langer, andere von kurzer Dauer. Und alle entſtehen aus Samen, und nicht aus der Fäulniß.

Wenn man ſie durch ein Vergrößerungsglas anſieht, ſo entdeckt man an ihnen Wurzeln und Stengel und Blätter; und zuweilen ſieht man auch kleine Thierchen in ihnen herum laufen. Er nützt zu nichts, ſondern ſchadet vielmehr; denn alles was ihm nahe kömmt, ſteckt er mit Fäulniß an.

Da wächſt was auf einem Baum, lieber Herr.. das wie dickes röthlicht braunes Leder ausſieht: Es iſt doch wohl kein Leder? O nein! Wie ſollte das zugehen? Das ordentliche Leder kommt nur allein von den Häuten der Thiere. Es iſt eine Art Pilz, die man auch

Feuerſchwam

nennt, und die auf alten Eichen und Büchen, und auf vielen andern alten Bäumen wächſt. Man ſcheidet ſie zu gewiſſen Zeiten weg, und macht Zunder daraus (*). Sie be-

(*) Eiche heißt lateiniſch quercus: Buche fagus: Tanne pinus abies: Ceder cedrus: Lerchenbaume larix: Ficht pinus ſylveſtris: Zirbelbaum pinus pinea: Pilz fungus: Trüffel lycoperdon tuper: Moos muſcus: Schimmel mucor: Feuerſchwam boletus igniarius.

beſtehen aus einem fleiſchichten weichen und lederartigen Weſen, und haben weder Zweige noch Blätter. — Zunder habt ihr doch wohl ſchon geſehen, Kinder? O Ja! Man ſchlägt Feuer damit an. Ohe, kleiner Mann! Mit Zunder will er Feuer anſchlagen? Ich dächte, mit Stahl und Stein, und der Zunder ſodenn die Funken auffienge?

Wachſen die durchlöcherten Schwämme, die man zum Waſchen und Auftrocknen gebraucht, auch auf Bäumen? Nein. Wo denn? An Felſen unter dem Meer. Aber ſie ſind keine ordentliche Pflanzen, ſondern Wohnungen gewiſſer Meereinwohner, die zu den Gewürmen gehören, davon ich euch bald Mehreres erzählen werde. — Lebe wohl, Bald! Bald beſuchen wir dich wieder. Wir müſſen alle deine Schätze und Güter nach und nach ſehen und kennen lernen.

Dieß liebe Kinder, ſind

Wachholderſträuche, (a)

die Sommer und Winter grün bleiben, und faſt immer ganz und halb reife Früchte zu gleicher Zeit tragen. Was nützen die Wachholderbeere? Man gebraucht ſie zu allerhand Speiſen; auch ein wohlſchmeckender Syrup, und ein Getränk, das wie Wein ſchmeckt, macht man daraus. Und mit dem Wachholderholz und Laub kann man räuchern. — Auch die Beeren der (b) Hambutchen oder wil-

(a) Kronawetſtaude (b) Hetſchepeſch.

wilden Roſenſträuche kann man eſſen und einen geſunden Syrup davon kochen.

Kommet hieher, Kinder! Sehet, in dieſem Teich wächſt ein hohes und dickes Gras, das man

Schilf

nennt. Einige Schilfe treiben lange holzichte Röhren, die man zu allerhand Arbeiten gebrauchen kann. — Die Stöcke der Herren ſind auch eine Art Schilfrohr, die man Spaniſche Rohr nennt, weil ſie von den Holländern aus Oſtindien gebracht werden, wo ſie an ſumpfigten Oertern wachſen. Meerrohr nennt man ſie deswegen, weil ſie über Meere zu uns gebracht werden. — Warum ſie aber auch Spaniſche Rohr heiſſen, iſt nicht bekannt. Vielleicht brachten die Spanier die erſten davon nach Europa. Auf unſrer 13ten Tafel Figur 11 iſt Schilf abgebildet.

Hier dieſe dicke Halme nennt man

Schachtelhalm

oder Kannenkraut. Die Tiſchler und Drechsler gebrauchen ſie zum Glattmachen oder Polieren ihrer Arbeiten; und in verſchiedenen Gegenden von Deutſchland wird auch das Zinn in den Küchen damit rein gemacht.

Sehet Kinder! Ein ganzer Acker voll

Tabakpflanzen.

Doch die kennet ihr ſchon, und wiſſet auch ſchon, wozu ſie nüzen, und was man damit macht. Nicht wahr, wenn

die Blätter reif ſind, werden ſie abgepflükt und getrocknet? Einige davon werden ſodann klein geſchnitten, und als Rauchtabak verkauft. Andere reibt oder mahlt man klein zu Schnupftabak. Manns- und Frauensperſonen rauchen und ſchnupfen an manchen Orten Tabak. Einige rauchen ſchlechten Rolentabak, andere Varinas, Portoriko und Kanaſtertabak. Einige ſchnupfen Tongo, andere Spaniol. Auf der Tafel 2 Figur 16 ſind zwey Tabakpflanzen zu ſehen.

Das Vaterland des Tabaks iſt Amerika, wo er von Engländern, Spaniern, Portugieſen, Dänen, Franzoſen und Holländern in ſo groſſer Menge gebaut wird, daß alle Jahr etliche hundert Schiffe voll nach Europa geführt werden können.

Seinen Namen hat der Tabak von der amerikaniſchen Inſel Tabago, wo ihn die Spanier nach Eroberung von Amerika, im Jahr 1520 zuerſt fanden. — Der Portorikotabak hat ſeinen Namen von der amerikaniſchen Inſel Portoriko, wo er wächſt. Und der Kanaſtertabak, welches der beſte und theuerſte Rauchtabak iſt, wird von den Körben alſo genannt, in welche er eingetrampt, und verſchickt wird. Denn Korb und Kaniſter iſt einerley. — Es giebt noch eine Menge Sorten von Tabak, die faſt alle ihren Namen von den Orten haben, wo ſie gebaut und zerſchnitten oder gerieben werden.

Im

Im Jahr 1560 kam der erſte Tabak nach Portugal (*). Bald nachher pflanzte man ihn in Spanien, und in einigen andern europäiſchen Ländern. Und endlich baute man ihn auch in Deutſchland.

Dies iſt eine Wieſe, Liebe Kinder, worauf gutes Gras, und eine Menge bunte Blumen, und allerhand Samenkörner wachſen, die uns viel Vergnügen und Nutzen ſchaffen.

Der Kümmel

hat kleine länglichte Körner, die man unter das Brod und den Zwieback backen, in Käſe thun, in Suppen und Brühen, und vielen andern Speiſen verkochen, und zum Brantwein gebrauchen kann. Siehe Tafel 3 Figur 26.

Die Kamillen, Schafgarben und Schlüſſelblumen geben geſunden Thee. Und wie viele Wurzeln, Blätter und Blumen werden nicht zu Artzeneyen für die Apotheker auf den Wieſen geſammelt?

Alle dieſe Kräuter und Blumen werden, wenn das übrige Gras hoch genug und reif iſt, mit groſſen Meſſern, die man Senſen nennt, abgemähet und getrocknet, und ſodenn Heu genannt. Wenn man aber das Gras noch zum zweytenmal abhaut, ſo nennt man es **Grumet**, (a)

(*) Johann Nicot, franzöſiſcher Geſandter in Liſabon, machte den Tabak im Jahr 1560 zuerſt in Europa bekannt. Und ſeit der Zeit wird der Tabak auch auf lateiniſch, Herba Nicotiana, genannt.

(a) Gramet.

Ohmd oder Oemd. Beyde, das Heu und das Oemd, geben für Pferde, Rindvieh und Schaafe ein gutes Futter ab.

Auf dieſem Acker hier wächſt ein Farbekraut, das

Waid

heißt, und zum Blaufärben gebraucht wird. Es wächſt der Waid ſo ſchnell, daß man ihn in einem Sommer dreymal abſchneiden kann. Wenn er trocken geworden, und dreymal in einer Stampfmühle zerſtoſſen, und mit Waſſer angefeuchtet worden iſt, ſo giebt er eine dauerhafte blaue Farbe.

Der Krap

oder die Färberröthe hat Wurzeln, die eine ſchöne rothe Farbe geben, wenn ſie gedörrt, und zu Pulver geſtoſſen werden.

Der Saflor

oder wilde Safran hat eine Blüthe, mit der man ebenfalls ſchön roth färben kann. Sein Saamen iſt den Menſchen tödtlich. Wer davon ißt, muß viel Schmerzen leiden, oder gar ſterben.

Auch das Schierlingskraut iſt den Menſchen und Kühen, und vielen andern Thieren ſchädlich. Die Ziege aber kans ohne Gefahr freſſen.

Der

Der Safran,

den man eſſen kann, wächſt in Frankreich, England, Oeſterreich und der Türkey, und in vielen andern Gegenden von Europa. Die Safranpflanze hat eine Zwiebel, die eine Blume treibt, welche mit der Lilie viele Aehnlichkeit hat, aber nur ſo groß als eine kleine Tulpe iſt. Mitten in der Blume ſitzen etliche rothe, mit gelben Pünktchen verſehene Zäſerchen, die der gewürzhafte Safran ſind. Der Safran iſt ſehr theuer. Das Pfund koſtet gewöhnlich zwölf bis fünfzehn Gulden. Siehe Tafel 3 Figur 24.

Der Senf.

hat einen Saamen, den man eſſen kann. Man zerdrückt und vermiſcht ihn mit Weinmoſt oder Eſſig, und ſpeißt ihn als eine Sauce zum Rindfleiſch und zu vielen andern Speiſen. Er ſchmeckt und riecht ſcharf. (*)

Soll ich nun mein Verſprechen erfüllen, liebe Kinder, und euch etwas vom Zucker und Kaffe erzählen?

Der Zucker

kömmt von dem Mark einer Pflanze, die man Zuckerrohr nennt. Das Zuckerrohr iſt drey bis fünf Ellen hoch und rund, und ein bis zween Figer dick, hat viele Ringe oder

(*) Wachholder heißt auf lateiniſch iuniperus: Schilf arundo: Schachtelhalm equiſetum: Tabak herba nicotiana: Kümmel carum carvi: Waid iſatis tinctoria: Krap rubia tinctorum: Saflor carthamus tinctorius: Safran crocus ſativus: Senf ſinapis.

Abſätze, und wenig Blätter. Jeder Knoten oder Abſatz iſt von dem andern ungefähr eine Handbreit entfernt. Aus jedem Knoten wächſt ein Blatt, welches das Rohr bis an den nächſten Knoten einhüllt. Zwey Blätter ſtehen nie gerade über einander, eins ſteht links, und das andere rechts drüber.

Wenn das Rohr reif iſt, wird es abgeſchnitten, in der Mühle zerquetſcht, und der Saft ausgepreßt. Dieſer Saft wird alsdenn in groſſen Keſſeln ſo lange gekocht und geläutert, bis er rein und dick genug geworden iſt. Auf der 2ten Tafel Figur 4 könnt ihr Zuckerrohr mit ſeinen Blättern finden, und Figur 6 ſeht ihr den Mohr, wie er ſchon reifes abgeſchnittnes Zuckerrohr fort trägt.

Aber nun iſt der Zucker noch nicht weiß, ſondern noch ganz ſchwarzbraun und broſamicht. Er wird aber doch ſo in Tonnen gefüllt, und aus Amerika von den Franzoſen, Engländern, Spaniern und Dänen, unter dem Namen roher Zucker, nach Europa gebracht. Und hier wird er nun erſt in den Zuckerſiedereyen durch allerhand Künſteleyen völlig raffinirt oder geläutert, und in länglicht runde Formen gegoſſen, die man Hüte nennt.

Giebts denn ſonſt nirgends Zucker, als in Amerika? O ja! Man baut auch in Aſia und Afrika, und in Spanien, Neapel und Sicilien viel Zucker. Allein der meiſte kömmt doch wohl aus Amerika, wo nur allein die Franzoſen ſoviel bauen, daß ſie faſt ganz Europa damit verſehen könnten.

Der

Der beßte weiſſe Zucker wird **Kanarienzucker** genannt, weil ehedem von den Kanarieninſeln der feinſte Zucker geliefert wurde. Auf den Kanarienzucker folgt der **Rafinade**; und auf dieſen der **Meliszucker**.

Der ſüſſe braune Saft, der aus den Formen läuft, worein der Zucker gegoſſen worden iſt, wird Syrup genannt. Er iſt wohlfeiler, als der harte Zucker. Daher kaufen ihn die arme Leute gern.

Man wickelt die Zuckerhüte in graues, weiſſes und blaues Papier ein, und umbindet ſie mit Bindfaden, damit ſie bequem eingepackt, und ganz verſchickt werden können.

Von dem fertigen weiſſen Zucker kann man weiſſen und braunen Kandelzucker, und eine Menge Zuckerwaaren machen.

Ich muß euch doch noch ſagen, liebe Kinder, daß man auch aus Zuckerwurzeln, und aus rothen und gelben Rüben, Zucker machen kann. Iſt das nicht vortreflich? O ja! Und unſere Bienen geben uns ſüſſen Honig. Allerliebſt! Wenn alſo einmal der ordentliche Zucker theurer wird, als der Honig, oder es gar keinen Zucker mehr giebt, ſo nehmen wir unſern Honig, oder machen uns aus rothen und gelben Rüben Zucker. Richtig, Kinder! Den Zucker können wir im Fall der Noth wirklich entbehren; und ſo auch den Kaffee, denn unſere Vorfahren wußten ganz und gar nichts vom Kaffee, und lebten und waren geſund, und vielleicht geſünder, als diejenigen nicht ſind, die itzt immer Kaffee trinken.

Wer aber doch Kaffee haben will, der mache ſich welchen von Weitzen, Rocken und Gerſten, und trinke Weitzelade, Rockelade oder Gerſtelade. Auch von Cichorienwurzeln kann man Kaffee machen. — Doch wir wollen jedem laſſen und gönnen, was er hat und gewohnt iſt.

Der Kaffebaum

hat Arabien zu ſeinem Vaterlande. Die Venezianer brachten ihn im Jahr 1624 zuerſt von dorten mit nach Italien. Im Jahr 1644 kam er nach Frankreich. Und von hier aus kam er endlich in alle Theile der Welt. In Amerika aber baut man ſchon ſeit vielen Jahren den meiſten Kaffee.

Der Kaffeebaum iſt ungefähr ſo dick, als ein Mannsarm, und ſechs bis neun Ellen hoch. Seine Blätter gleichen den Citronenblättern, und fallen im Herbſt nicht alle auf einmal ab, wie es bey unſern Bäumen geſchieht, ſondern er hat, wie überhaupt faſt alle Gewächſe in warmen Ländern, immer, und zu allen Jahrszeiten, Laub, Blüthe und Früchte.

Die Frucht ſitzt an einem kleinen Stil, und ſieht einer kleinen länglichten Kirſche ähnlich, ſiehe Tafel 2 Figur 8. — Faſt jede Beere hat zween Kerne, die wie unſere Bohnen ausſehen, und deswegen auch Kaffeebohnen genannt werden, ſiehe Figur 10. — Weil die Beeren nicht alle zu gleicher Zeit reif werden, kann man ſie auch nicht alle auf einmal abſchütteln. Man ſammelt daher des Jahrs gewöhnlich zwey bis dreymal Kaffeebohnen ein.

Der beſte Kaffee iſt der Arabiſche oder Levantiſche. Sodenn folgt der von der franzöſiſchen Inſeln Bourbon, die in Afrika, rechts neben der Inſel Madagaskar liegt. Und endlich kommt der Amerikaniſche, davon der beſte von der franzöſiſchen Inſel Martinik iſt.

Ihr wißt doch ſchon, daß der Italiener alles gegen Morgen gelegene Land Levante, und die daher kommenden Früchte, Levantiſche Früchte nennt?

Dies iſt ein Schlehenſtrauch, deſſen Blüthe man in den Aphotheken gebraucht, und deſſen Früchte oder Beeren man friſch und getrocknet eſſen kann. Auch Schlehenwein macht man davon.

Was wächſt hier an dieſen groſſen Stangen hinauf?

Hopfen,

den man zum Bierbrauen gebraucht. Das Bier wird davon etwas bitter, und ſo dauerhaft gemacht, daß man es in guten Kellern etliche Jahre lang aufhalten kann.

Kinder, nun gehen wir nach Hauſe! Schon nach Hauſe, lieber Herr..? Ja! Ich denke, wir ſind nun lange genug herumgelauffen. Wir müſſen nun ein wenig ausruhen, und über das nachdenken, was wir geſehen und geſammelt haben. Und dann gehen wir in den Baumgarten, und von da auf die Polypen- und Schmetterlingsjagd. Ach das iſt allerliebſt! Was ſind denn Polypen? Ganz kleine Waſſerthierchen, die, wenn man ſie in Stücke zerſchneidet, nicht ſterben, ſondern lebendig bleiben.

Kennet ihr dieſe kleine Körner? O ja! Es ſind **Weihrauch- Myrrhen- Aloe-** und **Maſtixkörner**, die man zum Räuchern, und zu vielen andern Dingen gebraucht. Sie kommen aus Aſia, wo ſie als klebrichte Säfte aus gewiſſen Bäumen ſchwitzen. — Auch der **Gummi** ſchwitzt aus gewiſſen Bäumen heraus.

Sehet, hier hab ich eine **Kalmuswurzel**, die in Indien, aber auch in Europa, und ſelbſt in Deutſchland in ſumpfichten Gegenden häufig wächſt. Man kocht ſie in Zucker, und ißt ſie zur Stärkung des Magens.

Was ſind dies, Kinder?

Mandel.

Was für welche, bittere oder ſüße? Wir wollen ſie erſt koſten — Bittere, bittere. Ey, wo wachſen denn die ſüßen Mandel in Menge? In Italien und Frankreich. Auch in Spanien und Portugall, und ſelbſt in Deutſchland giebt es hie und da welche. Klein Aſien aber iſt ihr Vaterland.

Daß man die ſüße Mandel eſſen, gute Backwerke, ein köſtliches Oel, und eine wohlſchmeckende Milch davon machen könne, wiſſen wir. Wozu aber die bittere nützen, iſt uns nicht bekannt. Man macht auch ein Oel, und allerhand gute Backwerke davon. Von dem Mandelholz macht man allerhand niedliche Arbeiten, und vom ſüßen unter andern vorzüglich viele Fächer. Auf der 10 Tafel Figur 1 iſt ein Mandelbaum abgebildet.

Ich bin nun entſchloſſen, liebe Kinder, in den Baumgarten zu gehen; wollt ihr wohl mit? O freylich! Nun ſo kommet! Ich weis gewiß, einige von euch, und vorzüglich diejenigen, die noch keinen ſolchen Garten geſehen haben, werden nicht wiſſen, wie ihnen iſt, und wo ſie zuerſt hinſehen ſollen, wenn alles um ſie herum voller Blüthe und voller halb- und ganz-reifer Früchte hängt. Wir werden gleich beym Eintrit einen groſſen

Walnußbaum

oder welſchen Nußbaum ſehen, deſſen Nüße in zwo Schalen, in einer weichen grünen, und einer harten gelblichten eingeſchloſſen ſind, und friſch und trocken, wie ihr wißt, gegeſſen werden können. Auch ein geſundes Oel, das man an Salaten eſſen, und verkochen und verbacken kann, geben die Walnüße. Das Vaterland dieſer Bäume iſt Perſien, itzt aber wachſen ſie faſt allenthalben, und vorzüglich in Deutſchland ſehr häufig. Wie viel welſche Nußbäume giebts nicht im Herzogthum Würtemberg und in der Kuhrpfalz?

Dies hier ſind allerhand Sorten von Aepfelbäumen und Birnbäumen. Hier ſtehen Kornelius, (a) und verſchiedene ſaure und ſüße Kirſchen. Dies iſt ein Pfirſich, dies ein Aprikoſen, dies ein Quitten, und dies ein Mispelnbaum. — Wie gut ein reifer Apfel, eine

reife

(a) Tinnel.

reife Birn, Pfirſiche und Aprikoſe ſchmecken, wißt ihr vielleicht alle ſchon; und wer es noch nicht weiß, der ſolls itzt erfahren: Denn was reif iſt, pflücken wir ab.

Viele, ja die meiſten Aepfel und Birn, ißt man roh, oder kocht ſie als ein Gemüſe. Man trocknet aber auch viele. Von einigen Birnen macht man einen guten Syrup. Viele Aepfel werden auch zerquetſcht, und ihr Saft oder Moſt, unter dem Namen **Cider** ſtatt eines Weins getrunken. Die Engländer machen und trinken jährlich viele tauſend Maas oder Quartier Cider.

Wuchſen dieſe herrlichen Früchte immer in Deutſchland? Nein. Die köſtliche Pfirſiche kamen aus Perſien nach Italien, und von Italien kamen ſie uns nach Deutſchland. Die Aprikoſen haben Griechenland; und die **Kir**ſchen klein Aſien zu ihrem Vaterlande.

Danket dem lieben Gott, Kinder, daß er ſo viele koſtbare Früchte zu unſerm Vergnügen erſchaffen hat, und daß wir immer wieder was Neues kriegen, wenn das Alte aufgezehrt oder verdorben iſt.

Er giebt uns nicht alle Früchte auf einmal, denn wie viele würden alsdenn nicht davon verderben? Sondern er giebt uns ſeine Geſchenke nach und nach; heute dies, morgen das.

Im Winter haben wir wenig, und oft gar nichts Friſches. Wir behelfen uns meiſtentheils mit trockenen Früchten. Aber der holde Frühling erfreut uns ſchon mit wohlſchmeckenden Erdbeeren, Johannis- und Himbeeren; auch ſeine Brom- Stück- und Heidelbeere laſſen wir uns

wohl

wohl ſchmecken. Und der gewürzhafte Saft der Kirſchen erfriſcht unſer mattes Geblüt, und bereitet es gleichſam zur Aufnahme noch ſtärkerer Säfte vor.

Der Sommer giebt uns Kirſchen, Aepfel, Birn, und etliche Sorten von Pflaumen. Der Herbſt endlich ſchenkt uns Weintrauben, Pfirſiche, Pflaumen und Aepfel und Birn aller Art.

Vieles eſſen wir gleich, weil es ſich nicht aufhalten läßt. Vieles aber verwahren wir in unſern Kellern auf den armen Winter. Und ſo, denk' ich, ſollte es keine Kunſt ſeyn, zufrieden zu leben.

Habt ihr was geſammelt, liebe Kinder! — Seyd ihr bey den Kirſchen geweſen? Ja! Gut. Wenn ihr nur keine unreiffe gegeſſen habt; denn unreiffes Obſt iſt ſehr ſchädlich, verurſacht im Leibe Schmerzen, oder wohl gar den Tod.

Dies endlich hier herum ſind

Pflaumenbäume,

die ganz runde, länglichtrunde, kleine und groſſe, weiſſe, gelbe, rothe und ſchwarzbraune Früchte tragen. Die meiſten davon ſind länglichtrund und ſchwarzbraun, und werden Zwetſchen genannt. Alle Arten von Pflaumen dienen uns zum Eſſen, theils friſch theils getrocknet. Auch Brantwein wird aus den Zwetſchen ſowohl, als aus den Kirſchen gebrannt. (*)

Wo

(*) Bey Gelegenheit zeigt man den Kindern die verſchiedene Sorten von Obſt vor, und wo es nach Beſchaffenheit der

Wo wächſt wohl der Reis, lieber Herr..? Und wo die Oliven? Ich laurte und ſuchte ſchon lange, aber ich hörte und fand bis itzt nichts davon.

Die Oliven,

mein Kind, wachſen ſehr häufig in Italien, Frankreich, Portugall und Spanien, die Inſel Cypern aber im mittelländiſchen Meer iſt ihr Vaterland, wie man glaubt.

Der Olivenbaum ſieht einem Weidenbaum ähnlich, iſt von ſchlechtem Anſehen, und ſelten gerade gewachſen, ſiehe Tafel 5 Figur 13. — Er bleibt das ganze Jahr grün, und hat keine Pflege der Menſchen nöthig. Wenn ſeine Frucht, die einer kleinen wälſchen Nuß ähnlich ſieht, reifet, wird ihre äuſſere Schale ſchwarz. Unter dieſer ſchwarzen Schale iſt eine röthliche, und denn noch eine weißlichte Haut. Der Saft aber und das Fleiſch ſind weiß. Oft hat ein Olivenbaum Blüthe und Früchte zu gleicher Zeit.

Das weiſſe Oel iſt das beſte, das Goldgelbe aber iſt entweder von faulen, oder von unreifen Früchten gemacht worden. Das gute Oel darf keinen Geſchmack haben. Genua, und vorzüglich die Gegend bey der Stadt San Remo hat, nebſt der Provence in Frankreich, das beſte Olivenöl in der Welt; und Portugall hat das meiſte. Die Franzoſen holen in San Remo viel Oel, und geben es nachher für Provenceöl aus.

Der

der Umſtände angeht, läßt man ſie ſolche auch wohl koſten oder verſuchen.

Der Reis

ſieht faſt der Gerſte ähnlich, und wächſt auf einem holzichten Halm oder Stengel, der ohngefähr zwo Ellen hoch, und etwas dicker als ein Federkiel iſt, ſiehe Tafel 12 Figur 6.

Der Stiel hat keine Aehre, ſonder ſtatt derſelben einen holzichten ausgebreiteten Buſch oder Strauß, daran die Körner in gelblichten Kapſeln oder Schalen eingeſchloſſen ſind.

Der Reis wächſt am häufigſten in warmen feuchten Gegenden. Den meiſten baut man ſeit einigen Jahren in Nordamerika. (*) Ueber zweyhundert Schiffe voll werden alle Jahr von dort ausgeführt. Aber auch in Italien, Spanien, Aegypten, Oſtindien und Sina baut man eine Menge Reis. Der Reis, welchen wir eſſen, kommt aus Italien und Amerika.

Die Engländer und Holländer brennen in Oſtindien aus Reis, Zucker, Rohm und Kokosnüſſen einen ſehr ſtarken Branntewein, den man Rak oder Arak nennt, der die Hauptſache beym Punſch iſt. — Was iſt denn Punſch? Ein warmes Getränk, das aus Waſſer, Citronenſaft, Zucker und Rak zuſammen gemiſcht wird.

Herr

(*) Der Reis kam wahrſcheinlich aus Aethiopien nach dem Orient, und von da nach Italien. Seit dem Jahr 1696 aber wird er vorzüglich erſtaunlich häufig in Amerika gebaut.

Herr . . was ſind das für Nüſſe,

Kokosnüſſe?

Sie wachſen in Amerika und Oſtindien auf groſſen Bäumen, die man Kokosbäume nennt, und ſind gewöhnlich gröſſer, als Gänſeeyer, ja oft ſind ſie ſo groß, als ein Kindskopf, und alſo geräumig genug, daß ſich der kleine amerikaniſche Affe, Sagoin, ſamt ſeinen langen Schwanz, darin aufhalten kann, ſiehe Tafel 6 Figur 21 und 22.

Die Schale die mit einem faſerichten oder haarichten Gewebe, daraus an dieſen Orten Stricke gedreht werden, umgeben iſt, ſieht gelblicht aus, und iſt ſo hart, als Horn, daher man auch allerhand niedliche Dinge daraus drechſeln kann. Und innen in der Schale ſteckt ein weiſſer ſüſſer Kern, der beynahe die ganze Nuß erfüllt, und in der Mitte hohl, und voller ſüſſer Milch iſt, die man Mandelmilch nennt, und als was Delikates trinkt.

Auch den Kern oder das Mark ißt man, es ſchmeckt wie lauter ſüſſe Mandel. Viele tauſend Menſchen leben in Aſia und Amerika faſt allein von dieſen Kokosnüſſen. Sie ſind ihnen das, was vielen armen Deutſchen ihre Kartoffeln ſind.

Nicht wahr, lieber Herr . . es giebt irgendwo einen Baum, aus deſſen Rinde man die Korke macht, womit man Krüge und Bouteillen zuſtopft? Ja, mein Sohn! Der Baum heißt

Kork.

Korkbaum

oder Pantoffelbaum, und iſt eine Art Eiche, die in Spanien, Italien und Frankreich wächſt. Ohnweit Rom giebts einen ganzen Wald von Pantoffelbäumen. Die Rinde dieſer Bäume iſt ein bis vier Finger dick, und wächſt alle zwey Jahre wieder, wo ſie weggeſchnitten wird.

Ey, lieber Herr . . iſt es denn wirklich andem, daß es in China, oder ſonſt wo einen Baum giebt, der

Fieberrindenbaum

heißt, deſſen Rinde man zu Pulver ſtößt, und als eine Arzeney gegen das Fieber einnimmt? Ja, Kinder es giebt wirklich einen ſolchen Baum in der Welt; aber nicht in Aſia, ſondern in Südamerika, im Königreich Peru. Er iſt nicht ſehr hoch, und hat einen mittelmäſſig dicken Stamm, mit vielen Aeſten. Die Rinde ſieht auſſen graugelb, und innen dunkelroth, und ſchmeckt bitter und ſcharf.

Warum nennt man ſie denn China- und nicht Perurinde? Wuchs der Baum etwa ehedem in China? Nein! Eine ſpaniſche Frau in Amerika gab ihr den Namen. Man ſagt, eine ſpaniſche Gräſinn, mit Namen Cinchon, deren Gemahl Vicekönig in ſpaniſch amerikaniſchen Königreich Peru war, habe im Jahr 1638 ein heftiges Fieber mit dieſer Rinde vertrieben. Und da ſie ihre glückliche Kur allenthalben bekannt gemacht, und die Rinde auch andern Kranken vom Fieber geholfen, habe man

ſie Ihr zu Ehren anfangs Gräfinrinde oder Gräfinpulver; hernach Jeſuitenpulver, weil ſie es den Jeſuiten zum austheilen gab; und endlich auch Cinchonrinde und Chinarinde genannt. Auch Fieberrinde wird ſie genannt. (*)

Aus Oſtindien kommt auch eine Wurzel zu uns, die Chinawurzel genannt, und in allerley Krankheiten, vorzüglich aber bey der Krätze, und bey Pocken oder Kinderblattern, zu Pulver verſtoſſen, eingenommen wird.

Es giebt in der Welt noch eine Menge merkwürdige Bäume und Gewächſe, liebe Kinder, die ihr in eurem künftigen Leben noch wohl werdet kennen lernen müſſen. Bedenket einmal: Es giebt mehr als fünfzehntauſenderley Arten von Pflanzen. Rechnet nun nach, wie viel euch davon bekannt ſind.

Dies muß ich euch doch noch ſagen: Es giebt Bäume, die ganz ſchwarzes, und welche, die ganz rothes Holz haben, und zum Färben, und vielen andern Dingen nützlich zu gebrauchen ſind.

Der Ebenbaum hat ganz ſchwarzes, und der Mahagonibaum ganz rothes Holz, das die Tiſchler, Meſſerſchmiede und Inſtrumentenmacher zu verſchiedenen Arbeiten gebrauchen können.

Das

(*) Zucker heißt lateiniſch ſaccharum: Kaffeebaum oder Kaffe coffea: Hopfen humulus lupulus: Mandelbaum amygdalus dulcis & amara: Walnußbaum iuglans: Pflaumenbaum prunus domeſtica: Oelbaum olea: Reis oryza: Kokosbaum cocos nucifera: Korkbaum quercus ſuber: Fieberrindenbaum cortex peruvianus: Dattelbaum phoenix dactilifera: Kakaobaum theobroma cacao: Vanille vanilla.

Das Campecheholz färbt ſchwarz und violet; und das Braſilien- oder Fernambukholz färbt roth.

Den Dattelbaum

oder Dattelpalm könnt ihr wegen ſeiner groſſen Frucht und groſſen Blätter auch noch merken. Er wächſt in Aſia, und iſt eine Art Palmbaum. Seine Frucht iſt ſo groß, als eine Pflaume, und hat einen fleiſchernen Umſchlag, den man eſſen kann. Aus dem Kern preſſen die Indianer ein Oel, das ſie ſtatt der Butter gebrauchen.

Auch zu Mehl werden die Kerne gemahlen, und daraus Brod für Menſchen und Kameele gebacken. Aus den Blättern aber macht ſich der Indianer faſt alles, was er braucht: nämlich Stricke und Fäden, Körbe, Säcke und Dächer, ja ſogar ſeine Hütte oder Haus ſelbſt baut er ſich daraus.

Wer nun eine Taſſe Thee, Kaffee oder Schokolade trinken, und etwas ausruhen will, mag es thun, denn die Polypenjagd geht nun bald an. — Wir bitten uns Thee oder Kaffee aus. Und Sie, lieber Herr .. wollen wir Schokolade trinken ſehen. Ey wie liſtig! ihr möchtet vermuthlich gern wiſſen, wie die Schokolade gemacht wird, oder gar wie ſie ſchmeckt. Wohlan, ihr ſollt beydes erfahren. Ihr habt doch ſchon

Kakaobohnen

geſehen? Nicht wahr, es ſind länglichte dunkelrothe Kerne, die den Mandeln oder groſſen Bohnen ähnlich ſehen?

Sie wachſen im mittägigen Amerika und den Antilliſchen Inſeln auf groſſen Bäumen, und in groſſen Kapſeln, darin gewöhnlich fünfzig bis ſechzig Stück beyſammen ſtecken, ſiehe Tafel 9. Figur 7. 8. 9.

Wenn man nun dieſe Kakaobohnen röſtet und klein ſtößt, und mit Zucker vermiſcht, ſo hat man Schokolade, aber freylich noch keine ſtarke; denn ſoll ſie recht gut und ſtark werden, ſo miſchet man Kakaobohnen, Zucker, Gewürznägelein, Kardomomen und Vanille zuſammen, läßt es beym Feuer zergehen, und gießt kleine runde, oder viereckichte Tafeln oder Kuchen. Will man nun Schokolade trinken, ſo muß ſie gerieben, mit etwas Eyerdotter vermiſcht, und in Waſſer oder Milch gekocht werden.

Die Spanier machten die erſte Schokolade in Amerika. Im Jahr 1520 brachten ſie die erſte nach Europa, und waren, nebſt den Portugieſen, lange Zeit die einzigen Europäer, welche den Nutzen der Kakaobohnen und der Schokolade einſahen. Erſt ohngefähr im Jahre 1646 wurden beyde andern Völkern auch bekannt; im Jahre 1680 aber wurden ſie erſt ein Gegenſtand der Handlung, und auf der Inſel Martinik, und andern weſtindiſchen Inſeln in ſehr groſſer Menge gebaut. Schokolade macht man daher ſchon ſeit langer Zeit faſt allenthalben, und auch in Deutſchland ſehr häufig. Sie iſt vielleicht geſünder, als der Kaffee.

Vanille

ſind ganz kleine, ſehr ſtark und gewürzhaft riechende Körnchen, deren etliche hundert in einer viertelellen langen ſchmalen Schote beyſammen ſitzen. Man gebraucht ſie zur Schokolade, wenn ſie wohlriechend und ſtark werden ſoll. Die Vanilpflanze wächſt im ſpaniſchen Südamerika, und gleicht dem Wachsthum nach dem Weinſtocke.

Wiſſet ihr auch, was Schoten ſind? Könnt ihr ſie wohl von den Hülſen unterſcheiden? O ja! In den Schoten ſitzen die Samenkörner alle auf einer Seite der Kapſel; in den Hülſen hingegen hängen ſie wechſelsweiſe an beyden Seiten. Richtig, ſo iſts.

Haut darf man alſo eine Hülſe oder eine Schote nicht nennen. Denn dasjenige nennt man Haut, was eine Frucht, oder einen Samen, oder eine Hand des Menſchen unmittelbar und dicht umgiebt. (*)

(*) Den Kindern etwas von den eigentlichen botaniſchen Kennzeichen der Pflanzen zu ſagen, iſt ſchwer und vielleicht auch ohne ſonderlichen Nutzen. Wie ſoll man von der Sexual-Methode mit ihnen ſprechen? Soll man die Staubfäden oder ſtamina Männchen; und die Staubwege oder piſtilla Weibchen nennen? Nützlich mag allenfalls noch dies ſeyn, daß man ihnen Staubwege und Staubfäden, und männliche und weibliche Blumen zeigt, und dabey ſagt, wenn man die männlichen Blumen und die Staubfäden wegpflücke, bekomme man keine Früchte. — Nachbar Hans pflückte einſt in ſeinen Garten alle männliche Blumen bey ſeinen Gurken und Kürbiſſen ſorgfältig weg, um deſto mehr Gurken und Kürbiſſe zu bekommen. Allein der gute Hans bekam nun gar keine.

Das Thierreich

fangen wir nun an, liebe Kinder. Ihr dürft euch in allem Ernſt darauf freuen, denn ich mache euch wenigſtens mit ſechs bis acht hundert kleinen und groſſen Thieren bekannt. Viele davon ſollt ihr lebendig, und einige abgebildet ſehen. Fiſche und Fröſche, Schafe und Elephanten, Vögel und Würmer wollen wir ſo genau kennen lernen, als es angeht.

Alles, liebe Kinder was ſich regt, was lebt und empfindet, und ſich freywillig von ſeiner Stelle bewegen kann, nennt man ein Thier. Doch giebt es auch verſchiedene Thiere, die ſich nie von ihrer Stelle bewegen können, wie die Seetulpen, und noch mehrere andere Gewürme.

Der kleine rothe Springer der Floh, iſt alſo ſo gut ein Thier, als der groſſe Ochs; die kleine Made, die man mit bloſſen Augen kaum ſehen kann, eben ſo gut, als der ungeheure Elephant.

Auch der Menſch iſt ein Thier, aber freylich das beſte, das klügſte unter allen andern Thieren. Ja der Menſch iſt ſogar der Herr von allen Thieren des Erdbodens, und von dem Erdboden ſelbſt. Der liebe Gott hat ihm alles überlaſſen und alles geſchenkt, was auf und in dem Erdboden iſt. Er darf pflücken, fangen und ſchlachten, was er will, und wo und wann er will.

Die-

Dieſe Gewalt, die ihm ſein gütiger Schöpfer gab, wendet er meiſterlich an. Er pflückt und ißt das beſte Obſt, das beſte Gemüſe. Er ſucht ſich unter allen Thieren diejenigen aus, welche für ihn das ſchmackhafteſte Fleiſch haben. Ja er macht ſogar viele Thiere zu ſeinen Hausſklaven und Schlachtopfern, befördert durch Kunſt und Sorgfalt ihre Vermehrung, und bringt nach und nach groſſe Heerden zuſammen. Auch die wilden Thiere, die Vögel und die Fiſche weis er zu bekriegen, und mit Liſt und Gewalt zu fangen. Und das thut er nicht nur in ſeinem Vaterlande, nein, er läuft und ſchifft ihnen bis in die entfernteſten Länder und Meere nach, und wühlt ſogar auf dem Boden der Meere herum, um was Gutes für ſeinen leckerhaften Gaumen zu finden.

Und weil der Menſch alles dies thun, und über ſeine Handlungen nachdenken, dies wählen, und jenes verwerffen; und ſich das Vergangene, und das Gegenwärtige, und gewiſſermaßen auch das Zukünftige vorſtellen kann, ſo nennt man ihn vernünftig. Alle übrigen Thiere hingegen, weil ſie das nicht können, nennt man unvernünftig.

Wie viel mag es wohl Arten von lebendigen Thieren geben, lieber Herr ..? Denkt einmal, gegen fünf und zwanzig tauſend; und man entdeckt deren täglich noch mehrere. Und wo halten ſich alle dieſe Thiere auf? Einige im Waſſer, und auf dem Boden deſſelben; andere auf der Erde und in der Erde; und noch andere halten ſich bald im Waſſer, bald auf der Erden auf.

Höret nun aufmerkſam zu, liebe Kinder, ich will euch itzt kurz allerhand artige und nützliche Dinge von den Thieren überhaupt erzählen.

Bey einem Thier muß man ſich den Kopf merken, den Rumpf und die Glieder. Derjenige Theil, wo der Kopf und Rumpf zuſammen hängen, iſt bey vielen Thieren etwas dünner, als der Kopf und Rumpf, und wird der Hals genannt. Der Rumpf wird bey einigen in den Vorderleib oder die Bruſt; und in den Hinterleib oder Bauch eingetheilt.

Alle Thiere ſind mit einer Haut umgeben, die bey einigen hart, bey andern weich; bey einigen mit Haaren oder Federn, bey andern hingegen mit Schuppen oder Schildern bedeckt iſt. Und faſt alle verwechſeln jährlich ihre Haut, wie die Inſekten und Gewürme. Die Raupe häutet ſich in einem Sommer wohl drey bis viermal. Oder ſie verändern ihren äuſſern Anzug, wie die Gans und andere Vögel, die ſich im Sommer mauſern, das iſt, Federn verlieren, und dafür wieder neue bekommen. Und ſo gehts auch den Haſen, Wölfen und Bären, die alle Jahr Haare verlieren, und vor dem Winter wieder neue erhalten. *)

Un-

*) Eigentlich verändern ſich die ſämmtlichen Thiere alle Jahr. Denn es gehen bey allen beſtändig Theile ab, und andere Theile kommen dazu, ſo daß alſo die Haut eines Thiers am Ende des Jahrs nicht mehr aus den Theilen beſteht, die es in Anfang deſſelben hatte.

Unter der Haut liegen Fett, Fleiſch, Knochen, Knorpeln und eine Menge Adern, davon einige mit Blut, andere mit einem weiſſen Saft angefüllt ſind. Doch giebt es auch Thiere, die weder Knochen noch Knorpeln haben, ſondern bloß aus einem weichen ſaftigen Weſen beſtehen, wie die Würmer.

Die Säugthiere und die Vögel haben rothes warmes Blut; die Fiſche und Fröſche haben rothes kaltes; und die Inſekten und Gewürme haben weiſſes kaltes Blut. *)

Ihm Leibe der Thiere liegen die Eingeweide, als Herz, Lunge, Milz, Magen und Gedärme, die alle was zu thun haben, und zur Erhaltung des Lebens der Thiere nöthig ſind. **)

Einige Thiere holen durch Mund und Naſe Athem; andere durch Luftlöcher oder Luftröhren. Sehr viele Thiere können eine Stimme von ſich hören laſſen, können ſehen, hören und riechen; viele können das nicht.

*) Hier kann man den Kindern ſagen, daß die Kälte des Geblüts der Thiere, wie überhaupt alle Kälte, nur relativ iſt. Nicht ſo kalt nämlich, als unſer Blut, und nur für unſer Gefühl kalt.

**) Bey der erſten beſten Gelegenheit führt man die Kinder zu irgend einem geſchlachteten Thier, und zeigt ihnen die Lage des Herzens, der Lunge ꝛc. Und wiſſen ſie noch nicht, was Herzkammern und Herze mit Ohren ſind, ſo wirds ihnen auch gewieſen. Uiberhaupt wäre zu wünſchen, daß man die Kinder an alle Orte brächte, wo was Neues, was Merkwürdiges zu ſehen und zu hören iſt, und daß man denſelben bey Gelegenheit alles erzählte was im gemeinen Leben auf irgend eine Weiſe nützlich iſt.

Das Gefühl aber und den Geſchmack haben alle Thiere mit einander gemein. Und der Menſch ganz allein kann reden. — Ich bitt' um Verzeihung, lieber Herr .. die Aelſtern kann man ja auch ſprechen lehren? Richtig, mein Kind. Auch die Papagaien, und noch etliche andere Vögel, kann man ſprechen lehren. Allein ſie plappern immer nur Einerley, und nur das, was man ſie gelehrt, und ihnen oft genug vorgeſagt hat. Auch verſtehen die Thiere nicht, was ſie reden. Der Menſch aber kann ſeine Reden ändern, wie er will. Ich ſah' und hörte auch einmal eine Aelſter ſprechen, welche aber immer rief: Fanget den Dieb! Spitzbub! Fanget den Dieb! Spiſibub! Herr gebt mir zu freſſen! Ich bedanke mich. Spitzbub du biſt, Spitzbub.

Einige Thiere bringen lebendige Jungen, die wie ſie ausſehen, zur Welt, wie die Schafe und Kühe. Andere Thiere legen Eyer, aus denen erſt die Jungen auskriechen, wie die Hühner und Tauben. Die Kälber, Lämmer, Täubchen und Küchelchen werden nach und nach groß und ſtark, und endlich werden ſie ſo groß und ſtark, wie ihre Aeltern, und kriegen auch Kinder. — Faſt bey allen Thieren giebt es Männchen und Weibchen, die beyſammen ſeyn müſſen, wenn ſie oft junge kriegen, und ihrer immer mehrere werden ſollen.

Wovon lebenwohl dieſe viele tauſend Thiere? Einige, mein Kind, leben vom Pflanzenreich, und freſſen Samenkörner, Gras und Kräuter, und ſelbſt die Früchte der Bäume. Das Eichhörnchen frißt gern Haſelnüſſe. Es

ſam-

ſammelt ſich daher im Herbſt eine Menge zuſammen, und verwahrt ſie in hohle Bäume auf den Winter. Andere Thiere leben vom Thierreich, wo immer eins das andere erhaſcht und frißt. Das kleine ſchwache Thierchen wird gewöhnlich von einem größern ſtärkern erwürgt und aufgefreſſen. Der Wolf raubt und frißt Lämmer; der Fuchs Hühner; der Walfiſch Häringe und kleine Gewürme.

Laſſen ſie ſich denn ſogleich fangen? Mit Willen freylich nicht. Sie kennen auch ihre Feinde gar wohl, und ſuchen ihnen gewöhnlich durch allerhand Liſt und Kunſtgriffe zu entgehen. Allein weil es der liebe Gott ſelbſt ſo eingerichtet hat, daß ein Thier dem andern zur Nahrung dienen, und von den lebendigen Geſchöpfen eins dem andern Platz machen ſoll, ſo werden immer eine Menge kleine Thiere von den größern erwürgt und aufgefreſſen.

Wie geht es uns aber, lieber Herr . . . wenn einmal alle unſere Hühner, Tauben und Gänſe von den Raubthieren zerriſſen und aufgefreſſen werden? Dies geſchieht gewiß nicht, gute Kinder! Der liebe Gott hat auch in dieſem Stück ganz vortreflich für die Menſchen geſorgt. Solche Thiere, welche die Menſchen zum Eſſen nicht gebrauchen, ſchuf er wenig; ſolche Thiere hingegen, die den Menſchen zur Nahrung dienen ſollten, ſchuf er auſſerordentlich viel. Wie viel giebt es nicht Schafe, Haſen, Hühner und Gänſe auf der Welt? Zween alte Haſen bekommen in einem einzigen Sommer zehn bis fünfzehn Junge. Und wie viel ein einziges Huhn oft in einem Jahr

Eyer

Eyer lege, werden uns vielleicht einige von unſern kleinen Freundinnen ſehr gut ſagen können? Wie wenig giebt es dagegen Adler, Tieger und Wölfe? Sie bekommen höchſtens zwey bis drey Junge alle Jahre.

Manche fleiſchfreſſende Thiere ſind den Menſchen eine Wohlthat, denn ſie freſſen das Aas der todten Thiere weg, und machen dadurch, daß es bey uns nicht allzuſehr ſtinkt, und die Luft nicht vergiftet wird. — Und welche Thiere thun dies? Die Wölfe, die Hunde und die Katzen, und noch viele andere ihres gleichen. Kurz, der liebe Gott hat alles ſehr gut, und ſehr klug gemacht.

Wie lang leben wohl die Thiere, lieber Herr . . Doch nicht alle gleich lang? O nein, mein Kind! Einige leben etliche Monate; andere etliche Jahre; einige kaum zween bis drey Tage; andere hingegen erreichen ein Alter von mehr als hundert Jahren. — Ach, welche Thiere leben nur zween bis drey Tage? Eine gewiſſe Art langſchwänzichte Fliegen, die man Haft oder Eintagsfliegen nennt. — Und welche leben über hundert Jahre? Die Wallfiſche. Aber auch die Adler werden ſehr alt. In Wien ſtarb einſt ein Adler, der hundert und fünf Jahr alt war.

Ich könnte euch itzt noch viele Merkwürdigkeiten von den Thieren überhaupt erzählen; ich will es aber nicht thun, ſondern es auf die Zukunft erſparen, wo ich euch doch noch von jedem merkwürdigen und nützlichen Thiere insbeſondere das Wichtigſte zu erzählen habe.

Luſtig, Kinder! Wer von euch ſehen und hören, lauffen und ſpringen kann, der folge mir nun. — Wir alle mit einander, lieber Herr ..? Ja, alle miteinander, klein und groß. Doch, die blöden und eckelhaften könnten, vors erſte noch zu Hauſe bleiben; denn wir gehen allenthalben hin, wo was zu ſehen iſt. Wir greifen und ſehen alles an, was uns nicht beißt, und uns ſonſt keinen Schaden zufügt.

Itzt ſuchen und fangen wir Polypen und andere Waſſerthiere als Fiſche, Krebſe und Fröſche. Morgen jagen und ſpringen wir Käfern und Buttervögeln nach. Ein andermal ſehen wir in einem Kühſtall die Kühe melken; und in einem Schafſtall die artigen Lämmer an ihren Müttern ſaugen. Und endlich öfnen wir die Hühner- und Gänſeſtälle, und verſammeln allerhand Geflügel um uns herum. Auch die Ziegen wollen wir meckern hören.

Wo gehts wohl zuerſt hin, lieber Herr ..? Auf die Polypenjagd. — Polypen ſind doch wohl keine Würmer? Ich kann keinen Wurm ſehen, vielweniger in die Hand nehmen. Und warum denn nicht, mein Schatz? Mir eckelt allzuſehr dafür. Auch kann ich ihr Krümmen, und wenn ſie ſich ſo ſehr ausdehnen, und dann wieder zuſammenziehen, ſchlechterdings nicht anſehen. Kurz! Ich bin den Würmern gar nicht gut, — Wir auch nicht ſonderlich, lieber Herr .. Ey, ey, das gefällt mir nicht. Doch ich hoffe, es ſey euch nicht recht ernſt, und euer Eckel habe nicht viel zu bedeuten.

Oder ſeyd ihr den

Würmern

vielleicht deswegen nicht gut, liebe Kinder, weil ſie euch eure Gärtchen zernagt haben? Iſts ſo? Ja freylich, ſchon deswegen verdienen ſie unſern Tadel und unſere Rache. Aber es ſind überhaupt garſtige Thiere. Auch die Schnecken zerfreſſen uns ſo manches Pflänzchen. —

Sagen Sie uns doch bey dieſer Gelegenheit, lieber Herr . . was endlich aus den langen runden Würmen wird, die weder einen abgeſonderten Kopf wie andere Thiere, noch Augen, Naſen und Ohren haben? Wir haben ſchon oft kleine und groſſe davon eingeſperrt, und auf ihre Verwandlung vergebens gelauert. Sie ſtarben uns immer gleich nach etlichen Tagen. Auch nackte Schnecken ſperrten wir letzthin ein, um zu ſehen, wie ſie ihr Haus bauen. Und da ſie dies nie thun wollten, legten wir leere Schneckenhäuſer zu ihnen hin, aber ſie krochen nicht hinein, und ſtarben auch gar bald, wie die genannten Würmer.

Wie geht das wohl zu, lieber Herr . . ? Ganz natürlich. Ihr gabt ihnen vielleicht nichts zu freſſen? O ja! Und was denn? Gras und Erde. — Ich ſehe ſchon, ich muß euch aus eurem Traume helfen, und euch ſagen, was Würmer ſind, und wie vielerley Arten es giebt.

Würmer ſind Thiere, die weiſſes kaltes Blut, und weder Knochen noch Füſſe, auch keine Fühlhörner, wie die Inſekten, wohl aber mehrentheils Fühlfaden haben, Schlamm, Gras und Kräuter, und allerhand kleine Thierchen freſſen, theils Eyer legen, theils lebendige Jungen ge-

gebähren, und als Würmer, ohne irgend eine Verwandlung, ſterben. — Borſtenartige Haare oder Häkchen haben zwar die Regenwürmer, und einige andere Würmer wohl, aber keine ordentlichen Füſſe, wie die Fliegen, Käfer und Mücken. (*)

Und ſolche Würmer, liebe Kinder, ſind diejenigen Würmer, von den ihr ſprechet. Man nennt ſie

Regenwürmer

Sie ſind mit Ringen umgeben, können ſich ausdehnen und wieder zuſammen ziehen, und kriechen des Nachts, oder auch wohl bey Tage, wenn es regnet oder der Boden feucht iſt, und die Sonne nicht auf ſie ſcheint, mit dem vorderſten Theile ihres Körpers, auch wohl ganz aus der Erde hervor, und machen die runden Löcher, die man allerwärts des Morgens darin ſieht.

Sie machen alſo die Erde locker, damit der Regen durchdringen kann. Und dies iſt vermuthlich auch der einzige Nutzen, denn ſie uns gewähren. Doch dienen ſie auch den Angelfiſchern zur Lockſpeiſe, und den Maulwürfen, Igeln, Eyderen, Hühnern, Raben, und Krähen, und andern Vögeln zur Nahrung. Dagegen thun ſie in den

Gär-

(*) Mehreres hievon ſiehe in des Herrn Prof. Joh. Andr. Murrey Diſſertatio de ſetis lumbricorum: Und des Herrn Staatsraths Müllers Abhandlung von den Würmern des ſüſſen und ſalzigen Waſſers, Seite 161 ꝛc. Ejusdemque hiſtoria vermium terreſtrium, p. 25. ubi de lumbricis, ſetis pedatis, ſermo eſt.

Gärten ſehr viel Schaden an den Wurzeln der Gewächſe; und junge Pflänzchen ziehen ſie ganz unter die Erde, und freſſen ſie auf.

Sie vermehren ſich erſtaunlich ſchnell, und ſterben nicht, wenn man ſie auch gleich in der Mitte zerſchneidet, und in mehrere Stücke zerhaut. Ja es wird ſogar aus jedem Stück wieder ein neuer Wurm. Wirft man ſie aber am Tage, und vorzüglich, wenn die Sonne auf ſie ſcheinen kann, oben auf die Erde hin, ſo müſſen ſie ſterben. Der Maulwurf iſt ihr ſchlimmſter Feind, und gräbt ihnen allenthalben nach. — Die Regenwürmer legen Eyer.

Die Spulwürmer

oder Herzwürmer halten ſich im Darmkanal der Menſchen, und zwar oft in ſehr großer Menge auf. Sie ſind nur Spannen lang, nnd haben keine borſtenartige Häkchen, wie die Regenwürmer, und bringen lebendige Jungen zur Welt.

Es giebt auch Würmer, die man Fadenwürmer, Madenwürmer, Bandwürmer, Egelſchnecken und Blutigel ꝛc. nennt.

Die Fadenwürmer

haben einen ſehr dünnen, einem Zwirnfaden gleichenden Körper, ſehen blaßweiß aus, werden eine viertel Elle, aber auch zwo, drey bis viertehalb Ellen lang, und wohnen im Waſſer, und in thonichter Erde, aber auch in Menſchen und Thieren.

Es giebt fünf Arten von Fadenwürmern, unter den der Hautwurm und der Waſſerfadenwurm die merkwürdigſten ſind.

Der Hautwurm hält ſich in Arabien und Perſien, auf Guinea und in Surinam auf, kriecht den Menſchen, wenn er noch ganz klein iſt, an den Knöcheln, Knie und Armen unter die Haut, wird darin nach und nach zwo, drey bis vier Ellen lang, und verurſacht ſchmerzhafte Beulen, und andere Schäden. Man nennt ihn auch Nervenwurm.

Der Waſſerfadenwurm iſt nur eine viertel Elle lang, wohnt gewöhnlich im Waſſer, und in thonichter Erde, aber vermuthlich auch in dem Leibe der Pferde und einiger Vögel. Man nennt ihm auch Waſſerkalb, weil er den Kälbern, wenn ſie ihn im Getränke mit in Leib kriegen, ſchädlich iſt.

Die Madenwürmer

oder Springwürmer ſind ſo groß, als die Käſemaden, und ſehen gelblicht aus, denn das, durch ihre durchſichtige Haut durchſchimmernde weiſſe Fleckchen, iſt ihr Eingeweide, und halten ſich in Moräſten, faulenden Wurzeln, und dem Maſtdarme der Menſchen und Pferde auf.

Die Bandwürmer

halten ſich im Leibe der Menſchen, Pferde, Hunde, Katzen und Murmelthiere auf, und gleichen einem Bande, das aus vielen Gliedern oder Stücken zuſammengeſetzt iſt,

die einen Mund, und für jedes Glied ihre eigenen Eingeweide haben, und für Menſchen und Thiere ſehr gefährlich ſind, weil ſie oft zehn bis zwanzig Ellen lang werden, und ſehr viel freſſen. Sobald ſich ein Glied von dem andern trennt, ſo iſt jedes ein beſonderer lebendiger Wurm für ſich.

Es giebt drey Sorten von Bandwürmern, lang Gelenkichte, kurz Gelenkichte, und breit Gelenkichte. Die erſte Sorte iſt die gefährlichſte, weil ſie ſehr ſchnell wächſt, und ein Menſch oft 200 bis 400 Ellen davon im Leibe hat; und die letzte iſt die gemeinſte Sorte.

Die Egelſchnecken

halten ſich theils in der Leber der Schafe; theils in den Fiſchen auf, und werden oft noch lebendig gefunden, wenn dieſe auch gleich ſchon geſotten worden ſind. Sie ſehen wie ein ſchmales weiſſes Band aus.

Die Blutigel

oder Blutegel ſind länglicht runde, aber an beyden Enden abgeſtumpfte Thierchen, leben in ſumpfichten Waſſern, und ſaugen Menſchen und Vieh, wenn ſie im Waſſer ſtehen, oder darinn herumlaufen, das Blut aus. Und deswegen gebraucht man ſie auch zuweilen ſtatt des Aderlaſſens. (*)

Auch

(*) Würmer heiſſen lateiniſch *vermes*. — Regenwurm lumbricus terreſtris, Spulwurm lumbricus inteſtinalis: Hautwurm gordius medinenſis, Waſſerfadenwurm gordius

Auch die Schnecken mit und ohne Haus; die Auſtern und Muſcheln; die Polypen; die Einwohner der Korallen, der Seeſterne, der Seeigel, der Meerſchwämme und der Meduſenhaupte ſind Würmer.

Und alle dieſe, nebſt den folgenden Würmern, theilt man in fünf Theile oder Ordnungen ein. In der 1ſten Ordnung ſtehen die ganz *nackten Würmer*, die gar keine Gliedmaſſen haben. — In der 2ten Ordnung kommen diejenigen Würmer vor, die zwar *Gliedmaſſen*, *aber keine Schaale* zur Bedeckung haben, wie die nackten Schnecken oder die Schnecken ohne Haus. — In der dritten Ordnung erſcheinen die *Schaalthiere*, oder die Würmer mit Häuſern oder Schaalen, wie die Schnecken und Muſcheln. — In der 4ten Ordnung ſtehen die *Thierpflanzen*, wie die Polypen. — Und in der 5ten folgen die *Steinpflanzen*, wie die Korallen ꝛc. (*)

 Die

aquaticus: Madenwurm aſcaris vermicularis: Bandwurm taenia: Egelſchnecke faſciola hepatica: Blutigel hirudo.

(*) Fünf Ordnungen hat alſo die Klaſſe der Gewürme. Die 1ſte davon enthält die Inteſtina; die 2te die Molluſca; die 3te die Teſtacea oder Schaalthiere; die 4te die Zoophyta oder Thierpflanzen; und die 5te Lithophyta oder Steinpflanzen. — Die Inteſtina haben ihren Namen von ihrer einfachen äußern Geſtalt, denn ſie ſehen mehr Eingeweiden oder Därmen, als lebendigen Thieren ähnlich. — Die Moluſca halten ſich alle, bis auf die nackten Gartenſchnecken, im Waſſer, und die meiſten im Meere auf, und leuchten des Nachts darinn. Der merkwürdige Blakfiſch Sepia Loligo, den man auch die Seekatze oder den Tintenfiſch nennt, gießt einen ſchwarzen Saft in das Waſſer, und ſchützt ſich dadurch gegen ſeine Feinde, die ihn nun nicht mehr ſehen und verfolgen können, gehört

Die Käſewürmer gehören alſo nicht zu den Gewürmen? Nein, liebe Kinder, Larven oder Raupen ſind ſie, die ſich verwandeln, geflügelt werden, und davon fliegen. Wenn eine Schmeißfliege Eyer auf das Fleiſch legt, ſo werden nach etlichen Tagen kriechende Thierchen daraus, die man Larven oder Maden nennt. Sie gehören alſo zu den Inſekten. Denn alle Inſekten die ſich verwandeln, heiſſen in ihrer erſten Geſtalt Larven oder Maden oder Raupen.

Aus dieſen Larven werden Puppen; und aus den Puppen fliegt endlich eine wieder Schmeißfliege hervor. Unſere Regenwürmer hingegen, unſere Blutigel, Schnecken und Polypen bleiben immer was ſie ſind, nur etwas größer werden ſie nach und nach.

Der Wurm alſo, liebe Kinder, der ſich verändert oder verwandelt, iſt kein eigentlicher Wurm, ſondern die Raupe oder Larve von einem künftigen Thierchen, das man Inſekt nennt. — Nun verſtehen wir alles.

Ey, was ſind das für vier Dinge, lieber Herr.. die

Die

auch zu den Molluſcis. — Die Teſtacea machen den größten, aber auch den ſchönſten Haufen der Gewürme aus. Sie ſind eigentlich Molluſca, die in einem mehr oder weniger dicken kalkichten Gehäuſe wohnen, und darinn auch angewachſen ſind Das größte Schaalthier iſt der Hohlziegel *Chama gigas*, der oft 600 Pfund ſchwer, und ſo ſtark iſt, daß er das ſtärkſte Ankerthau abbeiſſen kann. Und das kleinſte Schaalthier iſt der Meerzahn *Dentalium minutum*, der ſo klein iſt, daß man ihn mit bloßen Augen kaum von den Sandkörnern unterſcheiden kann.

Die Schnecken

über ihrem Kopfe ſitzen haben? Es ſind Fühlfaden, die ſie gebrauchen, um den Weg zu finden, den ſie gehen wollen. An den zwey groſſen ſitzen ihre Augen, und die zwey kleinen dienen ihnen vielleicht zum Riechen.

Warum haben denn einige Schnecken Häuſer, und einige nicht? Das hat der liebe Gott ſo gemacht. Die nackten Schnecken kommen ohne Haus aus den Eyern hervor, bleiben bis ſie ſterben ohne Haus, und kriechen auch nie in ein leeres Schneckenhaus hinein, weil es wider ihre Gewohnheit iſt. Die Schnecken mit Häuſern aber bringen ihre Häuſer gleich mit auf die Welt, und ſo, wie ſie darinn wachſen, wachſen auch ihre Häuſer mit.

Aber ſie können doch aus denſelben heraus, wenn ſie wollen? Ja etwas, aber nicht ganz. Sie ſind darinn angewachſen, und müſſen ihre Wohnung allenthalben mit ſich herumſchleppen. — O ich bedaure ſie! Das hat er nicht nöthig, mein Schatz; denn dadurch haben ſie allenthalben ihr Wohnhaus bey ſich, in das ſie hinein kriechen können, wenn Regenwetter, oder rauhe Witterung, oder ſonſt ein Zufall ihnen zu ſchaden droht.

Wird es kalt, ſo verkriechen ſie ſich in die Erde, oder ſonſt in ein Loch, und ſchlieſſen den Eingang ihres Hauſes, mit einem klebrichten Saft zu, der nach und nach hart wird. Und ſo bleiben ſie gleichſam ſchlafend oder todt, ſicher und ruhig liegen, bis es wieder warm wird.

Wie vergröſſern denn die Schnecken ihre Häuſer, wenn ſie ihnen zu klein geworden ſind? Sie ſetzen einen klebrichten Saft, der aus ihnen herausſchwitzt, an die Oefnung oder Mündung ihrer Häuſer, der erſt dünn iſt, hernach aber bald dick und feſte wird. Man kann dieſe neu angeſetzten Stücke an den Schnecken und Muſcheln ſehr deutlich ſehen, weil ſie gewöhnlich eine ganz andere Farbe haben.

Wie geht es aber den nackten Schnecken des Winters? Sie verkriechen ſich auch unter die Erde, und erwarten darin den warmen Frühling.

Einige Schnecken, die man Deckelſchnecken nennt, haben von Geburt an Deckel an ihren Häuſern, und können ſie öffnen und ſchlieſſen, wenn und wann ſie wollen.

Wenn man eine Schnecke auch nur ein wenig berührt, ſo fährt ſie plötzlich zu innerſt in ihr Haus hinein. Läßt man ſie aber einige Augenblicke ruhig liegen, oder ſchlägt man ihr ein Loch in ihr Haus, ſo kömmt ſie ſogleich wieder heraus.

Wer wird aber ſo unartig und ſo unbarmherzig ſeyn, und ihr ein Loch ins Haus ſchlagen? Das thut ihr nichts, liebes Kind! es wächſt in etlichen Tagen wieder zu. Ja man darf einer Schnecke ihre Fühlfaden, oder gar ihren Kopf und Schwanz abſchneiden, ſie ſtirbt doch nicht; nach einigen Wochen bekömmt ſie Fühlfaden, Kopf und Schwanz wieder.

Und das iſt ihr Ernſt, lieber Herr.... Ja, Kinder, geht einmal hin, und ſammelt mir eine Parthie Schnecken,

ſo

ſo will ich einem jeden von euch ſo viel davon zeigen, als er ſehen will. Ich will den Schnecken Fühlfäden, Köpfe und Schwänze abſchneiden, und dann ſo lang in einem ſchattigten Ort auf feuchte Erde, friſches Laub, oder Bohnen, und andere Blätter legen, bis ihnen Kopf und Schwanz wieder gewachſen ſind. (*)

Und das können Sie thun, lieber Herr.... Ja Kinder! Wobey man was lernen, und die Allmacht Gottes, bewundern kann, da darf man wohl einer Schnecke den Kopf abſchneiden, oder ſie gar tödten. Nur nicht aus Muthwillen, und auf eine quälende Art muß man es thun.

Ach, ſehen ſie, lieber Herr.. welch niedliche Schnecken wir gefunden haben! Bunte und weiſſe, graue und gelbe, braune und röthlichte und grünlichte, und kleine und groſſe. Das freut mich. Soll ich nun Köpfe abſchnei-

(*) Was ich hier von Zerſtümmelung der Schnecken und der Wiedererhaltung ihrer weggeſchnittenen Glieder ſage, habe ich durch meine eigenen Verſuche bewährt gefunden. Ich habe nämlich ſchon oft von fünfzig Schnecken, die ich auf obige Weiſe zerſtümmelte, faſt immer den vierten Theil am Leben, und mit neuen Fühlhörnern, Köpfen und Schwänzen verſehen, erhalten. Doch muß ich geſtehen, daß mehrere darunter waren, denen neue Schwänze und Fühlhörner, als denen neue Köpfe wieder wuchſen. Auch ſahen die neugewachſenen Glieder nie den abgeſchnittenen ähnlich. Monſtrös ſahen ſie aus. Allein die Thierchen lebten doch nachher noch lange, und vergröſſerten und verbeſſerten ihre Häuschen eben ſo geſchwind und gut, als ihre unzerſtümmelt gebliebenen Kameraden.

ſchneiden? Ach nein, thun Sie es nicht. Gut. Was wollt ihr aber nun mit ihnen machen? Ihnen die Freyheit ſchenken, und ſie wieder zu ihren Brüdern und Schweſtern kriechen laſſen. Alle? Ja alle. Die Häuschen aber, die recht ſchön ſind, und darin keine Würmer ſind, machen wir rein, uud legen ſie zu unſern andern Spielſachen hin. — O, ihr Herzenskinder! Kommet, ich geb euch allen einen Kuß. Auch verſpreche ich euch mit einem Handſchlag, daß ihr in Zukunft noch viel ſchönere Schneckenhäuſer ſehen, und vielleicht eigen bekommen ſollt.

Denkt einmal, liebe Kinder! Es giebt in den Meeren ſo ſchöne und ſo wunderbar gebaute Schnecken und Muſcheln, daß Liebhaber oft nur für ein einziges Stück fünf, zehn, dreyßig, ſechzig und noch viel mehr Thaler bezahlen.

Der liebe Gott ſcheint darin ſein Vergnügen geſucht zu haben, allerhand niedliche Geſtalten und ſchöne Farben den Schaalen zu geben. Denn er ſchuf runde und halbrunde, lange und kurze, eyförmige, oben und unten ſpitzige und in der Mitte ausgeſchweifte, ſichelförmige, vielaſtige, ohrenförmige und tutenförmige Schnecken und Muſcheln.

Iſt denn Schneck und Muſchel nicht einerley? Nein, Kinder. Diejenigen Schaalen, die wie eine gerade oder krumme Röhre ausgehöhlt ſind, ſie mögen übrigens gebogen ſeyn, wie ſie wollen, nennt man Schnecken; diejenigen hingegen, die nicht gewunden ſind, und breit und bauchicht ausſehen, nennt man **Muſcheln**. — Die Schnecken haben auch nur eine einzige Schaale; die Mu-

ſcheln

ſcheln dagegen haben wenigſtens zwey Schaalen; und denn giebts auch Conchylien, die vier bis ſechs, und wohl noch mehrere Schaalen haben.

Und eben deswegen, weil die Conchylien ſo verſchiedene Schaalen, Farben, Größen und Bildungen haben, heißen ſie Meertulpen, Bohrmuſcheln, Rieſenmuſcheln, Perlenmuſcheln, Herzmuſcheln, Steckmuſcheln, Auſtern, Tuten oder Rollenſchnecken, Stachelſchnecken, Porcellanſchnecken, Kräuſelſchnecken, Sturmhauben, Hämmer, Schiffsboote und Ammonshörner, Purpurſchnecken, Napfſchnecken, Meer- oder Seeohren, Seeröhren und Seewurmgehäuſe, und ſo weiter.

Sie halten ſich alle entweder auf dem Boden der Meere, Flüſſe und Seen auf, und vergraben ſich unter den Sand; oder ſie hängen ſich an den Felſen und Klippen an; oder ſitzen wohl gar andern Meerthieren auf den Rücken. Die Schildkröten tragen oft Schnecken auf ihrem Rücken mit ſich herum. Und von vielen Schaalthieren weiß man in ihrem Leben gar nichts, und kennt ſie nur verſteinert.

Die Meertulpen

oder Seeeicheln ſitzen unbeweglich an den Ufern der Meere, und an den Böden der Schiffe, und oft gar auf Schildkröten, Muſcheln und Krebſen feſt.

Die Bohrmuſcheln

halten ſich auch gern an Ufern und Felſen auf, und bohren ſich in die härteſten Steine, und in Korallenſtämme und Auſternſchaalen hinein, und leben und wohnen darin.

Die Hohlziegel

oder Nagelſchulpen ſind die gröſten Muſcheln in der Welt, und oft faſt ſechs hundert Pfund ſchwer, und ſo ſtark, daß ſie die dickſten Stricke abbeiſſen können. Man nennt die Hohlziegel wegen ihrer ungeheuren Gröſſe auch Rieſenmuſcheln.

Die Perlenmuſcheln

liefern uns Perlen, nnd Perlenmutter. Die Perlen werden in verſchiedenen Muſcheln gefunden, die theils zu den ſogenannten Miesmuſcheln, theils zu den Klafmuſcheln gehören. Gemeiniglich hat eine Muſchel mehr als eine Perle, und zuweilen hat ſie deren ſo viel, daß der Wurm daran ſterben muß; denn ſie ſollen bey ihnen eine Krankheit, und ohngefähr ſo eine Krankheit ſeyn, als der Stein bey Menſchen und Thieren iſt, und den armen Thierchen im Kopfe und im Magen wachſen.

Dies mag ſo ſeyn. Allein es iſt doch ausgemacht gewiß, daß der Ort, wo die Perlen in den Muſcheln wachſen, nicht immer einerley iſt. Denn mehrentheils kleben die ſchönſten Perlen an den Schaalen nach dem Rande zu herum, und faſt allemal da, wo ein anderer

Waſſer-

Waſſerwurm Löcher eingebohrt hat. Um nun zu verhindern, daß kein Waſſer zu ihnen hinein dringe, oder ein ſolcher feindlicher Bohrer endlich gar ſelbſt in ihr Haus hineinkomme, ſchwitzen ſie einen weiſſen Schleim gerade vor die Löcher hin, der allmählich gröſſer und ſo hart wird, als ihre Schaale ſelbſt. Und dies werden und ſind die berühmten Perlen.

Perlenmuſcheln giebts faſt in allen Theilen der Welt; und ſelbſt in Deutſchland, in der Elſter in Sachſen, und in der Muldau in Böhmen giebts welche. Die beſten aber halten ſich auf dem ſandichten Boden des Meers um Aſien, und vorzüglich in dem Perſiſchen Meerbuſen auf; und die Perlen, die von daher kommen, werden orientaliſche Perlen, genannt, und ſehr theuer bezahlt, weil ſie gewöhnlich gröſſer und ſchöner als alle andere Perlen ſind. Eine einzige orientaliſche Perle koſtet, wenn ſie rund und ſchön glänzend, ohne Flecken und glatt und groß iſt, und nach der Sprache der Juden, und anderer Perlenhändler, ſchönes Waſſer hat, das heißt, ſchön weiß iſt, einen Gulden, einen Thaler, zwey, drey, zehn bis zwanzig, und noch vielmehr Thaler.

Die orientaliſchen Perlenmuſcheln ſind gewöhnlich eine Viertelelle, und höchſtens eine halbe Elle lang und breit, und einen Finger dick, rund und platt, graugrün und ſchwärzlicht von auſſen, und von innen herrlich weiß.

Löcher haben die Perlen nicht. Wenn man ſie daher faſſen, und an den Hals oder Kopf hängen oder ſtecken

will,

will, ſo müſſen ſie erſt durchbohrt werden. — Die Perlenmutter giebt Stock und Rockknöpfe, Doſen und andere Büchſen, Halsbänder und allerhand eingelegte Arbeiten. (*)

Die Steckmuſcheln

ſind vorzüglich darum merkwürdig, weil ſie bräunlichte Fäden ſpinnen, die über eine viertel Elle lang, und ſo zart, wie Seide ſind, und in Reggio und andern italieniſchen Städten zu Mützen, Strümpfen und Handſchuhen verwebt werden. Mit dieſen Fäden ſpinnt ſich dieſe Art Muſchel an den Felſen feſt, damit ſie von den Wellen nicht losgeriſſen und weggeſchleudert werden kann.

Die Auſtern

ſind den Engländern und Holländern, Dänen, Norwegen und Franzoſen willkommene Thierchen; denn ſie fangen derer alle Jahr viele huudert tauſend, und verkaufen und eſſen ſie blos in Waſſer abgeſotten, oder mit einer Butterſauce. Die Schaalen dieſer eßbaren europäiſchen

Au-

(*) Nackte oder hausloſe Schnecke heißt lateiniſch limax: Schnecke mit dem Haus cochlea: Meertulpe lepas balanus: Bohrmuſchel pholas: Hohlziegel chama gigas. Die orientaltſchen Perlen kommen von der ſogenannten Perlenmutter, Mater perlarum, welches eine Miesmuſchel, und Linnei Mytilus margaritiferus iſt. Aber auch die Klafmuſchel oder ſchwarze Flußmuſchel Mya margaritifera hat Perlen. Und eine Muſchel, die Perlen hat, giebt allemal auch ſchöne Perlenmutter.

Auſtern ſind eine, höchſtens zwo Hände breit und fingerdick, und gewöhnlich ſchwarzgraugrünlicht, zuweilen aber auch röthlicht und blau und aſchgrau. Und die Auſtern ſelbſt ſind ſo groß, als die Weinbergſchnecken.

Die Auſtern ſind alſo zweyſchaalichte dicke, runde Meereinwohner, die beſtändig auf einer Stelle und in ihrer Schaale bleiben, und ihr Leben nur dadurch zeigen, daß ſie ihre Schaale öfnen, und denn wieder ſchlieſſen. Sie ſtecken eine Art Zunge oder Bein aus ihrem Gehäuſe heraus, und ſaugen ſich damit feſt, und ziehen ihr Haus eben ſo, wie die Krebſe das ihre, nach ſich. Da aber dieſe Bewegung ſehr langſam iſt, ſo ſagt man, ſie bewegen ſich gar nicht. Zu Leiden zeigt man eine Auſternſchale, die 150 Pfund wiegt. (*) Einige Auſtern haben auch ſchöne und theure Schaalen, wie der Königsmantel und der pohlniſche Hammer. Ein **Königsmantel** koſtete ſonſt zehn bis zwanzig; und ein pohlniſcher Hammer gar hundert bis zweyhundert Thaler. Itzt aber ſind ſie beyde viel wohlfeiler geworden.

Der Hammer,

der auf unſrer 5ten Tafel Figur 5 abgebildet iſt, und eher einen Winkelhacken, als einen Hammer vorſtellen könnte, iſt eine ſehr theure, ſpannenlange Muſchel, die ſonſt wohl mit hundert Thalern bezahlt worden iſt.

Die

(*) Siehe delices de Leyde, pag. 83.

Die Kegelſchnecken

dazu die ſogenannten Admirale gehören, ſind die ſelten-ſten und theuerſten, und koſten itzt noch das Stück zwanzig bis dreyßig Thaler, ſonſt aber iſt keins unter zwey bis dreyhundert Thalern verkauft worden. Siehe Tafel 5 Figur 4.

Die Porcellanſchnecken

ſind gar ſchöne allerliebſte Dinge, die gleich ſchön rein aus dem Meere kommen, und nicht erſt geputzt, und wie die übrigen Schnecken und Muſcheln, von ihrer obern ſchmutzigen Haut gereiniget werden dürfen. Es giebt eine groſſe Menge Porcellanen, die faſt alle, der Länge nach, einem halb durſchnittenen Ey gleichen, eine platte Grundfläche und einen erhabenen Rücken haben, und vorzüglich auf der linken Seite eingerollt ſind.

Eine gewiſſe kleine Porcellanſchnecke heißt Muſchelmünze oder Otternköpfchen, und dient, nebſt den bittern Mandeln, einigen Indianern ſtatt des Geldes. Auf den maldiviſchen Inſeln giebts ihrer ſehr viele.

Die Sturmhauben

haben viel ähnliches mit den römiſchen Helmen oder Sturmhauben, und gleichen faſt auch einem der Länge nach durchſchnittenen Ey, nie die Porcellanſchnecken. Die ſogenannte Davidsharfe iſt eine ſchöne Sturmhaube.(*)

Die

(*) Steckmuſchel heißt lateiniſch pinna: Gemeine eßbare europäiſche Auſter oſtrea edulis: Pohlniſche Hammer oſtrea mal-

Die Argonauten

oder Papiermuſcheln ſind flach gewundene, milchweiſſe, überaus dünne und leichte, halbdurchſichtige und höchſtens zwo Hände lang und breite Schaalen, darinn ein Spinnen ähnliches Thierchen wohnt, das, ob es gleich nicht darin angewachſen iſt, mit Hülfe ſeines ausgeſpannten häutigen Segels, wie ein Schiffmann ſehr kühn und geſchickt auf dem Meere herumſchwimmen, untertauchen, und ſich wieder in die Höhe heben kann. Und dies geht ſo zu: Die Argonauten haben viele Bärte oder Füſſe, die ſie hinten und vornen ausſtrecken, und als Segel und Ruder gebrauchen können. So lange nun das Meerwaſſer ruhig iſt, und ſie keinem Feinde nahe kommen, rudern und fahren ſie immer ganz dreiſte im Meer herum. Entſteht aber ein Sturmwind, oder ſehen und merken ſie, daß ein Feind komme, ſo ziehen ſie plötzlich alle Bärte ein, heben den Hintertheil ihrer Schaale in die Höhe, daß ſie Waſſer ſchöpfe und ſchwer werde, und ſinken nun zu Boden. (*)

Die

malleus: Extra Admiral conus ammiralis, dies iſt die koſtbarſte Kegelſchnecke: Porcellane cyprea, Muſchelmünze cyprea moneta: Sturmhaube buccinum.

(*) Warum ſie ſo heiſſe, wird aus Jaſons Geſchichte, der im Jahr der Welt 2721 oder 1262 Jahr vor Chriſti Geburt, auf dem Schiffe Argo mit ſeinen Begleitern den Argonauten, nach Kolchis fuhr, und mit der Medea Hülfe das goldene Vließ raubte, leicht zu erklären ſeyn?

Die Schiffsboote

ſind nicht ſo groß, als die Argonauten, aber merklich dicker, und innen von einem ſchönen Perlenmutterglanz, deswegen ſie ehedem niedlich ausgeſchnitzt, und mit zween, drey bis acht Thalern bezahlt worden ſind. Jetzt ſchnitzt man meines Wiſſens keine mehr aus. Die Indianer aber machen ſich aus den größten glatten Schiffsbooten Trink- und andere Geſchirre. Auch dieſe Thierchen können in ihrer Schaale auf der Oberfläche des Meers herumſchwimmen, und ſich, wenn ſie wollen, untertauchen und wieder in die Höhe heben, weil ſie in ihre Kammern Waſſer ein- und auspumpen können, um ſich ſchwer und leicht zu machen.

Die Ammonshörner

aber, welches um ſich ſelbſt gewundene Hörnchen ſind, die entweder feſt an einander liegen, oder wie eine Uhrfeder von einander abſtehen, koſten nicht viel, weil man ſie an mehreren Orten, und ſelbſt in Deutſchland, aber nur verſteinert in Menge findet. (*) Man nennt ſie auch Ammoniten, Kornua Ammonis und Widderhörner. —

Und

(*) Auf dem Heimberg bey Göttingen giebts ſehr viele verſteinerte Ammonshörner. Im Steinreich trift man überhaupt eine unbeſchreiblich groſſe Menge kleine und groſſe Ammonshörner an, wovon man die Originale noch nicht kennt.

Und warum nennt man ſie denn ſo? Weil die alten Heiden in Afrika den Jupiter ehedem Ammon genannt, und mit Widderhörnern neben den Ohren abgemalt haben. — Siehe Tafel 5 Figur 11.

Die Purpurſchnecken

oder Stachelſchnecken haben wegen ihrer ſonderbaren Bildung allerhand ſonderbare Namen: Einige heiſſen gebratene Birn, getrocknete Birn, Brandhorn; andere Krausſchnecken, Scorpionsſchnecken, Bettzeug oder Kahlſchwänze, und ſoweiter. Aus einigen von dieſen Purpurſchnecken, und vermuthlich auch aus andern Arten von Schnecken, haben unſere Alten ihre Purpurfarbe gemacht. Itzt kennt Niemand dieſe Purpurfarbe der Alten mehr. Schnecken nnd Muſcheln kennt man zwar genug, die verſchieden gefärbte Säfte bey ſich haben, mit denen man ſchön roth färben kann; allein es koſtet die Aufſuchung dieſer Thiere allzuviel Mühe und Aufwand. Und denn hät man ja itzt die Kermes und die Koſchenillen, mit denen man vortreflich ſchön ächt roth färben kann. — Siehe Tafel 5 Figur 3.

Die Napfſchnecken

ſind einfache ungewundene, oben gewölbte, inwendig hohle, und unten weit offenſtehende Schaalen, die entweder die Figur einer kurzen Pyramide, oder die Form eines abgekürzten Kegels haben. Der Wirbel iſt bey einigen

offen, bey einigen verſchloſſen. Sie kleben an den Felſen feſt.

Die Meerohren

gleichen einem Ohr, oder einem länglicht runden umgekehrten Becken, deſſen gewölbter Theil nach oben hingekehrt iſt, und darin in einer etwas krummen Linie eine Reihe verſchloſſener und offener Löcher, in gleicher Entfernung von einander, bis an den vordern Rand der Schaale ſtehen. Vier bis neun von den vorderſten Löcher ſind gewöhnlich offen, je nach dem die Schaalen groß oder klein ſind. Die Spuren der verſchloſſenen Löcher gleichen kleinen Warzen. Es giebt oft Meerohren, an denen man gegen fünfzig ſolche Spuren von zugewachſenen Luftlöchern zählen kann. Immer haben die Meerohren einen treflichen Perlenmutter Glanz, und geben ſelbſt die ſogenannte Perlenmutter. Sie hängen an den Felſen unter dem Waſſer. — Siehe Tafel 13 Figur 10.

Die Walzen

oder Voluten haben rollenartig geſtaltete Schaalen, und den Gartenſchnecken gleichende Einwohner, und wegen ihrer ſonderbaren Figuren allerhand Namen: Einige Walzen heiſſen Notenſchnecken und Oliven; andere Biſchofsmützen und Papſtkronen. Die **Papſtkronen** haben ihren Namen von der Aehnlichkeit, die ſie, wegen ihrer niedlich gezackten Windungen, mit der dreyfachen Pabſtkrone haben. — Siehe Tafel 5 Figur 2.

Die Mondſchnecken

oder Schraubenſchnecken ſind ſehr niedliche, mit einem Gitterwerk gezierte, äußerſt ſeltene Schnecken. Es giebt ihrer zwölf Arten, unter denen die Windeltreppe die merkwürdigſte und theuerſte iſt.

Dieſe ſogenannte **Windeltreppe** hat eine kegelförmige Geſtalt, und ſechs Gewinde, die wie ein Pfropfzieher frey in die Höhe gehen. Sie iſt ſelten viel länger und dicker, als eine kleine länglichte Walnuß, ſehr dünne und weiß. Die holländiſch oſtindiſche Inſel Amboina iſt ihr Vaterland. Eine ſchöne ächte Windeltreppe koſtete ehedem wohl zwanzig bis ſechzig Thaler, itzt aber kauft man für fünf Thaler ſchon eine ziemlich ſchöne. — Siehe Tafel 5 Figur 1.

Die Schiffwürmer,

die im Jahr 1732 den Holländern den Untergang drohten, weil ſie ihnen faſt alle ihre Pfäle und Schiffe zernagten und durchlöcherten, ſind auch Schaalthiere. Sie brachten ſie an den Schiffen aus Amerika mit. (*)

Ach, von dergleichen ſchönen Schaalen möchte ich welche ſehen! Haben Sie denn gar keine davon, lieber Herr..?

(*) Papiernautilus heißt lateiniſch: argonauta argo: Schiffsboot nautilus pompilius: Ammonshorn cornu ammonis: Stachelſchnecke murex: Napfſchnecke patella: Meerohr haliotis: Walze voluta, Mondſchnecke turbo, Schiffwurm teredo navalis.

O ja! Ich habe viele ſchöne Schnecken und Muſcheln, die ihr nächſtens alle ſehen ſollt. Aber keine von den theuern habe ich, die über einen Thaler koſten. Haben ſie denn auch keine Abbildungen davon? O ja! Es ſtehen ſelbſt in dieſem Buche welche. Suchet einmal die 5te Tafel auf! Richtig, hier oben ſind welche. Und in dieſen ſonderbaren Dingen ſollten Thiere wohnen? Wie heißt Figur 1? Wildeltreppe. Wie Figur 2? Pabſtkrone. Wie Figur 3? Purpurſchnecke. Wie Figur 4? Oranienadmiral. Wie Figur 5? Hammer.

Was mag wohl dies närriſche Ding hier in der Mitte bey Figur 9 ſeyn? Ein Meduſenhaupt. Und Figur 10 iſt ein Meerigel; Figur 11 iſt ein Widder oder Ammonshorn; und Figur 12 ein See- oder Meerſtern. Und auch in dieſen ſonderbaren Dingen ſollten alſo lebendige Thierchen wohnen? O ja! Aber ihre Häuſer ſind doch nicht ſo hart, wie die Schneckenſchalen? Nein, lange nicht ſo hart. Sie gleichen faſt nur einer dünnen trockenen Baumrinde, oder einer mürben Mandelſchale.

Die Seeigel

oder Seeäpfel ſind gegliederete Würmer, die aber nicht nackend, ſondern mit einer dünnen warzichten und ſtachlichten Schaale bedeckt ſind, die — jedoch weicher, als der Schnecken und Muſcheln ihre Schaalen ſind, und nur durch das Austrocknen eine mehrere Härte bekommen, und wie ſchon geſagt, einer dünnen trockenen Baumrinde, oder einer mürben Mandelſchaale gleichen. Es giebt kleine und

grosſe

groſſe Seeigel, ſo kleine, als ein drey Groſchen Stück, aber auch welche von der Größe einer ziemlichen Fauſt.

Sie wohnen in den europäiſchen und indiſchen Meeren, und können zum Theil auch gegeſſen werden. Füſſe haben ſie über zwölfhundert, und Stacheln über zwey tauſend. Dieſe Stacheln ſind alle beweglich, und dienen ihnen nebſt den Füßen, zum Schwimmen, Untertauchen, Laufen, Wehren und Feſthalten. Ihre Füße oder ordentlichen Bewegungswerkzeuge ſind länger als die Stacheln, werden aber von ihnen ganz in die Schaale hineingezogen, ſo bald ſie aus dem Waſſer genommen werden. Sie haben zwey Löcher, davon das eine das Maul, und unten in der Mitte iſt; das andere aber iſt der After oder Hintere, und ſitzt bald oben, bald unten beym Rand, oder völlig an demſelben. Bisweilen ſind auch beyde faſt in einem einzigen Loch beyſammen. Es giebt auch Seeigel, die gar keine Stacheln haben, und ganz nackend ſind. — Siehe Tafel 5 Figur 10. —

Man findet ganze Seeigel, und auch nur ihre Stacheln verſteinert, und nennt jene Knopfſteine, und dieſe Judenſteine.

Die Seeſterne

oder Meerſterne haben vier, fünf und mehrere lange Strahlen, und gleichen deswegen den Sternen am Himmel. Sie bewegen ſich durch Hülfe ihrer Füße, deren ſie wenigſtens fünfzehnhundert und zwanzig haben, ſehr langſam und ungefähr nur ſo geſchwind, als die Schnecken.

 Es

Es giebt Seeſterne von der Größe eines Guldens, aber auch welche ſo groß, wie die größte Mannshand. Man kann auch einige Seeſterne eſſen. Trocken ſehen ſie wie weißlicht graues, oder röthlicht braunes Leder aus. Man trift ſie zuweilen verſteinert an, und nennt ſie Asteriten. Je mehr Strahlen ein Meerſtern hat, deſto theurer iſt er. Einige Arten von Seeſternen ſind giftig. — Siehe Tafel 5 Figur 12.

Und warum meint ihr wohl, liebe Kinder, daß dies Ding hier auf der fünften Tafel bey Figur 9

Meduſenhaupt

heiſſe? Weil es ſo unzählig viel Gelenke hat, als die Fabel der Prinzeſſin Meduſa Schlange auf dem Kopf angedichtet hat. Richtig, ſo iſts. — Denn die Meduſa ſoll eines ehemaligen Sardiniſchen Königs Tochter geweſen ſeyn. Und da ſie die Göttin Minerva beleidigt, habe ſie ihre ſchöne Haupthaare in lauter lebendige Schlangen verwandelt ꝛc. — An manchem Meduſenhaupt hat man ſchon dreyßig bis vierzig tauſend Gelenke gezählt. Und ein gewiſſer blinder holländiſcher Gelehrter, mit Namen Rumpf, hat ehedem an einem gar zwey und achtzig tauſend Gelenke gezählt.

Wiſſet ihr auch, liebe Kinder, wie man die Wohnhäuſer der Gewürme nennt? O ja, Conchylien! Und wenn man eine Sammlung davon in einer Stube, oder ſonſt wo aufbewahrt, ſo nennt man es ein Conchylienkabinet. Gut. Wie nennt man aber die Steine, Thie-

re und Pflanzen überhaupt? Naturalien. Und wie nennt man eine Sammlung davon? Naturalienkabinet. Die Holländer ſind die ſtärkſten Conchylienhändler, und bringen alle Jahr eine erſtaunliche Menge aus Afrika und Oſtindien mit nach Hauſe.

Gebet Achtung, Kinder! Wenn ich rufe: Marſch! ſo müſſen dieſe zween Schnecken aus ihren Häuſern heraus: — Marſch, Marſch! Ach allerliebſt! Sie kommen, ſie kommen: — Hier ſind ſie. — — Nun ſollen ſie wieder hinein: — Packet euch, packet euch zurück!

Nicht wahr, Kinder, ich bin künſtlich? Das ſind Sie zwar, lieber Heer.. aber ohne Zauberey giengs doch wohl zu. Ich ſahe wohl, was ſie mit den Stecknadeln machten. — Hat denn alſo der kleine Mann meine Kunſt ſchon entdeckt? Ey, ſo will ich es euch nun allen ſagen, wie ich es machte, daß die Schnecken auf meinen Befehl ſogleich herauskamen.

Sehet mit dieſen Stecknadeln ſtach ich hinten ſo lang in ihre Häuſer hinein, bis ſie völlig heraus waren, und uns ihre gehorſame Aufwortung machten. — Daß ſie aber wieder in ihre Häuſer zurück marſchirten, war die Urſache, weil ich ſie mit den Nadeln an ihre Köpfe ſtach. — Tafel 3 Figur 6 iſt eine ſolche Gartenſchnecke; und Figur 4 eine nackte Schnecke abgebildet.

Was nützen uns die Schnecken und Muſcheln-Einwohner? Man kann ſie faſt alle eſſen. Die braune Weinbergſchnecken, zum Beyſpiel, die ſich des Winters mit einem Deckel zuſchließt, werden an vielen Orten in But-

terſaucen, oder gebraten, oder als Salat mit Eſſig und Oel geſpeißt, und in Schwaben, Bayern und Oeſterreich faſt ſo gern nnd häufig gegeſſen, als gern und häufig man in England, Holland und Norddeutſchland die Auſtern eſſen mag.

Viele Thiere, die ihr ohne Widerwillen kaum anſehen, geſchweige denn eſſen würdet, werden von andern Leuten für Leckerbiſſen gehalten. Die Kalifornier in Amerika, und noch viele andere Leute in der Welt eſſen alles Gewürm, es mag ausſehen und riechen, wie es will, gierig auf. Je dicker und länger ſie ſind, deſto gieriger greifen ſie darnach, und deſto haſtiger fahren ſie damit dem Munde zu. Für ein ſolches Traktament Würmer bedankte ich mich.

Wie bekommt man denn die Schnecken und Muſcheln, und die übrigen Schaalthiere des Meers? Gewiſſe Männer, die man Taucher nennt, müſſen ſie ſuchen. Man hängt ſie an Stricke, bindet ihnen einen Meerſchwamm vor den Mund, und einen Korb, Sack oder Netz auf den Rücken, und läßt ſie ſodenn ins Meer hinunter, wo ſie die verſchiedene Schnecken und Muſcheln, Auſtern, Perlenmuſcheln, Meerſchwämme, und Korallen ꝛc. aufſuchen, und in ihren Korb werfen. Wenn nun der Korb gefüllt iſt, oder der Taucher nicht mehr ſo viel Athem hat, länger unter dem Waſſer zu bleiben, ſo giebt er an einem Strick ein Zeichen, daß man ihn ſogleich heraufziehen ſoll. Die Auſtern aber werden gewöhnlich das ganze Jahr hindurch mit Netzen oder Garnen gefangen. Wenn die Auſtern zur

Som-

Sommerzeit acht, oder höchſtens vierzehn Tage auſſer Waſſer geweſen ſind, ſo ſtinken ſie ſchon. Man kann ſie alſo nur des Winters gut verſchicken. Häufig werden auch Korallen, Muſcheln und Schnecken an die Ufer der Meere oder auf die Sandbänke geworfen, wo man ſie ſodenn ohne Gefahr wegnehmen kann.

Von den Tauchern aber kommt mancher ums Leben. Sie erſticken unter dem Waſſer, oder werden von Meerthieren angefallen, und halb oder ganz aufgefreſſen. Wie oft zieht man nicht einen Taucher heraus, der nur noch Einen Fuß, oder nur noch einen Arm hat? Iſt es denn wohl rathſam oder vernünftig, daß ein Menſch wegen etlicher Schnecken und Muſcheln ſein Leben wagt? Ich glaube. Bedenket einmal, liebe Kinder, wie viel tauſend ſchön und wunderbar gebaute Geſchöpfe Gottes wir ſonſt nicht können würden? Die Menge der Conchylien iſt erſtaunlich, und ihre Verſchiedenheit unbeſchreiblich groß. Es giebt ſo kleine Schnecken und Muſcheln, daß man ſie kaum von den Sandkörnern unterſcheiden kann; aber auch ſo große, wie ihr wiſſet, daß ſie gegen ſechs Centner wägen.

Sie nannten vorhin, Perlenmuſcheln und

Perlen,

lieber Herr.. — wachſen denn im Ernſt die ſchönen helglänzenden Perlen in dem Leibe gewiſſer Muſcheln? Ja, Kinder. Die ächten Perlen wachſen wirklich in dem Leibe verſchiedener Muſcheln, die man deswegen auch Per-

lenmuſcheln nennt. Auch die Schaalen dieſer Thiere ſind ſchätzbar, ſie geben die ſogenannte Perlenmutter, aus der man Halsbänder und Doſen, und noch verſchiedene andere niedliche Dinge macht.

Warum ſagen Sie, ächte Perlen, und nicht geradehin, Perlen? Weil es auch unächte, oder von Wachs und Fiſchſchuppen gemachte Perlen giebt, die viel häufiger und wohlfeiler ſind, als die ächten. — Sehet, hier hab ich ächte und unächte Perlen! Welches ſind wohl die ächten, und welches die unächten? Dies ſind die ächten, und dies ſind die unächten. Und wie macht man denn dieſe? Man bläßt kleine und große gläſerne Kügelchen, und läßt darein einen Firniß laufen, der von der glänzenden Materie der Fiſchſchuppen gemacht wird, und füllt ſie ſodenn mit Wachs aus. Ihr ſehet alſo, daß man die unächten Perlen klein und groß machen kann, wie man ſie haben will. Die ächten Perlen hingegen müſſen bleiben, wie ſie in den Muſcheln gewachſen ſind. — Auch von Perlenmuter drechſelt man unächte Perlen.

Was ſind denn das für kleine rothe Kügelchen, und länglicht runde Steinchen, die verſchiedene Frauensperſonen am Halſe tragen? Das ſind keine Steinchen, ſondern

Korallen,

die von ſteinartigen Bäumchen kommen, die in verſchiedenen Meeren, vorzüglich häufig aber und ſchön groß im Mittelländiſchen Meer an Felſen und Klippen, und auf Schnecken und Muſcheln, und vielen andern im Meer liegen-

genden Steinen und Körpern feſte ſitzen, abgeſtumpfte Zweige, und keine Blätter haben, und wie man glaubt, von gewiſſen, mit acht Strahlen verſehenen kleinen Meerthierchen herkommen, die darinn leben und wohnen, und ſich dies ihr Haus wahrſcheinlich eben ſo allmählich bauen und vergrößern, wie ſich die Schnecken und Muſcheln, und übrigen Schaaleneinwohner ihre Häuſer zu bauen pflegen. Es giebt rothe, ſchwarze und weiſſe Korallen. Auf der 5ten Tafel Figur 6 iſt ein Korallenbäumchen abgebildet. — Halsbänder, Pater Noſter Kügelchen und Knöpfe, und viele andere Dinge drechſelt man aus den Korallen.

Die Meerſchwämme

oder Badeſchwämme, die wir zum Auftrocknen und Reinmachen, und zu vielen andern Dingen gebrauchen, ſind ebenfalls Wohnungen gewiſſer kleiner Würmer, die ſich in verſchiedenen Meeren aufhalten, ihre Wohnungen an Felſen und Klippen ankleben und befeſtigen, und ſie auch allmählig, wie die Koralleneinwohner, ſehr groß machen. Sie beſtehen aus flockichten Faſern, und ſehen gewöhnlich ſchmutzig weiß, und röthlich braun aus.

Was ſind dies hier auf der 5ten Tafel bey Figur 7 und 8 für ſonderbare Dinge? Dies ſind die wunderbaren

Polypen

oder vielfüſſigen Thiere, von denen ich euch ſchon lange was zu erzählen verſprochen habe. Nicht wahr, ſie ſe-

hen zarten Würzelchen, oder kleinen Pflänzchen viel ähnlicher, als einem Thier? Man nennt ſie deswegen auch Thierpflanzen. = Wo wohnen ſie? In Teichen, und andern ruhigen aber doch friſchen Gewäſſern, wo ſie an Schnecken und Meerlinſen, und vielen andern kleinen Gewächſen zu hängen pflegen.

Wie fängt man ſie denn? Man ſchöpft ſie ſammt den Gewächſen, woran ſie ſitzen, heraus, und gießt ſie in ein reines helles Glas. Und wenn man daſſelbe ſodenn eine Zeitlang ruhig gehalten hat, kann man gewöhnlich die Polypen an den Pflänzchen herum hängen ſehen.

Es giebt gelbe, braune, grüne und rothe Polypen, davon man einige, wegen ihrer Geſtalt, Federbuſchpolypen; andere Hornpolypen; und noch andere Armpolypen nennt. Figur 8 iſt ein Federbuſchpolype, und heißt ſo, weil etliche Polypen beyſammen ſitzen, und eine Art von Blumenſtraus vorſtellen; und Figur 7 iſt ein hornförmiger Armpolype. (*)

Die Vermehrung dieſer merkwürdigen Thiere geht ſehr wunderbar zu: Die Jungen wachſen an den Alten heraus, wie die Blätter an den Salatpflanzen. Der junge Polype ſieht anfangs wie ein kleines Knöpflein oder Wärzlein aus; ſodenn wird er nach und nach größer, und nach etlichen Tagen hat er ſchon viel Arme, und trennt

ſich

(*) Seeigel heißt lateiniſch echinus: Seeſtern ſtella marina: Meduſenhaupt caput meduſae: Koralle corallium: Meerſchwamm ſpongia. Polype polypus, Federbuſchpolyp polypus tubularia, Armpolyp polypus hydra.

ſich von ſeiner Mutter, und lebt für ſich. — Die Polypen entſtehen aber auch aus Eyern.

Was eſſen denn die Polypen? Waſſerflöh und Waſſerwürmer, die ſie mit ihren Armen ſo behende zu erhaſchen wiſſen, wie die Spinne eine Fliege, oder die Katze eine Maus erhaſcht. Es iſt luſtig anzuſehen, wenn ein alter Polype, an dem Kinder und Kindskinder noch feſte hängen, eine Beute erhaſcht, und ſolche ſodenn jeder junge Polype haben will; denn wenn ſie der Alte zum Munde bringt, ſo ſcheint es, als wollten ihm ſeine Kinder das Brod vor dem Munde wegnehmen.

Das Merkwürdigſte dieſer kleinen Thierchen iſt dies, daß man ihnen Kopf und Schwanz abſchneiden oder zerſpalten, ja ſie der Länge lang und quer in Stücke zerſchneiden, und zerſtücken darf, ohne daß ſie ſterben; ja es wird ſogar aus jedem weggeſchnittenen Stück ein neues Thierchen, das für ſich lebt, wächſt und groß wird.

Kopf alſo, Schwanz und alles wächſt ihnen wieder, was man ihnen abgeſchnitten hat? Ja, mein Kind. Man darf ſie auch umkehren, und zwey in einander ſtecken, und ſie leben doch fort.

So viel von den Würmern.

Erzählen Sie uns itzt vielleicht die Geſchichte der Käfer und Papilionen, lieber Herr . . ? Ja, Kinder! Ich habs euch ja verſprochen. Wiſſet ihr denn auch wohl ſchon, was Käfer und Papilionen ſind, und wie man ſie nennt? Nein. Nun ſo will ichs euch ſagen:

In-

Inſekten

nennt man ſie, oder Thierchen, die an ihrem Leibe viele Einſchnitte, — die Spinne allein hat keine Einſchnitte — und mancherley Ringe, an den Seiten, verſchiedene Luftlöcher, und am Kopf zwey bewegliche Fühlhörner haben, womit ſie alles um ſich her betaſten und erfahren, ob ſie vorſich oder hinterſich, links oder rechts gehen, ſich beugen oder ganz zurück begeben ſollen; auch haben ſie wenigſtens zwey Augen *) — die einzige Waſſerfloh hat nur ein Auge auf der Stirn — wenigſtens ſechs Füſſe, ein Herz mit einer einzigen Höhlung oder Kammer ohne Herzohren, und weiſſes kaltes Blut.

Die Vögel hingegen und die vierfüſſigen Thiere haben in ihrem Herzen zwo Höhlungen oder Kammern, und noch zwo andere hohle Theile, die man Herzohren nennt, dicht daran liegen.

Kann man die Inſekten eſſen? Ja, einige wohl. Sie ſind nicht alle giftig. Wollt ihr ein Gericht Maykäfer haben? Nein, o nein! aber eine Portion Krebſe wären euch doch anſtändig? O ja!

Im Ernſt, lieber Herr .. ißt man irgendwo die Käfer, Ameiſen, Bienen ꝛc.? Ja wohl. Ich kann euch verſichern, daß es faſt kein Thierchen in der Welt giebt, das

nicht

*) Die Augen der mehrſten Inſekten ſind vielfach. Leuwenhoek hat an einem Schmetterling 12,000 Augen gezählt. Auch haben ihre Augen keine palpebras, keinen irin und keine pupillam.

nicht irgendwo mit groſſem Appetit von Menſchen ſollte aufgezehrt werden. Würmer, Läuſe und Heuſchrecken ſollten den armen Wilden in Amerika oft ſehr gut ſchmecken, wenn ſie deren nur genug hätten.

Heuſchrecken ißt man im Morgenland häufig. Auch Johannes der Täufer aß ehedem welche. Es kommt bey uns Menſchen alles auf die Gewohnheit an. Wer von Jugend auf rohe Fiſche, Wurzeln und Baumrinden gegeſſen hat, wird krank, wenn er weiſſes Brod oder Dorten eſſen ſoll.

Haben die Inſekten denn ordentliches Fleiſch, wie die Hühner? Nein, ſie haben nur ein ſaftiges und knorpelichtes Weſen. Auch ihr Blut iſt kein eigentliches Blut, ſondern nur ein weiſſer Saft.

Naſenlöcher und Ohren haben die Inſekten auch nicht; und doch hören und riechen einige ſehr gut. Was aber einigen am Geruch und Gehör abzugehen ſcheint, das erſetzen ihnen ihre vielen Augen. Denn einige Inſekten haben ſechs, andere acht, und andere zehen, und viele wohl noch mehrere, ja gar etliche tauſend Augen. Die Fliegen, zum Beyſpiel, haben acht tauſend, und die Papilionen ſogar zwölf tauſend Augen.

Ach, Sie ſpaſſen nur, lieber Herr...! Eine Fliege ſollte acht tauſend Augen haben? Ja, Kinder, es iſt mein wahrer Ernſt. Mit einem guten Vergrößerungsglas kann man ſie alle zählen. Zween gelehrte Männer, mit Namen Leuwenhoek und Swammerdam haben ſie auch wirklich

ich gezählt. Und dieſen beyden groſſen Naturhiſtorikern darf man ſicher glauben.

Wozu aber brauchen denn dieſe kleine Thierchen ſo viele Augen? Damit ſie bey ihrem ſchnellen Fliegen auf alle Seiten ſehen, und den Gefahren entgehen können, die ihnen faſt allenthalben drohen. Sie bedienen ſich ihrer vielen Augen gleichſam ſtatt der Vergrösſerungsgläſer, um alles um ſich her genau anſehen und unterſcheiden zu können.

Bedenket einmal, liebe Kinder, wie oft ſich die kleine Biene bey ihrem Honigſammeln verirren würde, wenn ſie manchmal eine viertel, auch wohl eine halbe Stunde weit, von ihrer Wohnung wegfliegen, und die Blumen aufſuchen muß, darinn ſie ihren ſüſſen Saft finden kann. Da ſie aber eine Menge Augen hat, verirrt ſie ſich faſt nie, und kommt mit Süßigkeit belaſtet, wieder zu ihren Kameraden zurück.

Haben alle Inſekten Flügel? Nein, nicht alle. Die Läuſe und Flöhe, Krebſe und Spinnen haben keine Flügel. Denn nur diejenigen Inſekten haben Flügel, die ſich auf den Pflanzen aufhalten, und ſich zugleich auch von denſelben nähren. Diejenigen aber, die auf andern Thieren wohnen, und ihre Nahrung bey ihnen finden, wie die Läuſe und Flöhe, haben keine Flügel. Doch machen die Weſpen, Fliegen und Mücken hier eine Ausnahme. Sie leben nicht allein von Pflanzen, und haben doch Flügel.

Die Flügel der Inſekten ſind ungemein verſchieden. Bey einigen ſind ſie nakt und unbedeckt, wie bey den Fliegen

und

und Papilions; bey andern aber ſind ſie mit harten Flügeldecken bedeckt, wie bey den Käfern; und noch andere haben nur halbe Flügeldecken, wie die Bett- und Baumwanzen, und deswegen können dieſe auch ſchlecht, und jene gar nicht fliegen.

Wiel viel Füſſe ſagten ſie, lieber Herr . . daß die Inſekten hätten? Wenigſtens ſechs, wie die Käfer und Papilions, und alle andere geflügelte Inſekten. Die ungeflügelten hingegen haben deren mehrere. Die Spinne, zum Beyſpiel, hat acht Füſſe, der Krebs zehn, der Kellerwurm vierzehn, eine gewiſſe Art Aſſel hundert und acht und vierzig, und ein gewiſſer Vielfuß hat gar zweyhundert Füſſe.

Nun das mag ein Gewuſel ſeyn! Ja wohl zweyhundert Füſſe! Was machen ſie denn mit ſo vielen Füſſen? Ihr könnt euch leicht vorſtellen, gute Kinder, daß der liebe Gott allerhand weiſe Abſichten werde gehabt haben, warum er dem einen Thierchen zween; dem andern vier; dieſem ſechs; jenem zehn; einem andern hundert; und vielen hingegen gar keine Füſſe gegeben hat. Denn was er einem Thierchen giebt, daß iſt allemal ſehr gut, und gerade das Beſte, das Nothwendigſte für daſſelbe.

Er wies nicht allen Inſekten einerley Nahrung, und auch nicht einerley Arbeit an. Einige ſollten ſich auf der Erde; und andere im Waſſer aufhalten, und daſelbſt auch ihre Speiſe, entweder aus dem Pflanzenreich, oder aus dem Thierreich, hernehmen.

Einigen gab er deswegen, weil ſie ihr Brod in der Erde ſuchen müſſen, Füſſe zum Graben; andern aber gab

er Füſſe zum Schwimmen, weil ſie ihre Nahrung im Waſſer finden ſollen. Andere bekamen Springfüſſe, wie die Flöhe und Heuſchrecken, um ſchnell von einer Stelle zur andern zu ſpringen, und dadurch theils ihre Nahrung zu finden, theils ihren Feinden zu entfliehen.

Andere verſah er mit einem Rüſſel, der eben ſo bewunderungswürdig iſt, als der Rüſſel des Elephanten, und den einige zur Bereitung eines ſüſſen Saftes, wie die Bienen; andere zum Koſten Statt der Zunge; noch andere als einen Bohrer; und faſt alle als eine Saugröhre gebrauchen.

Kurz, die Einrichtung des Geſchmacks der Inſekten iſt ſo verſchieden und ſo wunderbar, daß man über die Allmacht und Weisheit Gottes erſtaunen muß, wenn man alles um ſich her kriechen und fliegen, eſſen und trinken ſieht, und doch keinen Mangel an irgend einer Speiſe bemerkt.

Und dies kommt daher: Einige Inſekten haben Belieben an Wurzeln und faulen Holz; andere an Blättern und Kräutern; einige an Schlamm, Erde und Koth; andere an Fleiſch, Haaren und Leder.

Und keins verirrt ſich in Wählung ſeiner Speiſe? Nein. Jedes kennt ſeine Nahrung ganz genau, und weis ſolche aus hundert andern Dingen heraus zu ſuchen. Fehlt ihm aber ſeine gewohnte Speiſe, ſo ſtirbt es lieber Hunger, ehe es eine andere frißt.

Und eben deswegen legt das Weibchen auch ſeine Eyer gewiß immer nur an den Ort, wo ſeine künftige

Brut gleich was zu freſſen find't, ſo, daß es alſo keine Nahrungsſorgen für ſie haben darf.

Einige legen daher ihre Eyer unter die Erde an allerhand Wurzeln und faules Holz; andere legen die ihrigen an Pflanzen, Fleiſch und Koth, und andere unreine Orte; andere begraben todte Mäuſe, Maulwürfe und Fröſche, und legen ſodenn ihre Eyer darauf. Einige graben unter die Baumblätter Löcher, und legen ihre Eyer hinein, wie die Blattwespen oder Gallinſekte; andere, wie die Motten ſchaben gar von Zeug oder Tuch eine zarte Wolle ab; und vermiſchen ſie mit einem Schleime ſo, daß eine Art von Fils entſteht, denn ſie wie eine Walze zuſammenrollen. Wenn nun die Larven nachher darin wachſen, ſo beiſſen ſie ihre Kammern auf, und ſetzen von ihrem neuen Vorrath etwas hinzu; und daher kommt es, daß ſie oft grün, blau und roth ausſehen, je nachdem ſie in einem, ſo oder anderſt gefärbten Zeuge, gewohnt haben.

Und wie viele Mühe giebt ſich nicht die Spinne mit ihren Eyern? Sie klebt ſie ſich an einen Fuß, und ſchleppt ſie ſo, bis zur Geburt, mit ſich herum.

Die Biene baut für ſich und ihre Nachkommen ein trefliches Haus von Wachs, darin etliche tauſend ſechseckichte Zellen ſind, die ihr und ihren Geſchwiſtern, zur ſichern Wohnung, und zur Ausbrütung ihrer Eyer dienen. Und damit die ausgebrüteten Larfen ſogleich was zu freſſen haben, legt ſie eine Vorrathskammer an, und ſammelt für ſich und ihre Nachkommen, auf etliche Mona-

the Vorrath ein, gleichſam als wenn ſie die Ankunft des Winters wüßte.

Auch die Ameiſen ſammeln den Sommer über ein, und ſorgen für die Zukunft. Und ſo darf man mit Grund der Wahrheit von allen Arten von Inſekten ſagen; Jede ſorgt für die ihrigen ſchon, ehe ſie da ſind. Es iſt eine wahre Luſt, einer Mutter zuzuſehen, wie viel Mühe ſie ſich giebt, den rechten Ort zu finden, wo ſie ihre Eyer hinlegen kann. Und hat ſie ihn gefunden, ſo freut ſie ſich, legt ihre Eyer ganz ordentlich hin, und fliegt oder läuft unbeſorgt, wie es ihrer künftigen Brut ergehen werde, davon und ſtirbt.

Wie gehts dieſen Eyern aber in Winter? Gut, ſie können die größte Kälte ertragen. Schnee und Eis ſchadet ihnen nicht. Sie werden jederzeit lebendig, ſo bald es warm geworden, und die Zeit zu ihrem Auskriechen vorhanden iſt.

Ach, wie mächtig und gütig iſt doch der liebe Gott, daß er ſo vielerley Thierchen gemacht, und für alle ſo treflich geſorget hat! Wie ging es uns, wenn wir nur acht Tage die geſamten Inſekten, geſchweige denn gar alle lebendigen Thiere füttern ſollten!

Giebts denn ſo gar viele Inſekten, lieber Herr ..? Ja Kinder, gegen fünfzehn tauſenderley verſchiedene Sorten. Und davon iſt der Krebs der gröſte, und die Milbe das kleinſte.

Die Krebſe ſollten Inſekten ſeyn? Das hätt' ich nicht gedacht! — Ihr habt doch wohl ſchon Krebſe geſehen?

O ja! Aber vielleicht noch keine Milben? Denn dies ſind größtentheils ſo kleine Thierchen, daß man ſie mit bloſſen Augen nicht ſehen kann, wenn ihrer auch gleich fünfzig auf einem Klumpen beyſammen ſitzen. Doch kann man auch viele ſehr leicht mit bloſſen Augen ſehen (*)

Nun wie groß meint ihr denn, das dieſe kleine Milben ſeyen? Denkt, nur ſo groß, daß ihrer tauſend auf einem Hirſenkorn bequem beyſammen wohnen können, und doch noch Platz für etliche tauſend darauf übrig bleibt. Ach, das iſt erſtaunlich viel! ein Hirſenkorn iſt ſchon klein genug; wie klein mag nun eine ſolche Made ſeyn?

Und je kleiner dieſe Thierchen ſind, liebe Kinder, deſto mehr erſtaunt man über die Macht und Geſchicklichkeit Gottes, wenn man durch Hülfe der Vergrößerungsgläſer, Blutgefäſſe und abgetheilte Glieder bey ihnen wahrnimmt.

Wo halten ſich wohl die fünfzehntauſenderley Inſekten alle auf? Allenthalben, im Waſſer und auf der Erde. Sie ſind über den ganzen Erdboden ausgeſtreut. Es iſt allerliebſt, daß man ſowohl bey Tag als bey Nacht, eine unzählbare Menge lebendige Thierchen um und neben ſich ſehen kann.

 Gleich

(*) Ein kleines Handmikroſcop, das ſelten über einen Gulden koſtet und doch wenigſtens zehn bis ſechszehnmal vergrösſert, wird ſich jeder Liebhaber der Natur gewiß bey Zeiten anſchaffen.

Gleich nach Sonnenuntergang wimmelts auf Bäumen, Blumen, Wieſen und Feldern voll Inſekten und andern Thierchen, die ſich freuen und luſtig machen. Auch in den Teichen lebt alles von kleinen und groſſen Thierchen. Hier tanzen die Mücken, dort quaken die Fröſche. Wer liebe Kinder, kann bey ſolchem Anblick blind, taub und unempfindlich ſeyn?

Aber ſo viele tauſend Inſekten werden gewaltig viel Schaden thun? Das thun ſie zwar, wenn ihrer irgendwo allzuviel werden. Läßt man, zum Beyſpiel, nur zwey Raupenneſter auf einem Baume ſitzen, ſo freſſen ſie ganz ſicher in etlichen Wochen den ganzen Baum kahl; und denn hat freylich die Aernte ein Ende. Faul und nachläſſig darf man daher nicht ſeyn, wenn ſich viele Raupen, und andere ſchädliche Freſſer in einem Garten zeigen.

Daß aber auch viele Inſekten den Vögeln, und ſich einander ſelbſt, und vielen andern Thieren zur Nahrung dienen, iſt euch bekannt. Und welchen Nutzen ſchaffen uns nicht die Krebſe, Bienen, Koſchenillen und Seidenwürmer? Die Krebſe eſſen wir; die Seidenwürmer liefern uns Seide; mit den Koſchenillen färben wir ſchön roth; und die Bienen verſorgen uns mit Honig und Wachs.

Ihr ſehet alſo, liebe Kinder, daß in der Haushaltung Gottes jedes Inſekt ſeine Beſtimmung hat, und daß keins nur ſo von ohngefähr da iſt. Alle zuſammen haben ihre angewieſenen Geſchäfte, die ſie nie vernachläſſigen dürfen, ſondern alle Jahr richtig und ordentlich beſorgen müſſen.

Und

Und weil ſie als kleine Geſchöpfe gar leicht von der boshaften Hand eines Menſchen, oder ſonſt von einem Feinde in ihrer Arbeit oder in ihrem Glück geſtört, oder ihnen wohl gar das Leben geraubt werden könnte; ſo lehrte ſie ihr Schöpfer, der Gefahr durch eine ſchnelle Flucht zu entgehen, oder ſich durch Gabeln, Scheren und Stacheln, womit ſie am Hinterleib verſehen ſind, zu retten. Wie ſehr ſchmerzt nicht ein Bienenſtich?

Einige Inſekten retten ſich durch ihre Farbe, wie die Raupen, die häufig die Farbe derjenigen Gewächſe haben, wovon ſie ſich nähren. Andere entfliehen vermittelſt eines Fadens, an dem ſie ſich halten und plötzlich herablaſſen, wenn ſie einen Feind nahe ſehen.

Einige Raupen erſchrecken durch die geringſte Berührung ſo ſehr, daß ſie als ein Kügelchen niederfallen, und ſich dadurch retten. Die Goldkäfer ziehen ihre Füſſe zuſammen, wenn man ſie berührt, und die Speckkäfer ſcheinen gar todt zu ſeyn, und rühren ſich nicht, wenn man ihnen auch gleich einen Fuß um den andern abreißt, ſie brennt und ſticht.

Durch allerhand Liſt alſo wiſſen die Inſekten ihren Feinden zu entwiſchen, und wo eins allein ſich nicht mehr retten kann, ſo helfen ihm ſeinen Kameraden, wie es die Weſpen und Bienen machen, denen man zwar nie, aber dann am wenigſten allzunahe kommen darf, wenn man ſie beleidigt hat.

Noch eins, lieber Herr . . Sterben denn die Speckkäfer vom Stechen und Brennen nicht? O ja, wenn

man ſie zu viel ſticht und brennt. Geſchiehts aber nur ein wenig, ſo ſtehen ſie, wenn man ſie eine Zeilang ruhig liegen läßt, wieder auf, und laufen oder fliegen davon.

Die Inſekten haben ein zähes Leben. Man darf einer Fliege den Kopf abreiſſen, und ſie lebt und fliegt doch noch etliche Augenblicke herum; ja ein Holzkäfer oder Holzbock kann gar ſechs bis acht Wochen an einer Nadel angeſpißt leben. Aber ohne Nahrung doch nicht? O ja, ohne Nahrung. Die vollkommnen Inſekten eſſen ſehr wenig, und ans Trinken denken ſie gar nicht, bis an die Grillen, welche gerne trinken. Ja einige Papilions haben gar kein Maul, deswegen ſie auch nur etliche Stunden, oder ſo lange nur leben, bis ſie ſich begattet, und für ihre Nachkommen geſorgt haben.

Giebts noch mehr Inſekten, die nur eine ſo kurze Zeit leben? Ja, das ſogenannte Uferaas lebt kaum einen Tag. Und welche unter ihnen leben am längſten? Die Krebſe, welche zehn bis achtzehn Jahre alt werden.

Die Inſekten entſtehen alſo nicht aus alten Lumpen faulem Holz, und andern unreinen Dingen wie unwiſſende Leute oft glauben; ſondern aus Eyern, die bloß durch die Wärme der Luft ausgebrütet, oder lebendig gemacht werden.

Aber die, aus den Eyern hervorgekrochenen Geſchöpfe, ſind nichts als elende Larven oder Raupen, die ihren Aeltern noch in keinem Stücke ähnlich ſehen, und davon einige Füſſe haben, andre nicht. — Diejenigen, ſo keine Füſſe haben, müſſen faſt alle von ihren Aeltern eine

ne Zeitlang ernähret, oder an ſolche Orte gelegt werden, wo ſie ihre Nahrung von ſelbſt finden können, wie die Maden im Käs und Fleiſch. — Diejenigen hingegen, ſo Füſſe haben, ſuchen ihr Futter ſelbſt auf allerhand Blättern und Gewächſen, und wachſen in kurzer Zeit ſo ſchnell daß ſie ihre äuſſere Haut, weil ſie ihnen zu eng geworden iſt, drey bis viermal ablegen, und ſich gleichſam wieder jung machen können.

Bis itzt, liebe Kinder, heiſſen alle dieſe Thierchen eigentlich noch nicht Inſekten, ſondern Larven, die nichts thun, als freſſen, und allenthalben, wo ſie häufig ſind, gewaltig viel freſſen, und oft auch viel ſchaden. Die Inſekten aber ſchaden faſt gar nichts, ſie ſind mehr beſchwerlich als ſchädlich. Weil ſie aber doch ihre Eyer allenthalben hinlegen, ſo nennt man ſie zuweilen auch ſchädliches Geſchmeiß und einige auch Ungeziefer, wie die Läuſe und Flöhe.

Bald nachher, wenn ſich die Larven oder Würmer eine Zeitlang auf ihrer Waide beluſtiget und ſatt gefreſſen und ihre Vollkommenheit als Larven erreicht haben, und alſo ganz ausgewachſen ſind, verlaſſen ſie ihre Geſellſchaft, gehen auseinander, freſſen nichts mehr, ſuchen ſich einen bequemen, und von aller Gefahr ſichern Ort aus, und machen ſich nun zu der groſſen Veränderung oder Verwandlung geſchickt, die mit ihnen vorgehen ſoll. Sie treten daher nun in einen mittlern Zuſtand ihres Lebens, ſchlieſſen ſich in ein dunkles Grab ein, und heiſſen, we-

gen ihrer Aehnlichkeit mit einem eingewickelten Kind, Puppen.

Ach ja, ſo ſehen ſie aus! — Nun wie denn, mein Kind? Eine ſo, die andere anders. Sie ſehen ſich nicht alle ähnlich. — Nicht wahr, man muß verſchiedene Puppen geſehen haben, wenn man ſich von ihrem ſonderbaren Bau überzeugen will? Auf unſern Kupferplatten ſind vier Puppen abgebildet. Suchet ſie einmal! Eine iſt auf der 3ten Tafel bey Figur 18; die drey übrigen aber ſtehen auf der 14ten Tafel bey Figur 16 und 21 und 22.

In dieſen, oft ſehr ſchön und wunderbar gebauten Hülſen oder Puppen, bleiben die künftigen Thierchen zwo bis vier Wochen, ja wohl gar drey, ſechs bis zehn Monat, und einige wohl noch viel länger, ohne alle Nahrung liegen, und ſcheinen todt zu ſeyn. Man darf ſie gefrieren, oder gar eine Zeitlang in Waſſer kochen laſſen, ſie ſterben doch nicht, ſondern erwachen gleichſam, jedes zu ſeiner beſtimmten Zeit, ſo zu reden, wieder aus ihrem unempfindlichen Schlaf, und kommen endlich, mit allerhand Farben geziert, lebendig hervor.

Und nun erſt ſind ſie vollkommene Inſekten, und werden mit allerhand Namen belegt. — Was thun ſie itzt? Itzt genieſſen ſie eine kurze Freude, ſchwärmen auf verſchiedenen Blumen, Bäumen und Blättern ꝛc. herum, begatten ſich, legen Eyer und ſterben.

Kinder, ſind wir Menſchen nicht faſt wie die Inſekten beſchaffen? Erſt lagen wir in den Leibern unſerer Mütter, wie in ein Grab verſchloſſen; nachher wurden wir leben-

dig

dig gebohren, lebten bisher, genoſſen allerhand Freuden mit Traurigkeit verknüpft; bald oder ſpät, aber gewiß, gehen wir ins Grab; und endlich nimmt uns der liebe Gott, wenn wir brav und rechtſchaffen gelebt haben, zu ſich in den Himmel, wo es uns ſodenn auf immer und ewig wohl ſeyn wird.

Gehts mit allen Inſekten ſo zu, lieber Herr . . wie Sie uns itzt erzählt haben — erſt Eyer, hernach Würmer oder Larven, dann Puppen, und endlich erſt Käfer oder Papilions? Nein, liebe Kinder, die Spinnen haben ſogleich beym Auskriechen aus den Eyern, ihre völlige Geſtalt, und verändern ſich nie mehr, auſſer daß ſie nach und nach gröſſer werden. Die Aſſeln oder Kellerwürmer aber, und wie man glaubt, auch die Erdflöhe, Baumwanzen und Waſſerwanzen bringen ihre Jungen gleich lebendig auf die Welt, die ſogleich ganz ihren Aeltern ähnlich ſehen.

Aber die Fliegen, Käfer und Schmetterlinge werden doch nach und nach auch gröſſer, wie die Spinnen? Und aus den kleinen Brachkäfern werden vermuthlich in etlichen Wochen Maykäfer; und aus den kleinen Fliegen groſſe? Nimmermehr, Kinder. Jedes Inſekt bleibt ſo, wie es aus ſeiner Puppe gekommen iſt, bis an ſeinen Tod unverändert. Nie wird alſo aus einem kleinen Käfer ein groſſer Käfer, wie aus dem Kalb eine Kuh oder ein Ochſe wird.

In wie viel Haufen theilt man denn die geſammten Inſekten ein, lieber Herr..? Euch Kindern kann ich antworten, in drey Haufen: Erſtlich in vier flügelichte, wie

die

die Käfer, Waſſerjungfern, Wanzen, Papilions und Bienen: Zweytens in zweyflüglichte, wie die Fliegen und Mücken: Drittens in ungeflügelte, wie die Spinnen, Läuſe, Flöhe und Krebſe.

Groſſen Leuten aber würd' ich auf die Frage: Wie viel giebt es Haufen oder Ordnungen von Inſekten? antworten, ſieben: Die 1ſte Ordnung hat ganze Flügeldecken, wie die Käfer: Die zweyte hat halbe Flügeldecken, wie die Wanzen: Die dritte hat gefiederte Flügel, wie die Schmetterlinge: Die 4te hat netzförmige Flügel, wie die Waſſerjungfern: Die 5te hat Flügel mit Adern, wie die Bienen: Die 6te hat zween Flügel, wie die Fliegen: und die 7te Ordnung hat gar keine Flügel, wie die Spinnen, Läuſe, Flöhe und Krebſe. (*)

Ach, wie begierig bin ich doch auf die Beſchreibung der Inſekten! — Ich auch, lieber Herr.. Ich will in Zukunft manchen Käfer fangen und einſperren. — Gut. Aber doch nicht den nächſten beſten? O ja, kleine und groſſe,

(*) Reich heißt lateiniſch regnum, Pflanzenreich regnum vegetabile, Thierreich regnum animale, Steinreich regnum minerale: Klaſſe claſſis: Ordnung ordo: Geſchlecht genus: Sorte oder Art ſpecies. — Inſekten inſecta: Klaſſe der Inſekten claſſis inſectorum: Ordnungen der Inſekten ordines inſectorum. 1) Coleoptera Inſekten mit Flügeldecken. 2) Hemiptera mit halben Flügeldecken. 3) Lepidoptera mit 4 gefiederten Flügeln. 4) Neuroptera mit 4 netzförmigen Flügeln. 5) Hymenoptera Inſekten mit aderichten Flügeln. 6) Diptera mit zween Flügeln. 7) Aptera ohne Flügel.

groſſe, ſchöne und wüſte, ſtinkende und — kurz, ſo wie ichs kriegen kann; denn Käfer giebts ja genug.

Da hat er recht, mein Sohn. Käfer giebts wirklich den ganzen Sommer über, und noch bis an den Winter hin in Menge; aber wird ihm auch jede Sorte, die er haben will, ſogleich vor ſeine Augen hinfliegen, und ſich von ihm fangen laſſen?

O, das verlang ich nicht! Ich will ſie ſchon aufſuchen und finden. Ein Käfer hält ſich da auf, der andere dort. Einer kömmt im Frühling, der andere im Sommer, der —

Genug vors erſte. — Um guter Ordnung willen, will ich euch nun kurz etwas von den Käfern überhaupt erzählen, und ſodenn noch die merkwürdigſten Käfer ſelbſt beſchreiben.

A propos! Wollen wir die Geſchichte der Inſekten nach drey, oder nach ſieben Ordnungen durchgehen? O, nach ſieben! Gut, und alſo reden wir in der erſten Ordnung von den

Käfern

oder denjenigen Inſekten, die zween dünne durchſichtige, mit zwo hornartigen Decken verſehene Flügel, und ſechs Füſſe haben, und aus Larven entſtehen, die an der Bruſt ſechs Füſſe haben, — doch iſt unter den ſogenannten Holzböcken die Larve ohne Füſſe, und alſo eine Made — den gröſten Theil ihres Lebens in der Erde, oder im Miſt, oder in Holz, oder im Waſſer, oder auf Blättern

zubrin-

zubringen, ſich von Blättern, Wurzeln, faulem Holz, toden Mäuſen, Ratten, Schlangen, Eidexen, Fröſchen und Kröten, und andern ſtinkenden Dingen nähren, vom Ey an bis zum Käfer etliche Monat, ja ein, zwey, drey, vier bis fünf Jahre in der Erde, oder in der Gerberlohe oder im Miſt leben, ſich etlichemal häuten, des Winters tief in die Erde verkriechen, damit ſie vom Froſt keinen Schaden leiden, und hier ſo lang ohne Nahrung liegen bleiben, bis ſie von der Frühlingswärme wieder in die Höhe zum Freſſen gelockt werden.

Und ſo machen es die Larven alle Jahr, bis ſie ſich endlich im Herbſt in eine ausgehöhlte Erdſcholle, oder in eine Miſtpille, oder in Laub, oder in Holz einſchließen, und ſodenn Puppen, und endlich im Frühjahr Käfer werden, und ſo nach und nach aus ihren Löchern hervorkommen, davon fliegen, ſich begatten, Eyer legen und dann ſterben, oder von Vögeln ꝛc. gefreſſen werden.

Und weil ſie an allem kiefen oder nagen, gab man ihnen den Namen Kiefer oder Käfer. Wie lang leben die Käfer? Einige leben nur einen oder höchſtens zween Monate, und werden deswegen Monatskäfer genannt. Der Maykäfer iſt ein Monatskäfer, und hat ſeinen Namen vom Monat May, darin er gewöhnlich lebt; ſo auch der Junius- oder Brachkäfer, weil er im Brachmonat lebt und herumfliegt. Andere Käfer leben vom Frühling bis in Herbſt; ja einige leben wohl gar zwey drey und noch mehrere Jahre, wie die Maykäfer, Roß- und Goldkäfer ꝛc.

Einige Käfer haben ein Horn; andere haben deren zwey, und noch andere haben gar drey Hörner. Andere dagegen haben gar keine Hörner. Und bey vielen haben auch nur die Männchen welche, oder es ſind der Weibchen ihre doch merklich kleiner, wie ihr vermuthlich ſchon bey den Hirſchkäfern werdet geſehen haben.

Einerley Farbe haben die Käfer auch nicht. Es giebt ſchwarze und braune; blaue und grüne; gelbe, rothe und ſcheckigte.

Auch an Größe ſind die Käfer ſehr von einander unterſchieden. Es giebt welche, die nicht gröſſer ſind, als ein kleiner Stecknadelknopf, wie die kleinen Blattkäfer oder ſogenannten Erdflöhe; aber auch welche, die ſo groß ſind, als ein Sperling, wie der amerikaniſche Hornkäfer oder Elephantenkäfer.

Giebts viele Sorten von Käfern, lieber Herr..? O ja, Kinder, mehr als achthunderterley. Ach, das ſind erſtaunlich viel? Nun wie machen wir es denn, daß wir auſſer unſern May- und Goldkäfern, Schrötern, Miſt- und Roßkäfern noch mehrere Geſchlechter und Sorten kennen lernen? Ihr müßt ſie allmählig aufſuchen, und ſo lang einſperren, bis euch Jemand ſagt, wie ſie heiſſen. Vors erſte aber könnt ihr noch merken, daß man die geſammte Käferfamilie, um ein Geſchlecht und eine Sorte leicht von der andern unterſcheiden zu können, auch noch wegen ihrer Bildung, Farbe, Nahrung und Aufenthalt in Kolbenkäfer, Speckkäfer, Hirſchkäfer, Todtengräber, Schildkäfer, Blattkäfer, Springkäfer, Rüſſelkäfer, Holzkäfer,

käfer, Waſſerkäfer und Schwimmkäfer ꝛc. eintheilt. — Die Maykäfer, zum Beyſpiel, gehören zu den Kolbenkäfern oder Scarabäen.

Nun, Kinder, wie ſehen denn eure lieben

Maykäfer

aus? Könnt ihr ſie mir beſchreiben? O ja! Sie haben oben zwey hornartige braunrothe Flügeldecken, und darunter zween Pergament ähnliche dünne Flügel, einen ſchwarzen, mit weiſſen Strichen und Seitenflecken verſehenen Unterleib, ſechs Füſſe, zwey Fühlhörner, bald braune, bald rothe, bald ſchwarze Halsſchilde; an den Füſſen Zacken zum Graben; und kommen im May, zuweilen auch früher oder ſpäter, je nachdem die Luft wärmer oder kälter iſt, aus der Erde hervor, worinn ſie — ſie — ſoll ich helfen? worinn ſie fünf Jahr lang als Larven, die man Engerlinge nennt, gelegen, und ſich von den Wurzeln verſchiedener Pflanzen genähret haben, fliegen hin und her, freſſen allerhand Laub, paaren ſich, und bleiben dabey lange an einander hängen.

Das Weibchen kriecht nach der Paarung, ungefähr eine Spanne tief, in die Erde, und legt ihre hellgelben länglicht runden Eyer darein, kriecht wieder heraus, lebt noch etliche Tage, und ſtirbt.

Oft bleiben auch ganz fertige Maykäfer noch ein Jahr tief unter der Erden liegen, und kommen erſt den nächſten Frühling darauf lebendig aus der Erde hervor. — Und einige andere Maykäfer, die ſchon einmal im May herum

geflo-

geflogen ſind, verſtecken ſich zuweilen durch einen Winterſchlaf in der Erde, und kommen den nächſten May wieder lebendig hervor, fliegen herum, und machen ſich noch einmal luſtig. (*)

Im May alſo, auch wohl ſpäter, aber ſelten früher, weil ſie die Kälte ſcheuen, kommen die Maykäfer aus der Erde heraus, ſitzen und hängen den Tag über auf Bäumen und Geſträuchen hin und wieder ganz ruhig, des Abends aber, wenn es etwas kühle geworden iſt, — denn ſie können große Hitze eben ſo wenig, als große Kälte, ertragen — ſchwärmen ſie Scharenweis um Obſtbäume, Hecken und Gebüſche, und um andere Gewächſe herum. Und ihr ſpringet ihnen nach, und erhaſchet ſie. Nicht wahr, Kinder?

Ey, könnt ihr auch Männchen und Weibchen von einander unterſcheiden? O ja! Die Männchen haben breitere und längere Blätter an ihren Fühlhörnern, als die Weibchen. Die Männchen haben ſieben, und die Weibchen nur ſechs Blätter. Und dieſe Blätter können die Maykäfer wie einen Fächer ausbreiten und zuſammenziehen. Richtig, ſo iſts.

Nun

(*) Ein Maykäfer kann alſo 2 Jahr alt werden. Ob er aber gar drey Frühlinge nach einander im May herumfliegen, und ſich alſo 2 Sommer 2 Herbſte und 2 Winter hinter einander lebendig zeigen könne, zweifle ich. Mir iſts wenigſtens noch nie geglückt, einen ſo lang lebendig zu erhalten. — Daß ſich auch die Einhornkäfer einen Winter über verſtecken können, weiß ich aus der Erfahrung.

Nun ſo ſehet itzt eure Kupfertafeln an, ob ihr nicht Maykäfer darauf findet. — Ach hier, auf der 8ten Tafel ſind ſie! Käfer, Larven und Eyer, alle bey einander. Figur 38 iſt ein Männchen; Figur 37 ein Weibchen, das ſo eben aus der Erde kriecht; Figur 35 ſind Eyer; Figur 34 eine kleine; und Figur 36 eine große Maykäfer-Larve oder ein Engerling; und Figur 39 iſt vermuthlich das Loch, woraus das Männchen gekrochen iſt? Richtig, liebe Kinder! Ihr habt alles errathen. — Verſchiedene Vögel ſuchen die Maykäfer auf, und füttern ihre Jungen damit. Auch die Haushühner, und vorzüglich die Puter oder welſche (indianiſche) Hüner freſſen die Maykäfer gern.

Nun ſuchet auf eben dieſer Kupferplatte den

Brachkäfer

oder Juniuskäfer, der mit dem Maykäfer viele Aehnlichkeit hat. — Hier oben iſt er, bey Figur 7. Er iſt kleiner, als der Maykäfer, ſieht blaßbraun aus, hat an ſeinen Fühlhörnern keine Blätter, wie der Maykäfer, ſondern nur kleine Kölblein, ſitzt auf keine Bäume oder Gebüſche, fliegt gewöhnlich nur den Tag über, doch zuweilen auch noch des Abends eine Zeitlang herum, und ſchadet dem Getreide. Er hat ſechs ſehr haarichte Füſſe, davon immer ein paar länger iſt, als das andere.

Der

Der unvergleichlich ſchöne, grüne, glänzende

Goldkäfer

oder Roſenkäfer hat keine gewiſſe Zeit, wenn er aus der Erde, hohlen Baumſtämmen und Ameiſenhaufen, wo ſich ſeine Larve, die ſich von faulem Holz und Ameiſenpuppen nährt, ſehr gern aufhält, hervorkömmt. Er iſt faſt ſo groß, als ein Maykäfer, und hält ſich am liebſten auf der weiſſen Holunderblüthe, auf Zitronen, Narciſſen, Lilien und Roſenſtöcken auf. — Siehe Tafel 8 Figur 25.

Mit Obſt und angefeuchtetem Brod kann man einen Goldkäfer, zwey bis drey Jahr lang lebendig erhalten. Ach, das iſt allerliebſt! Nicht auch ſo die Maykäfer? Nein. O Schade! Daß ihr Kinder doch die Maykäfer ſo ſehr lieb habt!

Aber die Goldkäfer ſind ja weit ſchöner? Das ſind ſie wohl, ſie laufen und fliegen aber nicht ſo gern, wie unſere Maykäfer, denen wir ein Liedchen vorſingen, und dann fliegen ſie, und wir ſpringen mit ihnen herum, und freuen uns. Die Goldkäfer aber laufen und fliegen nicht, wir mögen ſie kizeln, oder ihnen was vorſingen; ja ſobald wir ſie an einem Fuß berühren und anknüpfen wollen, ziehen ſie Kopf und Füſſe zuſammen, und ſtellen ſich todt.

Habt ihr auch ſchon einen lebendigen

Nashornkäfer

geſehen? Nein, keinen lebendigen und keinen todten, auch keinen abgebildeten. Nun ſo ſehet indeſſen, bis ihr einen

lebendigen bekommt, den an, der in eurem Buche, Tafel 8 Figur 31 abgebildet iſt.

Ach, ſo ſehen dieſe Käfer aus! Sie ſind ia zwey bis dreymal gröſſer, als ein Maykäfer? Wo halten ſie ſich wohl auf? In allerhand faulem Holz, vorzüglich aber in alten hohlen Eichen, und in Gerberlohe von Eichenrinden.

Man nennt ſie deswegen Einhornkäfer; weil ſie ein Horn an der Naſe oder auf dem Kopfe haben, und alſo dem groſſen vierfüſſigen Thier ähnlich ſehen, das ein Horn auf der Naſe hat, und deswegen Nashorn oder Rhinoceros genannt wird.

Dieſe Nashornkäfer können ſich auch, wie die Maykäfer, den Winter über in faulem Holz, oder ſonſt wo in einem Schlupfwinkel verſtecken, und dann im folgenden Frühling wieder lebendig hervorkommen, und zu ihren neuangekommenen Kameraden fliegen.

So weis ich ein Beyſpiel, daß ſich ein Nashornkäfer im Herbſt 1777 in ein Zimmer verlaufen, und hinter ein Bret verſteckt hat. Um Weyhnachten hörte man immer ein Genag, und Niemand wußte, wer es machte, denn Mäuſe gab es in dieſem Hauſe nicht, und eine Grille oder ein Holzbock, oder ſonſt ein Käfer konnte es auch nicht ſeyn. Aber ſiehe, im März 1778 kam unvermuthet der entlaufene Nashornkäfer in dem nämlichen Zimmer hinter einem Bret hervor, und lief ganz flink ſo lange herum, bis ihn die frohen Kinder zum zweytenmale gefangen nahmen. Er wurde bald nachher getödtet, und von

einem dieſer Kinder, als ein merkwürdiger Deſerteur, in ſeinem kleinen Naturalienkabinet aufgeſtellt.

Nashornkäfer mit zwey und mit drey Hörnern giebts bey uns nicht, ſondern nur in Amerika, und vorzüglich in Braſilien. Sie ſind meiſt alle ſehr groß, und merklich größer, als unſerere Hirſchkäfer, und haben ihre Hörner theils über einander, theils neben einander vorwärts gerichtet, und gegen einander gekrümmt, ſo, daß ſie faſt einer Krebsſcheere gleichen, und heiſſen Herkules oder Elephantenkäfer, fliegender Stier u. ſ. w.

Sodenn giebts auch noch bey uns, und in andern Gegenden von Europa, einen ſchön glänzend ſchwarzen gehörnten Einhornkäfer, der faſt ſo groß, als ein Miſtkäfer iſt, und ſich vorzüglich gern im Kuhmiſt auf den Wieſen und Viehweiden aufhält, und auch ſeine Eyer in Kuhmiſtpillen legt, und vergräbt.

Der Roßkäfer

oder Miſtkäfer entſteht ebenfalls, wie andere Käfer, aus einer Larve, die höchſtens ein Jahr im Miſt gelegen, und Miſt gefreſſen hat, ſiehe Tafel 8 Figur 17.

Es giebt etliche Sorten von Miſtkäfern. Einige legen ihre Eyer in Pferde- Kuh- und Schafmiſt hin und her zerſtreut; andere hingegen legen ſie in zuſammengedrückte Pillen von Miſt.

Und zu dieſer Sorte gehört der große ſchwarze Miſtkäfer, wie der unſrige iſt. Es fliegen nämlich dieſe Käfer gern umher, und ſetzen und bohren ſich unter allen

Miſt, den das Vieh und vorzüglich das Pferd, auf den Straſſen fallen läßt. Und daher kommt es auch, daß man ſie Roßkäfer nennt; weil man ſie ſehr häufig in Pferdemiſt oder Roßmiſt auf Fahrwegen und Landſtraſſen antrift.

Wo ſo ein Käfer nun einmal ſitzt, da gräbt er ein Loch in die Erde, knätet mit Maul und Füſſen ein wenig Miſt in ein Klümpchen oder Pillchen zuſammen, ſteckt es in ſein gemachtes Loch, legt ein Ey darauf, deckt es noch mit etwas Miſt zu, und fliegt weiter.

Und ſo macht er es wohl an zehn und mehrern Orten. Nach etlichen Tagen wird ein ſolches Ey lebendig, und die Larve friſt nun den Miſt, welchen ſeine Mutter für ihn hingelegt hat, nach und nach, und bis aufs Frühjahr völlig auf, und wird itzt, nachdem ſie ſich viermal gehäutet, und endlich verpupt hat, zum Käfer.

Holzböcke,

liebe Kinder, heißt man diejenigen Käfer, die mit ihrem ſcharfen Zangenbiß grünes und trockenes Holz, Aeſte und Zweige, ja gar hölzerne Geräthſchaften durchbohren, und ihre Eyer hinein legen. Aus dieſen Eyern werden fußloſe Maden, die das Holz gewaltig durchlöchern, ſich endlich aber verpuppen, und als Käfer davon fliegen.

Und warum nennt man ſie denn Holzböcke? Weil ſie gerne ſtoſſen und bohren, und ihre langen Fühlhörner faſt eben ſo gebogen tragen, wie die Ziegenböcke. Es giebt eine Menge kleine und groſſe Holzböcke. Einen kleinen

könnt ihr auf der 10ten Tafel bey Figur 6; und einen viel gröſſern auf der 8ten Tafel bey Figur 29 ſehen. Sie ſehen ſchwarz, gelb und braunfleckicht aus, und haben allesammt ein ſo zähes Leben, daß ſie, wie ihr wißt, vier bis ſechs Wochen ohne Nahrung, an eine Nadel geſpißt, lebendig bleiben können.

Unſer kleiner Holzbock, Figur 6, legt ſeine Eyer auf die Haſelnußſtauden, und zwar jedes Ey einzeln, oben an die Spitzen der Zweige, oder in die Augen derſelben. Wenn nun aus dem Ey eine Made wird, ſo frißt ſie ſo lang in dem Mark des Zweiges fort, bis ſie ausgewachſen iſt, nun zur Puppe werden, und nach etlichen Tagen als Käfer davon fliegen kann. Und weil ſie das Mark oder den Kern aus dem Zweig weggefreſſen hat, ſo kann er nicht mehr wachſen, ſondern muß verderben.

Sehet einmal euren Haſelnußſtrauch, auf der 10ten Tafel Figur 5 recht an, ob nicht eine ſolche Made von dieſem Käfer mitten in einem Zweige ſteckt? Doch ja, hier bey Figur 7 ſteckt eine.

Auch hängen Haſelnüſſe an dieſem Strauch: Sehet ihr ſie? O ja, hier oben ſind zwo, und hier unten bey dem Eichhörnchen eine. Was, Eichhörnchen? Das iſt ja eine Maus, eine Eichelmaus, die auf Nußbäume ſteigt, und Nüſſe frißt. Unten erzähl' ich euch vieles von dieſen kleinen artigen Mäuschen. Auch von der groſſen Haſelmaus, die hier bey Numero ſiebenzehn ſitzt, kömmt unten Vieles vor.

Kinder, knacket ihr auch gern Haſelnüſſe auf? O ja, ſehr gern! Alſo werdet ihr auch ſchon oft, ſtatt der Kerne, dicke Larven darin gefunden haben? Sie haben recht, ſchon oft. Wie kamen ſie denn wohl hinein? Eine gewiſſe Art Rüſſelkäfer, die man

Haſelnußkäfer

nennt, — ſiehe Tafel 8 Figur 40 — bohrt im Monat Auguſt, und zuweilen auch noch ſpäter, in die, noch grüne weiche gemeine wilde Haſelnüſſe, in die rothe und weiſſe Lamberts- oder Bartnüſſe, und in die groſſen runden Haſelnüſſe, ein Loch, und legt ein Ey hinein, aus dem ohngefähr in vierzehn Tagen eine Larve wird, die den Kern nach und nach aufzehrt, und wenn er faſt oder ganz damit fertig iſt, ſich durchbohrt, im Herbſt in die Erde kriecht, ſich daſelbſt verpuppt, und den nächſten Sommer darauf zum Käfer wird.

Kommen die Larven in den Aepfeln, Birnen und Zwetſchen auch von Käfern her? Nein, dieſe kommen von Schmetterlingen, und von Fliegen her, die — doch davon weiter unten.

Wovon nun noch, liebe Kinder? Von den Springkäfern, Schrötern oder Mäuſebegrabern? O lieber Herr .. von allen dreyen noch. Kennt ihr ſie etwa ſchon? O ja, die Springkäfer und die Schröter kennen wir ſchon, aber die Mäuſebegraber noch nicht. Gut, ſo ſollt ihr ſie nun bald ſehen, und ſogar dabey ſeyn, wenn ſie eine Maus, oder ſonſt ein todtes Thierchen begraben. Iſts ihr Ernſt, lie-

lieber Herr . . Ja, gewiß! Ich geb' euch meine Hand darauf.

Die Springkäfer

oder Schmide ſind lange ſchmale Käferchen, und deswegen merkwürdig, weil ſie ſich in die Höhe ſchnellen können, wenn ſie auf den Rücken gelegt worden ſind. Und dies können ſie durch Hülfe eines Stachels thun, den ſie vorn an der Bruſt ſitzen haben, und in eine Rinne am Bauche paßt, aus der er beym Aufſchnellen mit Gewalt herausſchnapt, und das Käferchen in die Höhe wirft.

Der Hirſchſchröter

Feuerſchröter oder Hirſchkäfer entſteht aus einer Larve die ſechs Jahre lang faules Eichenholz freſſen, und ſich dann verpuppen muß, ehe ſie zum Käfer werden kann. Iſt er einmal Käfer, ſo geht es ihm wie allen ſeinen Vettern; er ſchwärmt etliche Tage herum, begattet ſich, legt Eyer, und ſtirbt.

Wo halten ſich denn die Schröter auf, daß man ſie faſt nie ſieht? In Eichenwäldern, und ſonſt nirgends; und das nur in den zween Monaten Juny und July. Sie leben und ſterben in den Eichenwäldern. Freſſen ſie vielleicht Eichenblätter? Ja, oder ſie ſaugen vielmehr einen Saft aus denſelben heraus. Wenn ihr ihnen aber Honig gebt, ſo laufen ſie euch, wie die Hündchen, nach. Ach, das wollen wir thun, ſobald wir welche haben.

Ey, ſollte es nicht angehen, lieber Herr . . daß wir zween Schröter zuſammen an einen Wagen ſpannten, und ſie ziehen lieſſen? O ja, das geht wohl an, ſtark ſind ſie genug dazu. Ihr könnt ihnen ein ordentliches Joch machen, ſo wie es die Ochſen haben, damit ſie bequem ziehen können. O ja, das ſollen ſie haben. Wir laden ihnen ſodenn Gras, Blumen, Sand und Steinchen auf, eins ums andere von uns iſt Fuhrmann, und wenns Bergan geht, und ſie nicht mehr ziehen können, holen wir noch zween friſche aus dem Stall dazu, und ſpannen ihnen vor. Richtig ſo machen wir es. Ach, das wird eine Freude geben!

Nehmet euch aber in Acht, daß ſie nicht eure Finger zwiſchen ihre Hörner oder Kneipzangen kriegen, und aus eurer Freude ein Weinen wird, denn ſie haben gefährliche Hörner mit Zinken und Zähnen, und können jämmerlich damit klemmen oder drücken. (*)

Wie

(*) Ich fürchte nicht, daß man mich hier im Verdacht hat, als billige ich die Quälung der Thiere, da ich den Kindern erlaube, mit Käfern und Schrötern zu ſpielen. Ein Thierchen zum Spaß quälen, oder gar zu tode martern, und nur damit etliche Stunden ſpielen, iſt zweyerley. Ein Kind ſoll und darf allezeit einen Käfer fangen, und an einen Faden knüpfen, und damit herum ſpringen. Dann aber muß es ihn wieder losmachen, und zu ſeinen Kameraden fliegen laſſen. So lange muß kein Kind ſeine Käfer oder Schröter einſperren, bis ſie ſterben. Mit den Schrötern denke ich, hat es keine Noth, dieſe werden ſich ſchon ſelbſt frey machen, oder den kleinen Fuhrmann mit ihren Kneifzangen ſo in die Finger kneipen, daß er ſie gern losläßt.

Wie gefällt euch denn der, auf unſerer 8ten Tafel Figur 20 abgebildete Schröter? Sehr wohl. Ja ja, ſo ſehen ſie aus! Iſts ein Männchen oder ein Weibchen? Ein Männchen. Die Weibchen ſind viel kleiner, und haben lang keine ſo groſſe Hörner, wie die Männchen.

Dieſe Käfer haben allerhand Namen: Mann nennt ſie Schröter oder Klemmer, und weil ſie vorzüglich die Pferde gern klemmen, auch Pferdeklemmer oder Pferdekneifer; ferner Hirſchkäfer oder fliegende Hirſche, wegen der Aehnlichkeit ihrer Hörner, mit den Hörnern oder Geweihen eines Hirſches; und denn noch Feuerſchröter oder Börner, weil einige alberne Leute glauben, ſie greifen glühende Kohlen, und andere Feuer an, und tragen ſie von einem Ort zum andern, und börnten oder brennten damit etwas an. Und Schröter nennt man ſie deswegen, weil ſie mit ihrem harten zangenförmigen Gebiß, ihre Speiſen leicht ſchroten oder zermalmen können.

Jeder Feuerſchröter hat mitten zwiſchen den Hörnern ſein Maul, das an den vier gelben Federbürſtchen, welche die Zunge, oder den Saugrüſſel vorſtellen, zu erkennen iſt. Dicht neben dieſen Federbürſtchen, ſtehen zwo kleine; und neben dieſen zwo gröſſere ſogenannte Freßſpitzen. Und auſſerhalb den Hörnern, dicht über den Augen, hat er ſeine langen vierblätterichten Fühlhörner. Die Flügeldecken der Schröter ſind meiſtentheils hellbraun, und zuweilen auch dunkelroth.

Die

Die Johanniswürmchen

ſind kleine niedliche Käferchen, und wegen des bläulichten Scheines, den ſie bey heitern Sommerabenden von ſich geben ſehr beliebt und merkwürdig. Das Männchen hat Flügel, das Weibchen aber nicht. Das Weibchen ſieht braun aus, und iſt nicht völlig ſo groß, als ein Marienkäferchen. Sein Körper beſteht aus zehn Ringen, davon die drey Hinterſten, welche gelblicht ſind, im Dunkeln einen Schein von ſich geben. Das Männchen iſt merklich kleiner, als das Weibchen, und faſt ganz ſchwarz, und leuchtet des Nachts auch ein wenig. — Johanniswürmchen heiſſt man dieſe artigen Thierchen deswegen, weil ſie ſich gewöhnlich um Johanni unter Roſenſtöcken und Wachholderſträuchen ſehr häufig ſehen laſſen. (*) Nun

Todtengräber

oder wie wir dich vorhin genannt haben, Mauſebegraber, wo ſtammſt denn du her? Und wo wohnſt du? Ich ſtamme von Käfern her, die eben ſo ausſahen, wie ich, und die auch, wie ich, ſechs bis acht Wochen lang als Larven unter der Erde bey einer todten Maus oder Kröte, oder bey

---

(*) Maykäfer ſcarabaeus melolontha, Brachkäfer ſcarabaeus ſolſtitialis, Goldkäfer ſcarabaeus auratus, Nashornkäfer ſcarabaeus naſicornis, Roſskäfer ſcarabaeus ſtercorarius, — Holzbock cerambyx. Haſelnußkäfer curcalio nucum. Springkäfer elater. Hirſchſchröter lucanus cervus. Johanniswürmchen lampyris.

bey einem todten Froſch oder Maulwurf gelegen, und ſich an ihrem Fleiſch ſatt gefreſſen haben.

So? Du liebſt alſo ſtinkendes Fleiſch? Wie findeſt du es aber? Ich fliege ſo lange hin und her, bis ich eins entdecke; und weil ich einen ſehr guten Geruch habe, finde ich immer bald was. Warum begräbſt du aber deinen Fraß? Das thu ich mehr um meiner Kinder, als um meinetwillen; denn ich lege meine Eyer darauf, aus denen nach etlichen Tagen Larven werden, die gleich was zu freſſen haben müſſen, denn wir Todtengräber können ſonſt nichts freſſen, als Fleiſch. Lieſſen wir nun die Mäuſe bloß auf der Erde liegen, ſo würden ſie vertrocknen, oder von einer Katze, oder irgend von einem Raubvogel aufgeſchmauſt werden, und dann wär' es um unſere Kinder geſchehen.

Wie kannſt du aber, als ein ſo kleines Thierchen eine Maus, oder gar einen Maulwurf, der doch wenigſtens hundertmal gröſſer und ſchwerer als du biſt, von der Stelle bringen, und begraben? Ich allein kann es freylich nicht. Meine Kameraden helfen mir. Wenn wir nur unſer zween ſind, ſo gehts freylich etwas langſam dabey her; ſind aber unſer drey, vier oder fünf beyſammen, o, ſo muß der Maulwurf, und auch wohl doch ein gröſſers Thier, in zwo, oder höchſtens in vier Stunden, ſchon ſo gut in der Erde ſtecken, daß man es kaum merkt, wo wir es hingelegt haben.

Und damit unſere Arbeit gut und geſchwind von ſtatten gehe, durchſuchen wir erſt die Stelle ſehr genau,

wo die Maus liegt, und wo wir ſie hin begraben wollen. Iſt die Erde locker und tief genug, ſo fangen wir das Graben gleich an; iſt die Erde aber ſteinigt, oder nicht tief genug, ſo ſchleppen wir unſern Todten ſo weit fort, bis wir eine bequeme Stelle gefunden haben.

Und das könnt ihr, kleine Käferchen? Wie macht ihr es denn? Wir ziehen und drücken von unten auf, und von hinten und vornen. Und wenn ſodenn alles vorbey iſt, und wir unſere Beerdigung geendiget haben, ſo begatten wir uns, legen Eyer und ſterben. — Siehe Tafel 4 Figur 16.

Kinder, dies iſt alles richtig. Gerade ſo machen es die Todtengräber. Ich ſahe ihnen ſchon oft mit viel Vergnügen zu. Und ihr ſollt ſie nun auch bald ſehen, wenn ihr Luſt dazu habt. Vom May an bis in den Auguſt könnt ihr auf ſie lauern. Ihr leget ihnen in eurem Gärtchen, oder ſonſt wo eine todte Maus, oder einen Froſch, oder einen Maulwurf hin. Ich wette, nach zween, drey oder vier Tagen, ſtellen ſich die Herren Todtengräber zur Beerdigung derſelben ein. Und zieht man ihnen ihren Todten wieder aus dem Grab heraus, ſo ſchreiten ſie plötzlich zur zwoten Begräbniß.

Iſt ihnen aber ein Thier zu groß, wie, zum Beyſpiel eine Katze oder eine Schlange, ſo begraben ſie nur ſo viel davon als ihre künftige Brut zur Nahrung nöthig hat, und laſſen das Uibrige blos und unbedeckt auf der Erden liegen. Zwanzig bis dreyßig junge oder neue Todten

tengräber kommen gewöhnlich aus einem ſolchen Grab oder Neſt hervor.

Sehet zu, liebe Kinder, ob auf eurer 4ten Kupfertafel nicht das artige, euch ſo ſehr liebe, rothe, und mit ſchwarzen Punkten gezeichnete

Marienkäferchen

abgezeichnet iſt? Doch ja, hier iſt eins, bey der 18ten Nummer. Ach, das allerliebſte Marienkäferchen! Es iſt uns Kindern, wegen ſeiner ſchönen Farbe, und weil es fromm iſt, ſchon lang ſehr lieb und werth geweſen. Weil es aber auch Gotteskühlein, Gottesſchäflein, Gotteslämmlein, genannt wird, ſind wir ihm vor allen andern Thierchen vorzüglich gut. Und das verdient es auch, liebe Kinder; denn es ſchadet uns gar nicht, ja es nützt uns vielmehr, weil es die ſchädlichen Blattläuſe wegfrißt.

Nun noch ein Paar Worte vom Speckkäfer, Ohrwurm, Bücherwurm und der Spaniſchen Fliege; und dann erzähle ich euch die Geſchichte der Waſſerkäfer.

Den Speckkäfer,

der ganz ſchwarz iſt, und auf der 8ten Tafel Figur 32 abgebildet ſteht, kennet ihr ſchon, wie ich glaube. Nicht wahr, er hat die ſonderbare Gewohnheit, daß er ſich todt ſtellt, ſobald man ihn auch nur ein wenig anrührt, und ſich lieber ſeine Fühlhörner, und einen Fuß um den andern aus den Leibe reiſſen, und ſich ſtechen und brennen läßt ehe er ſich rührt.

Ob er ſich todt ſtellt oder in eine Art von Unmacht fällt, wenn man ihn ſo martert, iſt nicht bekannt. Aber ſo viel weis man aus der Erfahrung gewiß, daß er nicht ſtirbt, ſondern unvermuthet davon läuft, wenn man ihn etliche Augenblicke ruhig liegen läßt, und er noch Füſſe hat. Hat man ihm aber ſeine Füſſe halb oder ganz abgeriſſen, ſo fliegt er davon.

O ja, wir kennen dieſen Speck- Fleiſch- und Mehldieb ganz gut. Er kriecht und bohrt ſich durch allerhand Liſt in die Speiſekammern und frißt und beſchmeiß trockenen Speck, Fleiſch und Mehl, und alles was darin hängt und liegt.

Ihr habt recht Kinder, die Speckkäfer ſind den Speiſekammern ſehr gefährliche Gäſte. Sie und ihre Larven können in etlichen Tagen ein groſſes Stück Speck, Unſchlitt oder Talk auffreſſen. Und wenn ſie groß und ſatt genug ſind, verkriechen ſie ſich in in die Winkel oder Holzrizen der Kammern, und werden darin zu Käfern.

Es giebt allerhand kleine und groſſe, ſchwarze, braune und graue Speckkäfer. Auf der 12ten Tnafel Figur 10 iſt der ſehr bekannte ſchwarze, mitten auf dem Rücken graue und ſchwarzpunktirte Speckkäfer, der ſich allenthalben hinſchleicht, wo fette Sachen ſind, abgebildet. Seine Larve iſt im Stande, die dickſten Häute todter Thiere, Pelze und Bücherdecken, ja ſelbſt halbe Bücher zu durchlöchern.

Der

Der Ohrwurm

mit den zwo Schwanzgabeln, der deswegen ſo ſehr verrufen iſt, weil er den Leuten in die Ohren laufen ſoll, wird euch doch ſchon bekannt ſeyn? — Siehe Tafel 8 Figur 21 — O ja! Nicht wahr, er hält ſich in verſchiedenen Früchten und Blumen, und beſonders häufig in den Sonnenblumen auf? Seine Eyer aber legt er in Baumrinden, und zwiſchen Steine in die Erde ꝛc. und kömmt gleich ſo aus dem Ey, wie er in ſeinem Alter iſt, und bekömmt erſt nach der vierten Häutung Flügel, und fliegt als ein Käfer davon.

Kriecht er denn wirklich den Menſchen in die Ohren? O nein, es iſt ein bloſſes Mährchen, und nur eine Meynung der Unwiſſenden. Denn er ſowohl, als alle übrigen Inſekten, können das Ohrenfett ſchlechterdings nicht vertragen. Der gemeine Mann gab alſo dieſem Käfer gewiß nur deswegen den Namen Ohrwurm weil vermuthlich einſt einer Jemand von ohngefähr ins Ohr gekommen iſt.

Auch von den verhaßten Bohrkäfern, die trockene Pflanzen und Kräuter, Inſekten, Vögel, Fiſche und Bücher, und viele andere Dinge durchbohren und zerfreſſen, und ihre Eyer darein legen, werden euch gewiß einige bekannt ſeyn? O ja, wer ſollte dieſe ſchlimmen Vettern nicht kennen, da ſie faſt alles in den Häuſern durchbohren und zerfreſſen! — Nicht wahr, der ſogenannte

iſt einer davon? Richtig, und zwar einer der ſchlimmſten. Nichts iſt für ihm ſicher. Wo er hinkömmt, zernagt und zerfrißt er alles. Den Inſektenſammlungen, Büchern und Urkunden aber iſt er am gefährlichſten. — Tafel 14 Figur 17 iſt einer etwas vergröſſert abgebildet, denn gewöhnlich ſind ſie, wie ihr wiſſet, nur ſo groß, als eine Laus. (*)

Sind die kleinen Maden, welche die Pelzwerke ſo ſehr zernagen, auch Käfer? Nein, ſie ſind eine Art Schmetterlinge, davon ich euch weiter unten was erzählen werde.

Die

(*) Auch der Dermeſtes Lardarius oder Speckkäfer; der Dermeſtes Pellio oder Kirſchner; der Termes Pulſatorium oder Bücherlaus; und der Phalangium Cancroides oder Bücherſcorpion ſind den Büchern und Urkunden, mehr aber den Kleidern und dem Fleiſch, und vielen andern Dingen ſchädlich. Von allen dieſen Schelmen, und vorzüglich von den zween Erzböſewichtern dem Ptinus Fur oder Kräuterdieb, und dem Dermeſtes Paniceus oder Brodkäfer handelt ganz ausführlich die Abhandlung von den, den Urkunden und Büchern in Archiven und Bibliothecken ſchädlichen Inſekten, die 1774 als eine Preißſchrift, bey der königlichen Societät der Wiſſenſchaften zu Göttingen das Acceſſit erhalten hat, und im Hannöverſchen Magazin vom Jahr 1775 im zwölften bis vierzehnten Stück abgedruckt worden iſt. — Auch der Pyrrhus muſeorum oder Wollenkäfer, der in Pelzwerken und ausgeſtopften Thieren niſtet, iſt den Naturalienſammlungen ſehr ſchädlich.

Die Spaniſche Fliege

iſt auch ein Käfer, ein recht ſehr ſchöner, länglicht runder Käfer. Wie ſieht er aus? Schön grün, und glänzt wie Gold. Und wo hält er ſich auf? In Deutſchland, Spanien, Frankreich und Holland ꝛc. und zwar vorzüglich gern auf Holunderbäumen. — Warum nennt man ihn aber eine Fliege, und zwar eine ſpaniſche Fliege, da er doch ein Käfer iſt? Vermuthlich deswegen, weil er einer Fliege viel ähnlich ſieht, fliegen kann, und in Spanien häufig gefunden wird, und ehedem allein aus Spanien zu uns gebracht worden iſt.

Man trocknet und zerſtößt dieſe Art Käfer oder ſogenannte ſpaniſche Fliegen in den Apothecken zu Pulver, vermiſcht ſie mit Fett und Oel, und macht ein Pflaſter davon, welches Blaſen ziehet, und Veſikatorium genannt wird. Im gemeinen Leben ſagt man daher auch: Man hat dem und dem eine ſpaniſche Fliege oder ein Veſicatorium geſetzt. Dieſes Pflaſter zieht üble Feuchtigkeiten aus dem Geblüt weg.

Das kleine Käferchen, auf der 8ten Tafel Figur 28 iſt ein.

Schildkäferchen.

Es hat in der Mitte zween rothe Flecken, und hält ſich auf Weiden, und auf allerhand Hecken und Gebüſchen auf.

Das Käferchen bey Figur 26 auf eben dieſer 8 Tafel ſieht bläulicht aus, und hält ſich auf Weiden auf.

Die Erdflöhe

oder Erdfliegen, die im Frühjahr faſt alle hervorſtoſſende Keime abnagen, das junge Geſäm zerfreſſen, und ſonſt noch vielen andern Gewächſen groſſen Schaden thun, ſind auch kleine Käferchen, und gehören zum Geſchlecht der Blattkäfer. Es giebt Blattkäfer, die kaum den dritten Theil ſo groß ſind, als ein Floh.

Sie heiſſen deswegen Erdflöhe, weil ſie meiſtentheils nur ſo groß, als Flöhe, ſind, und ſo geſchwind auf der Erde wegſpringen können, daß man ſie kaum erhaſchen kann. Und ſo giebt es noch eine Menge kleine und groſſe Erdkäfer, die ihr in Zukunft aufſuchen könnt, wenn ihr Luſt und Zeit dazu habt.

Nicht nur auf dem Lande aber, liebe Kinder, halten ſich Käfer auf, welche aus Larven entſtehen, die ſich in Puppen verwandeln, und nachgehends Käfer werden; ſondern es leben dergleichen Inſekten auch im Waſſer, das ſie nur in dem Fall verlaſſen, bis ſie als Käfer aus einem Waſſer ins andere geflogen, ſich begattet, und ihre Eyer darein gelegt haben.

Es giebt allerhand Sorten von

Waſſerkäfern,

kleine und groſſe, ſchwarze und braune rc. die alleſamt platte Köpfe, hervorragende Greifzangen, vier Fühlſpizen, und

ſechs

ſechs Füſſe haben, davon die zween hinterſten viel breiter und länger, als die andern ſind, weil ſie ſolche im Schwimmen zum Rudern gebrauchen.

Ein ſolcher Waſſerkäfer von mittelmäſſiger Gröſſe iſt Tafel 8 Figur 15 abgebildet. Er ſieht ſchwarzgrau aus, und hat auf den Flügeldecken ſchmale gelbe Streife, und wird den ganzen Sommer über in Teichen und Weihern, und andern ſachte fließenden, oder völlig ſtillſtehenden Waſſern gefunden. Seine Larve ſchwimmt ſo lang im Waſſer herum, bis die Zeit ihrer Verwandlung da iſt; alsdann aber kriecht ſie ans Ufer in die Erde, und bleibt darin ſo lange liegen, bis ſie zum Käfer geworden iſt, und nun davon fliegen kann.

Unſer Käfer iſt ein Weibchen. Das Männchen hat hat ganz glatte, und glänzend ſchwarzbraune Flügeldecken. Wenn das Weibchen ſeine Eyer legen will, ſo ſucht es ſich ein Stückchen Holz, oder ein breites Gras, oder ſonſt was aus, legt ſeine Eyer darauf, überzieht ſie mit braunen zarten Fäden, und läßt ſie ſo ſchwimmen, bis die jungen Larven auskriechen, und ins Waſſer ſpringen können, Sie können ſehr ſchnell ſchwimmen, und ſehr flink untertauchen, und ſtinken meiſt alle. Die Waſſerkäfer ſchaden den Fiſchteichen.

Der Stinkkäfer.

legt ſeine Eyer in faules und ſtinkendes Waſſer, und wenn die jungen Larven ausgekrochen ſind, ſo bewegen ſie ſich im Waſſer ſehr ſchnell hin und her. Er hat eine außerordentlich

lich prächtige Goldfarbe, deswegen gebrauchen auch die Wilden ſeine Flügeldecken zum Puze. *)

Und ſonſt giebts keine Waſſerinſekten mehr? O ja, noch eine Menge, theils geflügelte, theils ungeflügelte. Kennt ihr den die langleibigte Waſſerjungfern nicht? Nein, wir ſahen zwar ſchon oft ſo was Langleibiges ſchnell bey uns vorbey fliegen: Vielleicht waren es Waſſerjungfern. Aber in der Nähe ſahen wirs noch keine.

Nun ſo habt nur noch einige Zeit Gedult. Ihr ſollt in Zukunft genug ſehen. Eine Abbildung von einer kleinen ſteht in unſerm Buche. Ich zeige ſie euch aber erſt bey der vierten Ordnung von Inſekten, wo von ihnen und ihres Gleichen vieles vorkommen wird.

Die Inſekten unſrer zwoten Ordnung haben einen an der Bruſt niedergedruckten Kopf, und theils Kinnladen, theils Saugrüſſel, mehrentheils vier gerade ausgeſtreckte, oder übers Kreuz zuſammengefaltete, und zum Theil auch mit halben oder kleinen Flügeldecken bedeckte Flügel. Doch haben einige auch nur zween Flügel. Und einige Weibchen ſind gar ungeflügelt.

Und dieß ſind folgende Inſekten: Die Blattläuſe; die Schildläuſe; die Wanzen; die Heuſchrecken nebſt den Grillen

*) Todtengräber heiſt lateiniſch ſilpha veſpillo. Marienkäfer coccinella. Speckkäfer dermeſtes lardarius. Ohrwurm forſicula auricularia. Kräuterdieb ptinus fur. Spaniſche Fliege meloe veſicatorius. Schildkäfer caſſida. Erdfloh chryſomela oleracea. Waſſerkäfer dytiſcus. Stinkkäfer bupreſtis.

len oder Heimchen; das wandelnde Blatt; die Laternenträger; die Schaumwürmer und die Schaben.

Nun, liebe Kinder, was macht ihr denn aus den

Blattläuſen?

Ihr kennet ſie doch wohl ſchon? O freylich! Wer ſollte dieſe ſchädlichen Dinge nicht kennen, die in den Gärten alles verderben und ausſaugen, wo ſie hinkommen. O, wie ſo manches RoſenknösPchen zerfreſſen ſie nicht alle Jahr! Man kann oft die Roſen für Blattläuſen kaum anrühren. Auch machen ſie durch ihr fatales Saugen, daß die Blätter an den Roſenſtöcken, an den Johannis- und Stachelbeerſträuchen, und an vielen andern Gewächſen ſehr verunſtaltet, krumm und bläſericht, und gelb und roth werden, und ſodenn bald abfallen.

Es giebt ſehr viele Gattungen von Blattläuſen, die alle an Größe und Geſtalt den Läuſen gleichen, einen kleinen Kopf, einen Saugſtachel, zwey Augen und dazwiſchen zwey Fühlhörner, und ſechs Füße haben, und nach Beſchaffenheit der Bäume, Stauden und Geſträuche, worauf ſie jung geworden ſind, und leben und freſſen und ſterben, ſchwarz, grün, gelb, roth, braun und weis ausſehen, und Klupweis, zwey, drey bis vierfach, dicht neben und übereinander ſitzen.

Man nennt die verhaßten Blattläuſe auch **Mehlthau**, weil der gemeine Mann glaubt, ſie fallen mit dem Thau aus der Luft herab, und freſſen ſo geſchwind darauf los, daß alles, Blätter und Knospen welk, ſchwarz und grau

werden, und die Pflanzen oft völlig verderben. Daß die Blätter, wo Blattläuſe wohnen, gleich krumm werden, kömmt daher, weil die Weibchen ſolche anſtechen, und deren Häute von einander theilen, und ſodenn ihre Eyer dazwiſchen legen.

Wo kommen denn aber dieſe ſchädlichen Thierchen immer ſo erſtaunlich ſchnell, und in ſo entſetzlich groſſer Menge her? Sie haben doch wohl keine Flügel, daß ſie auf einmal in einer Kameradſchaft von etlich hundert tauſenden in einem Garten angeflogen kommen können? O ja, Flügel haben die Blattläuſe zuweilen wohl, aber nicht immer, es giebt Männchen mit Flügeln und ohne Flügel, und ſo haben auch die Weibchen zuweilen Flügel, und zuweilen nicht.

Die geflügelten fliegen auch wirklich im Herbſt von einer Pflanze zur andern, und ſuchen die ungeflügelten zur Begattung auf. Allein ihre Menge kömmt wohl daher, daß eine Blattlaus den Sommer über innerhalb vierzehn Tagen drey bis viermal etliche hundert lebendige Jungen zur Welt bringt, und eine ſolche junge Blattlaus etliche Tage nach ihrer Geburt gleich auch wieder Junge gebieret. Und im Herbſt legen ſie Eyer, damit im Frühjahr gleich wieder junge Blattläuſe da ſind. Sie häuten ſich innerhalb vierzehn Tagen drey bis viermal, werden dabey immer etwas gröſſer, ſterben ſodenn aber auch bald. Die Männchen ſind merklich kleiner, als die Weibchen, und auch lange nicht ſo häufig.

Nach

Nach der Begattung legen alſo die Weibchen entweder Eyer, oder ſie bringen lebendige Jungen zur Welt. Denn bey ihnen und noch etlichen andern Thieren hat der allweiſe Gott die Ausnahme gemacht, daß ſie bald Eyer legen, bald lebendige Jungen zur Welt bringen können, da es ſonſt bey allen Thieren Mode iſt, entweder Eyer zu legen, oder lebendige Jungen zur Welt zu bringen. (*) Tafel 8 Figur 6 könnt ihr eine Johannisbeerſtrauchlaus abgebildet ſehen.

Nützen die Blattläuſe denn zu gar nichts? O ja, ſie geben einen ſüßlichten Saft von ſich, den die Ameiſen, ihre ärgſten Feinde, und die Bienen ſehr gern freſſen. Auch dienen ſie vermuthlich noch mehrern Inſekten und Thieren zur Nahrung.

Die Schildläuſe ſind kleine zweyflüglichte Thierchen davon die Weibchen einem Schild, die Männchen aber einer Fliege ähnlich ſehen. — Die merkwürdigſte Schildlaus iſt die Amerikaniſche

(*) Die männliche Blattläuſe werden nur im Herbſt jung, und befruchten ihre Weibchen auf den ganzen künftigen Sommer, ſo daß dieſe im Herbſt zwar Eyer legen, allein es ſitzt darin die junge Blattlaus ſchon völlig reif und fertig. Iſt nun der warme Frühling da, und das Laub kaum halb aus den Knospen heraus, ſo ſchlupfen dieſe entſetzlichen Nager aus ihrer Hülſe hervor, und freſſen und nagen haſtig drauf los. Die ſämtlichen Blattläuſe ſind ein wahres Wunder einer ungemeinen Fruchtbarkeit, denn jede weibliche Blattlaus wird von einer einzigen Begattung jedesmal bis ins fünfte Glied befruchtet, und kann alſo in einem Augenblick eine Aeltermutter von wenigſtens 4000 Nachkommen vorſtellen.

Koſchenille

oder das ſogenannte Purpurwürmchen, davon die ſchön-ſte rothe Farbe gemacht wird. Sehet, Kinder, dies iſt ein ſolches Amerikaniſches Koſchenillwürmchen! Es iſt todt und getrocknet. Sieht es nicht faſt gerade ſo aus, wie die Schildlaus auf der 8ten Tafel bey Figur 18, die auch die deutſche Koſchenille oder Johannisblut genannt, und in Europa hie und da, ja ſelbſt in Deutſchland an den Wurzeln des Weggraſes, und an etlichen andern Pflanzen gefunden, und vorzüglich in Pohlen zu Scharlachfarbe gebraucht wird?

Die Amerikaniſche Koſchenille hingegen wohnt auf mehrern Sorten indianiſcher Feigen, vorzüglich aber auf dem ſonderbaren Feigenbaum, davon oben Seite 24 geſprochen worden iſt, an dem ein Blatt aus dem andern, und aus den Blättern die Feigen heraus wachſen, und wird von den Einwohnern alle Jahr zwey bis dreymal geſammelt und getrocknet, und nach den übrigen Theilen der Welt geführt, und davon die Scharlach- oder Purpurfarbe gemacht. — In Spanien zieht man ſeit einiger Zeit auch ſolche Koſchenillen. Bey Figur 19 ſteht die Fliege, die aus dem deutſchen Koſchenillwürmchen wird. Wahrſcheinlich ſieht die Amerikaniſche Koſchenillfliege auch eben ſo aus.

Ehedem aber machte man, wie ihr wiſſet, den Purpur oder die ſchönſte rothe Farbe aus gewiſſen Schnecken, die man deswegen Purpurſchnecken nannte.

Auch

Auch aus den Larven der Schildlaus

Kermes,

die in Spanien und Frankreich auf den Blättern gewiſſer Eichen, die man Stecheichen oder Stechpalmen nennt, in kleinen rothen Bläschen wohnen, macht man die bekannte ſchöne rothe Karmoiſinfarbe, oder den franzöſiſchen und Veneziamiſchen Scharlach.

Die Wanzen

ſind ſehr verſchieden. Es giebt Bettwanzen und Erd- und Baumwanzen, die alle viel Aehnlichkeit mit den Käfern haben, und theils fliegen können, theils nicht. Sie verwandeln ſich nicht, ſondern kommen alle gleich ſo auf die Welt, wie ſie nachher immer bleiben, auſſer daß einige bey der vierten Häutung Flügel bekommen.

Die Bettwanzen ſind kleine runde Dinge, die ſich in Betten und andern warmen Orten aufhalten, braunroth ausſehen, heftig ſtinken, und ohngefähr ſo groß, als die Waſſerlinſen ſind. — Siehe Tafel 8 Figur 2.

Des Tages über ſitzen ſie gewöhnlich in den Fugen oder Spalten des Holzes; des Nachts aber, ſobald die Bette warm geworden ſind, kommen ſie hervor, und ſaugen den Menſchen Blut aus, und ſtechen dabey manchmal ſo ſehr, daß man aufwacht, und oft gar nicht mehr einſchlafen kann. Sie können nicht fliegen. (*)

Die

(*) Wenn man ein paar Hände voll Walnußblätter, oder auch grüne Walnußſchalen, in einem halben Maas oder hal-

Die Erdwanzen halten ſich theils in Gärten an Johannis- und Stachelbeerſträuchen; theils in Wäldern an Baumſtämmen; theils in Taubenſchlägen und andern Winkeln und Löchern auf. Sie ſind auch klein und rund, und können zum Theil fliegen. — Die Baumwanzen haben eine rindenartige Geſtalt und Farbe und ſind deswegen an den Bäumen ſehr ſchwer zu finden. Alle Wanzen ſtinken entſetzlich.

Die Waſſerwanzen

halten ſich in ſtillſtehenden Waſſern auf, und nähren ſich von Mücken, und allerhand andern kleinen Inſekten. Sie ſchwimmen meiſt immer auf dem Rücken, und fangen auch ſo ihren Fraß. Sie können mit ihrem Saugſtachel empfindlich ſtechen, und legen ihre Eyerchen ins Waſſer, worin ſie ſo lange liegen bleiben, bis die Jungen draus herauskommen. — Siehe Tafel 8 Figur 4 und 5.

Die Waſſerſcorpionen

ſehen den Waſſerwanzen ganz ähnlich. — Siehe Tafel 8. Figur 5. — Weil aber ihre zween Vorderfüſſe viel Aehnlich-

halben Quartier Waſſer, eine halbe Stunde kochen läßt, und ſie ſodenn ausdrückt, ſo bekömmt man ein Dekokt, durch das man die ſtinkenden Bettwanzen auf immer los werden kann, wenn man die Bettſtellen, wo ſie ſitzen, damit beſtreicht. Auch mit Vitriol, mit Lavendelblättern und Lavendelblüthe kann man ſie ſo ziemlich vertreiben. — Und mit Alaunwaſſer friſchgelöſchter warmer dünner Kalk, tödtet die ganze Wanzenfamilie, Alte, Jung und Eyer miteinander.

lichkeit mit den Vorderfüſſen der Erdſcorpionen haben, ſo nennt man ſie Waſſerſcorpionen. Ihr Schwanzſtachel dient ihnen nicht zum Stechen, ſondern zum Athemholen.

Die Heuſchrecken

und Grillen machen zuſammen eine Familie aus, weil ſie beyde hinten Springfüſſe haben, ſich von Gras, Laub, Getraide, Rinden und Wurzeln nähren, und in der Erde in kleinen Löchern wohnen, auch beyder Männchen mit ihren Oberflügeln ein Geſchwirr machen.

Die Heuſchrecken oder Grashüpfer haben ihren Namen von Heu und Schrecken. Warum von Heu? Weil ſie im July, oder zur Zeit der Erndte, ſehr häufig auf den Wieſen angetroffen werden. Und warum von Schrecken? Weil Schrecken ſo viel heißt, als ſchreiten, ſpringen, hüpfen; denn ſie ſpringen mit ihren zween Hinterfüſſen über das höchſte Gras weg, um ihre Nahrung finden, und ihren Feinden entgehen zu können.

Die ſämmtlichen Heuſchrecken ſterben immer noch vor dem Winter; aus den Eyern aber, welche die Weibchen in die Erde gelegt haben, kommen im Frühjahr ohne Verwandlung, gleich vollkommene kleine Heuſchrecken hervor, die aber doch noch keine Flügel haben, ſondern ſolche erſt bey der vierten Häutung bekommen.

Was iſt das wohl für ein Thierchen, liebe Kinder, das auf der 8ten Tafel Figur 8. abgebildet iſt? Ach, eine niedliche Heuſchrecke! — Die Heuſchrecken haben verſchie-

dene

dene Farben und Gröſſen. Doch ſehen die meiſten grün und röthlicht gelb aus.

Schaden ſie auch was? Ja, wenn ſie ſich in allzugroſſer Menge verſammeln, freſſen ſie oft Kraut und Gras, und alles auf, was ſie vor ſich finden. — Die Zugheuſchrecken Strich- oder Heerheuſchrecken kommen in Ungarn, Polen und dem türkiſchen Reich zuweilen hundert tauſend weis an, richten ganze Erndten zu Grunde, und bringen den armen Landmann um den Genus der Arbeit eines ganzen Jahrs, ja oft verurſachen ſie ſogar allgemeinen Miswachs und Hungersnoth. Allein durch Fleiß und Aufmerkſamkeit iſt man itzt ſo weit gekommen, dieſe Heuſchreckenlandplage zu verhüten. Denn in verſchiedenen öſterreichiſchen Ländern beſchäftigten ſich in den Monaten May, Juny und July des 1782ſten Jahrs ganze Regimenter Soldaten, und viele tauſend Bauern damit, ihre Eyerchen, die ſie in die Erde legen, aufzuſuchen, und zu verbrennen. Ueber 200 Metzen ſolcher Eyerchen fand und verbrannte man damals ſchon. Fällt euch nicht die Strafe ein, die der liebe Gott ehedem dem König Pharao in Aegypten durch Moſen mit Heuſchrecken anthun ließ, weil er die Kinder Iſrael nicht wegziehen laſſen wollte?

Aber auch eſſen kann man dieſe Grasfreſſer, wie wir von Johanne dem Täufer wiſſen, der ſie, mit wildem Honig vermiſcht, wirklich gegeſſen hat. Und noch itzt ißt man ſie an vielen Orten in der Welt.

Soll ich euch eine Portion Heuſchrecken auftiſchen, liebe Kinder? Wir danken Ihnen gar ſehr dafür. Sie wür-

würden bey uns gewiß die Wirkung eines Brechmittels haben. Dank ſey es dem lieben Gott, daß er uns beſſere und wohlſchmeckendere Speiſen zu unſerer täglichen Nahrung beſcheret hat.

Die Heuſchrecken zanken ſich zuweilen ſo ſehr miteinander, daß ſie ſich zerſtümmeln und tödten, und die überwundenen hernach auffreſſen.

Die Grillen

theilt man in Haus- und Feldgrillen ein. — Die Hausgrillen, Heimchen oder Zirſen wohnen gewöhnlich in Küchen, in Bräu- und Backhäuſern, in Zimmern, unter den Oefen, und an andern warmen Orten, und nähren ſich daſelbſt von allerhand Samenkörnern, von Brod und was ſie ſonſt freßbares für ſich auftreiben können.

Sie ſehen braungelb aus, haben zwey lange Fühlhörner, vier kürzere Freßzangen, zwo Schwanzſpitzen, und die Weibchen haben noch darzu in der Mitte einen noch längern Stachel, womit ſie ihre Eyer in die Erde legen, und vier Flügel, davon die zween untern länger, als die obern ſind. Siehe Tafel 8. Figur 33.

Und dieſe zween Oberflügel ſchlagen die Männchen aneinander, und machen damit, gewöhnlich des Nachts, ein Getös und Geſchwirl, das manchen Leuten ſehr angenehm, manchen aber gänzlich zuwider iſt. Ja es giebt ſogar ſo einfältige Leute, welche glauben, daß ein Unglück im Haus entſtehe, oder gar Jemand darin ſterbe, wenn die Grillen langſam und ängſtlich ſchwirren.

So

So viel iſt richtig, liebe Kinder, wenn die Grillen haſtig ſingen, ſo regnet es bald. Den Tag über ſitzen ſie gewöhnlich in ihren Löchern verborgen, des Nachts aber gehen ſie hervor, um ihre Nahrung zu ſuchen. Sie ſind ſchwer zu fangen, weil ſie auſſerordentlich ſchnell lauffen können. Einige Afrikaner kaufen die Grillen, und ſperren ſie in Bauer, und laſſen ſich von ihnen eins vorſingen.(*)

Die **Feldgrillen** wohnen auf Aeckern und Wieſen, und freſſen Graswurzeln, naſſes und feuchtes Getraide, und was ſie ſonſt in der Erde antreffen. — Die Grillen trinken gern. Die in den Küchen lecken überall herum; die auf dem Feld aber ſaugen die Thautröpfchen vom Gras weg.

Eine Sorte von Feldgrillen wird **Maulwurfsgrille, Werre** oder **Erdkrebs** genannt, weil ihre zween vordre Füſſe Maulwurfs und Krebsfüſſen ähnlich ſehen. Sie lebt und wohnt meiſt immer unter der Erde, iſt etwas gröſſer, als die Hausgrille, ſieht braungelb aus, frißt Graswurzeln und Getraide, und thut den Küchengewächſen und der Gerſtenſaat ungemein vielen Schaden, und lebt vom Ey an, bis ſie Flügel bekömmt, faſt zwey Jahr.

Und eben ſo lang lebt auch die dickkopfige ſchwarzbraune **Feldgrille**, die ſich auf Wieſen an kleinen Anhöhen auf-

(*) Wem die Grillen zuwider ſind, der kann ſie mit Hollunderrauch gänzlich vertreiben. Denn ſobald ſie dieſen Rauch riechen, werden ſie ganz betäubt, laufen aus ihren Rizen hervor, und laſſen ſich mit den Fingern fangen, oder ſterben wohl gar davon von ſelbſt.

aufhält, und ihre Gegenwart durch ihren hellen Geſang verräth. Sie grillt oder ſchwirrt faſt Tag und Nacht fort. Die Maulwurfsgrille hingegen fängt ihr Liedchen erſt des Abends an. — Verſchiedene Vögel, Eidexen und Maulwürfe freſſen die Grillen gern.

Das wandelnde Blatt

oder die Gottesanbeterin iſt in Amerika zu Hauſe, und ſieht faſt den Heuſchrecken ähnlich. Es geht meiſt immer auf den vier Hinterfüſſen, und hält die zween vordern in die Höhe, um damit Mücken und Fliegen fangen zu können. Seinen Namen hat es von der öftern Veränderung ſeiner Oberflügel bekommen; denn erſt ſehen ſie wie ein grünes, hernach wie ein verwelktes, und endlich wie ein verdorrtes Weidenblatt aus.

Einfältige Leute lieſſen ſich daher weiß machen, das Thierchen ſtecke, wenn es genug gelebt habe, ſeine Füſſe in die Erde und ſterbe; nach etlichen Tagen aber bekämen die Füſſe Wurzeln, und es werde aus dem Thierchen eine grünende Pflanze. — Nicht wahr, Kinder, ſo was zu glauben, iſt albern?

Gewiß wahr, aber und ſehr merkwürdig iſt, daß

Die Schaumwürmer

oder Gätſchwürmer im May und Juni aus den Weidenblättern eine Menge Saft ſaugen, und ihn in Geſtalt eines dicken weißen Schaumes oder Speichels häufig wieder von ſich geben, und auf den Boden flieſſen laſſen, ſo,

daß man glauben ſollte, die Weiden wären mit Schaum über und über begoſſen worden. Der gemeine Mann nennt dieſen Schaum Kukuksſpeichel, weil er glaubt, der Kukuk lege ihn hin. Allein das thut der Kukuk nicht, ſondern er ſucht die, unter dem Schaum ſizende Thierchen auf, und frißt ſie.

Die Schaumwürmer ſind ungefähr ſo groß, als eine Mücke, ſehen ſchwarzbraun aus, haben ſechs Füſſe und einen Saugſtachel, und bekommen nach der vierten Häutung Flügel; haben ſie dieſe, ſo fliegen ſie fort, begatten ſich, legen ihre Eyer in die Erde, und ſterben. Und aus der Erden kommen im Frühjahr die Larven hervor, und kriechen auf die Weiden hinauf. Zuweilen ſieht man auch auf den Weidenblättern nur hie und da ein Klümpchen von dieſem Schaume hängen, und allemal ſitzt das Thierchen mitten drin.

Und daß es in Aſia und Amerika kleine und groſſe, gelb und roth und grün geſtreifte, den Heuſchrecken ähnliche Thierchen gebe,

Die Leuchtenträger

oder Laternenträger genannt werden, weil ihr Kopf, oder richtiger die, auf ihrem Kopf ſtehende Blaſe, die bey einigen gröſſer, als eine Haſelnuß iſt, des Nachts ſo ſtark leuchtet, daß ſie von den Wilden in Amerika, ſtatt der Leuchten gebraucht werden, wenn ſie in dunkeln Nächten reiſen wollen. Sie binden ſich deswegen Eine, oder zwo ſolche Blaſen an den Fuß, und eine an die Hand, und

rei-

reiſen ſodenn oft viele Meilen weit, bey dunkelſter Nacht fort. Auch leſen und ſchreiben kann man bey einer ſolchen Blaſe.

Auch ein gewiſſes Käferchen, daß man Johanniswürmchen nennt, leuchtet des Nachts. — Siehe Seite 149.

Schaben

oder Kakerlaken nennt man diejenigen verhaßten und lichtſcheuen Thierchen, die faſt ſo groß ſind, als die Brachkäfer, dunkelbraun oder röthlichtbraun oder weiß ausſehen, lange fadenförmige Fühlhörner haben, und ſich in dunkeln Speiſekammern, Kellern, Backſtuben, Kleiderſchränken aufhalten, und daſelbſt alles zernagen und zerfreſſen. Auch ihre Larven nagen gern an Kleidern und Schuhen, und allerhand Speiſen. — Bey den Indianern heiſſen die Schaben Kakerlaken. (*)

In der dritten Ordnung folgt die Geſchichte

Der Schmetterlinge,

die alleſammt einen haarichten Körper, vier ausgeſpannte gefiederte Flügel, drey paar Füſſe, einen ſpiralförmig ge-

(*) Blattlaus heiſt lateiniſch aphis. Schildlaus coccus, Koſchenille coccus cacti, Kermes coccus ilicis. Wanze cimex, Bettwanze cimex lectularius. Waſſerwanze notonecta. Waſſerſcorpion nepa. Heuſchrecke gryllus, Hausgrille

gewundenen oder zuſammengerollten Rüſſel, zwey lange Fühlhörner, und zwey groſſe Augen haben, welche aber aus vielen tauſend kleinern Augen beſtehen, Eyer legen und dann ſterben.

Schmetterlinge, Zwiefalter, Papilions, Buttervögel habt ihr doch wohl ſchon genug geſehen, liebe Kinder? O ja, ſchon viele hundert. Wir haben auch ſchon manche gefangen, ſie Eyer legen ſehen, und die daraus gekrochene Räupchen mit Laub und Kohlblättern groß gezogen. Auch ſahen wir, wie ſie ſich häuteten, ſich darauf verpuppten, und endlich als Papilions davon flogen.

So, ihr wiſſet alſo ſchon, wie die Schmetterlinge entſtehen? Gut. Ihr habt recht: Erſt ſind ſie Räupchen, die Kohlblätter, Laub und Gras, und eine Menge andere Pflanzen und Kräuter freſſen, ſich drey bis viermal häuten, hernach ſich verpuppen, und endlich als herrlich ſchön gefiederte Thierchen davon fliegen.

Und wie lang ſteht es denn an, bis aus einer Raupe ein ſo herrliches Thierchen wird? Die Zeit iſt ungleich; einige verwandeln ſich früh, andere ſpät. Einige ſind oft ſchon in etlichen Wochen fertig, andere aber erſt in etlichen Monaten; und noch andere liegen ſogar zween Winter und einen Sommer in ihren Puppen verſchloſſen, und erſcheinen erſt im zweyten Jahr als Schmetterlinge.

Es

---

grille gryllus domeſticus, Feldgrille gryllus campeſtris, Maulwurfsgrille gryllus gryllotalpa. Wandelnde Blatt mantis religioſa. Schaumwurm cicada ſpumaria. Leuchtenrtäger fulgora laternaria. Schabe blatta.

Es giebt ſehr viele Sorten von Schmetterlingen; es giebt kleine und groſſe; blaue und rothe; gelbe und grüne; bunte, braune und weiſſe Schmetterlinge.

Ach, wie groß iſt nicht das Vergnügen, dergleichen niedliche Thierchen, bey einem Spatziergange um ſich herumfliegen zu ſehen! Ja, Kinder, wie würdet ihr nicht gucken, wenn die ganze Schmetterlingsrepublik bey Tag herumflöge! Geſchiehts denn nicht? Nein, die meiſten fliegen nur des Nachts und des Abends herum.

Wiſſet ihr denn im Ernſt noch nicht, daß es Tagſchmetterlinge, Nacht- und Dämmerungs-Schmetterlinge giebt? Nein. — Doch ja, die Seidenwürmer gehören ja, zu den Nachtvögeln! Nicht wahr? Richtig.

Die Raupen der drey Arten von Schmetterlingen haben zwar alle zwölf Augen, und acht paar Füſſe, und freſſen Laub und Kraut und Gras; allein in ihrer Bildung, Lebensart und Verwandlung ſind die Tagvögel, von den Nacht und Dämmerungsvögeln gar ſehr unterſchieden.

Die Raupen der Tagvögel ſind theils mit Dornen beſetzt, theils ganz glatt, oder nur mit zarten Härchen bewachſen.

Die mit Dornen oder Haarborſten beſetzte Tagraupen haben einen herzförmigen Kopf, häuten ſich viermal, und hängen ſich vor ihrer Verwandlung an einem bedeckten Orte auf, machen kein Geſpinnſt um ſich, hängen perpendikulär in der Luft mit dem Kopfe nach unten, an einem Baum, Aſt oder Zweig, oder ſonſt wo an einem

 ſichern

ſichern trockenen Orte, und haben eine zackichte, mit goldenen und ſilbernen Flecken gezierte, oder gar ganz übergüldete Puppe. Man nennt dieſe Art Raupen auch Dornraupen.

Die ganz glatten oder mit zarten Härchen bewachſenen Tagraupen haben einen runden Kopf, häuten ſich viermal, und kriechen bey ihrer bevorſtehenden Verpuppung nicht weit nach einem bequemen Orte; ſondern ſie hängen ſich an der nächſten beſten Mauer oder Wand, an einem Pfahl, Aſt oder Blatt an, überſpinnen ein kleines Plätzchen, und befeſtigen ſich daran mit zarten Fäden. Ihre Puppen ſind zackicht, und um den Hals mit einer Schlinge befeſtigt, und nicht mit goldenen und ſilbernen Flecken geziert.

Wenn ſich nun dieſe Tagraupen durch allerhand künſtliche Anklebungen, zu der groſſen Veränderung geſchickt gemacht haben, die mit ihnen vorgehen ſoll, ſo bleiben ſie da, wo ſie ſich einmal hingelegt oder aufgehängt haben, ſo lange ruhig hängen oder liegen, bis ſie zu Puppen, und endlich auch zu Papilions geworden ſind, und davon fliegen können. In die Erde vergraben und verſtecken ſich die Tagraupen niemals.

Einige von dieſen Tagraupen giebts den ganzen Sommer über, andere aber nur in gewiſſen Monaten. Sie freſſen bey Tage, und ruhen des Nachts, und heiſſen deswegen Tagraupen. Ihre Schmetterlinge fliegen auch nur am Tage herum, und halten im Sitzen ihre vier Flügel gerade neben einander in die Höhe, und legen theils runde grü-

ne,

ne, theils kegelförmige gelbe Eyer, und das immer an die untere Seite der Blätter.

Auf der 14 Tafel ſind dreyerley Raupen, Tag- Abend- und Nachtraupen nebſt ihren Puppen, Schmetterlingen und Eyern abgebildet. Auch auf der 1ſten Tafel Figur 7 iſt eine Nachtraupe zu finden. Figur 13 bis 16 iſt der ſchädliche blasgelbe Obſtbaumſchmetterling mit ſeinen Eyern, die er auf die Birn- und Aepfelbäume legt, und daraus nachher ſolche Tagraupen werden, die oft in etlichen Tagen einen ganzen Baum entblättern oder kahl freſſen. — Figur 19 bis 22 iſt die Bärenraupe, welches eine Nachtraupe iſt, nebſt Schmetterlingen, Eyern und Puppe. — Figur 23 bis 25 iſt die Weinraupe, welche eine Abendraupe iſt, nebſt Eyer und Schmetterling. — Figur 27 ſind die kegelförmigen Eyer des gelbgrauen Kohlſchmetterlings, die er auf die untere Seite der Kohlblätter ſetzt, und daraus grasgrüne gelbgeſtreifte Tagraupen werden, die alle Arten von Kohl entſetzlich zerfreſſen. — Und auf der 3ten Tafel iſt der Seidenwurm, nebſt ſeiner ganzen Verwandlung abgebildet.

Nun will ich euch auch ſagen, liebe Kinder, daß man die Tagvögel gewöhnlich Papilione; die Dämmerungs- oder Abendvögel Sfinxe; und die Nachtvögel Faläne nennt.

Und damit ihr allmählich mit den Papilionen oder Buttervögeln — denn ſo nennt man ſie auch, weil ein gewiſſer Papilio, den man die Kohleule oder den Kohlweisling oder Buttervogel nennt, gelbe Unterflügel hat,

und alſo an der Farbe der Butterblume ähnlich ſieht — bekannt werden mögen, will ich itzt die merkwürdigſten und die bekannteſten nennen, und ſagen, wo ſie ihre Eyer hinlegen.

Der Schwalbenſchwanz legt ſeine Eyer auf Til, Fenchel und Rülſat: der Diſtelvogel auf Diſteln, Kletten und Kardobenedikten; der groſſe Fuchs auf Kirſchen, Birn- und Weidenbäume; der kleine Fuchs oder Neſſelvogel auf Brenneſſeln; der Pappelvogel auf Stockroſen; der Silberſtrich auf Wollweiden und Nachtviolen; der C Vogel auf Neſſeln, Hopfen, Stachel- und Johannisbeeren; der Segelvogel auf Aepfelbäume, Kohl und Schlehen; der Lilienvogel oder Baumweislinge oder Heckenweisling auf allerhand Obſtbäume; der Auroravogel auf Kohl; der groſſe Perlenvogel oder Violenvogel auf Veilchen und Stiefmütterchen; das Pfauenauge oder der Pfauenſpiegel auf Brenneſſeln; das Bretſpiel auf Brenneſſeln.

Wer von euch nun gern einen von dieſen Papilions haben will, der nehme deſſen Raupen mit nach Hauſe, und füttere ſie ſo lange mit den Blättern oder dem Kraut, worauf er ſie gefunden hat, bis ſie ſich verpuppen, und Papilions aus ihnen werden. Mühe koſtet es zwar, ſolchen Raupen alle Tage friſchen Fraß, es ſeyen nun Neſſeln oder Diſteln oder Kohlblätter ꝛc. anzuſchaffen; allein man bekömmt alsdenn auch einen ganz ſchönen geputzten Papilion: Denn die auf einer Wieſe, oder ſonſt wo lebendig gefangenen Papilions, werden beym Fangen immer etwas verdorben.

Die

Die Abendvögel oder Sfinxe fliegen nur in der Abenddämmerung herum, und haben mehrentheils einen langſamen ſchweren Flug. Ihre Raupen ſehen faſt alle ſehr ſchön aus, haben am hinterſten Theil ihres Leibes eine Spitze oder Horn, und halten ſich in Gärten, Wäldern und Feldern auf allerhand Bäumen, Pflanzen und Gewächſen auf, und verpuppen ſich ohne Geſpinnſt unter der Erde.

Die merkwürdigſten Sfinxe oder Abendvögel ſind der **Fönix**, deſſen Raupen ſich an den Weinſtöcken aufhalten; der groſſe **Weinvogel** auf Weinlaub und Balſaminen; der **Oleandervogel** auf Oleander; der **Todtenkopf** auf Kartoffelnkraut, Jesmin und Färberröthe.

Die **Nachtvögel** oder Falänen fliegen meiſt alle nur des Nachts herum, und haben ebenfalls, wie die Abendvögel, einen langſamen ſchweren Flug. Es giebt eine faſt unzählbare Menge von Nachtvögeln. Ihre Raupen ſind theils behaart, theils nicht. Sie kriechen meiſt alle ſehr langſam und faul, und freſſen Laub und Gras, und Neſſeln und Diſteln, und Leder und Holz.

Und wenn die Zeit ihrer Verwandlung herannahet, ſo kriechen ſie meiſt alle auf die Erde. Einige von ihnen verſtecken ſich in dem nächſten beſten dunkeln Winkel, und ſpinnen ſich daſelbſt ein, das heißt, ſie machen ein ſeidenes, oder doch wenigſtens ein zartes Gewebe um ſich herum, darin ſie ſich verpuppen und zu Schmetterlingen werden. Andere von ihnen graben ſich in die Erde, oder verſtecken ſich unter dem Laub, oder auch ſonſt an einem

bequemen Orte, wo ſie ſich ebenfalls verpuppen, und zu Schmetterlingen werden.

Eine jede Sorte von den Nachtvögelraupen macht eine beſondere Art von Geſpinnſt. Einige machen ein weitläuftiges oder geräumiges, geſchloſſenes oder enges Geſpinnſt, und legen ſich mitten darein, wie die braunhaarichten Grasraupen, und die buntköpfigten ſehr ſchädlichen Gartenraupen. Andere machen ein ſo dichtes Gewebe um ſich herum, als Papier, wie die Ringelraupen.

Viele Raupen durchwirken und bekleben ihr Geſpinnſt ſo künſtlich mit Gras, Holz und Rinde, oder auch mit ihren eigenen Haaren, daß ſie ihren Gräbern dadurch ſowohl eine beſondere Schönheit, als auch eine groſſe Feſtigkeit verſchaffen, wie die meergrünen gelbſtreiſigen Obſtbaumraupen, und die Bärenraupen ꝛc.

Wie kann man aber die Raupen der Abendvögel und der Nachtvögel, von den Raupen der Tagvögel unterſcheiden? Durch öfteres Anſehen. Und denn muß man auch merken, wodurch jede Gattung von der andern unterſchieden wird. Die Nachtvögelraupen verſteken ſich gewöhnlich bey Tage, und ſitzen ruhig auf ihrer Stelle; des Nachts aber kriechen ſie herum und freſſen. Doch machen einige davon eine Ausnahme, wie die Seidenraupen oder Seidenwürmer, die Tag und Nacht auf ihren Maulbeerblättern herum kriechen und freſſen. Und ſo kriechen manchmal auch die Tagraupen des Nachts umher, und freſſen. Einige Nachtraupen haben auch am Hinterleib ein Horn oder eine Schwanzſpize. — Die Abendvögel,

vögelraupen aber ſind gewöhnlich nur in der Abenddämmerungszeit geſchäftig.

Die merkwürdigſten Nachtvögel oder Falänen ſind der Pfauenvogel oder das Nachtpfauenauge, deſſen Raupen ſich auf Schlehen, Obſtbäumen und Weiden aufhalten; der Gabelſchwanz auf Weiden, Pappeln und Eichen; das Eichblatt auf Obſtbäumen und im Gras; der Bärenraupenſchmetterling in Hecken auf Laub und Gras, die Raupe kriecht ſehr geſchwind; der Seidenwurmſchmetterling auf Maulbeerbäumen; der Wolf oder weiſſe Kornwurm auf Kornböden im Getraide ꝛc.

Einige unter den Nachtvögelraupen werden Blattwikler genannt, weil ſie Blätter freſſen, und ihre Eyer auch auf Blätter legen. Andere heiſſen Spannenraupen, weil ſie ſich mit dem Kopf auf ein Zweigchen dicht anlegen, und den ganzen übrigen Leib ganz gerade und ſteif ausſtrecken, ſo daß man ſie für ein Zweigchen hält.

Um alſo ſchöne Nachtſchmetterlinge lebendig zu bekommen, muß man ihre Raupen aufſuchen, mit nach Hauſe nehmen und einſperren, und ſo lange füttern, bis ſie ſich verpuppen, und zu Schmetterlingen werden. Vortreflich! Ja, ja, das wollen wir thun.

Und wo ſie ſitzen, wiſſen wir nun auch, nämlich auf allerhand Obſtbäumen, auf Weiden und Hollunderbäumen, auf Linden, Fichten und Eichen, auf Weinreben, Hopfen, Schlehen, Stachel, und Himbeeren und

He-

Hecken; ja auch auf Wolfsmilchkraut, auf Brenneſſeln, Sauerampfen, Spargel, Erbſen, Rüben und Gras.

Gut, ganz gut! Hier wollen wir ſie ſchon finden. Und wir ſollten denken, daß uns unſere Holzbauern und unſere Beſemweiber, um ein gutes Wort auch welche von ihren Dörfern und Wäldern mitbringen werden? Das iſt ein guter Einfall, Kinder! Denn dieſe Landleute können uns dergleichen Thierchen am beſten anſchaffen, da ſie faſt immer in den Gehölzen und Wäldern was ſuchen und arbeiten. Man muß aber wohl zuſehen, daß ſie nicht immer einerley Raupen, und für jede Raupe auch die rechte Nahrung mitbringen.

Wie hebt man aber die Schmetterlinge auf, lieber Herr. .? Wenn in einer Schachtel allzuviel beyſammen ſind, ſo ſchaden ſie ſich einander, und man kann ſie auch nicht recht ſehen? Das glaub' ich wohl. Wer wird ſie aber in einer Schachtel beyſammen herum irren laſſen? Man muß jeden Schmetterling an eine Stecknadel ſpieſſen, und ſo viel Raum zwiſchen jedem laſſen, daß ſie ihre Flügel ausbreiten können.

Ihr habt oben erfahren, liebe Kinder, daß jedes Inſekt den Ort ganz gut wiſſe, wo es ſeine Eyer hinlegen ſoll, damit ſeine künftige Brut beym Auskriechen gleich was zu freſſen finde: Und ſo wiſſen und machen es nun gerade die Schmetterlinge auch. Denn ihre Kinder, die Raupen, freſſen nicht jedes Blatt, nicht jedes Kraut. Einige freſſen nur Kohlblätter, andere nur Baumblätter; und ehe ſie was anders freſſen, ſterben ſie lieber Hunger.

Wo-

Wovon würden alſo diejenigen Raupen ihren Hunger ſtillen und ihr Leben erhalten, die nichts als Neſſeln und Gras freſſen, wenn ihre Mütter die Eyer, woraus ſie gekrochen ſind, auf einen Birnbaum gelegt hätten?

Und wie würden diejenigen mit ihrem Schickſale zufrieden ſeyn, welche unten auf der Erde lägen, da ſie doch ihr Futter nirgend, als auf Aepfel- und Birnbäumen finden können? Würden ſie nicht hundert Gefahren, ja gar dem Gewiſſen Tod auf ihrer Reiſe zu irgend einem Apfel- oder Birnbaum ꝛc. unterworfen ſeyn?

Allein der gütige Gott hat auch für dieſe verachteten Räupchen, die, wer und was ſie ſieht, verfolgt und mit ihrem Glück und Leben, nach Gefallen umzugehen pflegt, geſorgt, und läßt keins nur ſo von Ohngefähr umkommen.

Er hat deswegen den Papilionen befohlen, ihre Eyer gerade dahin zu legen, wo die daraus kommenden Jungen ſogleich einen gedeckten Tiſch finden. Und dies thun alle Schmetterlinge ſehr akkurat, gleich als wenn ſie wüßten, daß ihre künftige Brut nichts als Neſſeln und Kohlblätter freſſen würde.

Der liebe Gott hat ſie alleſamt eine genaue Vorſorge für ihre Kinder gelehrt. Denn woher wüßten ſie ſonſt, was die Nahrung ihrer künftigen Jungen ſeyn würde, da ſie doch ſelbſt keine Blätter freſſen, ſondern nur mit den Säften etlicher Blumen ihr kurzes Leben erhalten?

Nicht wahr, Kinder, ich habe oben geſagt, alle Thierchen wären zu was nützlich und gut; und der liebe Gott

hätte

hätte jedem in ſeiner Haushaltung eine gewiſſe Arbeit angewieſen? Ja! Sprach ich da nicht auch von den Raupen? Ja! Und was denn? Sie wären ſchädlich und nützlich. Sie zerfreſſen zwar Bäume und Pflanzen; wären aber auch vieler Vögel Speiſe. Richtig, und ſo denk ich noch von ihnen.

Nun, und was denkt denn ihr von den Raupen, liebe Kinder? Sagt mir einmal offenherzig eure Meinung! Wir denken völlig, wie Sie, lieber Herr..! Ja man ſollte ſogar manche Raupen mit Willen einen Baum, oder eine Pflanze zerfreſſen laſſen, weil nachher ſo prächtige Vögelchen aus ihnen werden, die wir Kinder ſo herzlich lieb haben.

Ey, dürfen wir nicht unſer Schmetterlings-Liedchen ſingen? O ja, ſinget nur! Ich ſinge mit:

Es war einmal ein hübſches Ding
Von Farben und Geſtalt,
Ein kleiner bunter Schmetterling,
Erſt wenig Stunden alt.

Sein breit und doppelt Flügelpaar,
War purpurroth und blau,
Geſäumt war es mit Golde gar,
Das trug er recht zur Schau.

Zu allen Blumen flog er hin,
Und, wie mein Mährchen ſpricht,
Rief er: Seht doch, wie ſchön ich bin!
Gefall ich euch denn nicht?

Wie

Wie nützlich, wie vortheilhaft ſind nicht die Seidenraupen! Spinnen ſie nicht alle Jahr eine ſo groſſe Menge Seide, daß ſich viele tauſend Menſchen damit beſchäftigen und ernähren können?

Iſts euch wohl lieb, Kinder, wenn ich euch itzt ſtatt aller anderer Raupen, die Seidenraupen, und den ganzen Seidenbau beſchreibe? O ſehr lieb, beſter Herr..! Ach, den Seidenbau!

Die Seidenwürmer

oder richtiger, die Seidenwurm-Schmetterlinge ſind eine Art Nachtvögel, die ihre Eyer in denjenigen Ländern, wo ſie wild herumfliegen, auf Maulbeerbäume; wo ſie aber in Zimmern und Kammern aufgezogen werden, auf Papier und dünne Brettchen, oder was ſie ſonſt, nach ihrer Begattung, in dem Zimmer finden, legen.

Dieſe Eyer ſind rund und platt, und haben in der Mitte ein Grübchen, und ſehen Anfangs gelb; dann braun, und endlich grau aus.

Und aus dieſen Eyern kommen braune ſchwarzköpfigte Raupen, die neun Ringe, ſechszehn Füſſe, auf jeder Seite neun Oeffnungen, und hinten eine Hornſpitze haben.

So bleiben ſie aber nicht lange; denn bey jeder Häutung ändert ſich ihre Farbe, und endlich werden ſie weislicht gelb.

Jede Seidenraupe iſt, wie alle andere Arten von Raupen, weiter nichts, als ein Schmetterling, den viele

Häute oder Felle bedecken, die er nach und nach ablegen muß. Und dies thut die Raupe bald nach ihrer Geburt; und nachgehends häutet ſie ſich wohl noch viermal, ohngefähr alle ſieben Tage.

Bey dieſer Häutung ſcheint ſie krank zu ſeyn, und bleibt einige Stunden, und oft über einen Tag ſtille ſitzen, ohne zu freſſen und ſich zu bewegen.

Zwiſchen dieſen Häutungen nährt ſie ſich von Maulbeerblättern, und wächſt innerhalb ſieben Tagen ſo ſchnell, daß ihr die äuſſere Haut zu enge wird. Und das iſt eben die Urſache, warum ſie ſolche ablegen muß.

Zehn bis dreyzehn Tage nach der vierten Häutung, nachdem ſie ſich genug geſättiget, und ihr höchſtes Alter, von vierzig bis ein und vierzig Tagen, glücklich erreicht hat, wird ſie am Hinterleibe gelb, entledigt ſich von allem Unrath, und behält nur den zähen Saft noch bey ſich, aus dem ſie nachher Seide ſpinnt.

Und wie geht dies zu, lieber Herr..? Dieſer zähe Saft verurſacht ihr Schmerzen; daher kriecht ſie mit aufgerichtetem Kopfe ſo lang zwiſchen den Reiſern, oder in einer Ecke ängſtlich herum, bis ſie einen bequemen Ort gefunden, wo ſie ihren erſten Faden ankleben, und ſich befeſtigen kann.

Iſt dies geſchehen, ſo krümmt ſie ſich ſo lang mit dem ganzen Leibe nach allen Seiten, bis ihr Geſpinnſt fertig, und aller Saft aufgeſponnen iſt.

Da

Da nun bey dieſer Krümmung beſtändig zween Fäden aus ihrem Maule gehen, ſo entſteht um ſie herum ein Gewebe, das man Kokon nennt.

In dieſem Kokon legt die Raupe nach etlichen Tagen die letzte Haut, daran die ſechszehn Füſſe hängen bleiben, ab; wird eine Puppe, und nach drey Wochen geflügelt; durchbohrt ihr Gefängniß, und fliegt endlich, als ein Schmetterling, davon.

Und was macht dieſer Schmetterling nun? Er ſchwärmt etliche Tage herum, ſucht einen Gatten, begattet ſich, und ſtirbt. — Und die zwey bis dreyhundert Eyer, die das Weibchen legt, geben nachher wieder neue Seidenraupen. — Und ſo gehts immer fort.

Ach, wenn wir doch bald eine Seidenraupe könnten ſpinnen ſehen! In wenig Wochen ſoll es geſchehen, liebe Kinder! Indeſſen begnüget euch mit der Abbildung des wilden und des zahmen Seidenbaus, die auf der 3ten Kupfertafel ſteht.

Ach, allerliebſt! Da ſitzen zwo Seidenraupen auf einem Maulbeerbaume. — Hier legt ein Schmetterling Eyer. — Was hat der drollichte Junge hier in ſeinem Körbchen? Etwa Maulbeerblätter, die ihm dieſe Demoiſelle abkaufen will? Ja, Kinder! Dies Jungferchen möchte gern ihre Seidenraupen füttern, und hat keine Maulbeerblätter mehr auf ihrem Baume; daher muß ſie welche kaufen.

Freſſen denn die Seidenraupen gar nichts anders, als Maulbeerblätter? Gerne nicht. Zarte Salatblätter

freſſen ſie zwar zur Noth noch; allein ſie werden gewöhnlich krank davon, und ſterben, ohne einen Kokon geſponnen zu haben; und wenn ſie auch gleich Seide ſpinnen, ſo taugt ſie nicht viel, oder gar nichts.

Ey, hier kriechen ſo eben kleine Räupchen aus den Eyern! — Dies iſt gewiß ein Kokon? — Und dies eine Puppe? Ja, Kinder, ſo iſts. — Und dies wäre alſo ohngefähr eine Abbildung des wilden Seidenbaues. Auf dem Maulbeerbaum ſitzt bey Figur 13 eine kleine, und bey Figur 11 eine gröſſere, faſt halb ausgewachſene Seidenraupe, an der man den Schwanzſtachel ſchon ſehr gut ſehen kann. Der Schmetterling bey Figur 14. 15. legt ſo eben ein Ey, und hat deren ſchon vierzehn gelegt. Bey Figur 16 ſind drey Räupchen eben aus den Eyern gekrochen, und ſieben wollen gerade auch draus heraus. Figur 17 iſt ein Kokon; und Figur 18 iſt eine Puppe. Es ſollten freylich Eyer, Puppe und Kokon oben auf dem Maulbeerbaum ſeyn, wenns der ordentliche rechte wilde Seidenbau ſeyn ſoll; da aber der Platz auf dem Baume mangelte, haben ſie nur unten hin gezeichnet werden müſſen.

Nun auch ein paar Worte vom zahmen Seidenbau. — Sehet ihr auf eurer 3ten Kupfertafel, in dem Zimmer bey den zwo Frauensperſonen, nichts vom Seidenbau? Doch ja! Sind das nicht Seidenwürmer und Kokons, die hier oben auf dieſen zwey Brettern oder Schichten liegen? Ja. — Und die Mama haſpelt gewiß Seide ab? Richtig, ſo iſts.

Ey,

Ey, wie ſieht denn die rohe Seide aus, lieber Herr . .? Gewöhnlich gelblicht weiß, denn die verſchiedene ſchöne Farben giebt ihr erſt die Kunſt des Färbers. — Iſt viel Seide auf einem Kokon? Gegen vierhundert Ellen. Ach, das iſt viel! Wie groß iſt denn wohl ſo ein Kokon? Ungefähr ſo groß, als eine kleine länglichtrunde welſche Nuß. Und alles dicht herum iſt Seide? Ja, faſt alles.

Zuerſt macht die Raupe ein weitläuftiges und durchſichtiges Geſpinnſt, das man Werk nennt, daraus, wie auch aus den durchlöcherten Kokons, die ſogenannte Floretſeide geſponnen wird. Sodenn ſpinnt ſie ihr dichtes ſeidenes Häuschen, das aus lauter zarten Fäden beſteht, die man abhaspeln kann. Hernach verfertiget ſie ſich ein Blaſen- oder Pergament-ähnliches Bälglein, darinn ſie vier bis fünf Tage ruhig liegen bleibt. Und endlich wird ſie eine Puppe, wo ſie noch ein braunes zartes Häutchen umgiebt.

Und alle dieſe Häute und Geſpinnſte kann man gebrauchen? Ja alle, bis auf das letzte, das zu nichts taugt. — Wie kriegt man denn die Seide von den Kokons herunter? Verwirrt ſie beym Abhaspeln nicht? O ja, ſehr leicht. Man wirft die Kokons deswegen in kochendes Waſſer, und dann geht das Haspeln ſehr gut.

In heiſſes Waſſer? Können das denn die darinnſteckende Vögelchen ertragen? Nein, ſie müſſen alle ſterben. Man erſtickt ſie auch in heiſſer Sonne oder in Backöfen. — O das iſt grauſam! Ja wohl alle ſterben! Könn-

te man denn nicht ſo lange mit dem Haspeln warten, bis die Schmetterlinge heraus wären? O ja, das könnte man wohl, wenn man keine gute Seide haben wollte. Denn diejenigen Kokons, welche die Schmetterlinge durchgebohrt haben, kann man nicht mehr abhaspeln, weil ihre Fäden beynahe alle abgebiſſen ſind.

Bey einigen aber muß man mit Vorſatz ſo lang warten, bis die Vögel ausgekrochen ſind, damit die Weibchen Eyer legen, und man wieder junge Seidenraupen bekömmt.

Man wirft aber doch die durchlöcherten Kokons nicht weg, ſondern man ſpinnt ſie, wie den Flachs, und erhält davon die bekannte Floretſeide.

Auch das dritte Häuschen, das Pergamentähnliche Bälgein nützt man; man macht davon eine Art Zeug, den man Seidewad nennt.

Wohin, ſagten Sie, lieber Herr . . daß die Seidenwürmer in den Zimmern ihre Eyer legen? Auf Papier oder andere Dinge, die auf die Schichten gelegt oder gehängt werden. — Ach, das mag ein Spaß ſeyn, wenn die Eyer lebendig werden, und die Raupen in dem ganzen Zimmer herum kriechen! Das laſſen ſie wohl bleiben. Wo nichts zu freſſen iſt, da kriechen ſie nicht hin. Jede Raupe bleibt auf der Stelle, wo man ſie und ihre Maulbeerblätter hingelegt hat.

So, alſo bleiben die Eyer nicht ſo lang an ihrem Geburts-Ort liegen, bis ſie lebendig geworden ſind?

Nein,

Nein, man kratzt ſie weg, legt etliche tauſend, den Winter über, zuſammen in Gläſer oder andere Kapſeln, und ſetzt ſie bis aufs Frühjahr an einen kühlen Ort, damit die Raupen nicht zu früh, und in einer Zeit auskriechen, wo es uns noch an Maulbeerblättern mangelt. Denn im Winter ſtehen unſere Maulbeerbäume kahl und ohne Blätter; und getrocknete Maulbeerblätter freſſen ſie nicht gern.

Wann läßt man ſie denn auskriechen? Im May ohngefähr legt man ſie in Schachteln oder Sieben, oder auch nur bloß auf den Schichten herum; und nun kriechen die Räupchen in zwölf bis fünfzehn Tagen, auch früher auch ſpäter, je nachdem das Zimmer warm oder kalt iſt, aus.

Den jungen Räupchen muß man zuerſt friſche zarte Maulbeerblätter geben; wie ſie aber wachſen und ſtärker werden, ſo giebt man ihnen auch nach und nach größere und härtere Blätter.

Wie oft giebt man ihnen friſche Blätter? Des Tags zweymal; und allemal muß man die alten Blätter wegnehmen, denn ſie lieben die Reinlichkeit gar ſehr. Sie müſſen deswegen in einem reinen Zimmer wohnen, wo nicht viel Staub und Unruhe iſt, und wo es weder zu kalt noch zu warm iſt. (*) Wo aber eins von dieſen Stücken

(*) Eine Wärme von 18 Graden nach Reaumurs Thermometer muß man demjenigen Zimmer oder Kammer geben, worin die Seudenraupen geſund bleiben, und ſich glücklich einſpinnen ſollen. — Zweytauſend und fünf hundert, oder höchſtens dreytauſend Stück Kokon, oder acht bis zehn Pfund Kokons geben ein Pfund Seide.

vernachläßigt wird, und man ihnen die unrechten Maulbeerblätter, oder zu wenig, oder gar Salatblätter giebt, ſo ſpinnen ſie wenig und ſchlechte Seide, kränkeln oder ſterben gar häufig weg. Mücken, Wespen und Spinnen dürfen ſchlechterdings nicht in das Zimmer kommen, weil ſie ihre Feinde ſind, und ihnen gewaltig zu ſchaden ſuchen. Auch Bliz und Donner können ſie nicht wohl vertragen.

Alle dieſe Künſteleyen hat man nun im Morgenland, in Portugall, Spanien und Italien, und in andern warmen Ländern nicht nöthig, weil darin gar kein Winter iſt, und die Maulbeerblätter immer grün ſind und Blätter haben, und alſo die Raupen beſtändig was darauf zu freſſen finden. Man trift alſo in dieſen Ländern auf den Maulbeerbäumen faſt immer Eyer, Raupen, Kokons und Schmetterlinge zu gleicher Zeit an.

Erſäuft oder erſtickt man in jenen Ländern die Vögelchen auch in ihren ſeidenen Häuschen? Allerdings. Die Leute ſteigen auf den Bäumen herum, und ſammeln ſoviel Kokons, als ihnen beliebt. Etliche aber laſſen ſie hängen und durchbohren, damit an Schmetterlingen und Eyern und Raupen kein Mangel entſteht.

Das Vaterland der Seidenwürmer iſt das wärmere Aſien. Von hieraus brachte man ſie vor mehr als zwölfhundert Jahren nach Italien. Bald nachher kamen Sie nach Spanien. Und endlich wurden ſie in Frankreich; und nun ſeit etlichen Jahren ſogar ſelbſt in unſerm Deutſchland bekannt, und mit groſſem Vortheile erzogen. Wie

groß

groß iſt nicht der Seidenbau in den Brandenburgiſchen Landen? Auch in Oeſterreich; in Weſtphalen; in Dresden; in Hannover ꝛc. legt man ſich itzt ſehr eifrig auf den Seidenbau.

Giebts ſonſt keine Raupen mehr, lieber Herr.. die auch ſo was ſpinnen, wie die Seidenraupen? nein Kinder! Es ſpinnen zwar einige auch allerhand zarte und künſtliche Gewebe; allein man kann ſie zu nichts gebrauchen. Deſto herrlichere Vögelchen aber werden zum Theil aus ihnen. Nächſtens zeig ich euch eine groſſe Parthie Schmetterlinge, die ich ſelbſt gefangen, und geſammelt habe. Auch das vortrefliche Inſektenbuch des ſeligen Röſels laſſ' ich euch nächſtens ſehen.

Die Obſtmotte

iſt ein kleiner bläulichter, und mit ſchwarzen Punkten gezierter Schmetterling, der ſeine Eyer in Aepfel und Birn legt, daraus hernach ſolche Würmer oder Raupen werden, die ihr ſchon oft in Aepfeln und Birnen zu eurem Verdruß werdet angetroffen haben, und die die Aepfel und Birn ſehr zerfreſſen. Auf der 4ten Tafel Figur 20 iſt eine Obſtraupe, und Figur 21 eine Obſtmotte abgebildet.

Auch die Raupen oder Würmer in den Zweſchen und Pflaumen kommen von einem gewiſſen kleinen Nachtſchmetterlinge her.

Die Pelzmade

oder Pelzmotte, die ihre Eyer in Pelzwerke, und in viele andere Kleidungsſtücke legt, iſt auch auf der 12ten Tafel bey Figur 15 abgebildet. Und die aus ihren Eyern

entſpringende ſehr ſchädliche Made, welche die Pelzwerke ſehr zerfrißt und beſchädigt, ſteht bey Figur 16.

Die Inſektenmotte

welche ihre Eyer auf allerhand Inſekten und ausgeſtopfte Thiere legt, und ebenfalls wie die Pelzmotte, ein kleines Nachtvögelchen iſt, iſt nebſt ihrer Raupe, Tafel 12 Figur 13 und 14 abgebildet. Sie iſt den Inſektenſammlungen äuſſerſt ſchädlich, und fliegt im May und Juny, wie die Pelzmotte, gewöhnlich des Abends und Nachts in den Kammern und Zimmern herum, und ſucht Inſekten auf, um ihre Eyer darauf legen zu können.

Nun noch ein paar Worte von dem ſchädlichen

Weiſſen Kornwurm,

der aus einem Ey entſteht, das ein braunrothes ſchwarz und braungefleckte Nachtvögelchen, das man gewöhnlich Kornmotte nennt, auf Rocken, Weizen, Gerſte, Erbſen, Bohnen und Haber legt, erſt ein Körnchen anbohrt, und zerfrißt; hernach aber zwey, drey bis achte zuſammen nimmt, und über ſeine Speiſekammer eine Haut ſpinnt; und denn, wenn er groß genug geworden iſt, ſich in die Ritzen der Balken oder Bretter verkriecht, und darin zur Puppe; und endlich nach einiger Zeit zum Schmetterlinge wird. Auf manchen Kornböden kann man oft viele tauſend ſolcher weiſſen Kornwürmen beyſammen ſehen. (*)

D,

(*) Schmetterlinge: Tagvogel papilio, Abendvogel ſphinx, Nachtvogel phalaena, Seidenwurm phalaena mori: Obſtmotte

O, kommen Sie doch, lieber Herr ..! Sehen Sie einmal, was da für ein ſonderbares Thier um mich her fliegt! Ohe, es will mich ſtechen! Kommen Sie doch! — Nun was iſt es denn? Ach, nun iſts fort. Es war — es war gewiß ein fliegender Elephant? Schäme er ſich doch, ſich in meiner Gegenwart für einem kleinen, herumfliegenden Thierchen zu fürchten.

O verzeihen Sie, beſter Herr . . Ich ſchäme mich, daß ich ſo ängſtlich gethan. Ich glaube gar, es war nur eine Waſſerjungfer. — Wie ſahe das Thierchen denn aus? Es hatte einen dicken Kopf, einen ſehr langen dünnen Leib, und — Freylich war es eine Waſſerjungfer. — Soll ich euch denn nun mit dieſen niedlich und wunderbar gebauten Thieren bekannt machen? Ach ja, Herr .. ach ja!

Wohlan, ſo kommen wir alſo zu der vierten Ordnung der Inſekten, dazu die Waſſerjungfern, Uferaaſe, Landlibellen, Frühlingsfliegen und Ameiſenlöwen gehören, die vier lange netzförmige oder gegitterte Flügel, und meiſtentheils einen vielfarbigen Leib haben.

 Die

---

motte phalaena padella: Pelzmotte phalaena pellionella: Weiſſer Kornwurm phalaena granella. — Noch ſchädlicher als die weiſſen Kornwürmer, ſind die ſchwarzen Kornwürmer, die von kleinen Rüſſelkäfern herkommen. Beyde, den ſchwarzen und den weiſſen Kornwurm, kann man nach und nach ganz von den Kornböden verbannen, wenn man das Getraide oft umſticht, und die Balken und Bretter mit Theer beſtreicht, oder oft mit Salzwaſſer beſprengt.

Die Waſſerjungfern

oder Waſſernympfen oder Libellen oder Teufelspferde oder Teufelsnadeln oder Spinnejungfern — denn alle dieſe Namen giebt man ihnen — entſtehen aus Larven, die ſich im Waſſer aufhalten, und von kleinern Waſſerthierchen, als ſie ſind, ſich nähren; ja ſich wohl untereinander ſelbſt auffreſſen.

Wenn ſie aber groß genug geworden ſind, und als Larven die gröſte Vollkommenheit erreicht haben, ſo kriechen ſie ans Ufer, oder auf ein, aus dem Waſſer hervorragendes Gras, oder ſonſt an einen trockenen Ort, und bleiben daſelbſt, ohne ſich zu verpuppen, ſo lange ruhig ſitzen, bis ihnen der Leib aufplatzt, und das geflügelte Inſekt herausſteigt und nun davon fliegt.

Die Waſſerjungfern haben vier netzförmige unbedeckte Flügel, zwey groſſe durchſichtige Augen, die faſt den gröſten Theil des Kopfes ausmachen, und einen ſehr langen Hinterleib, der aus zehn Gelenken beſteht, und ſich hinten mit zween oder drey kleinen Zacken endiget. Ihr Hals iſt nur ſo dick, als eine Stecknadel, und ſie können ihn drehen, wie ſie wollen. Siehe Tafel 8 Figur 12.

Sie fliegen ſehr ſchnell, uud ſitzen gern auf Kornähren, ob ſie ſich gleich nicht davon nähren, ſondern nur darauf ausruhen, und ſich um ihre Nahrung umſehen. Sie freſſen kleine, durch die Luft ſchwärmende Inſekten.

Wie fängt man denn die Waſſerjungfern, lieber Herr . . Ich kann keine fangen, ich mags auch machen

wie ich will, und hinter ihnen her ſpringen, ſo lang ich will. Das glaub ich wohl; im Flug iſts ſehr ſchwer, eine zu bekommen. Nur Morgends und Abends, und bey Regenwetter kann man ſie auf Bäumen und Hecken ſtillſitzend erhaſchen, und ſonſt nicht.

An Gröſſe und Farbe iſt bey den Waſſerjungfern ein merklicher Unterſchied. Einige ſind ſo lang, als ein Mannsfinger; andere dagegen haben kaum die Länge eines Kindsfingers. Einige ſind dunkelbraun, und ſchön blau und grün über den ganzen Leib gefleckt; andere haben eine grüne, oder rothe, oder hellbraune Grundfarbe, und ſchwarze, blaue und gelbe Flecken und Streife. Sodenn giebts auch faſt ganz gelbe, ganz graue, und ganz blaue Waſſerjungfern. Und bey allen uberhaupt endiget ſich der Hinterleib mit einer kleinen Gabel, von zween oder drey Zinken.

Ihre Eyer legen ſie ins Waſſer. Sie ſetzen ſich deswegen, damit ſie nicht naß werden; auf ein ſchwimmendes Stückchen Holz, oder auf einen, aus dem Waſſer hervorragenden Stein, oder auf einen Schilf, und laſſen nun ihre Eyer ins Waſſer fallen, die ſogleich nach etlichen Tagen lebendig werden.

Das Uferaas

oder Haft kömmt auf eben dieſe Weiſe auf die Welt, wie die Waſſerjungfern, hat eben ſo viel Flügel, und legt auch ſeine Eyer eben ſo, und eben dahin. Aber es iſt kleiner, und auch an Farbe etwas unterſchieden. Es ſieht

faſt ganz grau aus, und hat zwo oder drey lange Schwanzſpitzen, und frißt gar nichts; denn es lebt nur einen Tag, und wird daher auch Eintagsfliege oder Ephemerum genannt, ſiehe Tafel 8 Figur 32.

Uferaas aber heißt es deswegen, weil ſich ſeine Larve im Waſſer immer an den Ufern und friſchbetheerten Schiffen aufhält und man ſich derſelben in Holland, und an verſchiedenen andern Orten, an den Angeln als eines Aaſes zum Fiſchfang bedient. — Und warum nennt man es Haft? Weil es an den friſchbetheerten Schiffen haften oder hängen bleibt.

Die Frühlingsfliegen

haben viel ähnliches mit den Teufelsnadeln, und fliegen auch eben ſo haſtig in den Gärten, die nahe bey Teichen, Waſſergräben und Flüſſen liegen, im Frühling herum. Merkwürdig iſt noch dies von den Frühlingsfliegen, daß ſich ihre Larven von Schilf oder Gras oder Sandkörnchen oder kleinen Schnecken, eine Walzenförmige Hülſe verfertigen, und mit derſelben im Waſſer herumſchwimmen, und in ſie zum Schutz gegen ihre Feinde hineinkriechen.

Die Landlibellen

oder Blattläuſefreſſer ſehen auch faſt ganz den Teufelsnadeln ähnlich, und fliegen auch, wie dieſe, bey Tag herum, und nähren ſich vorzüglich von den, faſt auf allen Garten-

ge-

gewächſen ſitzenden Blattläuſen. — Ihre Larven leben und wohnen auf dem Lande im Trockenen.

Kinder, wollt ihr nun auch die ſonderbaren

Ameiſenlöwen

oder Ameiſenräuber ſehen und kennen lernen? Ach ja! Wo ſind ſie? Wie ſehen ſie aus? Es ſind doch wohl keine ordentliche vierfüſſige Löwen? Nein, es ſind geflügelte Inſekten, die faſt ganz den Waſſerjungfern ähnlich ſehen.

Sind ſie auch ſo ſchwer zu fangen, wie die Waſſerjungfern? Nein, lange nicht ſo ſchwer. Sie fliegen zwar nur des Nachts herum, aber doch nicht ſchnell, ſondern ſehr langſam, und ſitzen oft ſtille, und beſuchen ſogar die Leute in ſandichten Gegenden, wenn die Fenſter offen ſind, in ihren Stuben. Ey, das iſt kühn! Stechen ſie denn nicht? Nein   Nun ſo gehts noch an.

Iſt in unſerm Buche ein ſolcher Ameiſenlöwe abgebildet? Nein, ich unterließ es, weil er faſt ganz den Waſſerjuugfern ähnlich ſieht; dagegen aber hab' ich ſeine Larve abbilden laſſen, die für euch weit merkwürdiger iſt, und euch, wie ich hoffe, weit mehr Vergnügen machen ſoll, als das geflügelte Inſekt ſelbſt, das doch keine Gruben gräbt, und keine Ameiſen fängt, und eigentlich kein Ameiſenlöwe mehr iſt.

Unſer Ameiſenlöwe ſteht auf der 2ten Tafel bey Figur 18. Und dies iſt ein Ameiſenlöwe, aus dem ein geflügeltes dünnleibiges Inſekt werden ſoll? Ja Kinder, ſo ſieht er aus, wenn er völlig ausgewachſen, und zur Verpup-

puppung reif iſt. Aus dem Ey kömmt er freylich viel kleiner. Weil er aber gleich in ſeiner Jugend ſehr haſtig Ameiſen raubt und frißt, ſo wird er bald groß und dick.

Was hat er für eine Farbe? Braun und roth und aſchgrau unter einander. Und worin beſteht denn ſeine Liſt und Kunſt? So bald er aus dem Ey gekrochen, das ſeine Mutter aus Liebe zu ihm in den Sand, nahe zu Ameiſen, weil er dieſe gern frißt, gelegt hat, gräbt er ein trichterförmiges Grübchen, ſetzt ſich mitten drein, und laurt nun auf Raupen, Ameiſen und Fliegen, die er, ſo bald ſich eine ſeinem Loche genahet, ſo liſtig mit Sand zu werfen weiß, daß ſie herunterſtürzen muß, und von ihm nun mit ſeiner Fangzange erhaſcht und ausgeſaugt werden kann. Viele Ameiſen ſtürzen auch von ſelbſt und mit dem Sand in ſein Loch hinunter.

Seine Zange iſt hohl, und innen mit einer Saugröhre verſehen. Es iſt eine Luſt, ihm in ſeiner Arbeit, und wenn er auf eine Beute lauert, zuzuſehen. Er läuft und arbeitet hinterwärts. Erſt gräbt er im Ring herum, und dann, wenn alles um ihn her ruhig und ſicher iſt, gräbt er auch der Mitte und nach innen zu.

Wo bringt er denn aber den Sand hin? Er wirft ihn mit ſeiner Zange links und rechts auf die Seiten. Beym Spatzirengehen kann man in ſandigten Gegenden oft eine Menge kleine und groſſe Löcher beyſammen ſehen; denn wie der Ameiſenlöwe wächſt, ſo macht er ſich auch ein größer Häuschen.

Des Tags ſitzt und verbirgt er ſich gewöhnlich an den Seiten ſeiner Löcher, des Nachts aber liegt er faſt immer in der Mitte deſſelben mit offenen Fangzangen. Bey Mondſchein alſo doch zuweilen auch bey Tage, kann man dies wunderbare Thierchen arbeiten und ſchmauſen ſehen. Man darf nur ſehr leiſe zu ihm hingehen, ruhig ſtehen bleiben, und ihm eine lebendige Fliege oder Ameiſe zuwerfen, ſo kann man ihn alle ſeine Künſte machen ſehen.

Verdrüßlich muß man aber nicht gleich werden, wenn man lange genug bey einem Grübchen auf die Ankunft eines ſolchen Löwen gelaurt, und Ameiſen hinein geworfen hat, und er doch entweder gar nicht kömmt, oder doch ſammt ſeiner Beute plötzlich unter den Sand flieht, und ſich bey ſeiner Mahlzeit nicht zuſehen laſſen will. (*)

Wovon, Kinder, ſoll ich euch nun was erzählen? Von der Familie der Bienen und Ameiſen? Oder von der Familie der Fliegen und Mücken? Denn wir kommen itzt zu der fünften Ordnung der Inſekten, worinn diejenigen Thierchen vorkommen, die vier häutichte oder aderichte Flügel, und zum Theil auch einen Stachel am Hinterleibe haben, mit dem ſie ſich gegen ihre Feinde vertheidigen können.

Und

(*) Waſſerjungfer Libellula. Uferaas Ephemera. Frühlingsfliege Phryganea. Landlibelle. Hemerobius. Ameiſenlöwe Myrmeleon formicarius.

Und dies ſind folgende Inſekten: Die Bienen und Hummeln; die Weſpen und Horniſſen; die Schlupfweſpen; die Blattweſpen; die Holzweſpen, die Galweſpen; die Raupentödter und Ameiſen.

Was ſagten Sie itzt eben, lieber Herr . . .

Die Ameiſen

ſollten Flügel haben? Die bey uns aber doch wohl nicht? O ja, liebe Kinder, auch unſere hieſigen Ameiſen werden geflügelt, wenn ſie ganz ausgewachſen ſind; allein nur die Männchen und Weibchen; denn die Ameiſen von keinem Geſchlecht oder die ſogenannten Zwitter bekommen keine Flügel, und müſſen gleichſam das Haus beſtellen, und für ihre Nachkommenſchaft ſorgen.

Es giebt fünf Sorten von Ameiſen: Erſtlich Hügel Ameiſen; zweytens groſſe ſchwarze; drittens kleine ſchwarze; viertens rothe; und fünftens gelbe Ameiſen. — Die Hügel-Ameiſen ſind die gröſten. Auf der 2 Tafel Figur 19 ſind große Ameiſen.

Am Kopfe haben alle Ameiſen eine doppelte Säge, einen Mund, ein paar Hörner, zwey Augen, und einen Hals, der mit der Bruſt zuſammen hängt.

Die Säge beſteht aus einer knochenartigen Materie, und ſitzt an beyden Seiten des Mundes, hat vier oder fünf Zähne, und an den Enden feine Hacken.

Der Mund beſteht aus einer hohlen Röhre, die ihnen ſtatt einer Kehle dient, und aus vier beweglichen und

mit

mit Gelenken verſehenen Hörnern, die ſie als Lippen und Finger gebrauchen, um ihre Nahrung in die Kehle zu bringen.

Ihre Augen ſind unbeweglich, daher ſehen ſie vor ſich nichts, und müſſen ſich ihrer Fühlſtangen bedienen, um gerade aus, ohne Gefahr laufen zu können.

Jede Ameiſe hat ſechs Füße, davon die zween vordern die kürzeſten, und die zween hintern die längſten ſind.

Haben die Ameiſen auch einen Stachel? Ja, aber nur die Weibchen und die Zwitter, deren Stich zwar ſehr ſchmerzt, aber bald wieder vergeht. Dieſer Stachel iſt hohl, und deswegen können die Ameiſen auch, wenn ſie Jemand damit verwunden wollen, durch ihn einen ſcharfen beiſſenden Saft ergieſſen, welcher das Jucken und die kleine Geſchwulſt verurſacht, die man nach dem Stiche einer Ameiſe empfindet.

Die Ameiſen vereinigen ſich in verſchiedene Geſellſchaften oder Kolonien, die gewöhnlich nahe bey einander leben. Wenn ſich aber eine von einer andern Farbe, oder aus einer andern Geſellſchaft, in eine fremde Kolonie wagt, ſo wird ſie den Augenblick getödtet und verzehrt, oder aus der Kolonie weggetragen.

So oft ſich zweyerley Ameiſen begegnen, haben ſie kleine Scharmützel mit einander, und tödten ſich. Wird aber der Feind ſtark, ſo zieht man in guter Ordnung in Streit und, fängt eine heftige Schlacht an. Es bleiben oft fünfzig und mehrere todten auf dem Platze; und der

Sieger erobert ſogleich das feindliche Lager, und ſtellt Schildwachen aus, die auf die Flüchtlinge lauren müſſen. Erwiſchen ſie einen Feind, ſo muß er ſterben; treffen ſie aber einen von ihren Kameraden an, der ſich im Treffen verirrt, oder aus der Gefangenſchaft losgemacht hat, ſo legen ſie ihn auf die Schultern, und tragen ihn nach Hauſe.

Wo ſind denn die Ameiſen bey uns des Winters? Sterben ſie vielleicht im Herbſt? Ja, einige wohl, aber alle nicht. Im Winter haben ſie ihre Wohnungen, eine, auch wohl zwo bis drey Ellen tief in der Erde, und ſchlafen daſelbſt bis in den Frühling. Die Ameiſen in wärmern Gegenden der Welt aber ſchlafen nie, ſondern arbeiten, wachen und freſſen immer.

Ihre Stadt iſt in viele kleine Zellen abgetheilt, die alle vermittelſt kleiner runder unterirdiſcher Kanäle, Gemeinſchaft mit einander haben. Und eben dadurch können ſie ſehr bequem ab und zu gehen; auch ſchadet ihnen der Regen nicht viel. Ihre Zellen ſind länglicht rund, aber ganz ohne Kleiſter.

Erſtlich zerſchneiden ſie die Erde mit ihren Sägen in kleine Stückchen, und ſchaffen ſie hernach mit den Hacken an ihren Füſſen weg. Ihr Haus halten ſie ſehr rein; und ſo bald einer von ihren Kameraden ſtirbt, wird er aus der Kolonie hinausgetragen, und an den nächſten beſten Ort hingelegt.

Man hielt ehedem die Regierung der Ameiſen für republikaniſch, und für einen Körper, der aus Mitgliedern

männlichen und weiblichen Geſchlechts beſtünde. Allein die meiſten ſind, wie die Bienen und Wespen, von keinem Geſchlecht oder ſogenannte Zwitter, und blos zur Verpflegung und Auferziehung der Jungen beſtimmt, welche die Ameiſenkönigin in die Zellen gelegt hat: Sie legt innerhalb ſieben oder acht Monaten ſieben bis acht tauſend Eyer.

Die Weibchen der Ameiſen ſind länger und dicker, als die Männchen. Und die ſogenannten Zwitter, welche die größte Zahl ausmachen, unterſcheiden ſich von beyden nicht nur durch den Mangel der Flügel, ſondern auch dadurch, daß ſie die kleinſten, und faſt noch einmal ſo klein ſind, als die Männchen.

Eine jede vollkommene Kolonie hat wenigſtens eine Königin, die an Größe und Farbe von den andern Ameiſen unterſchieden iſt. Sie iſt fünfmal größer, und hat, auſſer den zwey Augen, welche die übrigen Ameiſen auch haben, noch drey kleine Augen, vorne am Kopf, die ein Dreyeck ausmachen, und ihr dazu dienen, daß ſie alle dunkle Gänge ihres Palaſtes bequem durchwandern, und ihre Eyer in die Zellen legen kann. In welche Zelle ſie kömmt, darin wird ſie mit Freuden empfangen. Ihre Unterthanen ſpringen und tanzen um ſie herum, und leiſten ihr allerhand Dienſte. Hat ſie aber die Eyer gelegt, ſo nimmt die Liebe ab, ſo achtet man ſie nicht mehr viel. — Die Bienen hingegen leben nicht ohne ihre Königin. Sie lieben ſie immer, und wo ſie iſt, da bleiben ſie auch.

Gelbe Ameiſen giebts am meiſten. Ihre Königin legt vom Januar bis zum September in jede Zelle etliche Eyer, und in alle Zellen zuſammen gegen acht tauſend Eyer. Und dies ſind dreyerley Eyer: Männliche, weibliche, und keines Geſchlechts. Die männlichen und weiblichen Eyer legt ſie im Frühling; und die von keinem Geſchlecht, im July und Auguſt. Die weiblichen Eyer ſind ſchwarz; die männlichen braun; und die von keinem Geſchlecht weiß und durchſichtig. Die Ameiſen entſtehen alſo aus Eyern, welche die Alten gemeiniglich das Jahr vorher gelegt haben.

Die Arbeiter oder Zwitter - Ameiſen ſitzen etliche Tage über die Eyer, und nun werden ſie alle weiß; bald nachher werden ſie rauh, und mit kleinen Haaren bedeckt; und endlich zeigen ſie ſich als Maden, die ſich aber noch nicht von ihrer Stelle wegbegeben können. Sobald nun dieſe Maden groß genug ſind, werden ſie von den Arbeitern an einen bequemen Ort in der Oberfläche der Kolonie gebracht, und von ihnen nicht mehr mit Speiſe verſorgt.

Wie gehts denn itzt dieſen Maden? Itzt fangen ſie an zu ſpinnen, und verwickeln ſich in etlichen Tagen in eine Art eines ſeidenen Gewebes, und werden Püpchen. Und dies ſind nun die ſonderbaren Dinge, die man im gemeinen Leben fälſchlich, Ameiſeneyer nennt.

Wie lange bleiben denn die Ameiſen-Puppen? Die weiblichen ſechs Wochen; die männlichen aber, und die keines Geſchlechts, nur vier Wochen.

Habt ihr ſchon geſehen, liebe Kinder, wie viel Mühe ſich die Ameiſen mit ihren Püpchen geben? O ja! Des Morgens bringen ſie dieſelben an die Sonne, und des Abends, oder wenn es regnen will, tragen ſie alle wieder in ihr Neſt. Und wenn man ihnen etliche Püpchen nimmt, oder ihnen gar ihren Pallaſt zerſtöhrt, ſo ſchleppen ſie Eyer, Maden und Püpchen mit ſo erſtaunlicher Geſchwindigkeit zuſammen, daß in einer halben Stunde alles wieder unter der Erde, und in Sicherheit iſt.

Warum legen denn die Ameiſen ihre Püpchen an die Sonne? Damit ſie eher reif werden. Die weiblichen werden zuerſt reif, und erſcheinen in der Geſtalt groſſer Fliegen, und fliegen ſogleich davon. Bald nachher folgen die männlichen als kleine Ameiſen-Fliegen; die Zwitter aber haben keine Flügel, uud müſſen da bleiben und arbeiten, und gleichſam ihr Haus auf die Zukunft beſtellen.

Iſts wohl andem, lieber Herr .., daß die Ameiſen Vorrathskammern auf den Winter anlegen? Ja, Kinder. es iſt andem. Sie ſammeln wirklich allerhand Samenkörner und Harz zuſammen, und verwahren ſie ſo gut unter der Erde, daß ſie nicht naß werden, oder gar verderben. Und doch eſſen ſie des Winters nichts davon, weil ſie im Schlaf, oder vielmehr in einer Art von Betäubung oder Unmacht liegen, und erſt im warmen Frühling wieder erwachen. — In Unmacht liegen, und doch einſammeln? Wozu denn, lieber Herr ..? Damit ſie

gleich was zu ſchmauſen haben, wenn ſie erwachen. Denn im Frühjahr giebts nicht gleich was für ſie zu naſchen.

Die Ameiſen ſchaden doch nichts? O ja! Sie zernagen und zerfreſſen manche Kirſche und Aprikoſe, und manche Birne und Pfirſich; ja ſchon durch ihr vieles Auf- und Ablaufen an den Pflanzen und Bäumen, verderben ſie manches Blatt und manche Blütheknospe. (*)

Aber die Ameiſen nützen doch auch was? O ja, aber nicht ſonderlich viel. Sie dienen verſchiedenen kleinen und groſſen Thieren zur Speiſe; ſie ſammeln Harz an den Wachholderſtauden und Kirſchen und Pflaumenbäumen zuſammen, man nimmts ihnen weg, und gebrauchts bey uns unter dem Namen, wilder Weihrauch oder Waldrauch, zum Räuchern; ſie vermindern die Raupen dadurch, daß ſie dieſelben von den Gewächſen herunterziehen und todt beiſſen; ſie tödten und freſſen die Kornwürmer auf den Kornböden; und ihre Puppen, oder fälſchlich

so

(*) Wenn man Eingeweide von Fiſchen in die Ameiſenhaufen gräbt, und einen Strick, der in Fiſchſaft getaucht worden, an die Bäume knüpft, ſo entfernen ſich die Ameiſen augenblicklich. Und um die Ameiſen aus den Speiſekammern, und andern Orten zu entfernen, lege man in ein Papier einige Weizenkörner, die ½ Stunde mit etlichen Händevoll Kraut und Wurzeln von dem ſtinkenden Schierling gekocht worden ſind, ſo werden ſie gewiß alle davon laufen, und nie wieder kommen. Auch geſtoſſener Schwefel, auf Papier geſtreut, und in die Schubladen gelegt, vertreibt alle Ameiſen.

ſo genannten Ameiſeneyer, geben den Nachtigallen ein herrliches Futter. Sodenn ſkeletiren ſie auch Mäuſe, Fröſche und Kröten, wenn man ſie ihnen in ihren Pallaſt hineinſteckt.

In Amerika giebt es ſo viele und ſo groſſe Ameiſen, daß etliche Kolonien von ihnen oft in wenig Tagen ein ganzes Zuckermagazin auffreſſen. Die zween Ameiſenfreſſer Tafel 2. Figur 17 und 20 ſind amerikaniſche Thiere, die nichts als Ameiſen freſſen. — Man nennt die Ameiſen hier und da auch Kremenſen und Mieren.

Die Bienen

oder Immen nützen uns ſchon mehr, als die Ameiſen. Man bekömmt gewöhnlich aus einem einzigen Bienenkorb im Herbſt zwey, drey bis vier Pfund Wachs; und zwanzig, dreyßig bis vierzig, und oft wohl noch mehr Pfund Honig.

Ach, das iſt viel Honig! Doch ich glaube es. Dieſe kleine Thierchen ſind ja den ganzen Sommer über fleiſſig genug, und fliegen alle Tage vier bis fünfmal nach Honig und Wachs aus, und kommen faſt immer, reich damit belaſtet, in ihre Körbe zurück.

Die Bienen wären wirklich ganz gute Thierchen, wenn ſie nur keinen ſo fatalen Stachel hätten, womit ſie die Leute ſtechen, die ihnen nahe kommen. — Haben ſie euch denn ſchon geſtochen, liebe Kinder? Nein, aber andere Leute, die deswegen erbärmlich weinten.

Was thaten ihnen denn dieſe Leute? Nichts, gar nichts; ſie wollten ſie nur fangen, und — zum Spaß todt machen? Nicht wahr? O nein, lieber Herr . . ! Sie wollten nur zuſehen, wo ſie ihr Wachs und ihren Honig hätten; und dann wollten ſie ſie wieder fliegen laſſen.

Gut. Ich wills euch zu Gefallen glauben. Allein wußten die neugierigen Leute denn nicht, daß die Bienen ihre Wachsmaterie hinten an den Füſſen hängen, und ihren Honig im Leibe drin haben, den man alſo nicht eher ſehen kann, man ermorde ſie denn?

Keine Arbeitsbiene läßt ſich ſo leicht ungerochen fangen. Wer ſie fängt, wird von ihr geſtochen, wenn ſie auch gleich ihr Leben darüber einbüßt. Denn ſo oft eine Biene Jemand ſticht, muß ſie ſterben, weil ihr Stachel in der Wunde ſtecken bleibt.

Es iſt alſo ſchon ſehr gefährlich, nur allzu nahe zu den Bienenkörben hinzugehen, geſchweige denn, eine zu fangen, oder gar unter ſie zu ſchlagen. Man hat Beyſpiele, daß ſie Menſchen und Pferde todt geſtochen haben, die ſich gegen ſie gewehrt, und unter ſie hinein geſchlagen haben, denn ſie leiden nur den nahe bey ſich, der täglich bey ihnen iſt, und für ſie ſorgt. Sie ſtechen ihren Herrn nicht, wenn er auch gleich mitten unter ihnen ſteht, und eine, oder gar zwey bis drey hundert Stück auf einmal in die Hand nimmt, und von einer Stelle zur andern trägt. Es iſt eine nützliche Kunſt, dieſe kleinen Thierchen ſo zahm zu machen.

Gebet alſo ja nie allzu nahe zu den Bienen hin, liebe Kinder! Und ſollte eins von euch je einmal geſtochen werden, ſo ſey es geduldig, und werde durch Schaden klug und vorſichtig.

Lieber Herr . . giebts bey den Bienen auch Männchen, Weibchen und Zwitter, wie bey den Ameiſen? Ja, Kinder! Es befinden ſich in jedem Bienenſtock dreyerley Bienen: Arbeitsbienen oder Zwitter; männliche Bienen oder Thronen; und Bienenmütter, Weiſel oder Königinnen.

Die Arbeitsbienen ſind die kleinſten; die Königinnen ſind größer; und die Männchen ſind die größten Bienen. Ihr habt ſie doch alle drey ſchon geſehen? O nein! Arbeitsbienen wohl; aber noch keine Königinnen, und keine Männchen.

Doch ja, Männchen haben wir geſehen: Sinds nicht diejenigen Bienen, die faſt um die Hälfte größer ſind, als die Honigſammlerinnen, keinen Stachel haben, überaus träge und ſchläfrig ſind, und im Herbſt leicht gefangen werden können? Richtig, dieſe ſind es.

Es fehlt euch alſo nur noch die Königinn: Und dieſe könnt ihr indeſſen auf der 4ten Tafel Figur 13 anſehen, bis ich euch eine lebendige oder todte in Natura zeigen werde.

Ach, das iſt ſie! So ſehen die Bienenköniginnen aus? Sie hat einen Stachel, und iſt merklich länger, als die Männchen und Arbeitsbienen; ſieht aber übrigens den Arbeitsbienen ganz ähnlich.

Die 14te Figur iſt ein Männchen; und die 15te eine Arbeitsbiene. Und hier ſind zween Bienenkörbe: Figur 6 iſt ein geſchloſſener Korb, wo die Bienen aus- und einfliegen; und Figur 7 iſt ein offener Korb, worinn man die ſechseckichte Zellen, davon einige offen, und andere geſchloſſen, und mit Honig oder Püpchen angefüllt ſind, ſehen kann.

Wie viel giebts wohl Bienen in einem Korbe? Bald wenig bald viel. In einigen ſind zehn, fünfzehn, bis zwanzig tauſend; und in andern ſind dreyßig, vierzig, bis ſiebenzig tauſend.

Und in einem jeden Korbe iſt nur eine einzige Königinn; nur zwey, drey, bis ſechzehn hundert Männchen; aber viel tauſend Arbeitsbienen. Und warum von dieſen ſoviel? Weil ſie allein arbeiten, und für die übrigen Brod anſchaffen müſſen.

Sammeln denn die Königinnen und die Männchen nicht auch Honig und Wachs ein? Nein. Sie kommen nie zum Korbe heraus. Was nützen ſie denn alſo im Korbe? Sie begatten ſich mit einander; die Königinn legt Eyer, und die Männchen brüten ſie aus; und deswegen nennt man ſie auch Brutbienen. Nun das iſt gut. So ſind ſie doch alſo zu was nutz, und nicht ganz Faullenzer.

Wie viel Eyer legt wohl eine Bienenkönigin? Dreyßig bis vierzig tauſend. Nun das ſind viel Eyer! Aber doch nicht alle auf einmal? O nein! Sie läßt ſich acht bis zehn Wochen Zeit dazu. Aber alle Tage legt ſie eine gewiſſe Portion. Wie viel ohngefähr? Zwey bis drey hun-

dert.

dert. Und ehe ſie dies thut, geht ſie erſt, in Begleitung etlicher Männchen, vor denjenigen Zellen vorbey, in die ſie Eyer legen will, und ſieht zu, ob ſie auch in gutem Stande ſind. Und nun legt ſie in jede Zelle ein Ey.

Und ſo macht ſie es alle Tage, bis die ſämmtlichen Zellen, die kleinen und die groſſen, mit Eyern angefüllt ſind. — Sind denn nicht alle Zellen gleich groß? Nein, die Bienen bauen dreyerley Zellen: Kleine für die Arbeitsbienen; etwas größere für die Königinnen; und noch größere für die Männchen. Königliche Zellen ſind in einem Korbe nur ſechs bis zehn; Männliche etliche hundert; Zwitter Zellen aber viele tauſend.

Und alle dieſe Zellen machen die Bienen? Ja, Kinder, wer denn ſonſt? die erſte Beſchäftigung der Bienen iſt, alle Ritzen und Löcher mit einer klebrichten Materie zu verſtopfen, und ihre Zellen zu bauen; und dann erſt ſammeln ſie Honig und Wachs in ihre Vorraths-Kammern ein.

Es iſt eine Luſt, die Bienen in ihrem Korbe arbeiten zu ſehen. Einige verkleben die Löcher gegen die Kälte, und gegen allerhand feindliche Inſekten, und gegen andere ungebetene Gäſte; andere bauen Zellen; wieder andere tragen Wachsmaterie zu; und noch andere lauern unter der Thür auf die Wachsſammler, und nehmen ihnen ihre Laſt ab, wobey ſie ſo lang an den Füſſen ſchütteln, bis die Wachskörnchen herabfallen.

Dieſe Körnchen tragen ſie ſodenn in die Wachsvorrathskammer, und die Wachsſammler fliegen von neuem

wieder auf Beute aus. Sind aber keine ſolche Handlanger da, ſo legen ſie ihre Laſt ſelbſt in die Zellen, ab. Sie ſtecken zu dem Ende ihre Hinterfüſſe in die Zellen, und ſtreifen das Wachs mit den zween Hinderfüſſen — denn die Bienen haben ſechs Füſſe — herab, worauf es die andern Bienen mit den Füſſen durchkneten, glattſtreichen und Schichtenweiß übereinander legen.

Nicht wahr, Kinder, ihr glaubet, die gelben Körnchen an den Füſſen der Bienen, ſeyen ſchon ordentliches Wachs? Ja freylich! Iſt es denn nicht ſo? Nein. Die Bienen müſſen ſie erſt verſchlingen, damit ſie in ihrem Wachsmagen gleichſam geläutert, und zu Wachs werden. Nach kurzer Zeit aber geben ſie dieſes Wachs als einen Brey von ſich, aus dem ſie nun mit ihren Zungen, Zähnen und Füſſen, die wunderbaren ſechseckichten Zellen verfertigen.

Auch der Honigſaft muß erſt einige Zeit in ihrem Honigmagen gelegen haben, ehe ſie ihn als brauchbaren Honig von ſich geben können.

Eine Biene ſammelt immer, wenn es angeht, Honig und Wachs zugleich. Das Honig verſchließt ſie in ihrem Honigmagen; das Wachs aber klebt ſie an ihre Hinterbeine ſo geſchwind und künſtlich an, daß man darüber erſtaunen muß. Gebet nur einmal auf ſie Achtung, wenn ſie ſich auf den Blumen, mitten unter den Staubfäden, herum wälzt, ſo könnt ihr ſie den Staub, der an ihren Haaren hängen bleibt, an ihre Hinterbeine ankleben ſehen.

Und

Und weil die Bienen auf allerhand Blumen herum ſchwärmen, ſo haben auch ihr Honig und Wachs nicht immer einerley Farbe und einerley Geſchmack. Sie haben jeden Monath ihre gewiſſe Blumen, die ſie beſuchen. Die Lindenblüthe aber hat für ſie die beſte und angenehmſte Speiſe. Wenn es alſo um die Lindenblüthe Zeit regnet, ſo leiden die Bienen gewaltig, und es iſt keine gute Honigärnte zu erwarten. Näſſe können die Bienen überhaupt gar nicht vertragen.

Wie gehts aber dieſen kleinen nützlichen Thierchen des Winters? Sie bleiben alle lebendig, wenn ſie was zu freſſen haben, — denn die Kälte ſchadet ihnen nicht, es iſt in ihrem Korbe warm genug — und ſammeln im Frühjahr und Sommer wieder Honig und Wachs ein.

Wenn man ihnen aber ihren Honig nimmt, oder ſie wegen naſſer und kalter Witterung keinen Vorrath haben einſammeln können, ſo müſſen ſie alle ſterben. Gewöhnlich aber füttert man dieſe armen Schelmen den Winter über, weil man gewiß weiß, daß ſie es in Zukunft reichlich erſetzen werden.

Wie geht dies aber zu, daß man ſchon im Herbſt welche todt vor ihren Körben liegen ſieht, da doch noch viele Blumen in den Gärten ſind, worauf ſie Honig hätten finden können? Dies waren gewiß keine Honigſammlerinnen, ſondern Faullenzer, die zu dieſer Zeit nichts mehr in den Körben nützen, und alſo hinausgejagt, oder gar getödtet werden. Zuweilen aber findet man auch todte Zwitter vor den Körben liegen.

Höret einmal, wie dies zugeht: Wenn in einem Bienenkorbe allzuviel Bienen, und zwo oder drey, oder gar noch mehrere Königinnen ſind, ſo müſſen ſich die junge Königinnen entſchlieſſen, ihr Vaterland auf ewig zu verlaſſen, und mit etlich tauſend Männchen und Zwittern eine eigene Kolonie anzulegen: Denn mehr als eine Königin wird in einem Korbe nicht gelitten. Sie müſſen entweder auswandern, oder ſterben: Die meiſten wählen das erſte, und wandern aus, oder ſchwärmen weiter, wie man es nennt.

Da nun die Bienen ihre Königin auſſerordentlich lieben, ihr alles zu Gefallen thun, nur da bleiben, wo ſie iſt, und ihr allenthalben nachfolgen, wo ſie hin zieht, auch Arbeit und Fleiß unterlaſſen, und nicht das Geringſte mehr einſammeln, wenn ſie ſtirbt, oder durch einen Zufall umkömmt; kurz, da die Königin das Kommando im Korbe führt; ſo darf ſie nicht fürchten, daß ſie allein und ohne Begleitung ausziehen müſſe: Es folgen und ſchwärmen ihr immer etliche tauſend nach.

Und wohin? An den nächſten beſten Baum; oder ſonſt wohin. Fand nicht Simſon auf einem Löwen Honig? Und floß nicht ehedem im Lande Kanaan der Honig von den Bäumen herunter? und noch itzt giebts Länder genug in der Welt, wo die ſämmtlichen Bienen wild herum fliegen, und ihren Honig auf Bäume legen.

Ach, daß möcht' ich ſehen! Giebts bey uns auch ſolche wilde Bienen? Doch was frage ich lange? freylich! Wo ſollten denn ſonſt die, aus den Körben weggejagten

Bie-

Bienen, ihren Honig hinlegen? Nein, mein Kind! Wir haben keine ſolche wilde Bienen, ausgenommen die Maurerbienen, Holzbienen, Roſenbienen und Mosbienen und Hummeln, von denen ich nun gleich auch was erzählen werde; denn die weggeflogenen Bienen fängt man wieder auf, und giebt ihnen einen eigenen Korb zu ihrer Wohnung ein.

So? Und wie gehts nun dieſen armen Thierchen in dem leeren Korbe? Gut, Kinder! Sie fliegen gleich nach etlichen Stunden nach Honig und Wachs aus, und bauen und wirthſchaften, wie ihre Aeltern.

Und dieſe jungen unerfahrnen Vögelchen ſollten ſogleich ihren Korb verlaſſen, und nach Honig ausfliegen können? Finden ſie denn ihre Heimat wieder? O ja! Selten verirrt ſich eins. Wenn es aber doch geſchieht, daß eins vor eine fremde Thür kömmt, ſo wird es ſogleich mörderlich angefallen und getödtet. Und daher kömmt es, daß man zuweilen bey einem Korbe todte Arbeitsbienen findet.

Aber das eigentliche Mordfeſt halten die Bienen im Herbſt, wenn es anfängt kalt zu werden, und ſie nichts mehr einſammeln können. Und über wen denn? Wen ermorden ſie da? Ihre Kameraden, die Männchen. Dieſe müſſen im Herbſt alle ſterben. Einige tödten ſie gleich im Korbe, oder verbeiſſen ihnen die Zungen, daß ſie kein Honig mehr lecken können, und nun ermatten und Hunger ſterben müſſen; und andere jagen ſie als unnütze Freſſer

ſer hinaus, die alsdenn bald Hunger ſterben, oder erfrieren, oder von Vögeln gefreſſen werden.

Und das können die kleinen Bienen gegen ihre Kameraden thun? Nun ich bin ihnen nicht mehr gut. Warum ſind ſie aber wohl ſo grauſam? Weil ſie gerade noch ſo viel Honig aufgeſpart und übrig haben, als ſie und ihre Königin den Winter über gebrauchen. Würden nun die groſſen Mäuler der Männchen noch dazu kommen, ſo müßten ſie mitten im Winter alle zuſammen Hunger ſterben.

Die **Maurerbienen** halten ſich an alten Mauern auf, und machen ſich ihr Neſt von Grand und Mörtel, und bauen darin ſehr artige eyförmige Zellen.

Die **Moosbienen** wohnen in der Erde, und decken ihr Neſt von auſſen mit Moos zu, damit man ſie und ihre Kinder nicht ſo leicht finde und beleidige.

Die **Holzbienen** halten ſich in alten Baumſtämmen auf.

Die **Roſenbienen** leben einſam unter der Erde, und verfertigen ſich von Roſenblättern eine niedliche Wohnung.

Nun, Kinder! Wer von euch noch keine lebendigen

Hummeln

geſehen hat, der ſehe indeſſen, bis er eine ſieht, auf der 4ten Tafeln bey Figur 19 eine Abbildung von einer an. — O, Hummeln haben wir ſchon viele geſehen! Sie ſind ein, zwey bis viermal gröſſer, und viel harrichter, als die

Bie-

Bienen, ſehen ſchwarz und braunroth, oder ſchwarz und gelb und röthlicht gefleckt aus, haben einen Stachel, und ſchwärmen eben ſo gern auf den Blüthen herum, als die Honigbienen.

Was ſie aber auf den Blüthen machen; ob ſie auch Honig und Wachs ſammeln, das wiſſen wir nicht. Auch wo ſie wohnen, iſt uns noch nicht bekannt. Wollten Sie es uns nicht ſagen, lieber Herr . . ?

Die Hummeln wohnen gewöhnlich unter der Erde in Mäuſe- oder Maulwurfslöchern, oft aber auch in leeren Bienenkörben, in hohlen Bäumen, und andern Winkeln und Löchern. Ihr Neſt beſteht aus dürren Blättern, die ſie mit einer klebrichten Materie zuſammen kleiſtern. Oben bauen ſie es gewölbt, damit Regen und Erde, und was ſonſt darauf fallen mag, leicht darüber wegrollen kann; und innen haben ſie ihre Zellen, worein ſie ihre Eyer legen.

Das Einſammeln des Honigs aber iſt bey den Hummeln nicht Mode. Jede ſucht nur für ſich was zu freſſen; und wenn ſie nicht gleich was find't, ſo dringt ſie ſich mit Gewalt in einen Bienenkorb hinein, und ſtiehlt und friß dieſen Thierchen ihren Honig weg. Die Bienen müſſen daher immer vor ihren Thüren Wache halten, damit von dieſen unverſchämten Gäſten nicht zu viel zu ihnen kommen.

Giebts viele Hummeln in einem Neſt? O ja, etliche tauſend. Sie haben auch Männchen, Weibchen und Zwitter, wie die Bienen. — Jagen ſie einander auch ſo zum

Haus hinaus, wie dieſe? Ja, Kinder die Männchen müſſen im Herbſt auch fortreiſen, aber die übrigen im Neſt kommen doch faſt alle auch noch vor dem Winter um, weil ſie den Sommer über keinen Vorrath eingeſammelt haben.

Wenn nur zwo Hummeln glücklich durch den Winter kommen, und im Frühling von ihrem Schlaf erwachen, — denn weil ſie nichts zu freſſen haben, ſo ſchlafen ſie den ganzen Winter durch — ſo ſind ſie im Stande, dafür zu ſorgen, daß in etlichen Wochen wieder genug junge Hummeln da ſind.

Den Namen Hummel gab man dieſen Thierchen vermuthlich deswegen, weil ſie im Fliegen immer Hummen oder ſumſen.

Die Weſpen

liebe Kinder, ſind auch ſolche Mäuſeloch-Einwohner, wie die Hummeln. Ihr kennt doch die groſſen Künſtler, die Weſpen? O ja! Auf unſerer 4ten Kupfertafel Figur 12 iſt auch eine abgebildet.

Warum nennen Sie dieſe gefährlichen Thiere, Künſtler, lieber Herr ..? Weil ſie unter allen Inſekten die künſtlichſten Häuſer bauen. — Noch künſtlicher alſo als die Bienen? Ja, weit künſtlicher. Und wie machen ſie es denn? Im Sommer ſuchen ſie ſich ein Loch aus, das Mäuſe, Hamſter oder Maulwürfe gegraben haben, und machen ſich darinn ein Neſt, das voller Zellen iſt. Oder ſie graben ſich ſelbſt ein Loch, wenn ſie nicht gleich eins finden können.

Und

Und dies machen ſie auf folgende Weiſe: Sie ſtechen die Erde Stückweiſe aus, und tragen ſie eine ziemliche Strecke von ihrem Loche weg. Und dabey iſt ihr Fleiß ſo groß, daß ſie in etlichen Tagen eine halbe Elle groſſe Höhle ausgraben können. Denn alles muß bey dieſem Bau arbeiten, Mann, Weib und Zwitter: Einige graben und tragen die Erde weg; andere holen Baumaterialien zuſammen, und verkitten das Gewölbe des Loches mit einer klebrichten Materie; und noch andere legen den Grund zu ihren wunderbarem Hauſe.

Und ſo machen ſie in wenig Tagen ein Gebäude fertig, darüber man erſtaunen muß. Denn wer das erſtemal ein Weſpenneſt ſieht, der hält es für eine ſehr künſtliche, aus grau Leſchpapier zuſammengeſetzte Roſe oder Artiſchocke.

Mir gieng es wenigſtens ſo, da ich das erſte Weſpenneſt ſah: Ich wußte nicht, was ich daraus machen ſollte; und da man mir ſagte, es ſey ein Weſpenneſt, und ich ſelbſt die Weſpen aus- und einfliegen ſah, ſo glaubte ichs, und dankte Gott, daß er mir wieder eine Gelegenheit gegeben, ihn in ſeinen Geſchöpfen zu bewundern.

Die kleinen Weſpen bauen ſich alſo ein Neſt, das der geſchickteſte Künſtler ſchwerlich nachmachen kann. Auf der 4ten Tafel bey Figur 9 iſt ein ſolches Weſpenneſt abgebildet, aber verkleinert, denn gewöhnlich iſt es ſo groß, als ein Kindskopf. Sieht es nicht faſt wie eine Roſe aus? Und Figur 8 ſind Weſpenzellen, die mitten in dieſen Neſtern drin ſitzen, und davon einige offen, die meiſten aber

zugeſchloſſen ſind, damit den darin liegenden Eyern, Larven und Püpchen nichts Leids geſchehen kann. Denn ſobald ſie Weſpen geworden, brechen ſie den Deckel auf, und gehen daraus heraus.

Wie machen denn die Weſpen dieſe künſtlichen Dinge? Die Arbeitsweſpen arbeiten auch, wie die Arbeitsbienen, für alle ihre Brüder und Schweſtern, tragen mürbes Holz und Honig zu, und beſorgen ihr ganzes Haus mit Brod. Das Holz hohlen ſie bey ungemahlten Fenſtern, Gartenſpalieren, Dachrinnen und Balken, wovon ſie eine Menge kleine Splitter abſchneiden, die ſie erſt mit ihren Füſſen und Freßzangen zu einem Mehl zerreiſſen; und hernach mit einem klebrichten Saft vermiſchen, und zu einem Brey machen.

Dieſen Brey nun kleben ſie an ihren Palaſt an, und ſtreichen ihn ſo lang auseinander, bis ein dünnes Blättchen daraus wird. Und ſo machen es die Weſpen immer fort, bis ihr Palaſt, der aus eilf Stockwerken beſteht, ſamt den Zellen fertig iſt.

In die Zellen legt nun die Königin nach und nach zehn bis zwölf tauſend Eyer, die in drey oder vier Tagen lebendig; nach zwölf bis vierzehn Tagen Puppen; und endlich nach acht bis zehn Tagen Weſpen werden.

Die Männchen und Weibchen bleiben im Neſt; die Arbeitsweſpen aber fliegen hinaus, und ſammeln und tragen alle Tage ſo viel Speiſe zu, daß ſich alle ſatt freſſen können.

Uns

Und damit jene bequem und bald finden, was ſie und ihre Kammeraden gern freſſen, ſo legen ſie ihre Neſter gewöhnlich nahe zu Bienenſtöcken, ja ſelbſt in leere Bienenkörbe; in hohle Bäume; in Weingärten; und bey Küchen, Fleiſchbänken und Speiſekammern an, wo ſie Honig, Wachs, Fleiſch und Obſt, und alſo faſt immer einen gedeckten Tiſch finden können.

Fleiſch, Speck, Leber und Kirſchen, und alles, was ſüß ſchmeckt, freſſen ſie ſehr gern, und tragen oft zwiſchen ihren Füſſen halb ſo groſſe Stücke, als ſie ſind, durch die Luft in ihr Neſt, und überliefern ſie der Königin, die ſie zertheilt und vor jede Zelle, geht und jeder Larve ihre Portion in den Mund ſteckt.

Die Weſpen ſind faſt noch gefährlicher im Stechen, als die Bienen. Wenn man eine einzige ſchlägt, ſo kommen plötzlich alle zu ihren Löchern heraus, und fliegen einem ins Geſicht: Denn die Weſpen legen zu ihrem Neſt zwey Löcher an, eins zum Einfliegen, und eins zum Ausfliegen; und vor jedem Loch ſteht wenigſtens eine Wache.

Leidens denn die Bienen, daß ihnen die Weſpen und Hummeln ihren Honig wegſtehlen? Nein, es iſt ihnen nicht lieb. Sie halten deswegen auch fleiſſig Wache. Allein was hilfts? Dieſe Diebe kommen doch hinein, und erwürgen oft alle Schildwachen. Wehren ſie ſich denn nicht? O ja! Es wird von ihnen auch manche Hummel, und manche Weſpe erdroſſelt.

Aber dies thun nur die geſelligen Weſpen, die bey einander in einem Loche wohnen, und davon

Die Hornisſen

die gröſste Sorte ſind. Die Hornis ſowohl als auch die Scorpion ſtechen entſetzlich, und ſind den Italienern und Aſiatern, und wo ſie ſonſt ſich aufhalten, oft eine groſſe Plage. Im Lande Kanaan ſind ſie, vorzüglich zu den Zeiten der Kinder Iſrael, als ſehr ſchlimme Thiere bekannt geweſen. Es ſteht vieles von ihnen in der Bibel. Auf der 8ten Tafel Figur 13 iſt eine Hornis abgebildet.

Die übrigen Weſpen-Arten hingegen leben nicht in Geſellſchaft, ſondern einzeln und zerſtreut; bauen weder Neſter noch Zellen; und freſſen Fliegen und Mücken. Einige von ihnen legen ihre Eyer in Holz; andere in Raupen oder Raupenpuppen; und noch andere auf allerhand Blätter. Die grüne Raupe, zum Beyſpiel, welche die Roſenſträuche oft ſehr zerfriſst, daſs von den Blättern nichts mehr, als die Rippen, übrig bleiben, ſind ſolche Weſpenlarven.

Und eben darum, weil einige von dieſen ungeſelligen Weſpen ihre Eyer dahin, und die andern dorthin legen, hat man ſie in Gallweſpen; Schlupfweſpen; Raupentödter; Blattweſpen und Holzweſpen eingetheilt.

Die Gallweſpen

verurſachen dadurch auf Bäumen, Stauden und Pflanzen allerhand Beulen, Knoten, und Warzenähnliche Erhöhungen, die oft faſt gerade ſo ausſehen, wie die Früchte, aber nichts weniger, als Früchte ſind, daſs ſie Löcher in

die Blätter bohren, und ihre Eyer hinein legen. — Und dieſe Gewächſe nennt man Gallen.

Auf der 8ten Tafel Figur 22 iſt eine Eichenblatwespe abgebildet, welche in die jungen triebe, Stengel, Rippen und Blätter der Eichen Löcher bohrt, und ihre Eyer darein ſtekt. Um ſo ein Ey her entſteht eine rundlichte Erhöhung, die nach und nach hart, und endlich ſo groß wird, als Figur 23 iſt. Wenn aber die Larve darin ſtirbt, ſo bleibt der Gallapfel unreif und klein, fällt ab, und ſieht aus, wie Figur 24. Oben, Seite 60 iſt von den Galäpfeln erzählt worden, daß ſie eine ſchöne ſchwarze Tinte gäben, wenn ſie zerſtoſſen, und mit Vitriol und Gummi vermiſcht würden.

Eine gewiſſe Gallweſpe ſticht gewöhnlich in die zarte weiche Blüthezweige verſchiedener Arten von wilden, doch zuweilen auch der ſchön roth gefüllten Gartenroſen, Löcher, und legt ihre Eyer hinein. Hiervon entſteht ein Misgewächs, oder ein Moosartiger bunter Auswuchs, den man den Roſenſchwamm, Schlafapfel oder Schlafkunz und Bedeguar nennt. Ehedem war dieſer Auswuchs ein berühmtes Mittel wider die Zauberey. Die alten Weiber pflegten ſolchen den Kindern unter den Kopf zu legen; oder ſie kochten ihn im Waſſer ab, und lieſſen ſie davon trinken, um den Schlaf zu befördern.

Die Schlupfweſpen

ſchlupfen und ſchwärmen allenthalben herum, und ſuchen lebendige Raupen auf, die an Gartenwänden, Pfählen

und Bäumen kriechen und hängen, ſtechen ihnen ein Loch in den Leib, und legen ihre Eyer hinein, ſo daß die Raupen davon krank werden, und noch vor, oder doch bald nach ihrer Verpuppung ſterben.

Wenn man daher meint, dieſe Raupen werden ſich nun bald verpuppen, oder aus den Puppen werden bald Papilione hervorkommen; ſiehe, ſo kriechen Weſpenlarven in ihnen herum, die ſich nach etlichen Tagen verpuppen, und als Schlupfweſpen davon fliegen. — Auch andere ſchädliche Inſekten vertilgen die Schlupfweſpen.

Die Raupentödter

graben oder bohren Löcher in die Erde, ſuchen eine groſſe Raupe auf, beiſſen ſie lahm, oder verwunden ſie ſo, daß ſie noch etliche Tage lebt; ſchleppen ſie herbey, und ſtecken ſie in das Loch, und legen ein Ey dazu hin. Nun decken ſie das Loch mit Gras oder Reiſern zu, und halten einige Tage genaue Aufſicht darüber, ob nicht ein Feind komme, der ihnen ihre Arbeit zerſtöhren wolle, oder ſie ſchon zerſtöhrt habe.

Wenn nun aus dem Ey die Larve hervorkriecht, ſo ſaugt ſie die Raupe allmählich aus, verpuppt ſich in ihrem Loch, und fliegt endlich, als ein Raupentödter, auf und davon.

Die Blattweſpen

legen ihre Eyer auf a... ...ie Bäume und Stauden, vorzüglich häufig aber auf Weiden und Roſenſtöcke, deren

Laub-

Laub ihre Larven vorzüglich gern freſſen. Wenn die Larve ausgewachſen iſt, ſo kriecht ſie auf den Boden, bohrt ſich in die Erde, und verpuppt ſich darin.

Die Holzweſpen

bohren mit ihren Stachel Löcher in weiches mürbes Holz, und legen ihre Eyer drein, aus denen Larven kriechen, welche die Gewohnheit haben, zwey bis drey Jahr faules Holz zu freſſen, ſich dann zu verpuppen, und endlich als Holzweſpen davon zu fliegen. (*)

Nun, Kinder, fehlen uns nur noch die zweyflüglichten, und die ungeflügelten Inſekten; ſo ſind wir mit den geſammten Inſekten fertig. — Und dann kommen wir zu den Fiſchen; hernach zu den Amphibien; darauf zu den Vögeln und vierfüſſigen Thieren; und endlich auch zum Mineral- oder Steinreich.

Zu den zweyflüglichten Inſekten in unſerer ſechſten Ordnung gehören die Fliegen, Mücken und Bremſen, die ihre Eyer auf Aaſe und lebendige Thiere, und aller-

 hand

(*) Ameiſen Formica. Biene Apis, Honigbiene Apis mellifica, Maurerbiene Apis caementaria, Moosbiene Apis muſcorum, Holzbiene Apis violacea, Roſenbienen Apis centuncularis, Hummeln Apis terreſtris. Weſpe Veſpa crabro, Hornis Veſpa vulgaris. Gallweſpe cynips, Eichenblattgallweſpe Cynips quercus folii. Schlupfweſpe Jichneumon. Raupentödter Sphex, Blattweſpe Tenthredo, Holzweſpe Sirex.

hand unreine und ſtinkende Orte legen: Doch gebähren einige Fliegen auch lebendige Jungen. Wo ihre Larven uud Maden wohnen und freſſen, da verpuppen ſie ſich auch. Und dieſe Puppen ſehen meiſt alle braun oder dreckfarbig aus, und haben zum Theil auch einen langen Schwanz.

Einige von dieſen zweyflüglichten Inſekten haben einen ſpitzigen Saugſtachel; andere haben einen biegſamen Rüſſel; und noch andere haben weder Rüſſel noch Saugſtachel, und auch gar keinen Mund, ſondern nur drey eingedrückte Punkte. Ach ja wohl, ein Thierchen ohne Mund! Und welches ſind dieſe?

Die Bremſen,

die den Hummeln der Geſtalt nach ſehr ähnlich ſehen. Sie legen ihre Eyer gewöhnlich in oder auf die Haut der Kühe, Ochſen, Rennthiere, Pferde, Hirſche und Kameele, und noch vieler andrer Thiere. Aus dieſen Eyern entſtehen dicke runde Maden, welche oft in der Haut dieſer Thiere, von deren Saft ſie ſich nähren, den ganzen Winter über ſtecken, und darin auch zu Puppen werden. Durch die Ausdehnung dieſer Larven werden die Höcker verurſacht, die man auf der Haut des Rindviehs ſehr oft ſehen kann.

Es giebt vier bekannte Arten von Bremſen, die alle nur in Anſehung der Gröſſe und Farbe von einander unterſchieden ſind.

Die erſte Art ſind die ſogenannte **Viehbremſen** die ihre Eyer auf die Ochſen und Kühe legen.

Die zwote Art ſind die Rennthierbremſen, welche die Qual der Rennthiere ſind.

Die dritte Art ſind die Pferdebremſen, die den Pferden ihre Eyer an das Ende des Afters oder Maſtdarms legen, deren Larven ſodenn durch die Gedärme bis in den Magen kriechen, zur Zeit ihrer Verpuppung aber gewöhnlich wieder heraus kommen, und ſich in die Erde graben und verpuppen.

Die vierte Art ſind die Schafbremſen, die den Schafen, Ziegen und Hirſchen in die Stirnhöhlen kriechen, und darin ihre Eyer legen.

Sodenn giebts noch eine gewiſſe Art röthlicht brauner Bremſen, die den groſſen Stubenfliegen ſehr viel ähnlich ſehen, und den Pferden, Ochſen und Kühen, und noch vielen andern Thieren die Haut mit ihrem Rüſſel durchbohren, und Blut und Saft wegſaugen, aber ihre Eyer nicht auf dieſe Thiere, ſondern in die Erde legeu.

Die Fliegen

kennt Jedermann, und alſo auch ihr, liebe Kinder! Sie laufen und fliegen ja faſt den ganzen Frühling, Sommer und Herbſt über in Zimmern, Kammern unb Gärten in groſſer Menge herum, und inkommodiren und beleidigen uns mit ihrem Stechen und Beſchmeiſſen.

Wo kann man wohl des Sommers was hinſetzen, das die Fliegen nicht beſchmeiſſen? Ja ſie ſind ſo gar ſo unverſchämt, und ſetzen ſich den Leuten auf das Geſicht,

und

und auf Hände und Füſſe, und ſtechen ſie oft ſo entſetzlich, daß ſie Beulen bekommen, und ausſehen, als wenn ſie mit Haſelnüſſen behangen wären.

Es giebt ſehr viele Arten von Fliegen, die alle einen weichen biegſamen Rüſſel haben, und ihre Eyer auf friſches und geräuchertes Fleiſch, auf Käſe und Aaſe, in die Auswürfe von Menſchen und Thieren, und an verſchiedene andere moraſtige und unreine Orte legen. Doch gebähren auch einige, wie eben geſagt, lebendige Jungen. Die bekannteſten Arten von Fliegen ſind die Zimmerfliegen, die Schmeißfliegen, und die Garten- oder Waldfliegen.

Die Zimmerfliegen legen alſo ihre Eyer an allerhand ſaftige und unreine Orte, und nicht auf Kleider Bücher, Fenſter und Wände, wie manche unwiſſende Leute glauben; denn das, was ſie an dieſe Orte legen, iſt ihr Unrath. Wären es aber Eyer, die nach und nach lebendig werden würden, ſo würden ſie uns, und vorzüglich diejenigen Leute, die nahe bey Miſtgruben, und in untern Zimmern wohnen, in etlichen Wochen beynahe auffreſſen. In den Mund würden ſie uns wenigſtens Schaarenweis hineinfliegen; und wir müßten fürchten, mit jedem Biſſen Brod etliche zu verſchlingen. — Sie haben recht, lieber Herr . . wir haben ſolche Zimmer geſehen: Es war was Entſetzliches, wie viele Fliegen darin waren, und wie ſehr ſie die Leute quälten.

Die Fliegen und Mücken kommen alſo alle zu den Fenſtern und Thüren herein, und bleiben in den Häu-

ſern,

ſern, ſo lange ſie was zu freſſen finden. Einige fliegen herein; und andere hinaus. Im Herbſt aber ſterben und kommen die meiſten um; doch verſtecken ſich auch noch viele vor dem Winter in allerhand Winkeln, und kommen im Frühjahr wieder lebendig daraus hervor.

Der Trieb, welcher die übrigen Inſekten für ihre Nachkommen ſorgen heißt, lehrt auch die Fliegen, ihre Eyer nur dahin zu legen, wo ihre Jungen, die man Maden nennt, gleich was zu freſſen finden.

Die Maden freſſen und werden gröſſer; aber die Fliegen, die hernach daraus werden, wachſen nicht mehr. Die kleinen Fliegen bleiben klein; und die groſſen Fliegen wachſen auch nicht mehr. Es giebt ſo kleine Fliegen, daß man ſie nur durchs Vergröſſerungsglas recht ſehen kann; aber auch faſt ſo groſſe wie die Hummeln Tafel 8 Figur 27 iſt eine kleine Fliege abgebildet.

Die Schmeißfliegen, Aas- oder Fleiſchfliegen haben auf dem Hinterleib einen glänzend blauen Fleck, und legen ihre Eyer auf das Fleiſch todter Thiere, oder auf anderes ſtinkendes Fleiſch. Und dieſe werden gewöhnlich ſchon an dem Tage, woran ſie gelegt worden ſind, lebendig, und lecken und freſſen ſich innerhalb neun Tagen ſo dick und voll an, daß ſie ſich verpuppen, und in neun oder zehn Tagen darauf als junge Schmeißfliegen davon fliegen können. Dieſe Puppen ſind dunkelroth, und ſehen faſt wie kleine Tonnen aus. Siehe Tafel 4 Figur 17.

Die Gartenfliegen oder Waldfliegen fliegen oder ſchwärmen in Gärten und Wäldern, und vorzüglich bey heiterm Wetter, hüpfend oder auf- und abſteigend haufenweis in der Luft herum.

Die Stechfliegen

oder Pferdeſtecher haben ſehr lange Stacheln, ſehen aber übrigens den Zimmerfliegen faſt ganz ähnlich. Sie zerſtechen und quälen die Pferde oft ſo entſetzlich, daß ſie bluten, und an ihnen rohes Fleiſch zu ſehen iſt. — Auch in die Häuſer kommen ſie bey trübem Wetter, und ſtechen die Leute in die Füße.

Die Raubfliegen

ſind ſo groß, als unſere Zimmerfliegen, haben rauwollichte Füſſe, und auch einen rauwollichten gebogenen Hinterleib, und ein Maul, welches aus einer hervorragenden hornartigen zweylappigen Schnauze zuſammengeſetzt iſt. Mit dieſem Werkzeuge fangen und ermorden ſie viele zweyflüglichte Inſekten.

Die Mücken

oder Schnacken haben einen langen ſchmalen Leib, und bürſtenartige Stacheln in ihrem Rüſſel, mit dem ſie Menſchen und Vieh ſtechen und quälen. Sie ſind in beſtändiger Bewegung, und tanzen, hüpfen und ſumſen allenthalben herum.

Sie legen ihre Eyer in Sümpfe, Teiche und Waſſergräben auf folgende Weiſe: Sie ſetzen ſich auf ein ſchwimmendes Gräschen, Blatt oder Hölzchen, und laſſen ſodenn allmählig ihre Eyer ins Waſſer fallen. Aus dieſen Eyern kommen Larven, die ſich beſtändig im Waſſer aufhalten, und Waſſerflöhe und andere kleine Waſſerinſekten freſſen. Auch die Puppen bleiben ſo lang im Waſſer liegen, bis die Mücken draus heraus geflogen ſind.

Es giebt vielerley Arten von Schnacken oder Mücken, davon bey uns die ſogenannten Singſchnacken die bekannteſten ſind.

Die Langfüſſe

oder langbeinigten Schnaken haben überaus lange Füſſe, und einen kurzen zurückgebogenen Rüſſel, halten ſich in Gärten und Wieſen auf, und ſtechen und ſchaden nicht. Ihre Larven aber, die ſich in der Erde, und vorzüglich an den Wurzeln der Pflanzen aufhalten, ſchaden ſehr viel. Aber auch in Moräſte und Miſthaufen legen die Langfüßler ihre Eyer. — Es giebt viele Arten von kleinen und groſſen Langfüſſern.

Die Hüpfer

ſehen den kleinen Fliegen ſehr viel ähnlich, haben mehrentheils eine aſchgraue oder ſchwärzlichte Farbe, fliegen des Abends in groſſer Menge herum, und machen eine

tan-

tanzende Bewegung. — Diejenigen Mücken, die auf dem Miſt herumhüpfen, haben eine ziegelrothe Farbe. (*)

In der ſiebenten Ordnung machen wir uns mit den ungeflügelten Inſekten bekannt, die in der Größſe, Bildung, Aufenthalt, Nahrung, Freßwerkzeugen und Anzahl und Größe der Füſſe und der Augen ſehr verſchieden von einander ſind, und theils Eyer legen, theils lebendige Jungen zur Welt bringen.

Die ungeflügelten Inſekten ſind folgende: Die Flöhe; die Läuſe; die Mülben; die Weberknechte; die Spinnen; die Scorpionen; die Aſſeln; die Vielfüſſe; die Kelleresel; die Papierläuſe; die Krebſe und die Kiefenfüſſe ꝛc.

Die Flöhe

ſind ſehr beſchwerliche Thierchen, die man oft, man mag ſich dafür in acht nehmen, wie man will, nicht los werden kann. Denn dieſe Schelmen können ſehr weit ſpringen, und quartieren ſich gewöhnlich wider unſern Willen bey uns ein, und ſpatzieren auf unſerm ganzen Leibe herum. Vom kleinen Zehen bis zum Kopf kommen ſie, und ſind uns mit ihrem Kützeln ſehr beſchwerlich.

Was

(*) Bremſe Oeſtrus, Viehbremſe Oeſtrus bovis, Rennthierbremſe Oeſtrus taranti, Pferdebremſe Oeſtrus hæmorrhoidalis, Schafbremſe Oeſtrus ovis, Fliege Muſca, Zimmerfliege Muſca domeſtica, Schmeißfliege Muſca cæſar, Gartenfliege Muſca meteorica, Stechfliege Conops, Raubfliege Aſilus, Mücke Culex, Singſchnacke Culex pipiens, Langfuß Tipula, Hüpfer Bombylius.

Was ſuchen ſie denn bey uns? Wärme und Blut. Blut iſt ihre Nahrung. Sobald ſie aber ſaugen, ſtechen ſie; und dann ſucht man ſie zu erhaſchen und zu tödten.

Man muß aber auf der Flöhjagd ſehr flink ſeyn, wenn man einen fangen will. Denn die Flöhe haben Springfüſſe, und zwey gute Augen, die aus unzähligen kleinen Augen zuſammen geſetzt ſind; ſie ſpringen alſo leicht davon.

Wo halten ſich die Flöhe gewöhnlich auf? In alten Lumpen, im Sand und im Bettſtroh, und in vielen andern warmen Dingen. Sie legen Eyer, und vermehren ſich ſehr ſchnell. Alle vier Wochen giebts im Sommer junge Flöhe.

Menſchen, Hunde und Katzen, und viele andere Thiere werden von Flöhen geplagt. Kälte können ſie nicht ertragen. Es ſterben im Herbſt die meiſten. Und in kalten Gegenden, wie, zum Beyſpiel, auf der Inſel Island, und in Grönland giebts wenig oder gar keine Flöhe.

Manche Leute werden oft von Flöhen und Wanzen ſo ſehr zerbiſſen und zerfreſſen, daß ſie ausſehen, als wenn ſie gegeiſſelt, oder durch Spitzruthen gejagt worden wären.

Wer ihrer bey uns los ſeyn will, der halte nur ſeine Kleider, Zimmern und Stuben, und überhaupt ſein ganzes Haus rein, ſo werden dieſe fatalen Blutſauger bald verſchwinden.

Und gerade ſo muß man es auch mit den häßlichen

Läuſen

machen. Reinlichkeit thut alles bey dergleichen Ungeziefer. Wo ſich aber die Läuſe, und vorzüglich die Filz- oder Kleiderläuſe, einmal eingeniſtelt haben, da hält es ſehr ſchwer, ſie auszurotten.

Läuſe giebts in allen Gegenden, und auf allen Thieren in der Welt. — Auch ſogar die Waſſerthiere werden von Läuſen geplagt.

Die Läuſe vermehren ſich ſehr ſchnell: Ein Weibchen kann in einem einzigen Tag Großmutter werden; und in vier Wochen zwey bis drey tauſend junge Läuſe hervorbringen.

Die Läuſe ſind wohl das beſchwerlichſte Inſekt für die Menſchen. Sie niſteln am liebſten auf den Köpfen, und beiſſen und zerfreſſen manche armen Kinder oft ſo ſehr, daß ſie Tag und Nacht keine Ruhe haben, immer bittere Klagen führen, alle Freude und Munterkeit verlieren, krank werden, und endlich gar ſterben. Man hat wirklich Beyſpiele, daß Leute von den Läuſen gefreſſen worden ſind. (*)

Dieſe

(*) Nicht ſo gefreſſen, daß ſie von den Läuſen mit Haut und Fleiſch aufgezehrt worden wären, wie die Katze eine Maus mit Haut und Haaren aufzehrt; ſondern nur ſo ausgemergelt, zerſtochen und zerfreſſen, daß ihnen endlich in ihrer Ohnmacht der Athem ausblieb, und ſie alſo wirklich ſtarben.

Dieſe beſchwerlichen Thiere freſſen ſich in die Haut ein, und machen ſich Gänge darin, ſo wie es die Mäuſe in der Erde machen. Wehe den Aeltern, die ihre Kinder ſo ſehr vernachläſſigen, daß ſie wegen des Ungeziefers ihre Geſundheit einbüſſen, oder gar ihr Leben verlieren.

Den Flöhen und Läuſen giebt man alſo keinen Pardon. Wo man ſie findet, werden ſie gefangen, und ſogleich todt gemacht.

Die Milben

ſind ſo kleine Thierchen, daß ſie mit bloſen Augen, und wenn ihrer auch gleich etliche beyſammen ſitzen, kaum geſehen werden können. Und doch haben ſie acht Füſſe, zwey Augen und zwey Fühlhörnchen. Und wenn man ſie unter einem Vergröſſerungsglas betrachtet, ſo ſieht man ihre Glieder, und den Umlauf ihres Geblüts.

Die bekannteſten Milben ſind die **Käſemilben**, die mit bloſſen Augen wie kleine Stäubchen ausſehen; und die ſogenannten Spinner, die ſich auf Wieſen, Gärten und Aeckern aufhalten, und diejenigen weiſſe, den Spinnengeweben ähnliche Geſpinnſte, verfertigen ſollen, die gegen das Ende des Sommers, und zuweilen auch noch im Herbſt, in der Luft herumfliegen, und im gemeinen Leben den Namen, fliegender Sommer oder Mädchen-Sommer, bekommen haben. (*)

(*) Siehe den neuen Schauplatz der Natur in alphabetiſcher Ordnung, Band 5. Seite 659.

Weberknecht

oder Schuſter oder Geiſt oder Holzſpinne heißt man dasjenige Inſekt, das faſt einer Spinne ähnlich ſieht, außerordentlich lange Füſſe, und ſeine Augen an einer kleinen Stange auf dem Rücken ſitzen hat, und ſich an heimlichen Oertern gern aufzuhalten pflegt. Des Nachts laufen die Schuſter am liebſten herum. Die ihnen ausgeriſſenen Füße bewegen ſich noch lange nachher.

Die Bücherſcorpione

oder Krebsſpinnen haben beynahe die Größe und Farbe einer Bettwanze, ſonſt aber gleichen ſie einem Scorpion, nur den Schwanz ausgenommen, welcher ihnen ganz und gar fehlt. Und Bücherſcorpione nennt man ſie deswegen, weil ſie ſich nicht nur in Schränken und Ritzen alter feuchter Gebäude, ſondern auch in altem feuchten Papier, und in Büchern und Kräuterſammlungen aufhalten, und darin wühlen und freſſen. (*)

Die Spinnen

ſind lang keine ſo garſtigen Thiere, als die Läuſe; ja ſie ſind nicht einmal ſchädlich, vielweniger giftig. Man kann ſie ohne Gefahr verbeiſſen und verſchlingen. Man darf Fleiſch, Backwerk, Obſt und Getränke frey vor ihnen hinſtellen, ſie freſſen und trinken nichts davon, und vergif-

(*) Siehe Röſels Inſektenbeluſtigung Theil 3 Seite 367 Tafel 64.

giften es auch nicht. Und wenn ſie ja ihr Geſpinnſt über etwas hinziehen, ſo thun ſie es deswegen, um Fliegen und Mücken darin zu fangen.

Man ſollte alſo die Spinnen nicht haſſen, ſondern ſie und ihre ausgeſpannten Netze gerne haben wollen, weil ſie damit ſowohl viele tauſend Fliegen und Mücken wegfangen und freſſen, als auch damit ſo manches Obſt zudecken, daß es nun wachſen und reif werden, und ſodenn zu ſeiner Zeit auf unſere Tiſche gebracht werden kann.

Was, lieber Herr ..? die häßlichen Spinnengewebe gerne ſehen, und die fatalen Spinnen verbeiſſen und verſchlingen? O ich bitte Sie, reden Sie doch nichts mehr davon; es wird mir ſonſt übel. — Ey was übel! Pfui, ſchäm' er ſich! Jung gewohnt, alt gethan! Wer ſich von euch itzt nicht angewöhnt, alles anſehen, und von allem ſprechen zu können; und gleich Ueblichkeiten empfinden, oder gar ſterben will, wenn er eine Spinne, oder einen Kellereſel, oder eine Maus laufen ſieht, der wird in Zukunft oft ausgelacht werden, und manches Vergnügen entbehren müſſen.

Den lach' ich ſicher allemal aus, der deswegen keine Kirſche oder Zwetſche, Birn oder Aepfel, Pfirſich oder Weintrauben eſſen will, weil eine Spinne darauf herum gelaufen iſt, oder ihr Netz drüber hingeſpannt hat. Und mit dem hab' ich gar ein wahres Mitleiden, der ſich bey dem Anblick und Anmarſch einer Spinne entſetzt und ſchreyt und lärmt, gleich zuſpringt, und tritt und ſtampft,

und alles auffodert, das arme Thierchen zu haſchen und zu tödten.

Es giebt ſieben und vierzig Sorten von Spinnen, die alle an Farbe, Größe und Geſtalt von einander unterſchieden ſind. Es giebt weiße und ſchwarze, gelbe und grüne, rothe und graue, und ſchwarz und braun und weißgefleckte Spinnen. Die kleinſten Spinnen ſind kaum halb ſo groß, als ein kleiner Floh; die größten hingegen haben die Größe einer kleinen Kinderfauſt. Und der Geſtalt nach haben die mehrſten Spinnen viel ähnliches mit den Krebſen.

Einige Spinnen legen ihren Raubpalaſt in freyer Luft zwiſchen Balken, Wänden und Bäumen an; andere führen ihr Schloß in den Ecken der Wände auf; noch andere ziehen nur etliche Fäden vor Ritzen und Löchern her; und wieder andere ſpinnen gewöhnlich gar nicht. — Einige Spinnen ſpinnen dünne und zart und weit auseinander, wie die Kreutzſpinnen; andere dagegen ſpinnen ſehr dick und dicht, wie die Hausſpinnen. Einige ſpinnen radförmig; andere in allerhand Geſtalten. Und alle überhaupt ſpinnen aus ihrem After oder Hintern in mehrern Fäden, und oft zwölffach.

Die Spinnen leben nicht geſellig oder freundſchaftlich beyſammen, ſondern jede lebt allein und für ſich. Wo eine der andern in ihr Gehäge kömmt, ſo gehen ſie mörderlich auf einander los, und kämpfen ſo lang auf Leben und Tod, bis die Schwächere der Stärkern weichen, und Haus und Fraß überlaſſen muß.

Die

Die Spinnen legen vierzig bis achtzig Eyer auf einen Klumpen zuſammen, und umwickeln ſie mit einem ſeidenartigen Geſpinſt ſo dicht und dick, daß es wie ein Seidenwurm-Kokon ausſieht, und der größten Kälte widerſtehen kann, und kleben es in allerhand Schlupfwinkeln feſt. Andere überziehen ihre Eyer nur mit etlichen Fäden, und tragen ſie am Bauch ſo lange, bis ſie lebend werden, mit ſich herum.

Jede Spinne hat acht Augen; und acht ziemlich lange, an der Bruſt ſitzende Füſſe. Ihre Nahrung ſind Fliegen und Mücken, und andere kleine Inſekten, die ſie ſo liſtig zu fangen, und mit ihren Füſſen und Geweben ſo ſehr zu verwickeln wiſſen, daß ihnen nicht leicht eins entfliehen kann.

Und wenn ſie nichts zu freſſen haben, ſo kann man ſie ſo zahm machen, daß ſie ihre Speiſe da wegholen, wo man ſie ihnen hingelegt hat. Auch weiche Brodſamen lernen ſie nach und nach eſſen; ihr gewöhnlicher Fraß aber und auch ihr liebſter ſind Fliegen und Mücken.

Und dieſe, Menſchen und Vieh äußerſt beſchwerlichen Thierchen, fangen die Spinnen alle Jahr viele hundert tauſendweis weg. Wie und wo könnte man wohl für Mücken und Fliegen gehen oder ſtehen, wenn nicht die guten Spinnen allenhalben ihre Netze gegen ſie ausgeſpannt hätten? Ja, würden wir wohl manchen Herbſt eine ganze reife Pfirſich oder Weintraube finden, wenn ſie die ſorgfältigen Spinnen nicht mit ihren Netzen gegen die Fliegen und Mücken gedeckt hätten? Höret einmal, was ein ge-

wiſſer Gelehrter von den Spinnen ſchreibt: (*) „ Ich
„ kenne einen ſichern Mann, ſchreibt Er, der an einem
„ kleinen Geländer, um recht ſchöne Trauben zu erhal-
„ ten, mit vieler Sorgfalt mehr als einmal alle Spin-
„ nen, die er an den färbenden Trauben fand, wegnahm,
„ und zur Strafe, als wenn ſie ihm was Leids gethan
„ hätten, tödtete. Allein die Ordnung der Natur läßt
„ ſich nicht ungerochen ſtöhren. Das ganze Geländer
„ trug in ſelbigem Jahr nicht eine einzige vollkommene
„ Traube. Er hatte die Feinde der Mücken und Fliegen
„ weggenommen, und ſah nun deutlich, daß alle ſeine
„ Trauben dieſen ungebetenen Gäſten zu Theil wurden.

„ Im folgenden Jahr ſahe er wieder Spinnen und
„ Fliegen und Mücken an ſeinen Trauben, er ließ ſie ihre
„ ſeidenen Netze ausſpannen, die Fliegen und Mücken
„ wurden, indem ſie die Beeren zerſtechen wollten, gefan-
„ gen, und die Trauben erhielten ihre völlige Schön-
„ heit. "

Die Gewebe der Spinnen kann man doch wohl zu nichts gebrauchen? Nein, bis itzt macht man, ſo viel mir bewuſt iſt, noch keinen Gebrauch davon. Doch könnte man vielleicht, wenn man ſich Mühe geben wollte, von den Fäden, worein ſie ihre Eyer wickeln, etwas weben oder ſtricken laſſen. Und in Frankreich hat man auch wirk-

(*) Der ſeelige Herr Profeſſor Sander, in ſeinem Buche von der Güte und Weisheit Gottes in der Natur, Abhand-lung 11. Seite 340.

wirklich vor etlichen Jahren von ſolchen Fäden ſeidene Strümpfe gemacht. Die Sache iſt nur deswegen nicht ökonomiſch, weil die Spinnen viel beſchwerlicher zu unterhalten ſind, als die Seidenwürmer: Denn man muß ihnen Fliegen anſchaffen: Und ſodenn freſſen ſie einander ſelbſt auf.

Aber auch eine herrliche Probe von der Weisheit Gottes ſind ſie. Es iſt wirklich der Mühe wehrt, einer Spinne bey einem Fliegenraub, oder bey Verfertigung ihres Hauſes zuzuſehen. Erſt klebt ſie ihren Faden irgendwo an; dann ſtürzt ſie ſich plötzlich daran herunter; klebt ihn hierauf noch einmal an; und fährt endlich links und rechts, und ſo lang im Kreiſe herum, bis ihr Haus fertig iſt.

Und denn hat ſie noch eine Höhle, oder ſonſt einen Schlupfwinkel, worein ſie flieht, wenn ſie einen Feind merkt; und worin ſie auf ihren Raub laurt, auch denſelben hernach darin völlig abſchlachtet und ausſaugt.

Die Spinnen werden drey bis vier Jahr alt, wachſen alle Jahr etwas zu, bis ſie ſo groß, als ihre Aeltern ſind, und legen deswegen auch alle Frühjahr ihre Haut ab, wie die Krebſe. Auf der 8ten Tafel Figur 1 iſt eine Spinne in ihrem Gewebe ſo abgebildet, wie ſie auf eine Fliege losgeht.

Man kann die Spinnen ihrer verſchiedenen Wohnungen wegen in Mauerſpinnen, Hausſpinnen, Gartenſpinnen, Feldſpinnen und Waſſerſpinnen eintheilen. Wir wol-

len davon die Hausſpinnen, die Kreuzſpinnen, die Vogelſpinnen, die Taranteln und die Waſſerſpinnen, merken.

Die Hausſpinnen

oder Fenſterſpinnen wohnen in Häuſern und Scheuern, und Zimmern und Kammern, und machen ein groſſes dichtes Gewebe, und nähren ſich, wie ihre übrigen Kammeraden, von Fliegen und Mücken. Verirrt ſich eine Fliege in ihren Palaſt, ſo ſind ſie augenblicklich zugegen, drehen ihren Gefangenen etlichemal in ihrem Geſpinſte um, und verwickeln und umſpinnen ihn ſo ſehr, daß er ſich nicht rühren kann. Und bald darauf ſaugen ſie ihn aus.

Die Kreuzſpinnen

halten ſich gewöhnlich in unſern Gärten in freyer Luft zwiſchen Bäumen und Buſchwerken, und andern frey ſtehenden Dingen auf, und heiſſen deswegen ſo, weil ſie ein weiſſes punktirtes Kreuz auf dem Rücken haben. Sie verfertigen ein radförmiges Geſpinnſt, und ſind bey uns die größte Spinnen, und oft ſo groß, als Haſelnüße. Sie ſehen braunroth aus.

Die größten Spinnen in der Welt ſind die Surinamſche

Vogelſpinnen

oder Buſchſpinnen. Sie halten ſich nur in Südamerika auf, und ſind im Stande, kleine Vögel zu fangen, mit ihren Faden zu umwinden, und mit ihrem Stachel zu tödten. Den Vogel Kolibri tödten ſie wirklich, und ſaugen

gen ihn und ſeine Eyer hernach aus. Dieſer Vogel iſt aber merklich kleiner, als ſie, und gewöhnlich nur ſo groß, als ein Maykäfer, ſie hingegen haben die Größe einer kleinen Kinderfauſt. Man nennt ſie auch Kolibrifreſſer.

Die merkwürdigſten Spinnen ſind wohl die berüchtigten

Taranteln,

die ſich in Italien, und vorzüglich bey der Stadt Tarante im Königreich Neapel an Weinſtöcken und am Weizen, und an vielen andern Feld- und Gartengewächſen aufhalten, und, wie man ſagt, die Leute ſo gefährlich ſtechen ſollen, daß ſie davon närriſch, und wohl gar raſend werden, und ihre Krankheit mit ſonſt nichts, als mit Muſik, und mit Springen und Tanzen vertreiben können.

Allein alles dies iſt falſch und erdichtet. Denn nur arme einfältige Leute, beſtellte Lügner, boshafte Bettler und Faullenzer ſtellen ſich krank und unklug, um Geld zu bekommen, und nicht mehr arbeiten zu dürfen.

Noch itzt werden in Italien einfältige und ängſtliche Leute nach ihrer Meynung, alle Jahr von Taranteln gebiſſen; ſie tanzen daher auch alle Jahr. Und bey manchen geht das Tanzen in ihrem ganzen Leben nicht aus. *)

Die

(*) Im Hamburgiſchen Magazin 13 Band 1 Stück, ſteht ein Brief über den Biß der Tarantel, nebſt der Muſik zum Taranteltanz. Alles aber, was über den Biß der Tarantel geſchrieben worden iſt, ſteht in Herrn Doktor und Oberconſiſtorialrath Büſchings eignen Gedanken und geſammelten Nachrichten von der Tarantel.

Die Waſſerſpinnen

ſehen dunkelroth aus, und ſind ſo groß, als die Bettwanzen, halten ſich immer im Waſſer, und zwar in Sümpfen, Pfützen und Theichen auf, und freſſen Waſſerflöhe, und allerhand andere kleine Waſſerinſektchen. — Auf der 8ten Tafel Figur 14 iſt eine Waſſerſpinne abgebildet.

Die Scorpione

haben acht Augen, drey auf jeder Seite der Bruſt, und zwey auf dem Rücken; acht lange Füſſe; und zwo noch längere Scheeren am Kopf, die den Krebsſcheeren ähnlich ſehen, und ihnen zu Fangung und Haltung ihres Raubes, der in Fliegen und allerhand Würmern beſteht, dienen.

Die meiſten Scorpione haben einen langen Schwanz, und an deſſen Ende einen gefährlichen Stachel, womit ſie tödtliche Wunden ſtechen können. In Aegypten und Kanaan waren ſie, zu den Zeiten der Kinder Iſrael, oft eine groſſe Landplage. — Doch giebts auch Scorpione, die weder Schwänze noch Stacheln haben.

Es giebt kleine und groſſe Scorpione; ſo kleine, wie die Bettwanzen; und ſo groſſe, wie die Hirſchkäfer. Der unſrige auf der 8ten Tafel bey Figur 3 iſt einer von den gröſſern, die ſich in Italien aufhalten.

Es giebt faſt in der ganzen Welt Scorpione. Sie wohnen gern bey faulem Holze, und bey allerhand unreinen Orten, vorzüglich gern aber bey Aborten und Miſthaufen. — Es giebt rothe, weiſſe, braune und röthlicht ſchwarze Scorpione.

Die

Die Aſſel

ſind lange dünne Thierchen, die ſich unter der Erde aufhalten; Würmer und zarte Würzelchen freſſen, und dreiſſig, vierzig bis hundert und zwanzig Füſſe haben.

Die Vielfüſſe

ſind auch lange dünne und ſehr langſame Thierchen, die ſich meiſt immer in der Erde oder im Miſt aufhalten, und unter allen Inſekten die mehrſten Füſſe, nämlich zweyhundert auf beyden Seiten, haben. — Siehe Tafel 8 Figur 10 und 11.

Die Kellerwürmer

oder Kelleresel haben einen eyförmigen, geringelten ſchwarzgrauen Leib, bürſtenartige Fühlhörner, einen ſtumpfen Schwanz, und vierzehn weißlichte Füſſe, und wohnen in den Häuſern bey naſſen Wänden, bey faulem Holze, und unter Blummentöpfen, und können ſich ſo zuſammen krümmen, daß ſie wie ein Kügelchen ausſehen. Sie bringen lebendige Jungen zur Welt, und heiſſen deswegen Kelleresel, weil ſie den Eſeln in Anſehung des Rückens und der Farbe ähnlich ſehen. Einige Kellerwürmer werden, unter dem Namen Tauſendfuß, in den Apotheken zu Arzeneyen gebraucht. Siehe Tafel 8 Figur 9.

Die Papierläuſe

oder Todtenuhren ſind diejenige ſchädlichen Thierchen, die Papier, Kräuter und Pflanzen durchlöchern und zer-

freſſen. Zuweilen nagen und bohren ſie auch ſo haſtig im Holz, daß man ſie bey nächtlicher Stille hört. Und weil ſich bey dieſem nächtlichen Genage manche ängſtliche oder einfältige Seele allerhand Unglücksfälle, oder gar dennahen Tod vorſtellte, ſo nannte man das Thierchen auch Todtenuhr.

Nun kommen wir endlich zu den

Krebſen,

mit deren Beſchreibung wir die Geſchichte der Inſekten ſchlieſſen. — Die Krebſe ſind, nach dem Inſekt, das man Moluckiſchen Krebs nennt, die größten Inſekten in der Welt. Es giebt Krebſe, die zwey bis ſieben Pfund wägen, wie die Hummer; aber auch welche, die nur ſo groß ſind, als ein kleiner Kindsfinger, wie die Einſiedler. Die größten Hummer ſind oft über eine Elle lang, und ſo dick und breit, als die größte Mannshand.

Faſt alle Krebſe ſehen röthlicht grün aus; haben zwey ſehr lange Fühlhörner; acht lange Füſſe, und zwo noch längere Scheeren, mit denen ſie ihre Speiſe erhaſchen, und ſich gegen ihre Feinde wehren; zwey große Augen, die aber aus vielen kleinen Augen beſtehen; wohnen in Flüſſen, Seen und Teichen; freſſen Fiſche, Schnecken und Fröſche, und allerhand kleine Waſſerinſekten; und werden zwey bis zwanzig Jahre alt.

Gewöhnlich legen die Krebſe ihre Eyer ins Waſſer; doch giebt es auch welche, die ihre Eyer am Schwanze ausbrüten, das heißt, ſo lang darum heran ſchleppen, bis

biſ ſie reif geworden, und die jungen Krebſe aus den Eyern herrorgekommen ſind, und nun für ſich zu leben im Stande ſind.

Wann ſie aus dem Ey kriechen, ſind ſie noch ſehr klein; ſie werden aber täglich gröſſer; und wenn ihnen ihre Schale oder ihr Panzer zu eng geworden iſt, ſo werfen ſie ihn, ſamt Kopf, Schwanz und Füſſen, mit Haut und Haaren, und zwar alles an einem Stücke weg, ſo daß man meint, es ſeyen aus einem Krebs zween geworden.

Die Krebſe ſind dumme zankſüchtige Thiere, immer reiſſen und verfolgen ſie einander; ja ſie freſſen einander zuweilen gar auf. Sie leben in Geſellſchaften bey einander in Löchern in der Erde, oder unter Steinen, und werden jährlich zu vielen tauſenden gefangen und geſpeiſt.

Daß man die Krebſe eſſen kann, wiſſet ihr doch ſchon? Nicht wahr, ſie ſehen ſchön roth aus, wenn ſie geſotten ſind? In den Monaten May, Juny, July und Auguſt ſchmecken ſie am beſten.

Noch eins, Kinder! Die Krebſe laufen ſehr langſam, und bald hinter ſich bald vor ſich; haben neben den zwo groſſen Fühlhörnern noch vier kleinere; unter dem Schwanz noch acht oder zehn ganz kleine Füſſe; im Leib kleine weiſſe Steinchen, die man gewöhnlich, aber fälſchlich, **Krebsaugen** nennt, und in den Apotheken gebraucht.

Die Krebſe ſind äuſſerſt dumme Thiere, wenn man einem einen von ſeinen Füſſen in ſeine Scheere giebt, ſo hält und drückt er ihn wund, und wirft ihn endlich weg, weil

er

er meint, ſein Feind halte ihn. Und ſo machen ſie es auch mit ihren Scheeren.

Kann denn ein Krebs noch laufen, wenn er einen oder zween Füſſe verlohren; und noch ſeine Beute erhaſchen, wenn er eine Scheere eingebüßt hat? O ja! Und in etlichen Wochen wachſen ihm ſeine verlohrren Füſſe und Scheeren wieder. Daher kommt es auch, daß ein Krebs oft eine groſſe, und eine kleine Scheere hat.

Wer weiß die Fabel vom alten und jungen Krebs? Ich. — O, ich auch! — Nun ſo ſag er ſie her:

> Junge, ſprach ein alter Krebs zu ſeinem Sohne, der immer rückwärts kroch, wirſt du denn endlich einmal vorwärts gehen? — Nun voran, antwortete der Bube, ich werde folgen.

Und da keiner, weder der alte noch der Junge Krebs, vorwärts gehen wollte, ſo bliebs beym Alten. Dieſe Fabel klingt zwar artig, allein ſie iſt falſch; denn die Krebſe können vorwärts und hinterwärts laufen. — Siehe Tafel 5 Figur 43.

Eine gewiſſe Sorte von Krebſen nennt man, wegen ihrer Aehnlichkeit mit einer Taſche,

Taſchenkrebſe.

Auf unſerer 5ten Tafel bey Figur 41 iſt ein ſolcher Taſchenkrebs abgebildet. Nicht wahr, dies iſt ein ſonderbares Ding? Man ſieht ja keinen Kopf! Wo iſt denn dieſer? In der Mitte zwiſchen den Scheeren, ſitzen Kopf, Augen

gen und Maul bey einander, aber unter der obern Schale, daher man ſie bey einer Abbildung nicht ſehen kann.

Etliche andere Krebſe, die einen nackten Schwanz haben, und in leeren Schneckenhäuſern wohnen, werden

Diogenes,

Bruder Bernhard, Schneckenkrebſe, Eremiten oder Einſiedler genannt. Dieſen kleinen Krebſen würden andere Krebſe ihren nackten Schwanz gewiß wegbeiſſen, oder ſie gar ganz auffreſſen, wenn ſie ſo, wie andere Krebſe, herumkröchen; daher hat ſie der liebe Gott gelehrt, leere Schneckenhäuſer aufzuſuchen, ihren nackten Schwanz hineinzuſtecken, und mit dem Kopf herauszugucken; und ſo auf ihre Speiſe zu lauren.

Ey, das machen dieſe Thierchen gut! Sie wachſen vermuthlich in dieſen Schneckenhäuschen an, und ſchleppen ſie ſodenn mit ſich herum, wie ihre übrigen Kammeraden? O nein, ſie wachſen nicht darin an, und können ſie auch nicht weg ſchleppen; ſondern müſſen immer auf einem Fleck ſitzen bleiben.

Aber wie gehts ihnen denn, wenn ſie zu groß geworden ſind, und ihre Schwänze nicht mehr Platz in den Schneckenhäuschen haben? So ziehen ſie ſie heraus, kriechen weiter, und ſuchen ſich größere Häuſer auf. — Auf dieſem Marſch verunglückt mancher Bruder Bernhard, mancher Diogenes.

Auf unſrer 13ten Tafel Figur 9 iſt ein ſolcher Einſiedler mit dem nackten Schwänzchen, oder ein Diogenes

in ſeinem Schneckenhaus abgebildet. — Ihr wiſſet doch, warum man ihn Diogenes nennt? O ja, weil ein gewiſſer alter Grieche, mit Namen Diogenes der Zyniker immer in einem Faß ſaß und wohnte, und weiter kein Hausgeräthe bey ſich hatte, als eine Taſche, einen Stab, und eine Schüſſel; und nie aus ſeinem Loche herausgieng, als wenn er Waſſer ſchöpfen, oder Kräuter und Wurzeln ſuchen wollte.

Und Bruder Bernhard nennt man ſeinen Kameraden deswegen, weil ein gewiſſer niederländiſcher Mönch, mit Namen Bernhard, das Kloſter oder Zellenleben ſehr liebte und empfahl.

Ferner giebts auch kleine, den Krebſen ähnliche Thierchen, die man

Garnälen

nennt, und, wenn ſie geſotten ſind, eben ſo gut eſſen kann, wie die ordentlichen Krebſe. Sie ſind klein, und haben höchſtens die Länge und Dicke eines kleinen Fingers. Sie werden in den europäiſchen Meeren in unſäglicher Menge gefangen, Korbvollweis verkauft, und mit Eſſig und Pfeffer geſpeiſt. Sie ſchmecken gut.

Die Kiefenfüſſe,

die man Moluckiſche Krebſe nennt, ſind alſo die größten bekannten Inſekten in der Welt. Es giebt Kiefenfüſſe, die nur ſo groß ſind, als ein Kohlſamen, und ſich an Waſſerpflanzen aufhalten. Die Moluckiſchen Krebſe aber

ſind

ſind gewöhnlich zwo Ellen lang, und eine halbe Elle dick, und in Oſtindien und Amerika zu Hauſe. Man kann ſie eſſen. (*)

Die Fiſche,

Liebe Kinder, ſind Thiere, die ein Herz mit einer Kammer und einem Ohrläpchen, rothes kaltes Blut, zwey Ohren oder Kiefern, durch die ſie Athem holen, und zwey Augen haben, ſämmtlich im Waſſer wohnen; Waſſerinſekten und Waſſerpflanzen, Meerlinſen, kleine Fiſche, Frösche und Schlamm, und allerhand andere Dinge freſſen, Eyer legen, und zwey, zehn bis hundert Jahre alt werden. Ja einige Leute glauben ſogar, die Fiſche ſterben

S 2 nicht,

(*) Floh Pulex, gemeine Floh Pulex irritans. Laus Pediculus, Kopflaus und Kleiderlaus Pediculus humanus. Milbe Acarus, Käſemilbe Acarus ſiro. Weberknecht Phalangium opilio, Bücherſcorpion Phalangium cancroides, Spinne Aranea, Hausſpinne Aranea domeſtica, Kreuzſpinne Aranea diadema, Vogelſpinne Aranea avicularia; Tarantel Aranea tarantula, Waſſerſpinne Aranea aquatica. Scorpion Scorpio. Aſſel Scolopendra. Vielfuß Julus. Kellerwurm Oniſeus aſelli. Papierlaus Termes pulſatorium. Krebs Cancer, gemeiner Krebs Cancer aſtacus, Hummer Cancer gammarus, Taſchenkrebs Cancer pagurus, Diogenes Cancer diogenes, Bruder Bernhard Cancer bernhardus, Garnäle Cancer crangon. Kieſenfuß Monoculus. Moluckiſcher Krebs Monoculus polyphemus oder Cancer moluccanus. Einaug oder monoculus heißt dies Inſekt deswegen, weil man ehedem glaubte, es habe nur ein Aug; allein es hat ganz ſicher zwey oder gar noch mehrere Augen, die aber in einem Punkt neben einander ſtehen, und alſo in eins zuſammen laufen.

nicht, wenn es ihnen nicht an Waſſer mangle. Einige Fiſche bringen auch lebendige Jungen zur Welt.

Füſſe haben die Fiſche nicht; dagegen aber haben ſie auf dem Rücken; ſeitwärts neben den Kiefern oder an der Bruſt; vor der Oeffnung des Afters, oder am Bauch; und hinter dem After und am Schwanz knorpelichte, mit einer dünnen Haut verbundene Gräte, die man Floßfedern oder Finnen nennt, und durch deren Hülfe ſie auſſerordentlich ſchnell im Waſſer hin und her, und über ſich und unter ſich ſchwimmen können. (*)

Hätten die Fiſche dieſe Floßfedern, und ihre Luftblaſen nicht, ſo könnten ſie nicht ſchwimmen, und müßten immer auf dem Boden der Meere, Flüſſe und Teiche herum kriechen, wie die Krebſe. Wenn man daher einem Fiſch eine von ſeinen Floßfedern, zum Beyſpiel, ſeine Schwanzfloßfedern abſchneidet, ſo kann er nicht mehr vor ſich ſchwimmen, wenigſtens koſtet es ihn viel Mühe, ſich mit den Bruſtfloſſen nur etwas fortzuſchieben. Schneidet man ihm die Bruſtfloßfedern ab, ſo taumelt er hin und her, und kann ſich nicht mehr gerade halten. Nimmt man

(*) Der ſelige Profeſſor Müller definirt in dem 4ten Theil ſeiner Ueberſetzung des Linnäiſchen Naturſyſtems, Seite 4. die Floſſen alſo: Die Floſſen ſind ausgebreitete Häute, welche durch beinigte Stralen, die man Finnen nennt, aufgerichtet, und gleich einem Fächer geſpannt werden. Wie überhaupt aber die Floßfedern ausſehen, und wo ſie an den Fiſchen ſitzen, wird man den Kindern leicht in Natura zeigen können, da es faſt allenthalben Fiſche genug giebt.

man ihm ſeine Rücken- Bauch- und Afterfloſſen weg, ſo kann er nicht mehr umwenden, und eigentlich gar nicht mehr ſchwimmen; denn nun muß er hin, wo ihn das Waſſer hintreibt.

Im Leibe haben die mehrſten Fiſche Luftblaſen, die ſie aufblaſen, wenn ſie in die Höhe ſteigen; und zuſammen drücken, wenn ſie in die Tiefe fahren wollen. Diejenigen Fiſche aber, die keine Blaſe haben, wie die Butten oder Schollen; oder denen ihre Blaſe mit einer Stecknadel durchſtochen worden iſt, müſſen immer auf dem Grunde bleiben, denn in die Höhe können ſie nicht kommen.

Bleiben denn die Fiſche immer, Tag und Nacht, und Sommer und Winter im Waſſer? Ja freylich! Wo ſollten ſie ſonſt hin? Kein Fiſch kann lang aus dem Waſſer bleiben; denn wenn ſie auch nur etliche Minuten kein Waſſer haben, ſo ſtehen ſie ab, oder ſo ſterben ſie. — Der Aalfiſch allein kann, ſo lang er will, auſſerhalb dem Waſſer leben.

Durch den Mund ziehen die Fiſche das Waſſer an ſich, und durch die Kiefern laſſen ſie es wieder hinaus laufen. Wenn ſie daher aus dem Waſſer genommen werden, ſo machen ſie immer haſtig hinter einander Maul und Kiefern auf.

Werden die Fiſche aber endlich nicht allzu naß, ſtinkend und krank? O nein! Sie ſind faſt alle mit harten klebrichten Schildern, die man Schuppen nennt, bedeckt; und die übrigen haben eine ſehr klebrichte Haut, über

die das Waſſer wegrollt, daß alſo ihr Fleiſch weder zu naß, noch gar ſtinkend werden kann.

Die Schuppen liegen bey den Fiſchen faſt gerade ſo aufeinander oder über einander, wie die Ziegel auf den Dächern. Es ſind knorpelartige Dinge, die bey einigen ſo klein ſind, daß man ſie kaum ſehen kann, und bey andern oft die Gröſſe eines Guldens erreichen.

Aber wie gehts denn den Fiſchen des Winters, wenn das Waſſer ſehr kalt, und mit Eis bedeckt iſt? Erfrieren ſie denn nicht? Nein. Unter den Eis iſts warm; und dann ſchwimmen ſie des Winters dicht am Grund herum Wenn aber das Waſſer ganz zu Eis wird — ja dann hat ihr Leben ein Ende. Geſchieht dies aber nicht, und macht man ihnen Luftlöcher ins Eis, ſo kommen ſie geſund, dick und fett durch den Winter.

Die meiſten Fiſche lieben kühles Waſſer. Je kälter das Waſſer iſt, deſto mehrere und deſto fettere Fiſche ſind darin. Je näher man nach Norden kömmt, deſto mehr giebts Fiſche. Die Häringe, zum Beyſpiel, halten ſich im Eismeer; und Kabliaue oder Stockfiſche halten ſich nahe dabey auf.

Die Aale und etliche andere Fiſche bringen lebendige Jungen zur Welt; alle übrigen Fiſche aber legen Eyer, aus denen junge Fiſchgen, in Geſtalt kleiner Würmer kommen. Da ſie aber gleich haſtig auf einen guten Fraß ausſchwimmen, ſo werden ſie bald groß und fett.

Ei-

Einige Fiſche ſchlafen des Nachts, und ſtreichen bey Tag ihrem Fraſſe nach; andere ſchwärmen des Nachts herum, und ſchlafen bey Tag.

Die Fiſche haben fünf Sinne, ſie ſehen, hören, riechen, ſchmecken und fühlen. Aber eine Stimme können ſie nicht von ſich geben, ſondern nur zum Theil, wenn ſie verfolgt, gefangen und geſchlachtet werden, ziſchen, ſchmatzen, pfeifen und winſeln. Und ſo gilt alſo das alte Sprüchwort doch noch immer: du biſt ſtummer, als ein Fiſch.

Es giebt eine ungeheure Menge von mancherley kleinen und groſſen Fiſchen in der Welt. Es giebt Fiſche, die nur ſo groß ſind, als Erbſenſchote; aber auch welche, die ſo groß ſind, als ein Ochs, und auch wohl noch viel gröſſer.

O freylich, der Wallfiſch iſt ja doch viel gröſſer, als ein Heuwagen; und auch überhaupt das gröſte Thier in der Welt. Denn dasjenige Thier, das ſo groß, als eine Inſel ſeyn, alle Jahr nur einmal aus der Tiefe des Meers heraufkommen, und Kraken heiſſen ſoll, iſt vermuthlich nur eine Fabel. Nicht wahr, lieber Herr? Richtig, das iſt es auch. Ich will euch nächſtens die ganze Fabel von dieſem erdichteten Meerungeheuer erzählen. Allein der Wallfiſch gehört gar nicht zu den Fiſchen, ob er ihnen gleich faſt ganz ähnlich ſieht; ſondern zu den Säugethieren, weil er durch Lungen Athem holt; rothes warmes Blut hat, und ſeine Jungen lebendig zur Welt bringt, und an ſich ſaugen läßt.

Einige Fiſche können fliegen, oder ſo lang über dem Waſſer wegſchleudern, als ihre Bruſtfloßfedern naß ſind. Andere Fiſche haben Schwerder am Kopf, womit ſie ihre Nahrung ſuchen, und ſich gegen ihre Feinde vertheidigen können.

Einige Fiſche ſchwimmen einzeln herum, andere in Geſellſchaft, und noch andere, wie die Häringe, nehmen alle Jahr eine Reiſe vor, verlaſſen ihr Vaterland, und ſchwärmen viele Wochen lang, in andern Waſſern herum. Die meiſten andern Fiſche bleiben faſt immer in den nämlichen Waſſern, und in derſelben Gegend, darin ſie gebohren ſind. Einige halten ſich nur in ſalzichten Waſſern oder in Meeren auf; andere dagegen lieben nur ſüſſe Waſſer, als Flüſſe, Seen und Teiche.

Faſt alle Fiſche kann man eſſen, oder ſonſt zu was gebrauchen. Einige ißt man friſch, wie die Karpfen und Forellen; andere eingeſalzen, wie die Häringe und Stockfiſche, und noch andere geräuchert, wie die Lachſe und Häringe. — Die Fiſchweibchen nennt man Roger, und die Männchen Milcher.

Viele hundert tauſend Menſchen leben und nähren ſich faſt ganz allein von den Fiſchen. Einige Leute fangen nur ſo viel Fiſche, als ſie zu ihrer Nahrung nöthig haben, wie die Lappen und Grönländer, und andere, die ſonſt nichts, als rohe am Feuer gebratene Fiſche eſſen, weil es in ihrer armen Gegend nichts giebt. Andere Leute hingegen fangen alle Jahr viele Millionen Fiſche, um ſie verkaufen zu können.

Und

Und dies iſt vortreflich. So kriegt man für Geld und gute Worte allenthalben Fiſche. Wie beſchwerlich wär' es nicht, wenn man nicht eher einen Karpfen, oder Hecht, oder Aal, oder Häring eſſen dürfte, als bis man ihn erſt in irgend einem Fluß oder Teich ſelbſt gefangen, oder in der Nordſee, und halbweg nach dem Eismeer geholt hätte. Ich wette, daß manchem ſodenn der Appetit nach Fiſchen vergehen würde.

So aber iſt es gut, daß gewiſſe Leute Luſt und Geſchicklichkeit genug haben, und keine Lebensgefahr ſcheuen, alle Jahr ſo viel Fiſche zu fangen, als ſie bekommen oder verkaufen können. Und ſo kann man alſo einen ziemlich guten Häring für etliche Pfenninge haben.

Kinder, bewundern muß man den gütigen und weiſen Gott, und ihm herzlich danken, daß er den Menſchen ſo verſchiedene Neigungen anerſchaffen hat. Ein Menſch hat Luſt zu dieſem, der andere zu jenem. Einer baut Schiffe; der andere fährt auf demſelben in Flüſſen und wilden Meeren herum, und holt Fiſche und andere Schätze, der fernen Welt zuſammen. Dieſer macht Schuhe, jener webt Zeuge. Dieſer baut das Feld, und jener lehrt und tröſtet ſeine Brüder und Schweſtern. Iſt das nicht erwünſcht? So bekommen und haben wir alles, was zur Glückſeligkeit dieſes Lebens nöthig iſt.

Aber ſagen ſie uns doch, lieber Herr.. wie es zugeht, daß es noch immer Fiſche giebt, da doch alle Jahre ſo viel tauſend Millionen gefangen werden? Wie viel Tonnen voll Fiſche, und vorzüglich Häringe werden oft

nur in einer einzigen Stadt verzehrt! Vermehren ſich denn die Fiſche ſo gar ſtark? Ja, Kinder, die Fiſche vermehren ſich unter allen lebendigen Geſchöpfen am ſtärkſten. Ein Weibchen legt gewöhnlich alle Jahr zwey bis drey hundert, ja gar etliche tauſend Eyer, wie die Häringe und die Kabliau oder Stockfiſche.

Die ſämtlichen Fiſche theilt man in vier Haufen oder Ordnungen ein. Die Fiſche im 1ſten Haufen haben gar keine Bauchfloßfedern, wie die Aale und die Schwerdfiſche. Die im zweyten Haufen haben die Bauchfloßfedern vor den Bruſtfloßfedern ſitzen, wie die Schelfiſche und die Stockfiſche. Der 3te Haufen hat die Bauchfloßfedern ſtehen, wie die Schollen, und die fliegenden Fiſche. Der 4te Haufen endlich hat die Bauchfloßfedern hinter den Bruſtfloßfedern ſitzen, wie die Karpfen und die Forellen. (*)

In der erſten Ordnung kommen alſo die Kahlbäuche, oder diejenigen Fiſche vor, die gar keine Bauchfloſ-

---

(*) Die Fiſche in der 1ſten Ordnung heiſſen Apodes oder Kahlbäuche, weil ſie gar keine Bauchfloſſen haben. Die in der 2ten Ordnung heiſſen Iugulares oder Halsfloſſer, weil ihre Bauchfloſſen vor den Bruſtfloſſen haben. Die in der 3ten Ordnung heiſſen Thoracici oder Bruſtbäucher, weil ſie ihre Bauchfloſſen gerade unter den Bruſtfloſſen haben. Die in der 4ten Ordnung nennt man Abdominales oder Bauchfloſſer, weil ſie ihre Bauchfloſſen hinter den Bruſtfloſſen ſitzen haben.

floſſen haben, wie die Aale, die Zitteraale, die Seewölfe und die Schwerdfiſche ꝛc.

Der Aal

iſt ein ſehr langer Fiſch, der ſich faſt in allen Europäiſchen Gewäſſern, in Flüſſen, Seen und Teichen, und in Sümpfen, Weihern und Gräben aufhält, einen langen ſpitzigen Kopf, und über den ganzen Leib eine gelblicht braune Farbe hat, mehrentheils Aaſe, kleine Fiſche und Fiſcheyer frißt auch zuweilen des Nachts aufs Land ſchleicht, und allerhand Früchte und Gartengewächſe benagt und aufſchmauſt. Er bringt lebendige Jungen zur Welt, und wird als ein wohlſchmeckender Fiſch häufig geſpeiſt.

Die mehrſten Aale ſind eine Elle lang, und drey bis vier Finger dick. Es giebt aber auch welche, die zwo Ellen lang, und faſt ſo dick, als ein Mannsarm ſind. Und in den Meeren ſoll es hie und da Aale geben, die drey bis vier, ja gar fünf bis ſechs Ellen lang, und dicker als ein Mannsarm ſeyn ſollen.

Der Aal hat ein ſehr zähes Leben, und rührt ſich noch, wenn er ſchon in etliche Stücke zerſchnitten iſt; ja vom Roſt am Feuer ſchnellen die Stücke oft noch weg. — Auf unſrer 13ten Tafel bey Figur 5 iſt ein gemeiner Aal abgebildet.

Von den recht groſſen Aalen zieht man die Haut ab, und gebraucht ſie, weil ſie durchſichtig, und ſehr zähe und dauerhaft iſt, in Rußland hie und da ſtatt der Fenſter.

ſterſcheiben; und bey uns gebrauchen ſie die Bauern als Stricke, um damit ihre Dreſchflegel feſte zu knüpfen.

Im Südlichen Amerika giebts eine ſehr merkwürdige Art von Aalen, die man

Zitteraale

nennt, die demjenigen Menſchen, der ſie mit bloßer Hand, oder auch nur mit einem Stocke berührt, einen ſolchen Schlag verſetzen, daß er faſt zu Boden fällt. Menſchen und Fiſche ſcheuen ſich vor dieſen wunderbaren Thieren: Denn auch Fiſche und andere Thiere ſchmeiſſen ſie von ſich weg, wenn ſie ihnen allzu nahe gekommen ſind. Man heißt dieſe Art Aale auch Zitterfiſche. Sie ſehen den andern Aalen faſt ganz ähnlich, und nähren ſich von Fiſchen, und von den Eingeweiden ertrunkener Thiere.

Der Seewolf

wohnt in der Oſt- und Nordſee, iſt höchſtens zwo Ellen lang, und eine viertel Elle dick, und von weißlicht-blauer und ſchwarzgeſtreifter Farbe. Er ſchmeckt gut, und heißt deswegen ſo, weil er wie ein Wolf zubeißt, und ſogar die Anker anpackt.

Der Schwerdfiſch

hat am Kopf eine knorpelichte Waffe, die einem Schwerd ähnlich ſieht, und zwo bis drey Ellen lang, und eine viertel Elle breit iſt, und ihm zu ſeiner Sicherheit, vorzüglich aber zur Erhaſchuug ſeines Fraſſes dient. Er frißt aller-

allerhand Seepflanzen, und vermuthlich auch Fiſche und andere Meerthiere.

Er wohnt im Nordmeer bey den Wallfiſchen, denen er oft, ohne daß ſie es merken, ſo große Stücke Speck aus dem Leib wegſchneidet, daß ſie in etlichen Tagen darauf ſterben müſſen. Gewöhnlich tödtet er den Wallfiſch allmählich durch Stiche in den Leib.

Sind aber etliche Schwerdfiſche beyſammen, ſo machen ſie den größten Wallfiſch in etlichen Stunden todt, kriechen ihm ſodenn in den Leib hinein, und freſſen ſeine Zunge, die nichts als Speck iſt, auf. Sie ſind ſehr ſtarke und kühne Thiere, und wehren ſich ſogar gegen die Menſchen. Man fängt ſie mit Harpunen, wie die Wallfiſche.

Es giebt Schwerdfiſche, die acht bis zehn Ellen lang, und gegen zwey hundert Pfund ſchwer ſind. Man ißt die Schwerdfiſche. — Auf unſrer 13ten Tafel, bey Figur 25 iſt ein Schwerdfiſch abgebildet. (*)

Auch die Dünſchwänze, die Smelte oder Sandfiſche und die Schlangenfiſche gehören zu den Kahlbäuchen.

In der zwoten Ordnung machen wir uns mit den Halsfloſſern, oder denjenigen Fiſchen bekannt, die ihre Bauchfloßfedern vor den Bruſtfloßfedern, und alſo gleichſam

(*) Fiſche Piſces. Aal Muraena anguilla. Zitteraal Gymnotus electricus. Seewolf Anarrhichas lupus, Schwerdfiſch Xiphias gladius.

ſam am Halſe ſitzen haben, wie die Sternſeher, die Petermännchen die Kabliaue und und die Rotzfiſche.

Der Sternſeher

hält ſich ſehr häufig im Mittelländiſchen Meer auf; iſt eine halbe Elle lang, und eine Hand breit; ſieht oben Aſchgrau, und unten weißlicht aus; ſchläft bey Tage, und geht nur des Nachts auf ſeinen Raub, der in kleinen Fiſchen beſteht, aus; und ſieht immer in die Höhe, weil er ſeine Augen oben auf ſeinem warzigten Kopfe ſtehen hat.

Da er alſo ganz ruhig in der Tiefe liegt, und immer in die Höhe ſieht, um auf einen guten, über ihn hinſchwimmenden Fraß zu lauren, ſo gab man ihm den Namen Sternſeher. — Man nennt ihn aber auch Warzenkopf, weil er auf ſeinem Kopf viele warzichte Erhöhung hat.

Das Petermännchen

hält ſich in der Oſt- und Nordſee und im Mittelländiſchen Meer auf, iſt ohngefähr ſo groß, als ein Karpfe und ſchmeckt vortreflich. Warum man dieſen Fiſch das Petermännchen nennt, iſt nicht bekannt. Denn daß es derjenige Fiſch ſey, in deſſen Munde der Apoſtel Petrus ehedem einen Stater fand, iſt ungewiß.

Der Kabliau

oder Stockfiſch wohnt nahe beym Häring, bey Lapland, Island, Grönland und der Inſel Neuland, und faſt in

der

der ganzen Nordſee. Er mehrt ſich faſt eben ſo ſtark, als der Häring, und wird auch in erſtaunlich groſſer Menge gefangen, und theils friſch oder eingeſalzen, theils trocken unter dem Namen Stockfiſch, weit und breit verſchickt und verkauft und gegeſſen. (*)

Der Stockfiſch iſt eine Elle lang, und faſt zwo Mannshände breit, — doch giebt es auch zwo Ellen lange, und eine halbe Elle breite Stockfiſche — frißt am liebſten Häringe, kleine Schelfiſche, Seeſterne, Krabben, und Krebſe, und wohnt im Nordmeer, und wird am häufigſten in Nordamerika, bey der Inſel Neuland von den Engländern gefangen. Mit Netzen fängt man ſie nicht, wie die Häringe und andere kleine Fiſche, weil ſie ſolche zerbeiſſen würden, ſondern einen um den andern mit Angeln. Doch fangen die Norwegen und die Holländer ſehr viele auch mit Netzen.

Es ſetzen ſich zu dem Ende, vom Februar an bis zu Ende des May, vier oder ſechs Männer auf einen Kahn, wo jeder mit einer Angel, die an einem langen Strick angebunden iſt, täglich drey bis vierhundert Stück fangen kann. Man fängt ſie Tag und Nacht fort, und geſchwind, daß immer nur einer um den andern darf herauf gezogen werden.

Eini-

(*) Ein einziger Stockfiſch kann nach und nach über neun Millionen Eyer legen. Denn Leuwenhoeck fand in einem 9, 384, 000 Eyer.

Einige Fiſcher fangen den Kabliau, andere hacken ihm den Kopf ab. Einige ſchneiden ihm den Bauch auf, und nehmen ſeine Eingeweide heraus; andere ſalzen ihn ein. Und noch andere ſtellen ihn zum trocknen auf. — Aus den Eingeweiden der Stockfiſche brennt der Engländer Tran, und der Franzoſe gebraucht ſie, nebſt deſſen Eyern oder Rogen, zu ſeinem Sardellenfang.

Uiber fünfhundert engliſche Schiffe gehen jährlich auf den Stockfiſchfang aus, und fangen meiſt immer gegen vierhundert tauſend Zentner Stockfiſche. Auch die Holländer, Isländer, Norwegen, Ruſſen und Lappen fangen und eſſen das Jahr über manchen Stockfiſch. Einige Norwegen heizen, aus Mangel des Holzes, mit Stockfiſchgräten ein.

Sonderbar und merkwürdig iſt es, daß der Stockfiſch ſeine Gedärme und Magen zum Maul herausſtrecken und ausleeren, und ſich ſodenn aufs neue wieder dick anfreſſen kann.

Die Seeleute nennen zwar jeden getrockneten Fiſch Stockfiſch; vorzüglich aber giebt man den Kabliau dieſen Namen, weil er faſt der einzige Fiſch iſt, der trocken, und ſo hart und ſteif, wie ein Stock, verſchickt wird.

Doch nennt man den Stockfiſch hie und da auch Klipfiſch. Wenn man dem Stockfiſch den Kopf abſchneidet, und die Eingeweide heraus nimmt und einſalzt, ſo heißt er Laverdan.

Der

Der Schelfiſch

iſt auch eine Art Kabliau, die man ſowohl trocken, als eingeſalzen, verkauft. Er iſt höchſtens drey viertel Ellen lang, hat ein rundes Maul mit einem Bärtchen, eine ſilberfarbige Haut, und einen gabelförmigen Schwanz. Er hält ſich in der Nordſee auf, und wird von den Engländern, Schottländern und Holländern in groſſer Menge gefangen. Nur allein die Holländer ſollen alle Jahr zwey bis drey Millionen Stück fangen und verſpeiſen.

In Butter und Senf ſchmecken die Schelfiſche am beſten. — Schelfiſch nennt man dieſe Fiſche deswegen, weil man ihr Fleiſch, wenn es geſotten worden iſt, Schichtenweis ablöſen kann. Oder vielleicht haben ſie dieſen Namen vom Abmachen ihrer Schuppen: Denn die Schuppen abmachen oder abſchelfern iſt einerley.

Der Dorſch

iſt ebenfalls eine Art Kabliau, aber merklich kleiner, als der Schelfiſch. Er ſieht faſt ganz blau marmorirt aus, und hält ſich am häufigſten in der Oſtſee, aber auch in der Nordſee bey Norwegen auf. Sein Fleiſch iſt zärter, als des Schelfiſches ſeins, und wird in Butterſaucen verſpeiſt. In Lübeck, und noch beſſer in Travemünde weis man die Dorſche vortreflich zu kochen.

Auch die **Wittlinge**, die faſt ganz weis ausſehen, und im Nordmeer wohnen; und die **Quappen** oder **Truſchen**, die ſich nur in Flüſſen, Seen und Teichen aufhal-

ten, und ein ſehr gutes Fleiſch, und eine noch beſſere Leber haben, gehören zu den Kabliauen. Es giebt aber deren noch mehrere, die ihr in Zukunft kennen lernen könnt, wenn ihr wollt.

Der Rotzfiſch

oder Schleimfiſch iſt über und über mit einem rotzartigen Weſen umgeben, hält ſich in Sümpfen, Flüſſen und Meeren auf, und hat verſchiedene Farben und Größen. — Die ſogenannte Aalmutter iſt derjenige aalförmige Rotzfiſch, der ſich faſt in allen europaiſchen Meeren aufthält eine halbe Elle lang iſt, eine bräunlicht gelbe ſchwarz gefleckte Farbe, und einen Gröten ähnlichen Kopf hat, und alle Jahr über dreyhundert lebendige Jungen zur Welt bringt. (*)

In der dritten Ordnung lernen wir die Bruſtbäucher, oder diejenigen Fiſche kennen, die ihre Bauchfloßfedern gerade unter der Bruſt ſtehen haben, nämlich die Saugfiſche, die Stutzköpfe, die Barſen, die Knurhähne, die Seitenſchwimmer, die Klipfiſche, die Lippenfiſche, die Stachelbarſen, die Makrelen, die Rothbärte und die fliegenden Fiſche.

Der Saugfiſch

wohnt in den Indiſchen Meeren, iſt eine halbe, oder höchſtens eine Elle lang, hat einen ſonderbaren, mit nägel-

for-

(*) Sternſeher Vranoſcopus ſcaber. Petermännchen Trachinus draco. Kabliau oder Stockfiſch Gadus morrhua, Schelfiſch Gadus aegleſinus, Dorſch Gadus callarias. Rotzfiſch Blennius viviparus.

förmigen Runzeln beſetzten Kopf, und kann ſich damit, und mit ſeinem Munde an Schiffen ſo feſt anſaugen und andrücken, daß er ſich lieber todtſchlagen läßt, ehe er loslaſſen ſollte. Er ſaugt ſich nicht nur an Schiffen, ſondern auch an Dämmen und Pfälen feſt, und oft ſitzt er andern Fiſchen auf den Rücken.

Aber daß ein einziger Sauger ein groſſes Schiff in ſeinem Gange aufhalten könne, iſt eine Fabel. Ein kleines Fahrzeug mögen ihrer etliche wohl aufhalten, aber kein großes. Ein Schiff mag auch noch ſo geſchwind ſegeln, ſo bleiben die Sauger doch daran hängen.

Der Stutzkopf

oder Goldfiſch hat einen ſtumpfen und abhängigen Kopf, und ein Maul voll kleiner Zähne, eine ſehr lange Rückenfloßfeder, und eine gelbe glänzende Haut, iſt zwey bis dritthalb Ellen lang, und eine halbe Elle wenigſtens breit und dick, und wohnt bey Afrika im groſſen Weltmeer. Sein Fleiſch iſt fett, und ſchmeckt faſt wie Lachs. Man ſagt, dieſer Fiſch ſchwimme unter allen Fiſchen am geſchwindeſten, und ſey ſo gefräſſig, daß er nach einer Feder, welche die Schiffer zuweilen aus Spaß an eine Schnur binden, ſehr haſtig aus dem Waſſer heraus fahre, und darnach ſchnappe, in der Meinung, einen fliegenden Fiſch zu erhaſchen.

Der Knurhahn

oder Steinbicker wohnt in der Nordſee, iſt eine viertel Elle lang, und knurt und brumt, wenn er gefangen wird. Man fängt ihn an der Elbe und der Eider ſehr häufig, und iſt ihn mit Butter und Eſſig. — Steinböcker nennt man ihn deswegen, weil er ſich gern zwiſchen den Klippen, und andern ſteinichten Orten aufhält.

Derjenige Knurhahn, den man gewöhnlich den Kaulkopf nennt, weil ſein Kopf faſt größer iſt, als ſein ganzer übriger Körper, — und er iſt überhaupt nur eine Handbreit lang — wohnt in denjenigen europäiſchen Flüſſen, Bächen und Teichen, die einen ſteinichten oder ſandichten Boden haben. Denn er verſteckt ſich gern den Tag über unter Steinen, und kömmt nur des Nachts hervor. Und ſein Weibchen hat die Gewohnheit, daß es ſich eine Höhle macht, und ſeine Eyer hinein legt, und immer und ſo lang dabey bleibt und ſie bewacht, bis die Jungen ausgekrochen ſind, und eher ſtirbt oder verhungert, als daß es ſein Neſt und ſeine künftigen Kinder verlaſſen ſollte.

Der Seitenſchwimmer

Butte oder Scholle iſt ein breiter, und ganz platt gedrückter Fiſch, der oben grau und gelb gefleckt, und unten weiß ausſieht, und das einzige Thier in der Welt iſt, das ſeine beyden Augen auf einer Seite des Kopfes beyſammen ſtehen hat, und nicht gerade auf dem flachen Bau-

che,

che, ſondern ſchief auf einer Seite ſchwimmt. Auch ſeine beyden Naſenlöcher ſitzen ſchief und ſeitwärts.

Die Schollen oder Butten ſchwimmen alſo immer ſchief, entweder halb links, oder halb rechts, je nachdem ſie ihre Augen links oder rechts ſtehen haben. Denn einige haben ſie auf der rechten Seite, andere auf der linken. — Es giebt kleine und große Seitenſchwimmer. Die kleinſten ſind wenigſtens eine viertel Elle lang; und die größten ſind ſo groß, als ein Kalb. Sie halten ſich theils in Flüſſen, theils in Meeren auf. Man kann ſie eſſen. Sie ſchmecken ſo ziemlich. — Einige Seitenſchwimmer nennt man Plateis; andere Flünder; und noch andere Steinbutten.

Der Klippenfiſch

hält ſich nur allein in den Amerikaniſchen und Oſtindiſchen Gewäſſern bey Klippen auf, hat allerhand ſchöne Farben, und ein Maul, das vorwärts gleichſam in eine Schnauze verlängert iſt. Es giebt über zwanzig verſchiedene Arten von Klippenfiſchen, die alle ganz ſonderbar gebildet ſind: Einige haben Stacheln an dem Maul, andere an den Augen, und noch andere an den Lippen. Wir wollen davon zwo Arten, den Rüſſelfiſch, und den Engelfiſch merken.

Rüſſelfiſch wird vorzüglich deswegen ein gewiſſer Klippenfiſch genannt, weil er einen langen beinichten, und gleichſam ſchnabelförmigen Rüſſel mit einer kleinen Oefnung hat. Er lebt von Inſekten, die über dem Waſſer herum ſchweben. Und dieſe fängt er ſo: Er ſtreckt

ſeinen Rüſſel aus dem Waſſer hervor, und begießt die Inſekten ſo mit Waſſer, daß ſie herabfallen, und ihm zur Speiſe dienen müſſen. Er hält ſich in Oſtindien auf.

Der ſogenannte Engelfiſch iſt ſowohl am vordern Theil des Rückens, als auch am hintern Theil des Bauchs mit drey ſcharfen ſpitzigen blauen Stacheln verſehen. Auch ſein Kopf iſt mit vielen kleinen Stacheln beſetzt. Seine Rücken- und Bauchfloſſen, die faſt wie ſichelförmige Flügel ausſehen, und den Namen Engelfiſch veranlaßt haben, ſind in der Mitten blau, und an der Spitze orangenfarbig. Auch ſein Schwänzchen iſt orangenfarbig. Seine Schuppen aber ſind dunkelgrün und rund. Und der ganze Fiſch iſt ſo groß, als eine große Walnus. Siehe Tafel 14 Figur 53.

Der Lippenfiſch

hat ſeinen Namen von den dicken Lippen, die ſeine Zähne decken. Er iſt der ſchönſte europäiſche Fiſch, und hat faſt alle Farben eines Regenbogen, denn er hat grüne, rothe, und ſchwarze Streife und Flecken. Und eben deswegen wird auch der ſchönſte Lippenfiſch Meerjunker genannt.

Der Bars

iſt ein kleiner ſchmackhafter Fiſch, der ſich faſt in allen europäiſchen Flüſſen und Gewäſſern aufhält, ſchnell ſchwimmt, ſtachlichte Finnen hat, und faſt nichts als junge Fiſchgen frißt. Doch frißt er auch gern Regenwürmer,

geronnen Blut, und Leber und Lunge von Ochſen und Kühen. Steckt man einen Regenwurm, oder ein Stückchen Lunge an einen Angel, und läßt ihn an einem Bindfaden ins Waſſer ſinken, ſo kann man den Bars herlocken und fangen. — Es giebt vielerley Arten von Barſen, Flußbarſe, Sandbarſe, Kaulbarſe ꝛc.

Der Stachelbars

hat auf dem Rücken und am Bauch Stacheln, kömmt aber ſonſt dem vorhergehenden Bars an Größe und Farbe faſt ganz gleich. Einer von ſeinen Kameraden kann ſich mit ſeinen überaus langen Bruſtfloſſen aus dem Waſſer erheben, und etwas fliegen, aber lange nicht ſo hoch und weit, als der rechte fliegende Fiſch.

Die Makrele

hat einen runden, dicken und fetten Körper, und am Maul kleine, aber ſo ſcharfe und ſpitzige Raubzähne, daß ſie viel größere Fiſche, als ſie iſt, ja oft ſogar Menſchen anfällt, und tödtlich verwundet. Es giebt Makrelen, die eine halbe Elle; aber auch welche, die vier bis fünf Ellen lang, und über zween Zentner ſchwer ſind.

Der ſogenannte Thunfiſch iſt die größte Makrele. Er hält ſich in der Nordſee auf, und ſchwimmt in Geſellſchaft von etlich tauſenden Gliederweiſe wie ein Regiment Soldaten. Man zerhackt ſie theils in Stücke, und ſalzt ſie ein, und giebt ſie Tonnenvoll weis auf die Schiffe; theils ſchneidet man ſie in dünne Riemen, ſalzt ſie ein, und

verſchickt ſie in kleinen Tönnchen nach Konſtantinopel, wo ſie faſt ſo hoch geſchätzt werden, als bey uns und in Frankreich die Sardellen.

Der Rothbart

oder die Meerbarbe wohnt im Mittelländiſchen Meer, und wird höchſtens zwey Pfund ſchwer. Wenn er todt und abgeſchuppt iſt, iſt er ganz roth. Die Italiener eſſen ihn ſehr gern. Auch die alten Römer hielten viel auf dieſen Fiſch, und gaben ſo viel Silber für einen, als er ſchwer war. Die ſogenannten Brachſene ſchätzten die alten Römer ebenfals ſehr hoch.

Der fliegende Fiſch

oder große Flieger hat ausnehmend große Bruſtfloßfedern, mit deren Hülfe er ziemlich weit über dem Waſſer wegſchleudern kann. Allein dies kann er nur ſo lang, als dieſe Floßfädern naß ſind. Dann ſobald ſie trocken geworden ſind, fällt er wieder ins Waſſer. Er kann aber doch, wenn er will und muß, ſo gleich wieder davon fliegen. Gern und freywillig fliegt er nie fort, ſondern nur alsdann, wenn er von andern Fiſchen, die ſeine Feinde ſind, gejagt und verfolgt wird.

Man ſieht im Mittelländiſchen Meer ſowohl, als auch in Oſtindien und Sina nud Amerika, und beym Vorgebirg der guten Hofnung, oft etliche hundert Stück auf einmal aus dem Waſſer ſteigen, und eine Zeitlang hin und her ſchleudern, und denn wieder niederſtürzen. Viele

wer-

werden dabey auch von Raubvögeln und von Menſchen erhaſcht, denn ſie fallen oft auf die Schiffe herunter. Es haben dieſe armen Thiere alſo ihre Feinde im Waſſer und in der Luft. Ihr Körper iſt gewöhnlich drey Viertel Ellen lang; und ihre Bruſtfloſſe beynahe eine Viertel Elle breit. (*)

Es giebt etliche Sorten von fliegenden Fiſchen. Der unſrige, der auf der 5ten Tafel Figur 40 abgebildet iſt, gehört zum Geſchlecht der Seehahnen, die einen dicken gepanzerten Kopf, und an der Bruſt drey fingerartige Fortſätze haben. Es gehören dazu der Panzerhahn, der einen ſchildförmigen Körper, und eine gabelförmige Schnauze hat; der Kirhahn, der ſich bey England aufhält, und wie eine Taube kirret, wenn er gefangen wird; der Seekukuk, welcher wie der Vogel Kukuk ruft; der Meerleuchte, der des Nachts aus ſeinem offenen hochrothen Munde, wie ein Licht leuchtet. Unſer großer Flieger iſt der größte Seehahn, und überhaupt auch unter allen fliegenden Fiſchen der größte der beſte Flieger.

(*) Saugfiſch Echeneis remora. Stutzkopf oder Goldfiſch Coryphena hippurus, Knurhahn Cottus cataphractus, Kaulkopf Cottus gobio. Seitenſchwimmer oder Butte Pleuronectes, Scholle oder Plateis Pleuronectes plateſſa. Klippelfiſch Chaetodon, Rüſſelfiſch Chaetodon roſtratus, Engelfiſch Chaetodon acaurana. Lippenfiſch Labrus. Bars Perca. Stachelbars Gaſteroſteus. Makrele Scomber, Thunfiſch Scomber thynnus. Rothbart oder Meerbarbe Mullus barbatus. Fliegender Fiſch Trigla volitans.

In der vierten Ordnung erſcheinen endlich die Bruſt-floſſer, oder diejenigen Fiſche, deren Bauchfloßfedern nicht, wie bey der vorigen Ordnung, an der Bruſt, ſondern wirklich am Bauche ſelbſt ſitzen, als die Schmerlinge, die Welſe, die Lachſe, die Hechte, die Häringe und die Karpfen.

Der Schmerling

oder die Bartgrundel iſt ein bekanntes kleines Fiſchgen, das man bey uns faſt den ganzen Frühling über häufig fängt, und in Butter gebacken gern ißt. Er ſieht ſchmuzig gelb aus, und iſt ſehr ſchlüpfrig. — Der ſogenannte Prizker oder Wetterfiſch iſt auch ein Schmerling, und wohnt in moraſtigen Boden, und knurt zuweilen, wie der Knurhahn, eine halbe Stunde in einem fort. Wenn man ihn in ein Glas ſetzt, worin Waſſer und etwas Sand iſt, ſo zeigt er die Veränderung des Wetters faſt eben ſo gut an, als der Laubfroſch.

Der Wels

iſt der größte Flußfiſch in Europa, denn er iſt gewöhnlich ſechs bis acht Ellen lang, und hundert und zwanzig bis hundert und fünfzig Pfund ſchwer. Auf einem Wagen muß man ſie wegführen, wenn man einen gefangen hat. Er hält ſich in der Donau, Weichſel, Elbe und Rhein auf, und frißt Fiſche und Waſſervögel, und andere Thiere, die er erwiſchen kann. Selbſt Menſchenfleiſch liebt er. Man ißt ihn.

Der Lachs

oder Salm iſt ein bekannter und beliebter Fiſch, der friſch, geſalzen und geräuchert gegeſſen wird. Er hält ſich faſt in allen europäiſchen Meeren auf, geht aber zur Laichzeit gewöhnlich in die Flüſſe, und zwar in den Rhein, in die Elbe, und in die Weſer, iſt ziemlich groß, und oft fünfzig Pfund ſchwer. Man ſpaltet ihn gewöhnlich der Länge nach in zween Theile, und verſchickt ihn ſo in hölzernen Futteralen friſch, geſalzen und geräuchert. Sein Fleiſch iſt zart und fett, und ſieht friſch röthlicht weiß, geſalzen und geräuchert aber faſt ganz blutroth aus. Die Engländer und Holländer fangen und verkauffen die mehrſten Lachſe.

Noch eins vom Lachs: In den Flüſſen kömmt er trupweis, und in folgendem Zuge an: Voran ſchwimmt ein groſſer alter Lachs als Stabsoffizier; darauf folgen, ohngefähr eine Elle weit hinter ihm, zween andere im erſten Glied; im zweyten Glied kommen drey; im dritten vier; und im vierten fünf; und ſo gehts immer weiter, bis ſie keinen Platz mehr neben einander haben. Fünfzig ſieht man zuweilen in einem Gliede neben einander ſchwimmen.

Die ſogenannte Lachsforell, die gemeine Forelle, die Bergforelle, den Stint, den Gangfiſch und die Aeſche zählt man auch zum Salmgeſchlecht.

Die Lachsforelle hat um ihre ſchwarze Augen braune Flecken, wohnt immer in den Flüſſen, und wird höchſtens

ſtens fünfzehn Pfund ſchwer. Uebrigens ſieht ſie faſt eben ſo aus, wie der Lachs, und ſchmeckt auch faſt eben ſo. Ihr Fleiſch iſt roth.

Die gemeine Forelle hat viele ſchwarze und rothe Flecken am Leibe, liebt helle ſteinigte Gewäſſer, und am liebſten Weiher, Seen und Teiche, die mit Bäumen und Gebüſchen umgeben ſind. Es giebt fünfzig Pfund ſchwere Forellen, aber auch welche, die kaum eine Spanne lang ſind. Man hält die Forellen für die beſten Flußfiſche.

Die Bergforelle oder rothe Forelle hält ſich erſtaunlich häufig in den Gewäſſern von Lapland auf, iſt eine halbe Elle lang, frißt Mücken und andere Waſſerinſekten, und hat ein rothes Fleiſch; und dient vorzüglich den ſchwediſchen Lappen nebſt ihren Rennthieren zur Nahrung.

Der Stint iſt ein Finger langer Fiſch, und ſcheint wegen ſeiner glänzenden Silberfarbe, die bey Nacht ſtark leuchtet, über und über durchſichtig zu ſeyn. Er wird in den Mündungen der Flüſſe von Schweden, England, Frankreich und Holland in ſo groſſer Menge gefangen, daß man auf den dortigen Fiſchmärkten ganze Haufen davon aufſchüttet, und ſie Körbevollweis verkauft.

Der Gangfiſch hält ſich in der Nordſee, und im Genfer- und Bodenſee erſtaunlich häufig auf. Man ſalzt ihn ganz und geſpalten Tonnenvoll ein. Aber auch geräuchert werden ſie Tönnchenvollweis verkauft und verſchickt.

Die

Die Aeſche riecht ſehr ſtark nach Thimian, und wird an den Seeküſten von Europa, und in den meiſten Flüſſen gefangen, und als ein wohlſchmeckender Fiſch häufig verſpeiſt.

Der Hecht

oder Waſſerwolf iſt ein entſetzlicher Räuber; er raubt und frißt allen andern Fiſchen ihre junge Brut weg. Er wohnt faſt in allen Gewäſſern von Europa, und wird zuweilen auf dreyßig Pfund ſchwer. — Auf der 5ten Tafel Figur 42 iſt ein Hecht abgebildet.

Der Tabackspfeifenfiſch

iſt gewöhnlich eine halbe Elle, doch zuweilen auch anderthalb Ellen lang, und nur zween Finger dick, und ohne Schuppen. Er wohnt in beyden Indien. Auf der 14ten Tafel Figur 46 iſt er abgebildet.

Der Häring

wohnt im äusserſten Norden, im Eismeer unter dem Eis, wohin Niemand ohne Lebensgefahr kommen kann. Die gierigen Menſchen müßten es alſo bleiben laſſen, Häringe zu fangen und zu eſſen, wenn es nicht der weiſe Gott ſo veranſtaltet hätte, daß viele Millionen von ihnen, wegen Mangel an Nahrung, von freyen Stücken ihr Vaterland verlieſſen, in fremde Gegenden, von einem Meer ins andere zögen, und alſo den Menſchen bis dahin

ent-

entgegen kämen, wo ſie mit mehr als zehn tauſend Schiffen auf ſie lauern.

Und wo laurt man auf ſie? bey Norwegen, Grönland, Island, Schotland, England und Irland, und in der ganzen Nord- und Oſtſee. Im May kommen ſie unter dem Eis hervor, und ſchwimmen ſo dicht und häufig beyſammen, daß ſie einander über die Oberfläche des Waſſers hinaus drücken, und man ſie alſo ſchon von Ferne kommen ſehen kann.

Warum ſchwimmen ſie denn ſo dicht bey einander? Platz ſollten ſie doch wohl im Nordmeer genug haben? O ja! An Platz fehlt es ihnen nicht. Aus Furcht für ihren Feinden und Verfolgern dringen ſie ſich ſo ſehr zuſammen. Denn die Wallfiſche, Seehunde und Stockfiſche, und viele andere Fiſche jagen, ſo bald ſie unter dem Eis hervorkommen, hinter ihnen drein, und freſſen ihrer viele tauſend auf. Wie viel Häringe mag nur der dicke Wallfiſch alle Tage zu jeder Mahlzeit brauchen, bis er ſatt iſt?

Diejenigen Häringe aber, die auf ihrer Reiſe glücklich durchkommen, eilen gegen den Auguſt wieder nach Hauſe ins Eismeer, und kommen künftiges Jahr mit ihren Kindern und Vettern wieder in dieſe Gegenden.

Den Grönländern und Isländern, den Schotten und Irländern, den Norwegen, Schweden, Dänen und Preuſſen ſchwimmen die Häringe alſo gleichſam vor der Thür vorbey, und ſie können alſo, ohne weite Reiſen

zu

zu thun, faſt an ihren Ufern, ſo viel fangen, als ſie wollen.

Die Holländer aber ſchiffen ihnen alle Jahr bis zu den Shetländiſchen Inſeln, wo ſie noch ſehr häufig, und recht fett ſind, — denn je weiter und je länger der Häring herum ſchwimmt, deſto magrer wird er, — mit zwey oder drey hundert Schiffen entgegen, und bringen, wenn ſie im Fangen glücklich geweſen ſind, gewöhnlich zwey bis drey Millionen Tonnen voll eingeſalzene Häringe mit nach Hauſe zurück.

Höret einmal, wie die Holländer ihre Häringe fangen und einſalzen: Im Monat Juny, in der erſten Nacht nach dem Johannis Tag, Nachts um zwölf Uhr, werfen ſie ihre Netze aus. Sobald ſie einen Fang gethan haben, ziehen ſie die Netze an ſich, nehmen die Häringe heraus, ſchneiden ihnen den Bauch auf, nehmen alle Eingeweide, bis auf die Milch und die Rogen heraus, und waſchen ſie aus; und nun ſalzen ſie ſolche Tonnen voll ein, führen ſie nach Hauſe, und ſchicken ſie von da aus ſodenn faſt in alle Theile der Welt. Die Häringe mit der Milch nennt man Milcher; und die mit den Eyern Roger.

Man ißt die Häringe gewöhnlich friſch aus dem Salz, häufig aber auch geräuchert. Häringe fängt man ſchon ſeit dem Jahr 1163; das Einſalzen derſelben aber iſt erſt ſeit dem Jahr 1416 Mode. Ein Holländer, mit Namen Beukelszoon lehrte damals ſeine Landsleute, wie ſie die Häringe ausweiden und einſalzen müßten. Man nannte daher ſeit der Zeit, ihm zu Gefallen, das Einſalzen

Ein-

Einböckeln; und jedes eingeſalzene Fleiſch Böckelfleiſch; und die geräucherten Häringe Böcklinge.

Nur allein in Holland leben über zwanzig tauſend Familien von dieſer einzigen Sorte von Fiſchen; und ſonſt lebten viel mehrere davon. Denn ehedem giengen wohl fünfzehn hundert holländiſche Buiſen oder Fiſcherſchiffe auf den Häringfang aus. Itzt aber ſind ſie zufrieden, wenn ſie zwey bis dreyhundert auf denſelben ausſchicken können. Diejenigen Schiffe, welche die gefangenen Häringe ſogleich nach Hauſe bringen, heiſſen Jäger oder Poſtſchiffe. Nun ſtellt euch einmal vor, wie viel ſich Menſchen überhaupt und an allen Orten, wo es Häringe giebt, davon nähren mögen? — Auf der 13ten Tafel Figur 4 iſt ein Häring abgebildet.

Die Sardellen oder Alſen gehören auch mit zum Häringsgeſchlecht. Sie ſind kleine, kaum Fingerlange Fiſchgen, und halten ſich vorzüglich häufig im Mittelländiſchen Meer auf. Die Franzoſen fangen von ihnen alle Jahr in den Monaten May Juny und July etliche Millionen, legen ſie mit Salz in Töpfe und kleine Tönnchen, und verkaufen und verſchicken ſie faſt in die ganze Welt. Man ißt ſie ſtatt eines Salats, mit Oel, Eſſig and Pfeffer. Es giebt zuweilen auch Sardellen, die ſo groß und fett, als ein Häring ſind.

Der Karpfe

oder Karpe iſt ein bekannter dicker Fiſch, der ſich faſt in allen Gewäſſern findet, und häufig verſpeiſt wird. Es

giebt

giebt zuweilen Karpfen, die zwo Ellen lang ſind, und vierzehn bis achtzehn Pfund wägen. — Auf der 5ten Tafel Figur 38 iſt ein Karpfe abgebildet.

Auch die Barbe, die am Maul einen Bart hat; der Gründling, der gewöhnlich nur einen Finger lang iſt; die Schleihe, die ſich in ſtillſtehenden oder ſachte flieſſenden Waſſern aufhält, und oft ſieben bis acht Pfund ſchwer wird; die Karauſche, die kleiner als der Karpfe iſt, und ihn doch gewöhnlich ſammt ſeiner Brut auffrißt; das Sineſiſche Goldfiſchgen, das höchſtens eine viertel Elle lang wird, und roth wie glühend Eiſen, oder glänzend gelb, wie Gold ausſieht, und gewöhnlich in Sina zu Hauſe iſt, und bey uns in Weihern und Gläſern zum Vergnügen gefüttert wird, und Brod und kleine Fiſchgen, auch Fliegen und Regenwürmer frißt; der Weißfiſch, der der wohlfeilſte Fiſch iſt; und der Spirling, der der kleinſte unter allen Fiſchgen iſt, gehören in das Geſchlecht der Karpfen. (*)

Ey warum haben Sie wohl in dem Artikel von den Fiſchen, nicht auch was von den Neunaugen, und von den Sägefiſchen geſagt? Sind ſie denn etwa keine Fiſche?

Nein,

(*) Schmerling Cobitis barbatula, Wetterfiſch Cobitis foſſilis, Wels Silurus glanis, Lachs oder Salm Salmo ſalar, Forelle Salmo ſario, Gangfiſch Salmo lavaretus. Tabakspfeifenfiſch Fiſtularia tabacaria, Hecht Eſox lucius. Häring Haringus. Karpfe Cyprinus carpio, Barbe Cyprinus barbus, Weißfiſch Cyprinus alburnus.

Nein, ſie ſind beyde keine Fiſche, ſondern Amphibien, und davon reden wir itzt eben.

Amphibien

nennt man diejenigen Thiere, die ein Herz mit einer einzigen Kammer, und einem einzigen Herzohr, und rothes kaltes Blut haben, und durch Hülfe ihrer Lungen Athem hohlen; theils nur im Waſſer wohnen, wie die Neunaugen; theils ſich nur auf der Erde im Trockenen aufhalten wie die Eidexen; oder gar in beyden zugleich, bald im Waſſer, bald auf der Erde leben können, wie die Fröſche; Gras und Fliegen, Fiſche und andere Thiere freſſen: und theils Eyer legen, theils lebendige Jungen zur Welt bringen.

Faſt alle Amphibien haben was Trauriges und Widriges, und zum Theil auch was Fürchterliches und Schauderndes in ihrem Geſichte, und ein ſehr zähes Leben. Ein Krokodil kann zwey Jahr; und eine Schlange gar fünf Jahr hungern.

Man muß bey den Amphibien behutſam ſeyn, und nicht allzu vertraut mit ihnen umgehen, weil viele von ihnen den Menſchen ſchädlich ſind. Sie haben meiſt alle eine unangenehme Farbe, und viele riechen auch übel. Ihre Haut iſt kahl, ſchleimig und kalt; ihre Stimme heiſcher; ihr Geſicht heimtückiſch; ihr Gang oder ihre Bewegung träge; ihr Gerippe knorpelartig; und ein groſſer Theil von ihnen giftig, oder ſonſt den Menſchen gefähr-

lich.

lich. Es iſt alſo nützlich und nöthig, ſie genau zu kennen, damit man ſich vor ihnen in acht nehmen kann.

Einige Amphibien legen alle Jahr ihre Haut ab, wie die Schlangen; andere leiden gar eine Verwandlung, und bekommen erſt bey reiferm Alter gewiſſe Glieder, die ſie vorher nicht hatten, wie die Fröſche, die erſt nur wie geſchwänzte Kügelchen ausſehen; und leben zwey, zehn bis dreyßig, und wohl noch mehrere Jahre, und dienen zum Theil auch den Menſchen zur Nahrung. Denn die Schildkröten, Neunaugen, Hauſen, Störe und Sägefiſche, wie auch die Schenkel der Fröſche kann man eſſen; und hie und da ißt man auch einige Schlangen ſtatt der Aale.

Die Neunaugen, Hauſen, Sägefiſche, Rochen und Haifiſche machen gleichſam den Uebergang von den Fiſchen zu den Amphibien; denn ſie haben keine Füſſe; wie ihre Kameraden, die Kröten und Eidexen; ſondern Floßfedern und ſchwimmen immer im Waſſer herum, ſehen aber etwas anders aus als die Fiſche.

Und eben deswegen, weil einige Amphibien Füſſe haben, wie die Fröſche; andere nicht, wie die Schlangen; und noch andere mit Floſſen verſehen ſind, und im Waſſer hermſchwimmen, ſo wollen wir ſie in drey Ordnungen eintheilen. In der 1ſten Ordnung ſollen die Schwimmenden; in der 2ten die Schleichenden; in der 3ten die Kriechenden Amphibien ſtehen. (*)

(*) Amphibien Amphibia. In der 1ſten Ordnung ſtehen die Nantes oder Schwimmenden; in der 2ten die Serpentes

In unſrer erſten Ordnung kommen alſo die Schwimmenden, oder diejenigen Amphibien vor, die Floßfedern haben, mit deren Hülfe ſie, wie die Fiſche, im Waſſer herumſchwimmen können; und dies ſind die Neunaugen, die Haifiſche, die Rochen, die Störe und die Nadelfiſche. ꝛc.

Die Neunaugen.

oder Pricken ſind lange dünne Thierchen, die ſich faſt in allen Flüſſen von Deutſchland, Preußen, Pohlen und Rußland aufhalten, gewöhnlich von Martini bis Oſtern gefangen, und theils friſch, theils geröſtet und mit Eſſig und Lorbeerblättern eingemacht, weit und breit verſchickt, und verſpeiſt werden.

Sie ſind ſelten über eine halbe Elle lang, und höchſtens zween Finger dick, haben keine Schuppen, und nur zwey Augen, ob man ſie gleich Neunaugen nennt. Denn die ſieben Oeffnungen an ihrem Halſe ſind keine Augen, ſondern Luftlöcher zum Athemholen.

Oben auf dem Kopfe haben ſie ein Spritzloch oder eine Röhre, durch die ſie das Waſſer einſaugen, und es hernach ſeitwärts aus den Luftlöchern wieder ausſpritzen. Vielleicht thun ſie es aber auch umgekehrt.

Am Rande des Mauls haben die Neunaugen eine Menge kleine Zähnchen, mit denen ſie ſich an Steine feſt anſaugen können. Man nennt ſie deswegen auch Steinſauger.

Die

---

tes oder die Schleichenden; Und in der 3ten die Reptiles oder die kriechenden Amphibien.

Die Lampreten ſind auch Pricken, aber merklich gröſſere, als die Neunaugen, und halten ſich gewöhnlich nur in der Nordſee, und im Mittelländiſchen Meer auf. man ißt ſie auch friſch und geröſtet, wie die Neunaugen.

Die Haifiſche

ſind diejenigen verrufenen Fiſche, die Menſchen und Thiere mörderlich anfallen und verſchlingen. Sie ziehen deswegen immer den Schiffen nach, und erhaſchen und freſſen alles, was aus denſelben hinausfält, oder hinaus geworfen wird, es ſeyen nun Menſchen oder Pferde, Hunde oder Katzen, Schaafe oder Kälber, Unrath oder alte Kleider und Lumpen: Alles muß in ihren fürchterlichen Magen marſchieren.

Sie halten ſich im Nordmeer und im Mittelländiſchen Meer auf, haben länglicht runde Körper, dicke Köpfe, und entſetzlich groſſe Rachen, und bringen lebendige Jungen zur Welt. Ihr Fleiſch iſt trocken und hart, ihre Leber giebt Tran, und aus ihrer Haut macht man den beſten kleinkörnichten Chagrin.

Es giebt kleine und groſſe Haifiſche, ſo kleine, als ein Kalb; aber auch welche von der gröſze eines Ochſen, oder gar eines kleinen Wallfiſches.

Der Sägefiſch iſt ein Haifiſch, der im Nordmeer, oben bey Island, Spitzbergen und Grönland wohnt, fünf bis acht Ellen lang, und eine Elle dick iſt, und am Kopf eine knochenartige Waffe hat, die zwo bis drey Ellen lang, und faſt eine viertel Elle breit, und auf beyden

Seiten mit ſtarken ſpitzigen Zähnen beſetzt iſt, und völlig wie eine zweyſchneidige Säge ausſieht, und ihm zur Erhaſchung ſeines Fraſſes, und zur Vertheidigung gegen ſeine Feinde dient. (*) Er frißt Fiſche und allerhand Seepflanzen.

Seine ſchlimſten Feinde ſind die Wallfiſche. Er laurt auf ſie, und ſie auf ihn. Wenn er einen Wallfiſch belauſchen kann, ſo ſägt er ihm ein Stück Speck aus dem Leib, das zwar dies groſſe Ungeheuer nicht gleich, wohl aber nach und nach, tödtet.

Kommen aber etliche Sägefiſche zugleich über einen Wallfiſch her, ſo zerſtümmeln ſie ihn in etlichen Stunden ſo ſehr, daß er ſterben, und ihnen zur Beute werden muß. Und nun ſchlitzen ſie ihm den Bauch auf, kriechen hinein, und freſſen ſeine Zunge, die lauter Speck iſt, auf. Das Fleiſch aber freſſen ſie nicht, ſondern laſſen es den weiſſen Bären, die ſchon in der Nähe drauf lauren. — Auf unſrer 13ten Tafel Figur 23 iſt ein Sägefiſch abgebildet.

Der Menſchenfreſſer iſt aber wohl der gröſte und fürchterlichſte Haifiſch. Er iſt zehn bis zwölf Ellen lang, und

(*) Ich beſitze zwo ſolche Sägen; eine kleine, und eine groſſe. Die kleine iſt 8 Zoll lang, und ein bis 2 Zoll breit, und hat, auf der einen Seite 24, auf der andern aber 26 kleine knöcherne Zähne. — Die groſſe Säge hingegen iſt 4 Schuh und 7 Zoll lang, und 3 bis 7 Zoll breit, hat auf jeder Seite 24 zween Zoll lange Zähne, und wiegt 4 Pfund.

und vier bis fünf Ellen dick, und hat einen ſo breiten Rachen, daß er einen Menſchen auf einmal völlig ganz verſchlingen kann. Ganze Pferde fand man ſchon oft in ſeinem Magen. Und daß er auch Menſchen anfalle und verſchlinge, lehrt folgende wunderbare Geſchichte:

„ Im Jahr 1758 fiel ein Matros unglücklicher Wei-
„ ſe von einem Schiff ins Mittelländiſche Meer. Kaum
„ lag er im Waſſer, ſo kam ein ſolcher Menſchenfreſſer
„ herbey, und nahm den um Hülfe ſchreyenden Unglück-
„ lichen in ſeinen weiten Rachen, und verſchlang ihn.
„ Kaum aber hatte er den armen Mann im Leibe, ſo
„ ſchoß der Schiffskapitain eine Kanone auf ihn los, und
„ traf ihn zum Glück ſo dicht, daß er den Matroſen plötz-
„ lich wieder lebendig ausſpie, und man ihn beynahe ganz
„ unverletzt auffiſchte, und aufs Schif brachte. Den
„ groſſen Freſſer aber machte man ſogleich ganz todt,
„ und hieng ihn oben auf den Schiffe auf. Der Kapi-
„ tain ſchenkte dem geretteten Matroſen dies Ungeheuer,
„ das zehn Ellen lang, und vier Ellen breit, und 3224
„ Pfund ſchwer war. Dieſer zog mit ihm herum, und
„ ließ es für Geld ſehen. Er war auch in Teutſchland
„ mit ihm. „ (*)

Der Menſchenfreſſer hält ſich im Mittelländiſchen Meer auf, und kann alſo gar wohl ehedem den Propheten

(*) Dieſe Geſchichte erzählt der ſeelige Profeſſor Müller in ſeiner Ueberſetzung des Linneiſchen Naturſyſtems, Theil 3 Seite 268 und 269. — Die Holländer nennen dieſen Haifiſch Jonas Haay.

Jona verſchlungen haben. Oder war jenes Meerungeheuer ein Potfiſch oder Kaſchelot, der zu der Familie der Wallfiſche gehört? Ich zweifle. Unten bey der Wallfiſchgeſchichte will ich euch noch mehr davon erzählen.

Im Rachen hat der Menſchenfreſſer ſechsfache Reihen dreyeckichte bewegliche Zähne hinter einander, von denen er ſo viel in die Höhe heben kann, als er zum Anpacken ſeines Raubes nöthig hat. Man findet dieſe Zähne auf der Inſel Malta und an vielen andern Orten verſteinert, und nennt ſie Gloſſopetren. Auf der 14ten Tafel Figur 49 iſt ein Menſchenfreſſer abgebildet.

Die Rochen

ſind breite platte Thiere, die ſich in der Nordſee und im Mittelländiſchen Meer aufhalten, und häufig gefangen und verſpeiſt werden. Sie haben unten am Halſe fünf Luftlöcher zum Athemhohlen, und ihr Mund ſteht an der untern Seite unter dem Kopfe. Es giebt Rochen, die nur eine Spanne lang, aber auch welche, die zwo bis drey Ellen lang, und gegen zwey hundert Pfund ſchwer ſind.

Die Rocheneyer haben eine ſchwarzbraune hornichte Taſche oder Schaale, mit vier langen Spitzen an den Ecken, und ſehen faſt wie Mäuſe aus. Man nennt ſie deswegen auch wirklich Seemäuſe.

Der merkwürdigſte Roche iſt wohl unſtreitig der Zitterfiſch oder Krampffiſch, der alles was ſich ihm nähert, mit ſeiner elektriſchen Schnellkraft erſchüttert, und von ſich ſtößt. Auch wenn man ihn auſſerhalb dem Waſſer

an=

anrührt, empfindet man durch den ganzen Leib einen heftigen Schlag. Auf der 14ten Tafel Figur 2 iſt einer abgebildet.

Die Störe

ſind zwo bis zehn Ellen lang, und drey bis vier Ellen dick, und oft über zwölf hundert Pfund ſchwer, und halten ſich in der Oſt- und Nordſee, und in der Donau, Elbe, Weichſel und Wolga auf. Man ißt ihr Fleiſch, und zum Theil auch ihre Eyer. Nur die Eyer der Störe und der Hauſen ißt man.

Dieſe Linſengroße Eyer oder Rogen werden gewaſchen, und mit Salz, Pfeffer und Zweifeln eingemacht, und unter dem Namen Kaviar verkauft. Dieſer Kaviar ſieht grün aus, und wird, wie die Butter, aufs Brod geſtrichen und gegeſſen, um ſich dadurch einen guten Magen, und größern Appetit zum Eſſen zu machen.

Die Hauſen ſind aber auch, außer ihren Eyern, noch deswegen merkwürdig, weil man aus ihren Häuten und Schwänzen, Floſſen, Eingeweiden und Blaſen die ſogenannte Hauſenblaſe oder den Fiſchleim macht, womit man Holz und Glas, und viele andere Dinge zuſammen leimen kann. Alle dieſe Dinge werden in kleine Stücke geſchnitten, und zu einem Brey gekocht, hernach in dünne Blätter geſtrichen, trocken gemacht, zuſammengerollt, und nun in alle Gegenden der Welt verſchickt. Die Ruſſen machen die meiſte und beſte Hauſenblaſe.

Die Beinfiſche

haben eine ſehr harte lederartige Haut, und in jedem Kiefer zehn ſtumpfe rundlichte Zähne, und länglichte Luftlöcher. Es giebt neun Arten von Beinfiſchen, die ſich alle in den Indiſchen Meeren aufhalten, und ihre Beynamen von ihrer äußerlichen Geſtalt haben. Unſer Beinfiſch auf der 14 Tafel Figur 47 heißt **Vierhorn.**

Die Igelfiſche

ſind am ganzen Leibe, wie die Igel, mit ſpitzigen beweglichen Stacheln beſetzt, haben zween ungetheilte knorpelichte Kiefer ſtatt der Zähne, und wohnen beym Vorgebirg der guten Hofnung, und in Nordamerika. — Es giebt zwo Arten von Igelfiſchen: Die eine davon nennt man Stachelfiſche, und die andere Kugelfiſche.

Die Stachelfiſche ſind länglicht rund, und faſt eben ſo groß, als ein Igel. Siehe Tafel 14 Figur 51.

Die Kugelfiſche ſind faſt ganz kugelrund, und ohngefähr ſo groß, als ein großer lederner Spielball. Auf der 14ten Tafel Figur 48 iſt ein Kugelfiſch ohne Stacheln abgebildet.

Die Hornfiſche

haben einen plattgedrückten Kopf, acht Zähne in jedem Kiefer, und oberhalb den Bruſtfloſſen lange, in einem unbedeckten Ritze ſtehende Luftlöcher, und eine pergamentähnliche mit Schuppen bedeckte Haut. — Es giebt acht Arten von

Hornfiſchen, die alle ihre Beynamen von hornartigen Auswüchſen haben, und im großen Weltmeer zwiſchen Afrika und Amerika wohnen.

Der ſogenannte Naſenrümpfer iſt einer der merkwürdigſten Hornfiſche. Er kann ſeine Naſe und obere Lefze ſo zurückziehen, daß man die Zähne in ſeinem obern Kiefer weit bloß ſehen kann. Seine erſte Rückenfloſſe iſt ſtralicht, und wie ein Horn geſtaltet. Auf der 14ten Tafel Figur 50 iſt ein Naſenrümpfer abgebildet.

Die Nadelfiſche

ſind lange dünne Thierchen, die ſich in der Oſt- und Nordſee, und im Mittelländiſchen Meer aufhalten, und gröſtentheils lebendige Jungen zur Welt bringen. Man ißt ſie nicht.

Die Meernadel iſt eine halbe Elle, oder höchſtens dreyviertel Ellen lang, und kaum Fingers dick.

Das Seepferdchen iſt ein allerliebſtes kleines Fingerlanges Thierchen, das lebendig ganz gerade iſt, aber Kopf und Hals ganz zurück zieht und umbeugt, wenn es aus dem Waſſer kömmt und ſtirbt. Und weil ſodenn ſein Vordertheil faſt wie ein Pferdekopf und Hals ausſieht, ſo nennt man es Seepferdchen. Man findet es, ſo wie auch die Meernadel, faſt in allen Naturalien-Sammlungen. (*) Tafel 14 Figur 52 iſt eines abgebildet.

Die

(*) Neunauge oder Pricke Petromyzon fluviatilis, Lamprette Petromyzon marinus. Haifiſch Squalus, Menſchenfreſſer

In der zwoten Ordnung machen wir uns mit den ſchleichenden Amphibien, oder den faſt allen Menſchen verhaßten, und zum Theil auch gefährlichen Schlangen bekannt.

Die Schlangen haben weder Füße noch andere äuſſere Gliedmaſſen, ſondern kriechen oder ſchleichen auf dem Bauche, und bewegen ſich durch ringförmige Krümmungen ſehr ſchnell auf der Erde hin und her. Auch auf Bäume ſteigen ſie zuweilen hinauf. Im Waſſer können ſie ſich zwar auch aufhalten, aber nicht lange. Dagegen trift man ſie häufig unter dem Miſt, unter abgefallenem Laub, und in lockerer Erde an, worin ſie ihre mehrentheils zuſammengekettete Eyer legen, oder ihre Jungen gebähren.

Die Schlangen ſind mit Schuppen, oder mit Schildern, oder mit Ringen bedeckt. Sie haben Ohren, und hören. Sie haben eine ſchmale geſpaltene Zunge, und Zähne, nicht zum zerbeiſſen ihres Raubes, ſondern zum Feſthalten deſſelben; denn ſie verſchlingen alles ganz. Gras, Fliegen, Käfer, Spinnen, Eidexen, Vögel, Mäuſe, Fröſche und Kröten, Katzen und Haſen, ja ſogar

---

freſſer Squalus carcharias, Sägefiſch Squalus priſtis. Roche Raia, Zitterfiſch Raia torpedo. Stör Acipenſer ſterio, Hauſen Acipenſer huſo. Beinfiſch Oſtracion, Vierhorn Oſtracion quadricornis. Igelfiſch Diodon, Stachelfiſch Diodon hiſtrix, Kugelfiſch Diodon atinga. Hornfiſch Baliſtes, Naſenrümpfer Baliſtes ringens. Nadelfiſch Syngnathus, Seepferdchen Syngnathus hippocampus.

gar Hirſche müſſen ganz in ihren Magen marſchiren. — Auch der Kopf des Hirſches ſammt dem Geweih? Nein, den Kopf laſſen ſie ſo lang zum Maul heraushängen, bis er abfault und wegfält, und dies geſchieht gewöhnlich ſchon in etlichen Tagen.

Die Schlangen können viel größere Thiere verſchlingen, als ſie ſind, weil ſie ihre Kinnlade, und ihren Leib ſehr ausdehnen können. Aber es giebt auch Schlangen, die Manns dick, und fünf bis zehn Ellen lang ſind, wie die Boa.

Die Schlangen werden zehn bis zwanzig Jahr alt, ziehen alle Jahr ihre alte Haut ab, und wachſen, ſo lange ſie leben. Sie haben keine Beine oder Gräte, ſondern nur Knorpeln. Im Schlaf liegen ſie zuſammengerollt, und gewöhnlich mit in die Höhe gerichtetem Kopfe. Und im Winter ſchlafen ſie meiſt alle, wenigſtens in Europa.

Nur der hundertſte Theil der Schlangen iſt giftig; und davon giebts in Europa nur etliche; in Deutſchland aber giebt es, ſo viel ich weis, gar keine giftigen Schlangen. Je heiſſer das Land, deſto giftigere und deſto grimmigere Thiere hat es. Ihr dürft alſo in Zukunft für den Schlangen nicht fliehen, oder gar vor ihnen zittern und um Hilfe rufen, denn ſie ſtechen und beiſſen nicht, ſprizen auch keinen giftigen Saft von ſich.

Ja wer dreiſte genug iſt, kann eine Schlange fangen, und ſo lang einſperren und füttern, bis er ſie genug angeſehen, und ihren künſtlichen Bau bewundert hat. Will er ſie aber gar abſchlachten, und ſich braten laſſen, ſo kann

ers thun. — Pfui, wer ſollte wohl das thun! O genug Leute in der Welt. Ja ein gewiſſer Reiſebeſchreiber ſagt ſogar, daß auf der Amerikaniſchen Inſel Jamaika, Schlangen, Ratten und Eidexen öffentlich zu Markte gebracht, und ſelbſt von vornehmen Leuten gekauft nnd gegeſſen worden. (*)

Von denjenigen Schlangen alſo, die einen tödtlichen Gift bey ſich haben, giebts keine in Deutſchland, wohl aber in Afrika und Amerika, wie die Vipern, Brillenſchlangen und Klapperſchlangen. Von den übrigen Schlangen aber, die Rieſenſchlange, die Blindſchleiche, und ſo weiter, iſt keine giftig. Auf der 12ten Tafel Figur 7 iſt eine Schlange abgebildet.

Verſchiedene Schlangen pflegen diejenigen Thierchen, die ſie gern freſſen möchten, ſo zu bezaubern, daß ſie ihnen gleichſam in den Rachen laufen müſſen. Und dies thut vorzüglich die verrufene Klapperſchlange, deren Geſchichte wir itzt mit einander durchgehen wollen.

Die Klapperſchlange

hält ſich in Afrika und Amerika auf, iſt zwo bis drey Ellen lang, und drey bis fünf Finger, oft aber auch Arm dick, und hat am Schwanz zwanzig bis dreyßig Schilder oder Klappern, davon eine über die andere geht, wie beym Krebsſchwanz, mit denen ſie ein Getös machen kann,

das

(*) *Sloane* in introductione in hiſtoriam natur. Iamaic. pag. 20.

das ohngefähr wie eine Kinderklapper, oder wie eine trockene Blaſe klingt, darin harte Erbſen ſind. — Siehe Tafel 10 Figur 15.

Zum Glück und zur Warnung für Menſen und Vieh, gab Gott dieſem ſchrecklichen Thiere dieſe Klapper. Denn ſobald ſie etwas zu ihr kriechen, laufen oder fliehen ſieht, ſo klappert ſie. Da dies nun die Menſchen und Thiere hören, ſo können ſie ihr entfliehen, wenn ſie ihr auch bis auf acht Schritte nahe gekommen ſind, weil ſie weder weit, noch geſchwind kriechen kann. Wer aber das Unglück hat, von einer Klapperſchlange gebiſſen zu werden, der iſt in etlichen Augenblicken todt, wenn das Gift nicht ſogleich ausgeſaugt, oder das Glied, woran der Bis geſchehen iſt, nicht abgehauen wird. (*)

Sie beißt aber keine Menſchen und auch keine Thiere, wenn ſie nicht durch Heishunger oder Beleidigung dazu gezwungen wird. Sie kriecht oft ſchlafenden Menſchen über den Bauch weg, und thut ihnen nichts.

Das Schlangengift iſt das gefährlichſte Gift auf der Welt. Es ſchadet aber nur in den Wunden; im Magen thuts nichts. Man kann giftige Schlangen eſſen, ohne zu erkranken, und das Waſſer ohne Schaden trinken, worin

Schlan-

(*) Doch wachſen auch gerade in denjenigen Wäldern und Gegenden, wo ſich die Klapperſchlangen aufhalten, das Kreuzblümchen Poligala ſenega, und die Schlangenwurzel Ophioriza mungos, die gegen das Klapperſchlangengift das einzige Mittel ſeyn ſollen. Die Indianer tragen deswegen immer dies Gegengift bey ſich.

Schlangen gelegen, und worein ſie ihren Gift haben flieſſen laſſen. Ihr Biß hingegen iſt tödtlich.

Die Klapperſchlange hat im Maul zween bewegliche hohle Zähne, und unter ſelbigen einen, mit Gift angefüllten Beutel. So bald ſie nun einen Menſchen oder ein Lamm beißt, fließt durch dieſe hohle Zähne ſo viel Gift in die Wunde, daß ſie in fünf Minuten todt zur Erde fallen.

Die Klapperſchlange hat was Abſchreckendes, was Fürchterliches in ihrem Anſehen. Sie ſoll Vögel, Mäuſe, Eichhörnchen und Katzen, die ihre liebſten Speiſen ſind, auf folgende Art gleichſam zu bezaubern und zu fangen wiſſen: Sie lege ſich, ſagt man, der Länge nach auf die Erde, halte den Kopf in die Höhe, ſperre den Rachen auf, und klappere, und ſehe das arme Thierchen, daß ſie gern verſchlingen wolle, in einem weg ſtarr an. Dies fange nun an, ängſtlich zu thun, und zu winſeln, wolle weg, und könne doch nicht, ſpringe oder hüpfe von einem Aſt, von einer Stelle zur andern, komme aber zugleich der Schlange immer näher, und endlich laufe es ſogar in ihren Rachen hinein. Wenn aber die Schlange das Thierchen nicht mehr anſehe, ſo ſey es gerettet, und könne fliehen.

Die Viper,

die in das Geſchlecht der Nattern gehört, ſoll dies Herzaubern auch gut verſtehen. Denn wenn eine Maus auch noch ſo luſtig ſey, und ſich nichts um eine nahe Viper zu

bekům-

bekümmern ſcheine, ſo verliere ſie doch alle Luſt zu freſſen und zu pfeifen, wenn ſie eine erblicke; ſie laufe einige Zeit ängſtlich herum, und rinne ihr endlich plötzlich in den Rachen.

Die Viper hält ſich vorzüglich häufig in Aegypten auf, und bringt lebendige Jungen zur Welt.

Die Natter oder Ringelnatter iſt nicht giftig, und hält ſich gern in Viehſtällen auf, und legt ihre Eyer in Miſtgruben. Sie frißt Gras und Kraut und Inſekten und Ratzen und Mäuſe; und iſt alſo eher nützlich als ſchädlich. Ringelnatter wird ſie deswegen genannt, weil ſie an beyden Seiten des Halſes einen weiſſen Fleck hat, der ihr das Anſehen giebt, als ob ſie ein Halsband umhätte.

Die europäiſche Natter hat gewöhnlich eine graubraune Farbe, und über den Rücken einen ſchwarzen Strich, und lebt von Eidexen, Scorpionen, Fröſchen, Kröten, Maulwürfen, Mäuſen und Käfern, und andern kleinen Inſekten. Sie hat ein zähes Leben, und kann wohl zwey Jahr hungern. Sie iſt nicht giftig.

Die Hornſchlange oder gehörnte Schlange hält ſich in Aegypten auf, und hat oben über den Augen zween kleine Auswüchſe oder Erhöhungen, die faſt wie zwey kleine Hörnchen ausſehen. Ordentlich gehörnte Schlangen giebt es nirgends in der Welt. Aber ein paar Vogelklauen kann man wohl einer Schlange auf den Kopf unter die Haut ſtecken, und ſie ſo zum Spas herumkriechen laſſen, wie die Araber ehedem gethan haben.

Die Brillenſchlange

iſt ſehr groß, und oft neun Ellen lang, und eine viertel Elle dick, und ſehr giftig. Sie hält ſich bloß in Oſtindien auf, und heißt deswegen Brillenſchlange, weil ſie auf dem Rücken eine Zeichnung, wie eine Brille, hat.

Diejenige Schlange, die von den mehrſten Indianern in beyden Indien angebetet wird, nennt man

Die Königsſchlange

Abgottsſchlange oder Rieſenſchlange. Sie kann ein ganzes Reh verſchlingen, und den ſtärkſten Löwen, Ochſen oder Tieger erdrücken, und iſt die größte Schlange auf der Welt, aber nicht giftig. Sie iſt zehn bis fünfzehn Ellen lang, und oft dicker als ein Mann. Einige Indianer lieben ſie ſehr, weil ſie Heuſchrecken, Kröten, Eidexen und kleine Schlangen wegfrißt, und beten ſie an, und halten es für das größte Verbrechen, eine zu tödten, und ſtrafen den allemal ſehr hart, der eine tödtet. Andere Indianer hingegen ehren ſie nicht nur nicht, ſondern fangen, ſchlachten und eſſen ſie, und verkaufen ihre ſchöne Haut. — Siehe Tafel 14 Figur 45.

Die Blindſchleiche.

oder Bruchſchlange hält ſich faſt allenthalben in Europa auf, und iſt nicht giftig. Wegen ihrer ſehr kleinen Augen nennt man ſie Blindſchleiche; und den Namen Bruch-

ſchlange gab man ihr deswegen, weil ſie leicht in Stücke zerhauen werden kann. (*)

In der dritten Ordnung lernen wir itzt noch die kriechenden, das iſt, diejenigen Amphibien kennen, die vier Füſſe haben, und Eyer legen, als die fliegenden Eidexen, die ordentlichen Eidexen nebſt den Krokodilen, die Fröſche und Kröten, und die Schildkröten.

Gehörnte Schlangen, die zwo kleine Erhöhungen über dem Kopfe haben, giebt es alſo; aber keine zweyköpfichte oder geflügelte: Denn das, was man gewöhnlich

Fliegende Drachen

nennt, ſind keine Schlangen, ſondern eine Art Eidexen, die zwar mit ihren häutigen Flügeln, ſchnell von der Erde auf einen Baum, und von einem Baum auf den andern fliegen, ſich aber ſchlechterdings nicht ſo frey, wie die Vögel in der Luft herum bewegen können, und werden fliegende Eidexen genannt. — Siehe Tafel 11 Figur 1.

Es halten ſich dieſe fliegenden Eidexen in Afrika und Oſtindien auf, ſind höchſtens Fingers lang, und faſt ganz wie die Eidexen gebildet, haben zween häutige

(*) Schlangen Serpentes. Klapperſchlange Crotalus horridus. Viper Coluber vipera, Natter Coluber natrix, gehörnte Schlange Coluber ceraſter. Brillenſchlange Coluber naia. Königsſchlange Boa conſtrictor. Blindſchleiche Anguis fragilis.

Flügel, die faſt wie die Floßfedern eines Fiſches ausſehen, und freſſen Fliegen, und andere kleine Inſekten.

Ehedem glaubte man einfältiger Weiſe, es gebe gewiſſe abſcheuliche Thiere mit zween Füſſen, deren Geſtalt mit den Eidexen, der Schwanz aber mit den Schlangen übereinkomme, und die einen großen Kopf, einen weiten Rachen, und zween Flügel hätten, und damit nach Belieben in der Luft herum fliegen könnten. Und dieſe Thiere ſollen zehn bis zwanzig Ellen lang geweſen, und abſcheulich mit den Menſchen umgegangen ſeyn. Auch ſollen einige von ihnen zuweilen ſieben Köpfe, und ſieben lange Hälſe gehabt haben.

Die Eidexen

haben einen nackten lang geſtreckten Leib, vier gefingerte Füſſe, lange ſpitzige Schwänze, wie die Krokodile, die ihnen faſt ganz ähnlich ſehen, und auch deswegen zu ihrer Familie gerechnet werden, können ſehr geſchwind laufen, ſind wenigſtens einen Mannsfinger, und höchſtens anderthalb Ellen lang, und halten ſich an feuchten dunkeln Orten, wo viele Fliegen und Mücken ſind, auf. Viele wohnen auch im Waſſer, und freſſen Fiſcheyer, kleine Fiſchgen und Waſſerlinſen.

Sie halten ſich faſt in allen Gegenden der Welt auf, und ſind weder giftig noch ſchädlich; ſondern ſehr nützlich, weil ſie die beſchwerlichen Fliegen, und andere ſchädliche Inſekten wegfreſſen. Man ſollte ſie in den Gärten und Häuſern mit Vorſatz dulden und unterhalten, weil ſie den

Flie-

Fliegen das ſind, was die Katze den Mäuſen iſt. An verſchiedenen Orten ißt man ſie und ihre Eyer. Die kleinſten Eidexeneyer ſind ſo groß, als Felderbſen, und die gröſten ſo groß, als Taubeneyer.

Merkwürdig iſt noch dies von den Eidexen, daß ihnen ihr Schwanz wieder wächſt, wenn er ihnen auch gleich halb oder ganz abgeſchnitten worden iſt. Auf der 13ten Tafel Figur 7 iſt eine Eidexe abgebildet.

Es giebt braune und grüne, und allerhand ſchöne bunte Eidexen. Einige haben an ihren Füſſen vier Finger, andere fünf, und wieder andere haben an den Vorderfüſſen vier, und an den Hinterfüſſen fünf Finger. Bey einigen ſind alle ihre Finger mit einer Haut verbunden, und bey andern ſind je zween und zween, oder drey und drey zuſammen gewachſen.

Die grüne Eidexe oder der ſogenannte Springer iſt auf dem Rücken grün, und auf den beyden Seiten braun und ſchwarz gefleckt, und am Bauche weißlicht gelb, und hat an ſeinen Füſſen fünf Finger mit ſcharfen Nägeln. Er iſt unſere ſchönſte Eidexe, und wohnt gewöhnlich in trockenen Gegenden auf Bergen und Mauern, und hie und da auch in Gärten und Gartenländern. Wenn man ihn ertappt, ſo ſieht er einem ſtarr ins Geſicht, und ſperrt das Maul auf; will man ihn aber haſchen, ſo thut er einen Sprung und entflieht. Und deswegen nennt man ihn auch Springer. Er iſt kaum eine Spanne lang, und kann Jahr und Tag in einer Flaſche mit feuch-

tem Moos und etwas Erde lebendig erhalten werden, wenn man ihm zuweilen eine Fliege oder Mücke giebt.

Der Wachhalter wohnt in Aegypten beym Krokodil, und warnt die Menſchen durch ein gewiſſes Gepfeif für dieſem Ungeheuer. Er iſt anderthalb Ellen lang, und eine Spanne breit, und pfeift oder ſchreyt ſehr heftig, wenn er einem Krokodile allzu nahe gekommen iſt, aus Furcht, von ihm verſchlungen zu werden.

Der Chamäleon iſt in Südafrika, Oſtindien und Spanien zu Hauſe, ſteigt gern auf Bäume, und frißt Fliegen und andere kleine Inſekten, die er mit ſeiner überaus langen Zunge ohne viele Mühe zu haſchen weiß. Und weil er ſich ſehr dick aufblaſen, und gleich wieder ganz dünne machen kann, ſo glaubte man ehedem, er freſſe nichts, ſondern lebe von der Luft. Er iſt eine Spanne lang, und ſieht gewöhnlich bläulicht grau aus. Macht man ihn aber böſe, ſo bekömmt er allerhand Farben, gelbe, aſchgraue und ſchwarze. Merkwürdig iſt noch dies vom Chamäleon, daß er ſchöne goldgelbe Augen hat, und mit denſelben zu gleicher Zeit zweyerley Dinge zugleich anſehen kann; mit dem einen Auge ſieht er hinter ſich, und mit dem andern vor ſich. — Siehe Tafel 13 Figur 26.

Der Gecko wohnt in Oſtindien und Aegypten, und auch im untern Italien, und ruft, wenn es regnen will, etlichemal hintereinander, Gecko, Gecko! Er iſt eine viertel Elle lang und giftig; denn aus ſeinen blätterichten Fingern ſchwitzt eine Feuchtigkeit heraus, die an den

Früch-

Früchten und Gewächſen, über die er wegläuft, kleben bleibt, und demjenigen Menſchen, der ſie hernach iſt, die heftigſten Leibſchmerzen verurſachen ſoll.

Der Baſiliske hält ſich in Aegypten auf Bäumen auf, und frißt Fliegen, und andere kleine Inſekten. Er iſt faſt eine halbe Elle lang, und von bläulicht grauer und weißgefleckter Farbe, und hat oben auf dem Nacken einen häutigen Kamm, den er wie Flügel ausbreiten, und damit ein wenig fliegen kann. — Denkt einmal, liebe Kinder, ehedem glaubten einige einfältige und leichtgläubige Leute, die Hähne legten Eyer, und aus dieſen Eyern, kämen Baſilisken, die jedes lebendige Thierchen, und alſo auch den Menſchen, der ſie lanſehe, auf der Stelle mit ihrem Gifte tödteten. — Siehe Tafel 14 Figur 1.

Der Leguan iſt eine der größten Eidexen, denn er wird faſt zwo Ellen lang, und eine Spanne dick. Er wohnt in Amerika auf Bäumen, wo er von den Indianern mit Schlingen gefangen, und als eine Delikateſſe gegeſſen wird. Er beißt gern, ſchlägt mit dem Schwanze, kratzt mit den Nägeln, und häckelt ſich demjenigen an die Kleider an, der ihn gefangen genommen hat.

Der Salamander iſt diejenige merkwürdige Eidexe, von der man ehedem gefabelt hat, daß ſie im Feuer nicht verbrenne, ſie möge auch darin liegen, ſo lange ſie wolle. Er iſt eine Spanne lang, und kaum Fingers dick, ſieht oben glänzend ſchwarz, und unten gelblicht aus, und hat auf dem Rücken zwo Reihen Warzen, aus denen eine weiſſe Feuchtigkeit heraus ſchwitzt, mit der er, wenn er in

ein Feuer geworfen wird, die Kohlen um ſich herum allmählig auslöſcht, und endlich unbeſchädigt fortläuft, und wieder auf ſeine Fliegenjagd ausgeht. Wirft man ihn aber in ein allzuſtarkes Kohlfeuer, ſo verbrennt er. Er gebierth lebendige Jungen. Auf der 13ten Tafel Figur 6 iſt er abgebildet.

Der fürchterliche, Menſchen und Thieren äuſſerſt gefährliche

Krokodil

hält ſich im heiſſen Aſia und in Afrika in Flüſſen und Meeren auf, und iſt ſchon von alten Zeiten her, vorzüglich beym Nil in Aegypten, als ein ſehr gefährliches Thier bekannt gewesen. Er kann ſchwimmen und untertauchen, und auch auf dem Lande herumgehen.

Er ſieht entſetzlich wild und grauſam aus, iſt zehn bis zwölf Ellen lang, und am Vorderleib über eine Elle dick, am Hinterleib oder am Schwanze, der länger als der ganze übrige Leib iſt, iſt er viel ſchmäler, hat an den Vorderfüſſen fünf, und an den Hinterfüſſen vier, mit einer Schwimmhaut verbundene Finger, und an jedem Fuße ſind drey Finger mit langen ſpitzigen Nägeln gewaffnet, hat einen weißlichten Bauch, und einen ſchwarzgrauen gefleckten, oder braunen, oder ſchwarzen Rücken. — Siehe Tafel 13 Figur 30.

Er legt alle Jahr in den Sand am Nil, gegen hundert Eyer, die ungefähr ſo groß als Gänſeeyer ſind, und von der Sonnenhitze ausgebrütet werden.

Sein

Sein Fraß ſind Fiſche und Gras, und Schlangen und Eidexen, und wenn er Menſchen erwiſchen kann, auch Menſchen. Aber auch Ochſen und Kühe und Schafe, und noch viele andere Thiere fällt er mörderiſch an, reißt ſie nieder, und zerfleiſcht und frißt ſie.

Die Menſchen erwürgt er auf folgende Weiſe: Er legt ſich ganze Stunden und Tage lang in den Schilf oder auf den Schlamm, ohne alle Bewegung, ſo daß man ihn für einen Holzſtamm, Balken oder dicken Aſt anſehen könnte, und laurt auf die Menſchen, die am Ufer ſchlafen oder baden.

So bald er einen Menſchen ſieht, ſchleicht er langſam näher, und wenn er ſo nahe bey ihm iſt, daß er ihn mit einem Sprung erreichen kann, ſo ſpringt er plötzlich auf ihn los, und erdroſſelt und frißt ihn. Iſt er ihm aber noch zu weit entfernt, ſo ſucht er ihn mit ſeinem Schwanze niederzuſchlagen.

Man hat Beyſpiele, daß dieſes abſcheuliche Thier einen Menſchen aus einem Kahne geriſſen, und ihn in Beyſeyn der andern Leute gefreſſen, ohne daß man ihm hat helfen können. Den ſtärkſten Ochſen kann er mit ſeinem Schwanze niederſchlagen und tödten.

Es würden alſo dieſer ſchrecklichen Thiere, da ſie vierzig bis fünfzig Jahr alt werden, und alle Jahre gegen hundert Eyer legen, bald ſo viel werden, daß ſie in kurzer Zeit alle Menſchen in Aegypten erwürgen könnten, wenn alle dieſe Eyer auskämen, und ihnen nicht manches davon von den Aegyptern weggenommen, und von einem

 gewiſ-

gewiſſen vierfüſſigen Thier, das Ichneumon heißt, ausgeſaugt würde. — Auch freſſen ſich die Krokodile unter einander ſelbſt auf.

Daß dieſer genannte Ichneumon dem Krokodil, wenn er mit offenem Maule ſchläft, durch den Rachen in den Bauch krieche, ihm Leber und Lunge wegfreſſe, ſich ſodenn ein Loch durch ſeinen Leib freſſe, und davon fliehe, iſt eine Fabel. Unten kömmt von dieſem Ichneumon noch mehr vor.

Kennt ihr die Thiere, lieben Kinder, die immer Roax Roax: Uo uo: Unk unk rufen? O ja! Wer ſollte

Die Fröſche

und Kröten nicht kennen, die ſich faſt in allen Bächen, Sümpfen und Teichen aufhalten? — Einige Fröſche ſchreyen aber auch Roax Roax kerk ke ke: Nicht wahr? Richtig. Dies ſind die grünen Waſſerfröſche, die in den Teichen wohnen, und über den Leib einen gelben Strich haben. Die Quacker aber ſehen braun aus, und leben in Sümpfen und Bächen. Die Laubfröſche hingegen halten ſich auf Stauden und Bäumen auf.

Fröſche auf Bäumen! Was machen ſie denn da? Freſſen ſie etwa Laub? O nein! Sie freſſen Fliegen, und andere kleine Inſekten, wie alle Fröſche und Kröten, die ſowohl auf den Teichen tanzen, als auf den Bäumen und im Gras in Menge herum ſchwärmen. Werden ſie etwa auch auf den Bäumen jung? Nein. Das Waſſer iſt ihr Vaterland. Sobald ſie aber etwas erwachſen ſind, und ihre

vier

vier Füſſe haben, verlaſſen ſie das Waſſer, und ſuchen ihre Nahrung auf dem Lande und auf Bäumen. Immer iſt alſo kein Froſch und keine Kröte auf dem Trockenen, zu gewiſſen Zeiten aber, und vorzüglich, wenn ſie einen Feind in der Nähe ſehen, eilen ſie wieder ins Waſſer.

Fröſche und Kröten entſtehen aus Eyern, deren die Fröſche jährlich über tauſend, die Kröten aber gegen achthundert zu legen pflegen. Doch legen einige Kröten und einige Fröſche auch weniger Eyer. Aus dieſen Eyern, die alle in einem weiſſen ſchleimichten Weſen herumliegen, kommen nach acht Tagen groſſe ſchwarzbraune geſchwänzte Thierchen, die ſehr geſchwind im Waſſer hin und herfahren, und Schlamm freſſen, der an den Waſſerpflanzen hängt.

Aber itzt haben ſie noch keine Füſſe, ſondern ſie bekommen ſie erſt nach ſechs oder acht Wochen. Zuerſt wachſen ihnen die zween Hinterfüſſe; und dann die zween Vorderfüſſe. Und wenn ſie alle vier Füſſe haben, ſo verliehren ſie allmählig ihren Schwanz, und gehen nun aufs Trockene ins Gras, und freſſen Schnecken und Fliegen, und viele andere Inſekten.

Faſt bey allen Spatziergängen ſieht man kleine und groſſe Fröſche und Kröten herumlaufen und herumſpringen. Das erſte Jahr werden ſie kaum ſo groß, als eine große Bohne. Das dritte Jahr aber ſind ſie völlig reif, und größtentheils ſo groß als ihre Aeltern, und leben ſodenn acht bis zwölf Jahre fort. Itzt erſt legen ſie Eyer und koaxen, denn beydes konnten ſie vorher noch nicht.

Im Herbſt, und wenn es anfängt kühle zu werden, ziehen die Fröſche und Kröten ins Waſſer, machen Löcher in den Schlamm, und legen ſich paar und paar, oder vier bis bis acht in ein Loch zuſammen, und bleiben darin bis in das Frühjahr, ohne Nahrung zu ſich zu nehmen / liegen, und können ſteinhart gefrieren, ohne zu ſterben.

Sobald es aber im Frühling warm zu werden anfängt, das Eis in den Teichen und Sümpfen ſchmelzt, und ſich Regenpfützen ſammeln, erwachen ſie gleichſam von ihrem Schlaf, und zeigen ihre Gegenwart durch ihr Roaxen, Unk und Buo-Geſchrey. Einige Kröten halten ſich auch den Winter über unter Steinen und in alten Gemäuern auf.

Den Tag über bleibt der Froſch gern im Waſſer und quackt; am Abend aber geht er nebſt der Kröte, aufs Land. Doch geht er auch bey Tag, und vorzüglich nach einem warmen Regen heraus. Daher kann man nach einem Regen, hie und da, eine Menge Fröſche und Kröten beyſammen ſehen.

Es iſt alſo ſehr lächerlich, wenn man glaubt, daß es zuweilen Kröten und Fröſche regne; und noch lächerlicher, wenn man meynt, die Fröſche und Kröten wachſen aus dem Schlamme.

Die Fröſche ſind weder giftig, noch ſchädlich; ſondern vielmehr ſehr nützlich, weil ſie Fliegen und Schnecken freſſen, und Menſchen und Thieren zur Nahrung dienen. Die Menſchen ſpeiſen gewöhnlich nur die hintern

Schen-

Schenkel der Fröſche; die Raben aber, die Staren, Störche, Schlangen und Enten freſſen ſie ganz mit Haut und Haaren auf. Und ehedem hat man auch die Eyer der Fröſche zu dem ſogenannten Froſchlaichpflaſter genommen.

Der Froſch hat ein ſehr zähes Leben. Er kann zehn bis zwanzig Tage ohne Nahrung leben. Ja man kann ihm alle vier Füſſe abſchneiden, und die Eingeweide aus dem Leibe reiſſen, er lebt doch noch etliche Stunden, und oft noch etliche Tage.

Die Fröſche haben einen längern Kopf, als die Kröten, einen dünnen ſchlanken Unterleib gegen die Bruſt zu, und dünne Hinterbeine. Der Körper der Kröten hingegen iſt gleich dick, und die Füſſe ſind plump. Die Fröſche ſind auch überhaupt viel lebhafter, als die Kröten; und können auf dem Hintertheile ihres Leibes eben ſo ſitzen, wie die Hunde; die Kröten hingegen liegen gemeiniglich mit dem ganzen Unterleibe auf der Erde.

Es giebt faſt in allen Gegenden der Welt Fröſche. In den meiſten europäiſchen Gegenden aber ſind vorzüglich dreyerley Arten bekannt, nämlich die Landfröſche, die Waſſerfröſche und die Laubfröſche.

Die Landfröſche oder braune Grasfröſche haben einem ziemlich braunen flachen Rücken, die Männchen einen gräulicht weiſſen, und die Weibchen einen gelblicht rothen und braungefleckten Bauch, an den Vorderfüſſen vier geſpaltene, und an den Hinterfüſſen fünf mit einer Schwimmhaut verbundene Finger, halten ſich den Sommer über auf dem Lande, und dem Winter durch im

Waſſer

Waſſer auf, freſſen Schnecken und Fliegen und viele andere Inſekten. Und weil ſie nach dem Regenwetter häufig aus den Gebüſchen hervorkommen, ſo entſtand die alberne Meynung, daß es Fröſche regne. Man ißt ſie nicht.

Die Waſſerfröſche halten ſich faſt immer im Waſſer, und zwar in Weihern, Teichen und Sümpfen auf, haben einen grünen gelbgeſtreiften Rücken, und einen weißen Unterleib, ſind größer, als die Laubfröſche, und freſſen Fliegen und Mücken. Man ißt ihre Schenkel. Auf der 14 Tafel Figur 4 bis 11 iſt dieſer Froſch ſammt ſeiner ganzen Verwandlung abgebildet.

Die Laubfröſche halten ſich gern auf den Bäumen unter dem Laube auf, haben einen glatten Körper, der vorne breit, und hinten ſchmal iſt, ſchwarze glänzende Augen, einen grasgrünen Rücken, und einen weiſſen Bauch. Sie ſind ſehr unruhig im Waſſer, und quaken, wenn es regnen will. Man kann ſie daher in ein Glas mit Waſſer einſperren, ſie mit Fliegen füttern, und das Glas auf das Zimmer ſetzen, um an ihrer Bewegung die Veränderung der Luft wahrnehmen zu können. Denn es heißt von den Laubfröſchen im Sprichwort: Wenn die Laubfröſch knarren, ſo mayſt du wohl auf Regen harren. Die Laubfröſche ſind ſehr dumm; man kann ſie daher leicht fangen. Die andern Fröſche hingegen, die ein ſehr ſcharfes Geſicht und feines Gehör haben, ſpringen beym geringſten Geräuſch ins Waſſer. Man ißt ſie nicht.

Die Kröten

ſehen nicht ſonderlich ſchön aus. Sie haben einen kleinen Kopf, einen dicken weiten Körper, und ziemlich dicke Füße, ſind träge, und liegen gewöhnlich mit dem ganzen Unterleibe auf der Erden, und begatten ſich, wie die Frösche, im Waſſer, und bleiben dabey etliche Tage auf einander ſitzen.

Es giebt vielerley Arten von Kröten in der Welt. Bey uns aber ſind vorzüglich die gemeinen Kröten, und die Feuerkröten bekannt.

Die **gemeinen Kröten** halten ſich gern in alten Gebäuden, düſtern und feuchten Orten, und hie und da auch in Kellern auf, haben einen breiten, warzichten, grün, braun, gelb, und ſchwarzgefleckten Körper, einen dicken Bauch, kurze vierzehige Vorderfüße, fünfzehige, mit einer Schwimmhaut verſehene Hinterfüße, und einen langſam kriechenden Gang, und freſſen Fliegen und Schnecken, und allerhand andere Gewürme, auch Salat und Kohlblätter, und ſchreyen Uo uo. Und wenn viele Kröten zuſammen ſchreyen, ſo tönnt es, wie ein Hundegeheul. Den Tag über ſitzen ſie gewöhnlich in ihren Schlupfwinkeln; des Nachts aber gehen ſie auf die Mücken- und Schneckenjagd aus. Sie haben einen Saft bey ſich, den ſie in der Angſt wegſpritzen, der zwar nicht giftig iſt, aber doch entſetzlich, und ſo ſehr ſtinkt, daß man den Geſtank in etlichen Wochen kaum vertreiben kann.

Die **Feuerkröten** haben ihren Namen von den feuerrothen Flecken auf ihrem Unterleibe bekommen. Sie ſind merklich kleiner als die gemeinen Kröten, und laſſen ſich häufig nach dem Regenwetter ſehen. Sie ſchreyen Unk unk. Man ißt ſie nicht.

Die Surinamſche Kröte **Pipa**, die eine Spanne lang, und oben von ſchwarzbrauner, und unten von graugelber Farbe iſt, übrigens aber den vorigen Kröten faſt ganz ähnlich ſieht, hat ihre Jungen ſo lange auf dem Rücken ſitzen, bis ſie die Größe erreicht haben, ſelbſt ohne Gefahr fortzukommen. Das Weibchen hat nämlich die Gewohnheit, daß ſie ſich in ihrem Laich herumwälzt, und ſodenn die Eyer, die auf ihrem runzlichten Rücken hängen geblieben ſind, ſo lange mit ſich herumträgt, bis ſie lebendig werden, und Füße bekommen. Und das ſteht gewöhnlich zwölf Wochen an. — Siehe Tafel 12 Figur 3.

Gewöhnlich werden die Kröten zwölf bis fünfzehn Jahr alt. Es giebt aber einige, die zuweilen über fünfzig Jahr alt werden. Und denn hat man ſchon oft lebendige Kröten mitten in Steinen gefunden. — Oft häufen ſich die Frösche und Kröten ſo ſehr in einem Lande an, daß ſie alle Feld- und Gartenfrüchte zerfreſſen, und wie die Mäuſe zur Landplage werden. Auf der 14ten Tafel Figur 12 iſt eine Kröte abgebildet.

Nun, liebe Kinder, ſind noch diejenigen Kröten übrig, die weit größer, als die größten Frösche, ja größer als die Katzen ſind. Und dies ſind die äußerſt nützlichen

Schildkröten,

die ſich im wärmern Aſia, Afrika und Amerika aufhalten, und oben und unten mit knotichten Körpern oder Schildern, bedeckt ſind. Sie ſind in dieſem Schilde angewachſen, und können nichts als Kopf, Schwanz und Füſſe herausſtrecken.

Sie entſtehen aus Eyern, die bey den gröſten ohngefähr ſo groß, als Gänſeeyer, bey den kleinern aber nur von der Größe der Haſelnüße ſind, und von der Sonnenhitze ausgebrütet werden. Achtzig bis neunzig Eyer legt jährlich ein Weibchen ans Ufer in den Sand, und geht nun davon, unbekümmert, wie es ihnen itzt wohl ergehen möge. Allein nach ſechs Wochen kommt es wieder, und holt ſeine nun lebendig gewordenen Kinder ab, und ſchwimmt mit ihnen im Meer herum, und zeigt ihnen ihre Nahrung. Iſts aber eine Landſchildkröte, ſo bleibt und lebt ſie mit ihren Kindern auf dem Lande. — Es giebt Meerſchildkröten und Landſchildkröten.

Die **Meerſchildkröten** halten ſich faſt immer im Waſſer auf, haben mit Schwimmhäuten verwachſene Finger, und können deswegen auch nicht laufen, ſondern nur langſam kriechen, und freſſen kleine Fiſche, Krebſe und Würmer, und allerhand andere kleine Waſſerthierchen.

Die **Landſchildkröten** haben freye Finger, leben meiſt immer auf der Erde, und freſſen Kräuter und Gras.

Die Schildkröten wachſen ſehr langſam. In zwölf Jahren wachſen die kleinen kaum Fingers, und die großen kaum einer Handbreit. Sie werden aber auch achtzig bis neunzig Jahre alt, und wachſen immer was zu.

Sie haben ein ſehr zähes Leben. Man kann ihnen den Kopf abſchneiden, und den Bauch aufreiſſen, und ſie leben doch noch etliche Tage, ja oft noch zwey bis drey Wochen fort. Auch können ſie faſt ein ganzes Jahr hungern.

Es giebt Schildkröten, die nur ſo groß ſind, als eine flache Mannshand; aber auch welche, die ſo groß ſind, als ein Ochs, und zwey, drey bis acht hundert Pfund wägen. Und ihre Schale oder Schild iſt oft ſo groß, als eine Zimmerthür.

O was! Thun dieſe großen den Menſchen nichts zu Leide? Nein, gar nichts. Sie ſind ſtille und friedlich, und nützen den Menſchen ungemein viel. Man kann ſie eſſen. Ihr Fleiſch iſt grün und fett, und ſchmeckt faſt wie Hühnerfleiſch. Die Schiffleute eſſen es auf ihren Seereiſen ſehr gern. Und aus ihrem Schilde oder Schildpatte macht man allerhand ſchöne und künſtliche Dinge, als Doſen, Löffel und Uhrgehäuſe, und viele andere niedliche Arbeiten. (*) Und die Indianer gebrauchten die großen ehedem, und hie und da auch itzt noch, zu Schildern, Kähnen und Dächern.

Wie fängt man aber dieſe groſſen Thiere? Man laurt auf ſie, wenn ſie des Abends aus dem Meer ſteigen,

geht

(*) In Indien heißt die Schildkröte Patte.

geht leiſe hinter ihnen drein, und wendet ſie mit einer Stange plötzlich um. Und nun ſind ſie gefangen; denn wenn eine Schildkröte auf dem Rücken liegt, ſo iſt ſie gefangen. Kömmt man ihr aber ins Geſicht, und allzu nahe, ſo ſtaubt ſie ihrem Feind Sand ins Geſicht, und zerſchmettert ihn wohl gar.

Die Mydas oder Rieſenſchildkröte iſt die größte unter allen Schildkröten; denn ſie iſt oft ſo groß, als eine Zimmerthür, und ſieben bis acht hundert Pfund ſchwer, uud ſo ſtark, daß ſie mit zehn Männern, die ſich auf ihren Rücken geſtellt haben, davon laufen kann. Und dabey wird ſie nicht einmal beſchädiget, vielweniger zerdrückt; denn ihre Schale iſt ſo hart, daß der ſchwerſte Laſtwagen über ſie hinfahren darf, ohne daß ſie ſich biegt oder gar zerbricht. — Siehe Tafel 13 Figur 8.

Die ſogenannte geometriſche Schildkröte hingegen iſt eine von den kleinſten, und gewöhnlich nur einer flachen Mannshand groß, und hat einen niedlichen, ſchwarz und gelb gefleckten Schild.

Und der ſogenannte Schuppenſchild hat die beſten und ſchönſten Schilde. Er heißt deswegen ſo, weil ſeine Schilde, die ohngefähr eine Spanne lang, und eine Spanne breit ſind, wie Dachziegel oder Schuppen der Fiſche unter und über einander liegen. (*)

(*) Fliegender Drach Draco volans. Eidexe Lacerta, grüne Eidexe oder Springer Lacerta agilis, Wachhalter Lacer-

Von den Vögeln.

Wir haben bisher eine Menge kleine und groſſe Schmetterlinge, Käfer und Fliegen, und viele andere Inſekten mit ihren zarten Flügelchen in der Luft herumſchwärmen, ja ſogar einige Fiſche mit ihren Bruſtfloßfedern über dem Waſſer wegſchleudern ſehen; nun aber wollen wir auch diejenigen gröſſern Thiere kennen lernen, die eigentlich recht zum fliegen geſchickt ſind; die nämlich einen, mit Federn bedeckten Leib haben, und nach ihrem Belieben, bald links bald rechts, bald über ſich, bald unter ſich fliegen können. — Wißt ihr denn ſchon, liebe Kinder, was das für Thiere ſind? O ja, Vögel!

Nun was iſt denn ein Vogel? Ein Thier, das rothes warmes Blut, einen befederten Leib, zween befederte Flügel, zween Füſſe, und zwey Augen hat, und Eyer legt.

Der größte Vogel iſt der Straus, und der kleinſte der Kolibri. Dieſer iſt nur ſo groß, als ein Maykäfer, und ein allerliebſtes ſchönes Vögelchen; jener aber hat faſt die Gröſſe eines Kameeles, oder gar eines zu Pferde ſitzenden Mannes, und iſt auch ziemlich ſchön.

Faſt

Lacerta monitor, Chamäleon Lacerta Chamaeleon, Gecko Lacerta Gekko, Baſiliske Lacerta baſiliſcus, Leguan Lacerta iguana, Salamander Lacerta ſalamandra, Krokodil Lacerta crocodilus. Froſch und Kröte Rana, Landfroſch Rana temporaria, Waſſerfroſch Rana eſculenta, Laubfroſch Rana arborea, Gemeine Kröte Rana bufo, Feuerkröte Rana bombina, Pipa Rana Pipa. Schildkröte Teſtudo, Mydas oder Rieſenſchildkröte teſtudo mydas, Geometriſche Schildkröte Teſtudo Geometrica.

Faſt alle Vögel ſind ſchön, oder gehören wenigſtens zu den ſchönſten Thieren in der Welt. Es giebt weiſſe, ſchwarze und graue; rothe, grüne und gelbe; und noch vielerley herrliche bunte Vögel. Wie ſchön ſind nicht die Kanarienvögel, die Tauben, Pfauen, Stieglitzen und Papagaien? Einige Vögel haben auch noch, auſſer ihren ſchönen Federn, am Kopf allerhand Zierrathen von Federbüſchen, fleiſchernen Kämmen und Lappen, wie der welſche Hahn, der Pfau und die Haushühner, und noch mehrere andere.

Wozu dienen wohl den Vögeln ihre vielen Federn? Zur Wärme und zum Fliegen. Die Federn ſind den Vögeln das, was uns die Kleider, und den vierfüſſigen Thieren die Haare ſind. Und mit Hülfe ihrer Federn, die alle ſehr leicht ſind, können ſich ſich faſt alle hoch in die Luft ſchwingen, und hin fliegen, wo ſie hin wollen.

Die Federn überhaupt, vorzüglich aber die in den Flügeln uud dem Schwanz, nebſt Kopf, Hals und Füſſen, helfen dem Vogel zum fliegen. Gebet einmal Achtung, wie es eine Taube, oder auch nur eine Henne macht, wenn ſie fliegen will; ſie wird den Hals weit herausſtrecken, und die Füſſe hinter ſich dicht bey einander halten, damit ſie leicht durch die Luft kommen kann.

Ein Vogel kann aber freylich mehr und beſſer fliegen, als der andere. Wie leic t fliegt nicht ein Sperling hin, und her? Wie ſauer wird es dagegen nicht einer Gans? Und der groſſe Straus kann eigentlich gar nicht fliegen, ſondern nur flink auf der Erde wegſchleudern,

 weil

weil ſein Körper allzu ſchwer, ſeine Flügel zu klein, und mit kleinen langen Schwungfedern verſehen ſind. Auch der Vogel Trap, und noch etliche andere Vögel können faſt gar nicht fliegen.

Was ſind denn das für Federn, Schwungfedern? Das ſind die längſten Federn an Schwanz und Flügeln. Wenn ein Vogel dieſe nicht hat, oder man ſie ihm abſchneidet, ſo kann er nicht fliegen, ſondern nur flattern.

Statt der Vorderfüſſe hat der Vogel zween Flügel, davon jeder aus eilf Knochen beſteht. Ein Knochen davon gehört gleichſam zum Hinterarm, zween zum Vorderarm, und vier zur Hand, an der noch ein Daumen, und zween Finger ſitzen.

Habt ihr die Vogelfedern ſchon einmal genau angeſehen, liebe Kinder? O ja, ſehr oft, und zwar an den Vögeln ſelbſt, und auch abgerupft. Sie ſind ſehr wunderbar gebaut. Ach, wie zart und weich ſind die Dunen oder Pflaumfedern, die zwiſchen den Federn ſitzen! Denn die ſämtlichen Federn ſtecken reihenweis neben einander in der Haut, und haben immer einige weiche Pflaumfedern zwiſchen ſich.

Jede Feder beſteht aus dem Kiele und der Fahne. Der Kiel iſt ſteif, und unten hohl, und heißt Spule, und hat am Ende ein kleines Loch, wodurch der Saft zum wachſen dringt. Und mitten drin liegt was, das man Mark nennt.

Mit den Spulen in den Flügeln der Gänſe und Schwäne kann man ſchreiben, und ihre, und aller andern

Waſſer-

Waſſervögel Federn und Dunen geben weiche Betten. (*) Und nicht auch die Tauben- und Hühnerfedern? Nein, dieſe taugen nicht dazu, weil ſie in den Betten feucht und ſchwer werden, und ſich zuſammen klumpen. Man wirft ſie deswegen gewöhnlich als was Unnützes weg. — Auch die großen Rabenfedern? Ich dächte, dieſe könnten die Zeichner und Klaviermacher gebrauchen? Richtig, das können ſie auch.

Die Vögel können ihre Augen, wie die vierfüſſigen Thiere, mit einer Haut bedecken, und haben auch wahre Knochen, wie dieſe.

Einige Vögel freſſen nur Samenkörner; andere nur Fleiſch, und noch andere beydes zugleich, ſo wie ſie es bekommen können. Der liebe Gott hat ihnen deswegen verſchiedene Schnäbel gegeben, damit jeder ſeine Nahrung finden und erhaſchen könnte. Einigen Vögeln gab er ſpitzige Schnäbel, andern ſtumpfe; einigen oberwärts gebogene, andern unterwärts gebogene; einigen breite, flache, andern gar löfelartige; einigen ſehr kurze, und andern ſehr lange Schnäbel.

Und alle dieſe verſchiedene Schnäbel ſind hornartig und hart, weil ſie den Vögeln gleichſam ſtatt der Zähne und Hände dienen müſſen, um die, ihnen von ihrem Schöpfer beſtimmte Speiſe, am rechten Ort finden, halten, und zermalmen zu können.

 Die

(*) Weil ihre Federn Elaſtizität haben, die den Haushühnern und Tauben, und überhaupt allen Landvögeln mangelt.

Die Samenfreſſer weichen ihre Speiſe erſt eine Zeitlang in ihrem Kropfe ein, und laſſen ſodann von da aus, eine Portion um die andere, in den Magen ſpatzieren. Dieſer Magen iſt klein, aber ſo dick und hart, daß ſie damit die härteſten Körner, gleichſam wie mit zween Mühlſteinen, zerreiſſen, und ſelbſt Glas und Steinchen, die ſie mit den Körnern verſchlingen, zu Staub reiben können.

Die Vögel haben keine Urinblaſe, und piſſen alſo nicht; ſondern ihr Urin und Unrath ſind bey einander.

Die Vögel ſchlafen mehrentheils im Stehen, und ſtecken im Schlaf den Kopf unter die Flügel. Oft ſchlafen ſie nur auf einem Fuß, und auch dies auf den kleinſten Zweigen ſo ſicher, daß ſie der größte Sturmwind nicht leicht herunterwerfen kann. — Ach, und wie machen ſie das? Sie klammern ſich mit ihren Klauen recht feſt ein.

Auch ſtehen die Füſſe der mehrſten Vögel gerade ſo, daß ſie ihren Körper im Gleichgewicht halten. Bey einigen ſtehen die Füſſe mehr nach hinten zu, wie bey den Gänſen und Enten, die deswegen auch ſchlecht laufen, aber deſto beſſer ſchwimmen können, weil ihre Zehen mit einer Haut verbunden ſind, und ſie alſo ihre Füſſe zu Rudern gebrauchen können. Bey den mehrſten aber ſtehen die Füſſe ſo ziemlich in der Mitte ihres Leibes.

Wie viel haben denn die Vögel Zehen? Die meiſten haben vier, drey nach vornen, und einen, den man den Daumen nennt, nach hinten. Und über dieſem Daumen

ſteht

ſteht bey einigen noch was, das man den Sporn nennt. Viele haben zween Zehen nach vorne, und zween nach hinten. Einige haben drey Zehen, wie der Kaſuar und der Trap, und noch etliche andere. Und der einzige Straus hat nur zween Zehen nach vorne, und gar keinen nach hinten.

An der Spitze der Zehen ſitzen die Klauen, die bald ſpitzig, bald ſtumpf, bald gezähnt ſind, je nachdem die Sorte ihrer Speiſe beſchaffen iſt, die ſie ſuchen müſſen. So muß, zum Beyſpiel, der Reiger gezähnte Klauen haben, damit er ſeinen Fraß, die Fröſche, Kröten, Schlangen und Aale gut halten kann, und ſie ihm nicht entwiſchen.

Giebts viele Vögel? O ja, viele hundert tauſend. Man zählt allein gegen zwey tauſend Gattungen unter ihnen. Nun denkt einmal nach, wie viel es wohl in der Welt nur allein Sperlinge geben möge, da man deren oft nur in einer einzigen Stadt, oder in einem einzigen Dorfe etliche hundert beyſammen ſieht?

Wo halten ſich denn dieſe vielen Vögel auf? Giebts in den andern Welttheilen, in Aſia, Afrika, Amerika und Forſter Kooka auch welche? O freylich, und gerade die ſchönſten. Die ſchönen Papagaien wohnen in dieſen Ländern.

Einige Vögel reiſen auch wohl von einem Welttheil in den andern, wie die mehrſten Schwalben thun, die von uns des Winters weg, und nach Afrika ziehen, und im Frühling wieder zu uns kommen. Auch die Lerchen, Wachteln und Schnepfen bleiben nicht immer bey uns,

ſondern ziehen gegen den Winter aus unſern kältern Gegenden in wärmere, und kommen theils im Frühling, theils im Sommer wieder. Und ſo machen es noch viele andere Vögel.

Und warum meint ihr wohl, daß dieſe Vögel dies thun? Die Kälte und der Mangel an Speiſen nöthigen ſie dazu. Denn dem Waſſervogel iſt ſein Element, das Waſſer, überfrohren: Woher ſoll er alſo ſeine Speiſe kriegen? — Dem Inſektenfreſſer iſt die Erde zu hart und mit Schnee und Eis bedeckt worden: Wo ſoll er alſo ſeine Nahrung finden? Alles muß alſo fortziehen, was nicht erfrieren, und Hunger ſterben will; oder nicht in einer Art von Ohnmacht und Erſtarrung, den Winter über in Sümpfen und hohlen Bäumen liegen kann, wie einige Schwalben thun.

Die ſämtlichen Reiſevögel nennt man Zugvögel. Einige davon reiſen in großer, andere in kleiner Geſellſchaft; und noch andere ziehen allein. Bey den großen Geſellſchaften fliegt gewöhnlich einer als Anführer voran, und die andern folgen ihm ordentlich und gehorſam nach. Alle zwo Stunden wird ein ſolcher Vorflieger von einem ſeiner Kameraden abgelöſt.

Werden ſie denn auf einer ſo weiten Reiſe, von Deutſchland nach Afrika, oder von Afrika nach Deutſchland nicht allzu müde? Nein. Sie würden es aber freylich werden, wenn ſie in einem weg von Afrika nach Deutſchland fliegen ſollten; ja das könnten ſie gar nicht. Allein ſie ruhen oft aus. Sie haben ihre gewiſſe Ruheplä-

ze, auf denen ſie Raſttage halten, und eſſen und ſchlafen. Und auf dieſer ganzen Reiſe verirren ſie nicht einmal.

Die Vögel haben es in dieſem Stücke ſehr gut, daß ſie ſo leicht von einem Ort zum andern kommen, und ihre Nahrung und Bequemlichkeit ſuchen und finden können. Die vierfüſſigen Thiere hingegen müſſen ſich faſt immer an ihrem Geburtsort aufhalten. Ausgenommen in Hungersnoth, wo manches zum Schaden und Unglück der Menſchen oft weit von ſeinem Vaterlande wegrennt, Menſchen und zahmes Vieh anfällt nnd verletzt, oder gar erwürgt, wie dies ſchon oft Wölfe und Hiänen gethan haben.

Wie weit kann wohl ein Vogel in einer Stunde fliegen? So weit, daß ihm ein Pferd in zwölf Stunden kaum nachſpringen kann. Man weis gewiß, daß ein Hirſch oder ein Rennthier in einem Tag vierzig Meilen weit laufen, und auch vor den Schlitten geſpannt, noch dreyßig Meilen weit ſpringen kann. Eine Schwalbe hingegen fliegt in eben ſo viel Zeit noch viel weiter, und kann in einer Stunde dreyßig Stunden weit, und alſo ohngefähr in zehn bis zwölf Tagen von Deutſchland bis nach Afrika fliegen. Und dies kann man daher gewiß wiſſen, wenn man den Tag merkt, an dem eine Parthie Schwalben bey uns weggeflogen, und ſich ſodann von ſeinem Freunde in Afrika anzeigen läßt, wenn ſie bey ihm angekommen iſt. (*)

Die

(*) Herr Adanſon ſah' vor einigen Jahren an der Küſte von Senegal ſchon am neunten Oktober Schwalben, die

aus

Die meiſten Vögel halten ſich nur auf dem trockenen Lande, und nie im Waſſer auf; die übrigen aber ſind mehr im Waſſer, als auf dem trockenen Lande. Dieſe nennt man *Waſſervögel*, und jene *Landvögel*.

Die *Landvögel* ſind alſo gern im trockenen, und leben bald auf dem platten Lande, bald auf Bäumen, bald in Wäldern, bald auf Felſen und Felſenlöchern, und bewegen ſich durch Fliegen, Laufen, Hüpfen und Klettern.

Die *Waſſervögel* hingegen lieben das Waſſer, und ſchwimmen und ſuchen ihre Nahrung darin. Ihre breiten Schwimmfüſſe dienen ihnen zu Rudern, und ihre Federn zum leichten Fortſchwimmen; denn ſie werden nie naß, weil ſie dieſelben immer mit einer öhlichten Feuchtigkeit einſchmieren, die ſie in zwo Drüſen unten am Steis haben. Denn was mit Fett oder Oel beſchmiert iſt, nimmt kein Waſſer an.

Die

aus Europa den erſten oder zweyten Oktober abgereiſt waren, ſiehe ſeine voyage du Senegal. — In Voyage de *Pietro della Valle*, Tom I. pag. 416 ſteht, daß in Perſien die ſogenannte Brieftaube in einem Tag viel weiter fliege, als ein Menſch in ſechs Tagen zu Fuſſe gehen könne. — König Heinrich dem Zweyten in Frankreich entfloh einmal auf der Jagd zu Fontainebleau ein zahmgemachter Falk, der den Tag darauf ſchon auf der Inſel Malta wieder gefangen, und an dem Ring erkannt ward, den er an ſich hängen hatte. Und über zweyhundert Meilen ſind es doch wohl von Fontainebleau bis nach Malta? — Wieder ein andrer Falke, flog einmal in ſechszehn Stunden von Andaluſien bis nach der Inſel Teneriffa, welches auch wenigſtens ein Weg von zweyhundert Meilen iſt.

Die Vögel ſehen und hören ſehr gut, und übertreffen ſogar die Menſchen, und alle vierfüſſigen Thiere an Richtigkeit und Feinheit des Gehörs und des Geſichts. Ein Adler ſieht hoch von der Luft herunter, auf der Erde oder im Gebüſche einen Haſen liegen. Die Krähe ſieht von einem hohen Baum herunter, einen Wurm auf der Erde kriechen.

Und dies ſcharfe Geſicht mußten die Vögel, theils zur Erhaſchung ihrer Speiſe, theils zu ihrem ſchnellen Flug haben. Hätten ſie es nicht, ſo müßten ſie, aus Furcht allenthalben anzuſtoſſen, nur hüpfen, und dann würde der Adler ſchwerlich ſo leicht einen Haſen oder ſonſt ein Thierchen überfallen und erwürgen können.

Doch ſieht der Vogel gerade vor ſich nichts; aber dagegen ſieht er rechts und links zugleich. Und deswegen halten ſie ihren Kopf faſt immer ſchief.

Können die jungen Vögel gleich laufen und ſpringen, ſobald ſie auf die Welt kommen? Ja, einige wohl; die meiſten aber können kaum recht ſtehen, vielweniger laufen oder ſpringen. — Aber fliegen können ſie doch gleich nach ihrer Geburt? Nein, auch das können ſie nicht. Federn bringen ſie zwar alle mit auf die Welt; aber das Fliegen lernen ſie erſt nach vier bis fünf Wochen von ihren Aeltern, die faſt alle Tage etliche Minuten lang mit ihnen herumflattern.

Erſt fliegen ſie mit ihnen nur ein paar Schritte weit vom Neſt weg; und nach und nach gehts immer weiter; und endlich wagen ſie ſich miteinander in die freye Luft.

Habt

Habt ihrs noch nicht geſehn, wie ein Sperling ſeine Jungen das Fliegen lehrt?

Nach ſechszehn, zwanzig bis vier und zwanzig Wochen ſind alle jungen Vögel völlig flick oder ausgewachſen, und ſo groß, als ihre Aeltern.

Und wer füttert denn die jungen Vögel, ſo lang ſie noch klein ſind, und ihr Freſſen nicht ſelbſt ſuchen können? Thun es die Menſchen? O ſchwerlich! Wie ſollten dies die Menſchen thun können, da viele Vögel ihre Neſter auf den höchſten Felſen und Bäumen, und an ſolchen Orten haben, wohin die Menſchen entweder gar nicht, oder doch nicht ohne Lebensgefahr kommen können.

Jede Aeltern ſorgen für ihre Kinder. Und das thun auch die Vögel. Sobald ihre Jungen die Schale verlaſſen, ſorgen ſie gemeinſchaftlich für ihre Erziehung. Eins bleibt faſt immer bey ihnen zu Hauſe im Neſt, und das andere holt Futter herbey, nnd ſteckts ihnen ins Maul, oder äzt ſie. Und dies thun die Alten ſo lange, bis ihre Jungen fliegen, und ihr Brod ſelbſt ſuchen können. Habt ihr dies nicht ſchon die Schwalben und Sperlinge thun ſehen? (*)

Doch darf dies das Haushuhn oder die Henne nicht thun, weil ihre Küchlein gleich nach ihrer Geburt hinter ihr

(*) Die Männchen der meiſten Vögel bekümmern ſich nichts um ihre Jungen. Die Weibchen müſſen allein brüten, und noch dazu für ſich und ihre Jungen, bis ſie erwachſen ſind, Speiſe anſchaffen. Auch der Haushahn nimmt ſich ſeiner Jungen nichts an.

ihr her laufen, und ihr Futter ſelbſt ſuchen; oder doch wenigſtens ſogleich dahin ſpringen, wohin ſie ihnen ruft oder lockt, weil ſie für ſie Speiſe gefunden hat.

Kurz, die ältern Vögel, wenigſtens die Weibchen, ernähren ihre Jungen mit groſſer Sorgfalt, und halten ſehr ſtrenge Wache, daß ihnen nichts zu leide gethan werde. O wie ſehr freuen ſie ſich nicht, wenn ſie alle ihre Jungen glücklich groß gezogen haben! Wie groß iſt dagegen nicht ihr Seufzen und Klagen, wenn ihnen ein boshafter Menſch, oder ſonſt ein Feind, eins von ihren Jungen weggenommen hat. (*)

Laſſen ſie ſich denn ſo leicht welche wegnehmen, lieber Herr . .? O du gutes Kind! Welches Thierchen ſollte ſich wohl gern ſeine Jungen rauben laſſen? Was iſt aber ein Schwacher gegen einen Starken? Wie ſoll ſich ein kleiner furchtſamer Vogel gegen einen gröſſern kühnern Raubvogel, oder gar gegen einen liſtigen Menſchen wehren? Sie müſſen oft noch froh ſeyn, wenn ſie mit ihrem Leben davon kommen. Schreyen und ängſtlich um ihr Neſt umher flattern, iſt gewöhnlich alles, was ſie in einer ſolchen Noth thun können.

Wenn

(*) Hier wird den Kindern geſagt, in welchen Fällen es erlaubt und nützlich ſey, den Vögeln ihre Eyer oder ihre Jungen, oder gar das Neſt ſamt Alten und Jungen zu nehmen. Der Naturforſcher muß alles haben. Aber aus Bosheit oder alberner Gewohnheit den Vögeln ihre Eyer, oder noch nicht flicken Jungen nehmen, iſt unartig. Manche Vögel ſucht man zu vermindern, weil ſie ſchaden, wie die Aelſtern. Manche ſchlachtet man ab, weil man ſie iſſt, wie die Tauben.

Wenn aber ein alter Vogel merkt, daß ein Räuber ihn ſammt ſeinen Jungen erhaſchen und erwürgen will, ſo ſucht er ihm durch allerhand Liſt zu entgehen. Er fliegt bald links, bald rechts; bald hoch, bald niedrig; giebt einen Geſtank von ſich; riecht gar nicht; ſteckt ſeinen Kopf in Schlamm; ſtellt ſich todt; hängt ſich des Nachts an den Füſſen auf, damit er von der Nachteule für todt gehalten, und nun nicht aufgefreſſen werde. Und wenn alle Liſt nichts mehr helfen will, ſo wehret er ſich noch bis in den Tod mit Schnabel, Füſſen und Flügeln.

Nicht wahr, ehe die Vögel Eyer legen, kommen Weibchen und Männchen zuſammen, und paaren ſich? Ja! Bleiben ſie ſodann immer paar und paar bey einander? Einige wohl, aber nicht alle. Die mehrſten halten ſich nur auf eine Begattungszeit paarweiſe zuſammen, und verlaſſen einander wieder, wenn ihre Jungen groß gezogen ſind, oder wenn das Weibchen die Eyer geleget hat.

Gleich nach der Paarung bauen ſich die Vögel ein Neſt, das bald mehr, bald weniger künſtlich aus Moos, Stroh, Reiſern, Haaren, Wolle, Seide, Erde und Koth, und aus verſchiedenen andern Materialien zuſammen geſetzt wird.

Die Schwalbe macht ſich über ihr Neſt ein Dach. Und das Neſt der Bachſtelze ſieht wie eine Bouteile aus, die forne verſtopft iſt, und auf der Seite ein Loch hat.

Und dieſe Neſter baut ſich jede Art von Vögeln alle Jahr an ihren beſondern Ort, und faſt immer von einerley Baumaterialien. Einige ſetzen und flechten ſie auf die

Gipfel

Gipfel der Bäume, auf hohe Felſen und Thürmer; andere verſtecken ſie im Gras, in der Erde, in Gebüſchen, in hohlen Bäumen. Einige lieben und wohnen gern bey den Menſchen; andere dagegen fliehen die Menſchen, und oft gar ſelbſt ihre eigenen Kammeraden. Und doch halten ſich alle gerade an dem Ort auf, wo ſie für Feinden ſicher ſind, und bald ihre Nahrung finden können.

Auſſen bauen ſie ihre Neſter nur rauh weg, innen aber füttern ſie dieſelben mit Feldern, Haaren, Wolle und Moos aus, damit ſie, und ihre künftigen Kinder weich und warm darauf liegen können.

Und wo nehmen ſie denn alle dieſe Dinge her? Sie ſuchen und ſammeln ſie auf den Straſſen, Feldern und Bäumen zuſammen. Wie viel giebts nicht Weidenkätzchenwolle? Wie viel nicht Spinnengewebe und Raupen-Geſpinnſte? Und wie oft verlieren nicht die Schafe an den Dornhecken etwas Wolle?

Finden ſie aber unglücklicher Weiſe nirgends nichts, und ſelbſt auch keine weiche Federn, ſo rupfen ſie ſich ſelbſt welche aus. Ach, die guten Thierchen! Thuts ihnen denn nicht weh? Nein! Was ſie für ſich und die Ihrigen thun, thut ihnen nicht weh. Bey der nächſten Gelegenheit ſollt ihr etliche Vogelneſter, und allerhand kleine und groſſe Vogeleyer zu ſehen bekommen.

Wenn das Neſt fertig iſt, ſo fängt das Weibchen an, Eyer zu legen: Auch ſogar das Haushuhn ſcharrt ſich ein Loch in die Erde, ehe es ein Ey legt. Ein Weibchen legt viel Eyer, das andere wenig, je nachdem ſie lang oder

nicht lang brüten; und lang oder nicht lang ihre Jungen füttern müſſen. Einige legen zwey, drey bis vier Eyer; andere fünf, zehn bis zwölf.

Sobald alſo ein Weibchen ſeine gewiſſe Portion Eyer gelegt hat, — und dies geſchieht im Frühling, und zu Anfang des Sommers — hört es auf, zu legen, und iſt nun bloß für die Erhaltung derſelben beſorgt. Die übrige Jahrszeit wird alsdenn zu ihrer Erwärmung oder Bebrütung, und zur Auferziehung der Jungen angewandt, und weiter an kein Eyerlegen mehr gedacht.

Denn die mehrſten Vögel brüten nur einmal des Jahrs; die Tauben und Hühner aber, und noch einige andere Vögel, brüten wohl zwey bis neunmal des Jahrs, und dabey darf man dem Huhn zehn bis fünfzehn Eyer unterlegen: Es bringt faſt immer alle aus; denn jedes Küchlein kann gleich nach ſeiner Geburt laufen, und ſich ſein Freſſen ſelbſt ſuchen. Die Taube hingegen brütet allemal nur zwey Eyer aus, weil ihre Jungen nach der Geburt weder laufen noch ſelbſt freſſen können, und ſie ſolche faſt drey Wochen lang äzen muß.

Wenn man den Vögeln aber zufälliger Weiſe, oder aus Boßheit ihre Eyer zerbricht oder wegnimmt, oder ihnen gar ihr ganzes Neſt zerſtört, ſo bauen ſie ſich gleich wieder ein anderes Neſt, und legen wieder Eyer hinein. Und das thun ſie wohl drey bis viermal hinter einander, aber freylich immer etwas nachläſſiger, damit ſie der kalte Winter nicht übereile.

Wie

Wie lange muß wohl ein Huhn auf den vielen Eyern ſitzen, die man ihr untergelegt hat, bis die Küchlein lebendig werden? drey Wochen. Und wie lang ein Sperling? Wie lang eine Taube? Beyde vierzehn Tage. Je größer der Vogel iſt, deſto länger muß er brüten. So brütet, zum Beyſpiel, eine Gans vier Wochen, und ein Schwan fünf Wochen. Der Rieſe unter den Vögeln, der Strauß brütet nur des Nachts, denn er legt ſeine Eyer in den heiſſen Sand, darin es den Tag über ſo warm iſt, daß er nicht darauf ſitzen kann. Und der Kukuk brütet gar nicht. Er legt ſeine Eyer in anderer Vögel Neſter, zum Beyſpiel, in der Bachſtelzen und Grasmücken ihre, die ſodenn ſeine Eyer ſamt den ihrigen ausbrüten müſſen. (*)

Könnt ihr mir wohl ſagen, liebe Kinder, wie die Vogeleyer innen ausſehen? Denn Hühner-, Enten- oder Gänſeeyer werdet ihr doch wohl ſchon haben aufklopfen ſehen? Und wie dieſe innen ausſehen, ſo ſehen alle Vogeleyer aus. O ja, wir habens ſchon geſehen! Weiß und gelb ſehen ſie aus. Das Weiße nennt man Eyerweiß und Eyerklar, und das gelbe Dotter. Nicht wahr? Richtig.

(*) Die Aegipter und Sineſer brüten Hühner- und Gänſe- und mehrer Vögel Eyer in warmen Backöfen aus, ſieh de la Porte Reiſen, Theil 2, Seite 165; und die Abhandlungen der Schw. Akad. der Wiſſenſchaften, Theil 30, Seite 202. — Zu Kairo in Aegipten kann man oft ſieben bis acht tauſend Küchlein auf einmal auskriechen ſehen. Der gelehrte Herr Reaumur hats oft probirt, und gefunden, daß man es auch in Europa, in jedem Ofen, der nach ſeinem Thermometer oder Wärmemeſſer eine Wärme von 32 Graden; und nach dem Fahrenheitiſchen von 96 Graden hat, nachmachen könne.

Der Dotter liegt in der Mitte. Sodenn kömmt das erſte dünne weiße oder das Eyerweiß, worin der Dotter liegt. Auf dies folgt das zweyte dicke weiße, oder das Eyerklar, in dem das erſte weiße, nebſt dem Dotter ſchwimmt. Ferner bemerkt man oben auf dem Dotter eine runde weiße Narbe, die immer oben bleibt, man mag das Ey auch drehen und ausgieſſen, wie man will. Und damit der Dotter immer in der Mitte ſchwebend bleibe, hat er auf den Seiten zwey Bänder. Nun giebts in jedem Ey noch vier Häutchen, von denen das erſte den Dotter, das zweyte das erſte weiße, die beyden letztern aber alles zuſammen einhüllen. Und endlich folgt die harte kalkartige Schale.

Und woraus mag nun wohl das junge Vögelchen werden? Aus der weißen Narbe auf dem Dotter. Und ſo bald es lebendig geworden iſt, frißt es erſt das Weiße, und denn auch das Gelbe auf, und nach ein und zwanzig Tagen iſt es reif, bickt die Schale auf, ſpringt davon, und ſucht ſich was zu freſſen. (*)

Kleine Dotter hat das Huhn eine Menge bey ſich im Leibe, davon immer eins ums andere größer, und mit

dem

(*) Wer ſeinen Kindern den täglichen Wachsthum eines Küchleins zeigen will, der lege einer Bruthenne wenigſtens 14 befruchtete Eyer unter, nehme ihr alle anderthalb Tage eins weg, klopfe es behutſam auf, und ſehe zu, wie viel es in jedem Tage wachſen müſſe, um in 21 Tagen — denn ſo lange nur brütet ein Huhn — reif zu ſeyn. Der Unkoſten iſt nicht groß; die Freude der Kinder hingegen wird gewiß ungemein groß dabey ſeyn.

dem doppelten weiß, und endlich auch, wenns bald gelegt werden ſoll, mit der harten Schale umgeben wird. Gebet künftighin Achtung, wenn ein Huhn geſchlachtet wird: Ihr werdet in ſeinem Leibe viele kleine Dötterchen finden, die man alle eſſen kann.

Haben die Vögeln in allen Ländern der Welt gleich viel Federn? Je kälter das Land iſt, worin ſich ein Vogel aufhält, deſto mehr und feinere Federn hat er. Die beſten die weichſten Federn kommen von der Gegend des Eismeers her; denn gerade dorten herum halten ſich die ſchönſten Eidergänſe auf. In den wärmern Ländern hingegen haben die mehrſten Vögel nur wenig Federn. Und von den Vögeln in Afrika ſind ſogar viele faſt halb nackt.

Ey, warum fallen den Vögeln im Herbſt, und einigen auch wohl noch eher, faſt alle ihre Federn aus? Weil ſie trocken geworden, und ihnen dafür noch vor dem Winter wieder neue wachſen ſollen. Bey dieſem Federwechſeln, das man das **Mauſern** oder **Federn** nennt, ſind die Vögel ſehr traurig. Sie ſingen und pfeifen nicht. Ja es iſt dies Mauſern für ſie ſo gefährlich, daß manche dabey ihr Leben verliehren. (*)

(*) Pips heißt die Krankheit, die mit dem Federwechſel vergeſellſchaftet iſt. Die Vögel bekommen nämlich in dieſer Zeit eine ſehr rauhe harte Zunge, die ihnen ſo wehe thut, daß ſie dafür nichts freſſen können, und alſo, wenn ſie in etlich Tagen nicht heil wird, Hungen ſterben müſſen. Auch eine Eiterblaſe bekommen ſie oben am Steis, die ihnen ſo wie der Pips, den Tod zuziehen kann, wenn ſie

Was nun von Vögeln nicht beym jährlichen Mauſern ſtirbt, und nicht durch Alter, und andere Unglücksfälle, umkömmt, das wird von Menſchen und andern Thieren erwürgt und abgeſchlachtet. Man darf alſo nie fürchten, daß irgendwo allzuviel Vögel entſtehen mögen, wenn ſich ein oder das andere Jahr mehrere ſehen laſſen, als ſonſt. Nur Geduld, ſie werden ſich ſchon bald nach und nach verlieren.

Und laſſet auch gleich manche Vögel dreyßig, achtzig bis hundert und mehr Jahr alt werden: Was thut das? Sie müſſen am Ende doch einmal ſterben. Die Adler und Papagaien können über hundert Jahr alt werden. Aber gerade von denjenigen Vögeln, die ſo ſehr alt werden können, giebts am wenigſten. Wie wenig legt nicht ein Adler Eyer? Eins, höchſtens zwey bis drey Eyer, legt er.

Eine Art von Vögeln alſo blos deswegen in einem Lande ſehr vermindern, oder gar völlig ausrotten wollen, weil ſie ſich zu ſtark vermehrt haben ſoll, iſt höchſt ſchädlich und unverſtändig. Die Nordamerikaner haben es vor etlichen Jahren zu ihrem Unglück erfahren, daß man keine Gattung von Vögeln ganz ausrotten ſolle. Sie rotteten in einigen Gegenden alle Krähen aus; und ſiehe, nach etlichen Jahren nahm ein gewiſſes Inſekt, das faſt alle

ſie ſich nicht zu rechter Zeit öfnet. Den Kanarienvögeln ꝛc. ſticht man dieſe Blaſe auf, oder legt ihnen etwas Safran in ihr Trinkwaſſer.

alle Gewächſe zerfraß, ſo ſehr überhand, daß ſie die guten Krähen, die ſonſt dies ſchädliche Inſekt auffraßen, gern wieder hergewünſcht hätten.

Auch die Sperlinge, ſo ſchädlich ſie ſonſt ſeyn mögen, gänzlich in einem Lande auszurotten, iſt nicht rathſam, weil ſie eine Menge Raupen und Käfer, und viel anderes Ungeziefer wegfreſſen.

Kurz, ich glaube noch immer, daß die geſammten lebendigen Thiere den Menſchen mehr nützen, als ſchaden. Es kommt nur darauf an, daß ſie fleißig und unverdroſſen nach ihren Gärten, Aeckern und übrigen Gütern ſehen. Etwas ſoll und muß freylich jeder Hausvater den armen Thieren laſſen, er mag wollen oder nicht. Denn Speiſe muß doch jedes Thierchen haben, wenn es lebendig bleiben, und nicht ſterben ſoll.

Der Geitzhals mag ſich alſo immer ärgern, wenn ihm die Sperlinge etliche Erbſen oder Bohnen in ſeinem Garten ausgehackt, und einige Kirſchen, oder ſonſt was, darin aufgefreſſen haben. Wir wollen es nicht thun, weil wir wiſſen, daß ſie nie alles wegfreſſen und verheeren, und doch ſonſt noch nützliche und luſtige Thierchen ſind. — Kann man die Sperlinge eſſen? O ja! Sie freſſen ja faſt lauter gute Samenkörnchen, und gutes Obſt. Aber ſo gut ſchmecken ſie freylich nicht, wie die Lerchen und Krametsvögel.

Iſts wirklich ihr Ernſt, lieber Herr ... daß die Vögel mehr nützen, als ſchaden? Allerdings, iſts mein Ernſt! Bedenket einmal, wie viele Vögel man nebſt ihren Eyern

eſſen kann? Wie gut ſchmecken nicht unſere Tauben, Hühner und Gänſe? und welche Küche wollte wohl gern die Hühnereyer entbehren? Sodenn verzehren die Vögel die todten Aeſer, vermindern das Ungeziefer aller Art, geben Federn zu weichen Betten, und Kiele zum Schreiben. Und macht uns nicht ſo mancher Vogel mit ſeinem Geſang, oder mit ſonſt was, oft ein Vergnügen?

Alle Vögel können einen Laut von ſich geben, der freylich beym Pfau und bey der Gans, und bey vielen andern ſehr widerlich klingt. Viele aber, und mehrentheils die Männchen, die vorzüglich in der Begattungszeit ihren Weibchen ſchmeicheln, und ihre Liebe beſingen, ſcheinen ſo recht zur Muſik gemacht zu ſeyn, und wiſſen uns Menſchen, durch ihren mannichfaltig ſchönen Geſang, in Städten und Dörfern, in Wäldern und Feldern zu erfreuen. Kinder, denkt ihr itzt nicht an den herrlichen Geſang der Nachtigall? Wen dieſes Vögelchen mit ſeinem Geſang nicht rühren und erfreuen kann, der verdient nicht, daß er Ohren hat, und ein Menſch iſt.

Die Weibchen ſingen ſchlecht oder gar nicht, und beantworten den lockenden Geſang ihrer Männchen blos mit einigen bejahenden oder verneinenden Tönen. Auch ſehen die Weibchen mehrentheils nicht ſo ſchön aus, wie die Männchen.

Viele Vögel haben ihren Namen von ihren Geſchrey, (*) die

(*) Volucres pleraeque a ſuis vocibus appellatae, ut hae Upupa, Cuculus, Ulula etc. vid. *Varro* de lingua latina Lib. 4.

die übrigen aber theils von ihrer Nahrung und Bildung, theils von ihrem Vaterlande.

Wunderbar iſt es, liebe Kinder, daß einige Vögel, die eine breite dicke Zunge haben, wie die Aelſtern, Krähen und Amſeln, die Staaren, Raben und Papagaien, ſogar die menſchliche Stimme nachahmen, und ſprechen lernen können. Und das kann der Affe nicht, der doch unter allen Thieren dem Menſchen am ähnlichſten ſieht, und zum Nachmachen ſonſt ſehr gut aufgelegt iſt.

Faſt jedes Volk auf der Welt ſchätzt eine gewiſſe Art von Vögeln hoch. Einem iſt die Schwalbe' dem andern der Storch heilig. (*) Und zu Kairo in Aegipten iſt eine Art von Geyern ein ſehr wichtiger und beliebter Vogel, weil er die Aaſe auf den Straſſen wegfrißt. Denn wo in dieſer groſſen Stadt ein Hund oder Eſel, Pferd oder Kameel fällt und ſtirbt, da bleibt es auch liegen, weil man darin von Raſenmeiſtern nichts weis.

Um nun bald mit den vielerley Vögeln etwas genauer bekannt zu werden, wollen wir ſie auch, wie die Inſekten und Fiſche, in gewiſſe Haufen oder Ordnungen eintheilen.

Sechs Ordnungen wollen wir machen. In der 1ſten Ordnung ſollen die Raubvögel, der Adler und die Eule ſtehen. In der 2ten wollen wir die Azeln oder Waldvögel, nämlich den Papagai und den Raben, kennen lernen In der 3ten mögen die Schwimmvögel, die Gans und

Z 5 der

(*) Die Alten hielten ihren Ibis für einen heiligen Vogel.

der Schwan erſcheinen. In der 4ten können die Sumpfvögel, der Storch und der Strauß auftreten. In der 5ten kann von den Hühnern die Rede ſeyn. Und in der 6ten Ordnung endlich ſoll mit den Singvögeln der Schluß gemacht werden. (*)

In der Erſten Ordnung kommen alſo die Raubvögel vor, nämlich der Adler, der Falk, der Geyer, der Neuntödter und die Eule. — Raubvögel oder Habichte nennt man gewöhnlich nur diejenigen Vögel, liebe Kinder, die nichts als lauter Fleiſch freſſen, und ſogar faſt lauter lebendige Vögel und vierfüßige Thüre erwürgen; ob man gleich eigentlich ſagen könnte, daß alle Vögel vom Raub leben, weil ſie faſt alle den Inſekten und Gewürmen, und vielen andern kleinen Thierchen nachjagen, ſie fangen und verzehren.

Die Adler, Falken und Weihen; die Geyer, Würger und Eulen ſind die verrufenen Raubvögel, die nichts als Fleiſch freſſen, und jährlich manches arme Thierchen erwürgen.

Alle dieſe Räuber haben einen kurzen unterwärts gebogenen Schnabel, und einen ſehr fleiſchichten Kopf, um

leben-

(*) Die Vögel *Aves*: Die 1ſte Ordnung Accipitres Raubvögel: Die 2te Pici Azeln: Die 3te Anſeres Schwimmvögel: Die 4te Grallae Sumpfvögel: Die 5te Gallinae Hühner: Und die 6te Ordnung Paſſeres Singvögel.

lebendige Thiere damit fangen, und feſt halten zu können. Ihre Füſſe ſind kurz und ſtark, und mit warzigen Zähen, und krummen ſehr ſcharfen Krallen beſetzt.

Sie leben alle, bis an die Geyer, vom Raube lebendiger Thiere. Die Geyer hingegen freſſen lieber Aas, als friſches Fleiſch. — Alles, was die Raubvögel freſſen, geht in ihren Magen in Fäulniß über. Es hat deswegen ihr Fleiſch einen ſehr üblen Geruch, und kann nicht gegeſſen werden. Auch ihre Federn taugen zu nichts.

Wo halten ſich dieſe Mörder auf? An verſchiedenen Orten: Auf hohen Felſen, Bäumen und Thürmen, in alten Gebäuden, hohlen Bäumen und Gebüſchen. Und auf dieſen, meiſt ſo hohen gefährlichen Orten, daß kein Menſch ohne Lebensgefahr dazu kommen kann, niſten und und brüten ſie auch. Und doch giebts gewiſſe kühne Leute, die zu ihren Neſtern hinauf klettern, und ihnen ihren Fraß, der aus Gänſen und vielen andern Vögeln, aus Kaninchen, Haſen, jungen Lämmern und Ziegen beſteht, wegnehmen, und ihn eſſen oder verkaufen.

Ach was! wie kommen denn Haſen, Lämmer und Ziegen auf Felſen und Bäume? Die Adler und Geyer ſchleppen ſie durch die Luft hin. Wiſſet ihr alſo noch nicht daß das die groſſen Adler und Geyer thun können? Sie thun es wirklich, und fallen die eben genannten, und oft wohl noch gröſſere Thiere ſo plötzlich und heftig an, daß ihnen ſelten eins aus ihren Klauen meh r entwiſchen kann: Denn ſobald ſie eins erhaſcht haben, zerhacken ſie ihm die Augen, und ſaugen ihm das Blut aus, und ſchleppen

es

es nun halb, oder ganz todt in ihr Neſt, oder ſonſt an einen andern ſichern Ort, und freſſen ſich davon voll an.

Ja ſie ſind ſo ſtark und kühn, daß ſie Schafe, Schweine, Hirſchkälber und Kuhkäber erwürgen, ſich mit ihrem Blut den Durſt löſchen, und an ihrem Fleiſch ſatt freſſen, und dann noch ein gutes Stück Fleiſch mit in ihr Neſt nehmen. Wenn ſie Junge haben, bringen ſie ihnen faſt lauter kleine Thierchen lebendig ins Neſt, damit ſie an ihnen das Würgen und zerfleiſchen lernen können.

Ey, das ſind fürchterliche Vögel! Thun ſie den Menſchen auch was zu leide? Selten. Doch hat man leider Beyſpiele, daß ſie zehn und zwölfjährige Kinder geſtohlen, und mit ſich in der Luft weggeführt haben.

Wie groß ſind denn dieſe ſchrecklichen Adler und Geyer? Faſt ſo groß, als ein Mann; und wenn ſie ihre Flügel ausbreiten, ſind ſie fünftehalb Ellen breit.

Die Zunge dieſer Mörder, und der untere Theil ihres Schnabels, ſind wie eine Rinne ausgehöhlt, um das Blut der armen Thiere bequem verſchlucken zu können. Denn weder Adler noch Geyer, noch ſonſt ein Raubvogel, trinkt Waſſer. Alle trinken Blut, wie man glaubt. Doch laſſen ſich einige auch das Oel gut ſchmecken, wenn ſie es kriegen können.

Giebts viele Raubvögel? Nein, lange nicht ſo viel, als es vierfüſſige Raubthiere giebt. Sie vermehren ſich nicht ſtark. Die gröſſern brüten jährlich nur zwey bis drey Eyer; die kleinen aber brüten deren höchſtens drey bis fünf aus. Und dabey iſt dies ſehr merkwürdig,

daß

daß die Weibchen ſchöner und gröſſer werden, als die Männchen, welches doch bey allen übrigen Vögeln nicht ſo iſt. Ihre Neſter bauen ſie von Reiſern und trockenem Gras.

Nun, großer verwegner

Adler,

dich wollen wir zuerſt kennen lernen. Eine groſſe Ehre für mich. — Du wohnſt und horſteſt alſo auf hohen Bäumen und ſteilen Felſen; und nährſt dich vom Raube lebendiger Thiere? Ja, das thu' ich, nebſt allen meinen Kameraden, den kleinen und groſſen, ſchwarzen, grauen und bunten Adlern.

So? Giebts alſo bey deiner Zunft oder Gilde mehrere Rotten? Ja wohl! Ich bin aber der König unter allen, und heiſſe Goldadler oder Steinadler, oder auch nur geradeweg, groſſer Adler. Nach mir kömmt der gemeine ſchwarze; und denn der kleine gefleckte Adler. Sodenn giebts auch noch kleine und groſſe, ſchwarze und bunte Meer- und Fiſchadler.

In welchem Lande wohneſt du? Ich wohne in der Schweiz, in Spanien und Frankreich, und an mehrern Orten von Europa. Aber auch in Aſia und Afrika ſieht man hie und da einen von uns. Ich ziehe alle Jahr zwey Junge groß, die ich aber, wenn es mir an Fleiſch mangelt, noch ehe ſie recht fliegen können, aus dem Neſte jage, oder gar ſelbſt auffreſſe.

Ich habe eine unüberwindliche Freude am Jagen und Rauben, und ſchwinge mich deswegen immer hoch in die Luft, um bequem auf einen guten Fraß lauren zu können. Siehſt du denn ſo weit? Ja freylich! Ich und meine Kameraden haben das ſchärfſte Geſicht unter allen Vögeln. Wir ſehen hoch in der Luft einen Vogel oder Haſen auf der Erde ſitzen.

Doch ſtoſſe ich nur auf groſſe Thiere. Ich mache es wie der Löwe bey den vierfüſſigen Thieren, der ſich nichts um kleine Mäuſe bekümmert. Raben und Krähen ſehe ich mit Verachtung an, und überlaſſe ſie den übrigen von meiner Gilde, den kleinen Adlern, den Falken und Weihen. Wenn ſie aber unverſchämt ſind, und mir die Ohren allzuvoll ſchreyen, ſo beſtrafe ich ſie zuweilen für ihren Frevel mit dem Tode. Nur groſſe Vögel, Haſen, Lämmer und Ziegen muß ich haben.

Beiſſen und hacken dir denn dieſe armen Thiere, die du abſchlachteſt, nicht deine Füſſe entzwey? Das müſſen ſie wohl bleiben laſſen, ich packe ſie gleich ſo feſte an, daß ihnen das Beiſſen vergeht. Und wenn mich auch gleich hie und da eins ein wenig kneiſt, ſo ſpüre ichs nicht viel, weil meine Füſſe bis an die Krallen dick mit Federn bedeckt ſind.

Du läßt dich doch auch zahm machen? Nein, das laſſe ich nicht. Ich liebe Einſamkeit und Freyheit, und haſſe jede Geſellſchaft. Wenn ſich daher einer von meinen Kameraden, oder irgend ein anderer Vogel, in meiner Nachbarſchaft befindet, ſo jage ich ihn ſogleich fort; ja ich

gebe

gebe nicht einmal zu, daß eins von meinen eigenen Kindern, auch nur auf einen Verſuch zu mir in mein Gehäge komme.

Nun — und wie alt wirſt du? Wenns gut geht, hundert Jahre, und wohl noch drüber. Je älter ich aber werde, deſto ſtumpfer werden meine Zähne und meine Krallen, und deſto weniger bin ich im Stande, einen guten Fraß zu rauben. Ich muß daher in meinen ſchwachen alten Tagen ſtatt der Lämmer und Haſen, mit Schlangen und Eidexen vorlieb nehmen.

Der gemeine ſchwarze Adler iſt merklich kleiner, als der Goldadler, und wohnt in Europa und im nördlichen Amerika. Er nährt ſich von Haſen, Vögeln, Fiſchen und Schlangen, horſtet auf hohen Bäumen, die nahe bey Flüſſen ſtehen, und zieht alle Jahr zwey bis drey Jungen auf, die er ſo lange bey ſich behält, bis ſie das Fliegen und Rauben gelernt haben. Und deswegen nimmt er ſie fleiſſig mit auf die Jagd. — Siehe Tafel 9 Figur 3.

Der kleine oder gefleckte Adler frißt gern Enten, und andere kleine Vögel, aber auch Schlangen und Mäuſe. Er iſt etwas über eine Elle lang, und mit ausgebreiteten Flügeln, nicht völlig zwo Ellen breit, und hält ſich in Europa, Aſia und Afrika auf.

Die kleinen und groſſen Meeradler und Fiſchadler haben kahle Füſſe, und weiſſe Schwänze, und überhaupt ſchwarze und weiſſe Federn, wohnen in den Wäldern der nördlichen Länder, und nähren ſich von Vögeln und

Fiſchen.

Fiſchen. Ihre Jungen jagen ſie oft auch, wie die großen Adler, aus dem Neſt, noch ehe ſie recht fliegen, und ſich ihren Fraß ſelbſt ſuchen können.

Ey, freſſen die Raubvögel ihren Raub mit Haut und Federn auf? Ja, die meiſten großen thun dies. Die kleinern hingegen rupfen erſt die Vögel, und freſſen auch weder Haare noch Haut von einem Haſen oder Kaninchen mit dem Fleiſch hinunter.

Bey den groſſen Vögeln ſammlen ſich die verſchlungenen Federn, Haare und Häute in ihrem Kropfe; und werden von ihnen alle Tage in Klumpen, die man Gewölle nennt, ausgeſpien.

Die Falken

ſind viel kleiner, als die Adler, und halten ſich in allen Welttheilen, und zum Theil auch hie und da in Deutſchland auf. — Die ſchönſten und größten Falken haben aſchgraue Federn, und ſind ſo groß, als ein ſchöner Haushahn. Die übrigen aber ſehen weiß, ſchwarz, roth, braun und bunt aus, ſind merklich kleiner, und zum Theil nur ſo groß, als ein Star. Auf der 10ten Tafel Figur 3 iſt ein ziemlich groſſer Falk abgebildet.

Wo horſten die Falken? Auch, wie die Adler, auf hohen Felſen und Bäumen, damit ſie gut um ſich her ſehen, und auf ihren Fraß lauren können. Sie ſtoſſen, nach Beſchaffenheit ihrer Größe, auf Haſen, Kaninchen und Mäuſe; auf Hühner, Gänſe, Enten, Aelſtern, Krähen, Amſeln, Staren und Lerchen, und noch auf mehr

andere Vögel, die oft viel gröſſer, als ſie ſelbſt ſind, und erdroſſeln und verzehren ſie auf die nämliche Art, wie es die Adler machen. Erſt hacken ſie den Thieren die Augen aus, ſodenn ſaufen ſie ihr Blut, und endlich gehen ſie über ihr Fleiſch her.

Vermehren ſich die Falken ſtark? Ja, ſtärker als die Adler. Sie legen alle Jahre vier bis fünf Eyer, und behalten ihre Jungen ſo lange bey ſich, bis ſie ſich ihren Fraß ſelbſt anſchaffen können.

Die Falken ſind diejenigen Vögel, liebe Kinder, die man jung fängt, und mit vieler Mühe ſo künſtlich zur Jagd abrichtet, daß ſie, auf Befehl ihrer Herren, allerhand Vögel aus der Luft oder von Bäumen herunter holen, und ſie ihnen lebendig zubringen. Ja ſelbſt auch Kaninchen, Haſen, Rehe, Schweine und Wölfe müſſen ſie jagen, und ihnen die Augen aushacken, damit ſie die Jäger nun deſto leichter erhaſchen können.

Und wie lernen die Falken dies? Man knüpft ſie erſtlich an, hängt ſie in ſchwebenden Ringen auf, und läßt ſie drey bis vier Tage hintereinander, und allemal ſo lange nicht ſchlafen, bis ſie im Kopf ganz verwirrt und dumm geworden ſind, und ihre Wildheit ſo ziemlich verlohren haben. Sodenn müſſen ſie einige Tage hungern; und wenn ſie nun heißhungrig geworden ſind, und ſo eben auf eine Taube, oder auf ein Huhn, das man nahe zu ihnen hingeworfen hat, losfahren wollen, ſo nimmt man es wieder weg. Doch giebt man ihnen her-

nach ein Stück von einer Taube, oder von einem Huhn, wenn ſie recht folgſam und gehorſam geweſen ſind.

Wenn ſie nun faſt ganz zahm ſind, und die meiſten von denjenigen Thieren kennen gelernt haben, auf die ſie auf der Jagd ſtoſſen ſollen, ſo knüpft man ſie an einen langen Bindfaden, und läßt ſie in der freyen Luft, von Baum zu Baum, oder von Haus zu Haus fliegen, und Sperlinge oder Tauben, oder ſonſt einen Vogel holen.

Und dieſe Uebung ſetzt man ſo lang fort, bis ſie alles wiſſen, was der Falkonier, das iſt diejenige Perſon, die ſie abgerichtet hat, von ihnen haben wollte. Und endlich nimmt man ſie frey und unangeknüpft mit auf die Jagd, ſetzt ſie auf die Hand, zeigt ihnen diejenigen Vögel oder vierfüſſigen Thiere, die man gern haben wollte; und ſiehe, die Falken fliegen ſogleich fort, und holen die Vögel herbey; den Haſen, Rehen und Schweinen aber hacken ſie die Augen aus.

Kommen ſie aber immer wieder mit ihrem Raube zurück? Deſertirt oder entwiſcht nicht zuweilen ein Falke? O freylich geht mancher durch, zum größten Verdruß und Schaden ſeines Herrn. Koſten ſie denn viel? Ja freylich! Ein einziger, gut abgerichteter Falk, koſtet oft achtzig bis hundert Thaler.

Aus Tunis in Afrika, und von der Inſel Malta im mittelländiſchen Meer werden die ſchönſten Falken zu uns nach Deutſchland gebracht. Mancher Fürſt, der ein groſſer Liebhaber von der Jagd iſt, hat oft zehn bis zwanzig, und wohl noch mehr abgerichtete Falken bey einan-

der.

der. Das Jagen mit Falken nennt man die Falken-Baize.

Die Sperber

ſehen den Falken und den kleinen Adlern ſehr ähnlich, haben mit ihnen Wohnung und Nahrung gemein, und werden auch zum Jagen abgerichtet, wie die Falken. — Siehe Tafel 11 Figur 5.

Die Weihen

haben die Gröſſe der Falken, ſind faſt ganz weiß, wohnen und niſten auf kleinen Bäumen und Gebüſchen, und ſtoſſen nur auf junge Haſen, Kaninchen, Rebhüner und Wachteln. Sie erhaſchen aber ihre Beute nicht im Flug, wie ihre kühnen Kameraden, ſondern ſitzen und lauren ſo lang auf einem Baum, bis ein Has, oder ſonſt ein kleines Thierchen, vorbey ſpringt; und dann erhaſchen ſie es. — Die **Weihen** ſind auch diejenigen gefährlichen Diebe, welche die meiſten Vogelneſter plündern, und darin die Eyer ausſaugen, und die Vögel freſſen.

Eine Art Weihe nennt man **Weſpenfreſſer**, weil ſie Bienen, Weſpen und Raupen, und viele andere Inſekten frißt. — Und noch eine andere Art heißt **Fiſchweihe**, weil ſie ſich von Fiſchen nährt.

Was ſeyd denn ihr für Gäſte, ihr kühnen

Geier?

Etwa auch ſo unbarmherzige Würger, wie die Adler und Falken? Ja, Fleiſch müſſen wir haben, es ſey nun

friſches oder altes. Doch freſſen einige von uns am liebſten Aas und Luder, das ihnen deſto beſſer ſchmeckt, je mehr es ſtinkt. Wenn ihnen aber das Luder fehlt, ſo erwürgen ſie freylich auch, wie wir großen, alles, was ihnen vorkömmt, und ſie bezwingen können.

Nun, und was erwürgt ihr denn? Kaninchen und Haſen, Füchſe und Schafe, Kälber und Ziegen, Gemſen und Katzen; ja wir großen machen ſogar, wenn unſer zween oder drey beyſammen ſind, einen Ochſen todt, und zehren ihn bis auf Knochen und Haut ganz auf. Im Nothfall können wir auch zehn bis zwanzig Tage hungern. Ehe wir aber dies thun, freſſen wir lieber Schlangen und Eidexen, Fröſche und Kröten, und überhaupt alles, was Fleiſch iſt, weg.

Wie ſeht ihr denn aus? Grau, braun und ſcheckicht. Wir haben einen kahlen Kopf, und einen faſt ganz kahlen Hals. Unſere Federn unter der Kehle und unter den Flügeln ſind ſo zart, wie Pflaumfedern. Unſer Schnabel und unſere Klauen ſind kürzer, und nicht ſo krumm, wie der Adler ihre. An Größe kommen wir faſt alle den Falken gleich; ja unſere größten Geier übertreffen ſogar die Goldadler an Größſe, und ſind mit ausgebreiteten Flügeln acht bis neun Ellen breit.

Wir wohnen und horſten auch mehrentheils auf hohen Bäumen und Felſen, wie die Adler, aber mehr in wärmern Ländern, als in kältern, — in Aegypten und Arabien ſind wir ſehr gern — und ziehen jährlich nur zwey Junge auf. Und das iſt für die Menſchen ein

Glück;

Glück; denn wenn wir mehrere aufzögen, würden unſrer bald ſo viel werden, daß wir in kurzer Zeit alles nutzbare Vieh aufzehren würden. — Es giebt unter uns groſſe, mittle und kleine Geier.

Wir groſſen grauen **Greifgeyer** oder Cuntur ſind im Stande, ein Schaf in der Luft wegzuführen. Ja wir ſind ſogar ſo frech, wenn unſer mehr, oder auch nur unſer zween beyſammen ſind, einen Ochſen anzufallen und todt zu machen. Einer hackt ihm die Augen aus, und der andere reißt ihm den Bauch auf, und zieht das ganze Eingeweide heraus. Und ſo iſt der gröſte Ochs verlohren. Denn was will er nun noch für Springe machen, da er nichts mehr ſieht, ihm das Eingeweide zum Leibe heraus hängt, und wir ihm auch ſchon ſein beſtes Blut abgezapft haben? — Und was macht ihr nun mit dem todten Ochſen? Erſt freſſen wir ſeine Eingeweide ſamt allem, was darin ſteckt, auf; und dann ſtehen wir in ſeinen Bauch hineln, und freſſen und hacken ſein Fleiſch ſo gut ab, daß nichts als die Haut und Knochen übrig bleiben. Und bey einem ſolchen Fraß ſind wir gar nicht furchtſam, ſondern ſo dreiſte, daß man uns ganz nahe kommen, und bey unſerm Skeletiren zuſehen darf.

Der **Geyerkönig** oder Kahlhalz iſt der ſchönſte unter allen Geiern. Er hält ſich im wärmern Amerika auf, iſt ſo groß, als ein Puterhahn, hat einen kahlen Kopf, einen kahlen Hals, und unter dieſem einen Kragen von langen aſchgrauen Federn; ſeine Bruſt iſt ſchmutzig,

und ſein Rücken nebſt den Flügeln röthlicht weiß, und ſein Schnabel, Hals, Füſſe und Zehen ſind roth. — Siehe Tafel 4 Figur 5.

Der Haſengeier oder *Lämmergeier* oder mittlere Geier, ſieht ſchekkicht aus, iſt ſo groß, als ein Schwan, und ſtößt auf Haſen, Lämmer, Gemſen und Murmelthiere, und wird ſehr häufig in der Schweiz angetroffen. Auch hat man Beyſpiele, daß er kleine Kinder angefallen, und mit ſich in der Luft fortgeführt hat. In der Schweiz binden deswegen die Hirten ihre Kinder auf der Weide an Bäume an, damit ſie ihnen von dieſen Lämmergeiern nicht ſo leicht weggeſchlept werden können.

Der kleine Aasgeier oder Erdgeier iſt weiß und ſchwarz gefleckt, und nur ſo groß, als eine Gans, hält ſich in Aegypten Heerdenweis auf, und frißt Aas und Luder, und allerley verdorbenes Fleiſch lieber, als friſches Fleiſch, und dann am liebſten, wenn es recht ſehr ſtinkt, und bringt daher ſeine meiſte Zeit auf der flachen Erde zu. — Siehe Tafel 12 Figur 1.

O ihr häßlichen Geier! Pfui, ja wohl Eingeweide ſamt dem Miſt, Aas und Luder gern freſſen! — Ey, ey, nur nicht geſchimpft. Iſt das für euch Menſchen nicht eine Wohlthat, daß wir das Aas wegfreſſen, das die Luft ſtinkend, und euch krank machen würde? Ach, wie würde es wohl den einfältigen Egyptern ergehen, die keine Raſenknechte haben, welche das verreckte Vieh irgendwo eingraben, oder an abgeſonderte Plätze bringen? Denn wo in Aegipten ein Kameel oder Ochs oder Eſel fält oder

ſtirbt, da bleibt er liegen, und wenn es auch gleich mitten auf einer Gaſſe wäre.

In Kairo, der Hauptſtadt von Aegipten, iſt es wenigſtens ſo. Fräſſen da die Hunde und die Aasgeier das Aas nicht weg, ſo müßten die Einwohner vor Geſtank erſticken, und könnten oft manche Straſſe gar nicht mehr paſſiren, weil es darin viel wärmer iſt, als bey uns, und alſo die Aaſe und Leichname auch eher in Fäulniß übergehen.

Noch eins von Kairo: In Kairo ſind alle Gaſſen mit Hunden angefüllt, die ohngefähr ſo groß, als unſere Windſpiele, faſt ganz nackt, und ſchwarz und weiß gefleckt ſind, wild herum lauffen, und nicht in den Häuſern wohnen, wie bey uns. Man gebraucht ſie daſelbſt weder zur Wache, noch zur Jagd, weil ſie nach Mohämmeds Geſätzen unrein ſind, und nicht bey ihnen in den Häuſern wohnen dürfen. So bald ſie alſo einen auf der Straſſe antreffen, ſo weichen ſie ihm aus, wie wir einem tollen Hunde, oder einem raſenden Pferde auszuweichen pflegen.

Sie ſind ihnen aber doch heilige und wehrte Thiere, wie die Geyer, weil ſie das Aas auf den Straſſen wegfreſſen. Sie tödten ſie nicht nur nicht, ſondern füttern ſie ſogar mit friſchem Fleiſch, wenns ihnen an Aas mangelt, geben ihnen Stroh zu einem bequemen Lager; und bauen ihnen bey rauher Witterung beſondere Hütten. Es werden deswegen auch faſt alle Tage etliche Ochſen geſchlachtet, und das Fleiſch Morgens und Abends auf den Richt-

platz geworfen, wo ſich die Hunde und Geyer allemal ordentlich einfinden.

Und damit es in Kairo, und in verſchiedenen andern Türkiſchen Städten, nie an Fleiſch zur Hundefütterung mangle, iſt es ſchon lange Mode geworden, daß ſelten ein reicher ägiptiſcher Inwohner ſtirbt, der nicht eine gewiſſe Portion Geld dazu nach ſeinem Tode beſtimmt hätte.

Ungeachtet in Kairo faſt alle Jahr wenigſtens tauſend Eſel, Kameele und Pferde ſterben, und alle dieſen Hunden und Geyern zu Theil werden, ſo ſind ſie doch lange nicht zureichend, alle zu ſättigen. Nun könnt ihr urtheilen, wie viel es ſolche Hunde und Geier in und um Kairo geben möge?

Die Aasgeyer ſind den Aegiptern auch ſchon deswegen ſehr lieb und wehrt, weil ſie die Fiſche, Schlangen und Eydexen auffreſſen, die bey der jährlichen Uiberſchwemmung des Nils auf den Feldern liegen bleiben, und einen abſcheulichen Geſtank verurſachen.

Die Neuntödter.

oder Würger ſind die kleinſten Tagraubvögel. Sie ſind nur ſo groß, als Lerchen und Sperlinge, und zum Theil ſehr ſchön gefiedert. — Es giebt aſchgraue, rothköpfichte und ſchwarz und weiß geſprengte, und ſonſt noch allerhand bunte Würger, und dies in allen fünf Welttheilen.

Die grauen Würger halten ſich Sommer und Winter bey uns auf; die andern aber ziehen im Herbſt in wär-

mere Gegenden, und kommen im Frühling wieder. — Siehe Tafel 3 Figur 9.

Die Würger horſten ſowohl in Wäldern, als auf dem freyem Felde, auf Bäumen und in Gebüſchen, legen fünf bis acht Eyer, und leben von Sperlingen, Goldammern, Lerchen und Zaunkönigen, und andern kleinen Vögeln, die ſie bezwingen und erwürgen können. Und im Nothfall freſſen ſie auch Inſekten.

Es iſt was Merkwürdiges, liebe Kinder, daß dieſe kleine Vögel oft ſo kühn ſind, mit häßlichem Geſchrey, — ſie ſchreyen Trui trui trui — auf Aelſtern, Krähen und Dohlen zu ſtoſſen, und ſie oft heftig zu verwunden.

Aber ſie werden von dieſen weit gröſſern Vögeln mehrentheils gewaltig zerzauſt, und halb todt fortgejagt. Auch trägt ſichs zuweilen zu, daß ein Neuntödter mit einer Lerche, die er zwar in wütender Hitze mit ſeinen Krallen gefaßt, aber noch nicht völlig bezwungen hat, aus der Luft auf die Erde fällt, und ſich da ſo lang mit ihr herumbalgt, bis ſie beſiegt, und halb oder ganz todt iſt. Denn was ein Neuntödter einmal in den Klauen hat, das muß ſterben. Kann er es aber nicht bezwingen, ſo läßt er ſich lieber todt machen, ehe er es aus ſeinen Klauen fahren lieſſe.

Man macht die Würger zahm, und läßt ſie in den Zimmern Fliegen und Mücken, und anderes Ungeziefer wegfangen. — Warum nennt man die Würger auch Neuntödter? Weil ſie die Gewohnheit haben ſollen, etliche Käfer oder andere Inſekten, und vielleicht zuweilen neune nach einander, damit ſie ihnen nicht entwiſchen, an Dor-

nen zu ſpieſſen, und denn alle auf einmal aufzufreſſen. — Und eben wegen dieſes Spiſſens nennt man ſie auch Dorntreter.

Sie nannten vorhin die Würger die kleinſten Tagraubvögel — giebts denn auch Vögel, die des Nachts auf den Raub ausfliegen? Ja freylich.

Die Eulen

thun dies ja; und deswegen werden ſie auch Nachteulen genannt. Wenn die andern Vögel faſt alle ſchon ruhen und ſchlafen, ſo kommen die Eulen aus ihren Löchern und Schlupfwinkeln hervor, und jagen nach Beute, und erwürgen manchen Vogel, und manches andere Thierchen.

Und des Nachts können die Eulen was ſehen und finden? Sehen ſie den beſſer, als andere Vögel? Nein, beſſer ſehen ſie nicht, aber auch nicht viel ſchlechter. Allein ihre Augen ſind ſehr empfindlich, und können die Tageshelle nicht ertragen. Es geht den Eulen wie uns Menſchen, wenn wir mit bloſſen Augen in die Sonne ſehen wollen. Werden wir dadurch nicht faſt blind? Das ſchwächere Licht der Abend- und Morgendämmerung, und die Mond- und Sternhelle Nächte geben ihnen gerade ſo viel Licht, als ſie nöthig haben, ihren Fraß zu ſuchen und zu finden.

So? In finſtern oder dunkeln Nächten ſehen ſie alſo nichts? Nein, da müſſen ſie zu Hauſe bleiben, und ſich begnügen, in der Abenddämmerung eine Stunde gejagt

zu haben, und in der Morgendämmerung noch eine Stunde jagen zu können.

Oft fangen ſie in dieſen zwo Stunden kaum ſo viel, daß ſie ſatt ſind. Aber deſto reicher und feſtlicher gehts bey der Mondſcheinjagd zu; da ſchmauſen ſie nach Herzensluſt allerhand Vögel, Kaninchen, junge Haſen, Fledermäuſe, Ratten, Mäuſe, Schlangen, Eidexen und Inſekten, und noch andere Dinge, auch Fiſche, Oel, Tran, Butter und Käſe laſſen ſie ſich gut ſchmecken, wenn ſie ſolche erwiſchen können.

Bey Tag können alſo die Eulen nicht fliegen? Doch ja, ſie können es, aber nicht weit. Der Tag iſt ihre Ruhezeit. Sie gehen mit ihrem Willen nie aus ihren Löchern heraus, und wenn ein Tag auch gleich ſehr trüb und dunkel wäre.

Iſts nichts ſo, dicke Eulen? Richtig! — Aber ſagt mir einmal, warum ſtellet ihr euch bey Tage ſo verzweifelt blöde und dumm, und laſſet euch von den kleinen Mäuſen, Finken und Sperlingen necken und zerzauſen, und ſie oft gar auf euch hinauf ſitzen, ohne euch zu rühren oder zu wehren? Das thut nichts. Das Leben können ſie uns doch nicht nehmen. Und necken mögen ſie uns immer ein wenig dafür, daß wir ſie vielleicht in der erſten beſten Nacht erwürgen und auffreſſen. Wenn aber unſere Hauptfeinde, die Aelſtern, Dohlen und Krähen hinter uns her ſind, ſo wehren wir uns bis auf den letzten Blutstropfen. Denn dieſe können uns bey Tage bezwingen, bey Nacht aber ſchlachten wir ſie ab.

Kurz,

Kurz, wir bleiben nun einmal bey unſrer Mode, wie Hans bey ſeiner Sode, und fliegen nur bey Nacht, nie aber bey Tag aus, wenn wir es gleich könnten. Denn wir ſind mit unſern dicken runden Katzenköpfen, und unſern groſſen ſtarren, in Federn eingehüllten Augen, den Tagvögeln unausſtehlich. Sie haſſen und verfolgen uns faſt alle.

Wo wohnet ihr denn? in Felſenklüſten, in abgelegenen und wüſten Thürmen, Schlöſſern und Kirchen, in hohlen Bäumen und Scheuern, und an vielen andern Orten, wo wir weder von Menſchen noch Thieren ſo leicht entdeckt, und in unſerm Tagſchlaf beunruhiget werden können. Sehr liſtig.

Giebts denn eurer viel? So ziemlich. Nur in Europa — ohne die in andern Welttheilen — giebts unſer zwey Geſchlechter, nämlich Ohren- oder Horneulen, und glattköpfichte Eulen, und darin zuſammen achterley Sorten, nämlich drey Sorten Horneulen, und fünf Sorten glattköpfichte Eulen.

Die ſammtlichen Ohreulen, die großen nämlich, die mittlen und kleinen, haben an beyden Seiten des Kopfes einen in die Höhe ſtehenden Haarbuſch, den ſie willkührlich bewegen, erheben und ſinken laſſen können. (*)

Die

(*) Goldadler Falco chryſaetos, Schwarzer Adler Falco melanaetus, Entenadler Falco anataria, Fiſchadler Falco pygargus, Meeradler Falco haliaetus, Falke Falco, Sperber Falco niſus, Weihe Falco milvus. Geyer Vultur, Greifgeyer Vultur gryphus, Haſengeyer Vultur leporarius, Aasgeyer Vultur peronopterus, Geyerkönig Vultur papa. Neuntödter Accipiter lanius. Eule Strix, Uhu Strix bubo. Käutzchen Strix ulula.

Die groſſe Ohreule oder der Uhu oder Schubut iſt ſo groß, als eine Gans, hat ſchwärzliche Federn mit rothen Flecken, und ſchwarze Augen, und wohnt nur in Wäldern. In die Städte kommt ſie niemals. Sie ſchreyt Uhu uhu.

Die mittlere Ohreule oder der kleine Schubut iſt ſo groß, als eine Aelſter, hat blaue Augen, und graue braunroth gefleckte Federn, und ſchreyt Klof klud. — Siehe Tafel 11 Figur 30.

Die kleine Ohreule oder die Stockeule hat die Gröſſe einer Taube, und graue rothgefleckte Federn, und ſchreyt Hoho hoho! Dies iſt die einzige Eule in Europa, die vor dem Winter in wärmere Gegenden fliegt; die übrigen aber bleiben faſt alle den Winter über da, wo ſie den Sommer durch geweſen ſind.

Das Geſchlecht der glattköpfichten Eulen hat fünf Sorten: Die groſſe Baumeule; die graue Eule; die Kirchen- oder Schleuereule; die Steineule oder der groſſe Kauz; und das Käuzchen oder der Todtenvogel.

Die groſſe Baumeule hat ſchwarze weiß und rothgefleckte Federn, iſt ſo groß, als eine Gans, hält ſich des Sommers in hohlen Bäumen; des Winters aber in Scheunen im Heu oder Stroh auf, und ſchreyt Hu hu.

Die graue Eule iſt faſt ſo groß, als eine Gans, und lebt blos in Wäldern, und ſchreyt Grei gri. — Dieſe Art von Eulen ſoll in fernen Ländern, nnd vorzüglich in Syrien oft kleine Kinder anfallen und zerfleiſchen.

Die Kirch- oder Schleuereule iſt ſo groß, als ein Huhn, hat oben gelbbraune, graue und weiſſe, unten aber ſchwarz und weißgefleckte Federn, wohnt in Städten und Dörfern auf Kirchen und Thürmen, und ſchreyt im Flug Sche ſchei, ſcheu ſchiu, im Sitzen aber kreiſcht ſie Kre krei. Sie baut kein Neſt, ſondern legt ihre Eyer auf bloſſe Steine oder Erde oder Balken. — Bey groſſer Kälte verſtecken ſie ſich ins Heu oder Stroh, oft vier bis sechs zuſammen in einem Loch. — Siehe Tafel 11 Figur 26.

Die Steineule oder der groſſe Kauz iſt ſo groß, als eine Krähe, hält ſich in Steinbrüchen und verfallenen Kirchen und Schlöſſern auf, hat gelb, weiß und rothgegefleckte Federn, und ſchreyt Gu goia.

Das Käuzchen oder der Todtenvogel iſt ſo groß, als eine Amſel, hat brau und weißgefleckte Federn, und ſchreyt im Flug Huhu huhu, im Sitzen aber Heme edme, und wohnt in Kirchen und großen alten Gebäuden.

Die Eulen ſind allen klugen Leuten willkommene Vögel, weil ſie die Feld- und Gartenmäuſe fangen und freſſen, die oft ganze Felder verheeren, und Getreide, nebſt allen übrigen Feld- und Gartenfrüchten, wegfreſſen. Allein der alberne Bauer, und der abergläubige Städter ſind ihnen ſehr gram, und fürchten ſich entſetzlich für ihnen.

Und warum denn? Weil ſie ſie für Abgeſandte des Todes halten, und ängſtlich glauben, daß faſt allemal in der Nachbarſchaft Jemand ſterben müſſe, wo eine Eule oder ein Käuzchen geſeſſen oder geſchryen habe.

Sobald ſie alſo einen Kauz ſchreyen hören, zittern ſie ſchon an Leib und Seele. Naht er ſich aber ihrer Hütte, oder ſetzt er ſich gar darauf, ja dann muß, nach ihrer dummen Meynung, ſo gleich, oder doch bald Jemand von Ihnen ſterben.

In der zwoten Ordnung der Vögel kommen die Azeln oder Waldvögel, nämlich der Papagai, der Rabe, die Krähe, die Dohle, die Aelſter, der Kolibri, der Specht und der Kukuk ꝛc. vor, die alle einen erhabenen, aber ſehr verſchieden gebildeten Schnabel, und kurze ſtarke Füſſe haben, an denen bey einigen zwo Zehen nach vorne, und zwo nach hinten; bey andern hingegen drey nach vorne, und eine nach hinten ſitzen; die auf Bäumen und Thürmen niſten; alle Jahr vier bis acht Eyer legen, allerhand Feld- und Baumfrüchte, Aas, Unrath und Gewürm freſſen, und zum Theil sechzig bis hundert Jahr alt werden, wie die Papagaien. Auch ſind die Azeln gewohnt, miteinander beym Brüten abzuwechſeln, oder doch einander zu ernähren, ſo lang das Brüten währt.

Sind die Azeln nützliche Vögel, lieber Herr . . : ? Nicht ſonderlich. Man kann weder ihr Fleiſch noch ihre Eyer eſſen. Und ihre Federn taugen auch zu nichts. — Aber ſie ſingen doch ſchön? Auch das nicht, liebe Kinder! Wo habt ihr ſchon eine Aelſter, oder eine Dohle ſchön ſingen hören? Ein unausſtehliges Geſchrey machen ſie. Ich möchte für alle Azeln in der Welt, ihres Geſanges wegen, keinen Groſchen geben. Aber doch um ihrer ſchö-

nen

nen Federn willen? Ja, dies eher; und vorzüglich um die ſchönen Papagaien, die zugleich auch ſprechen lernen können.

Giebts in allen Ländern Azeln? Ja, aber in dem einen mehr, als in dem andern, und noch dazu oft ganz andere. So giebts, zum Beyſpiel nur in Aſia, Afrika und Amerika Papagaien; und nur in Amerika Kolibri. Dagegen aber haben dieſe Länder keine ſolche Raben, Dohlen und Aelſtern, wie wir Deutſchen, und die übrigen Europäer haben.

Bey uns gäb' es keine Papagaien? Ich hab' ja ſelbſt einen lebendigen geſehen. Wo kam denn dieſer wohl her? Sind die Papagaien etwa Zugvögel? Nein, gewiſſe Leute tragen ſie uns, für Geld und gute Worte, bis aus Oſtindien und Sina zu, und — doch höret nun die ganze Geſchichte der Papagaien.

Die Papagaien

ſind die Affen unter den Vögeln. Der Affe iſt immer munter, liſtig und ſchelmiſch, und ſtielt alles weg, was er ſieht, und erwiſchen kann, er mags freſſen können oder nicht. Und gerade ſo machts auch der Papagai. Er nimmt alles in ſeinen dicken krummen Schnabel, was glänzt, Glas, Ringe, Schnallen und Löffel, und oft gar glühende Kohlen, und ſchlept ſie weg. Man muß ſich daher ſehr in Acht nehmen, daß durch ihn kein Verdruß entſteht, oder gar ein Unglück geſchieht.

Was

Was frißt er denn? In ſeiner Freyheit frißt er Kokosnüße, Eicheln und Kürbiskerne, und faſt alle Arten von Getreidekörner, auch Hirſen und Reis, wenn er aber einmal zahm geworden iſt, ſo frißt er alles, was die Menſchen eſſen, Gekochtes und Gebackenes, Obſt, Brod und Gemüſe. Er bringt ſeinen Fraß mit den Zehen zum Munde, und ſteht ſo lang, bis er gefreſſen hat, auf einem Fuß. — Auf der 2ten Tafel ſind zween Papagaien abgebildet; der eine Figur 2 und der andere Figur 9.

Giebts viele Papagaien? O ja, man zählt wenigſtens dreyßig Sorten, die alle an Größe und Farbe merklich von einander unterſchieden ſind. Es giebt welche, die die Größe eines Haushahns haben, aber auch welche, die kaum ſo groß ſind, als ein Sperling.

Und der Farbe nach giebts rothe und grüne, gelbe und graue, weiße und ſchwarze und blaue, und eine Menge ſehr ſchöne bunte Papagaien, die allerhand ſonderbare Namen haben, und grüner Huſar, Edeldame, rother Parkit, Gelbſchnabel, Kakatu und Jungfer heiſſen, und bey uns gewöhnlich ſehr theuer bezahlt werden. — Die Parkite ſchreyen immer *Parkit parkit!* — Und die Kakatu, die einen ſchönen Federbuſch auf dem Kopf haben, rufen immer *Kakatu kakatu*.

Es giebt in Oſtindien, Südafrika und Südamerika Papagaien; in Oſtindien und Sina aber giebts die meiſten und ſchönſten. Sie wohnen und niſten dort häufig auf Kokosnuß- und Muskatnußbäumen, und hängen ihr Neſt an deren äußerſte Aeſte und Zweige, damit die Schlangen

und Eidexen nicht zu ihnen hinaufkriechen, und ihnen Schaden thun können.

Sie haben zwo Zehen nach vorne, und zwo nach hinten, und können durch Hilfe ihres Schnabels ziemlich ſchnell auf den Bäumen hin und her klettern; denn ſo oft ſie im Klettern einen Fuß loslaſſen, hacken ſie mit dem Schnabel in den Baum, damit ſie nicht herunterfallen.

Die Sineſer und andere Aſiater fangen alle Jahr junge Papagaien, füttern ſie eine Zeitlang, und bringen ſie dann, wenn ſie eine Partie beyſammen haben, zu Markte. Die dortigen Europäer kaufen ſie auf, und bringen ſie mit nach Europa, und verkaufen ſie hier, je nachdem ſie groß oder klein, jung oder alt, ſchön oder nicht ſchön ſind, ſehr theuer. Oft ſind die Aſiater auch ſo ſchelmiſch, und mahlen die nicht ſonderlich ſchönen Papagaien an, damit ſie mehr Geld dafür bekommen.

Was koſtet ein ſchöner Papagai? Zehn bis zwanzig Thaler, und oft wohl noch mehr. Iſt er aber zahm, oder kann er gar ſchon etwas ſprechen, ſo koſtet er wohl vierzig bis achtzig Thaler. Die, welche ſprechen können, ſind ſehr ſelten; von den zahmen aber ſieht man hie und da einen in einem Bauer; in den Menagerien oder Thiergärten vornehmer Herren aber trift man deren oft eine große Menge bey einander an.

Weil der Papagai eine ſtarke helle Stimme, eine dicke breite Zunge, und ein gutes Gedächtniß hat, kann er ſehr bald deutlich und angenehm ſprechen lernen. — Wie macht man's denn, daß er das Sprechen lernt? Man

deckt

deckt ſeinen Keſicht oder Bauer bis auf ein klein Stück zu, hängt vor das offen gelaſſene Stück einen Spiegel, damit er ſich darin ſehen kann, und ſagt ihm nun, Morgens und Abends, wenn er gegeſſen hat, einerley Worte etlichemal vor. Und ſo lernt er bald alles nachplappern, was man haben will.

Mit Kindern, und vorzüglich mit ſchönen Mägdchen plaudert er ſehr gern, merkt bald ihre Namen, und kennt ſie oft noch, wenn er ſie zwey bis drey Jahre nicht geſehen hat. Bärtigen Männern aber, und allem, was verdrüßlich ausſieht, iſt er gram. Und wenn man ihn recht ſehr luſtig ſehen will, darf man ihm nur genug ſüße Mandeln zu freſſen, und etwas Wein zu trinken geben, und ihn in Spiegel gucken laſſen. Wenn ein Papagai aber bittere Mandeln, oder Peterſilienkraut und deſſen Samen zu freſſen bekömmt, ſo muß er ſterben.

Ein gewiſſer Gelehrter erzählt folgende Geſchichte von zween Papagaien. (*) Er ſagt: „Ein Papagai des „Königs in England, Heinrichs des 8ten, fiel in die „Themſe. Er ſchrie: Zwanzig Pfund Sterling, wer „hilft! Als ihn aber ein Matroſe aufgefiſcht hatte, rief „er: Zehn Schiling iſt auch genug.„

„Ein Kaufmann hatte einen Barbier, Namens Mar„kus. So oft derſelbe nach dem Raſiren von ihm gieng,

(*) Der ſelige Profeſſor Müller in Erlang, in ſeiner deutſchen Ueberſetzung des Linneiſchen Naturſyſtems, Theil 2 Seite 152.

„ ſagte er: Adieu, Meiſter Markus. Unglücklicher Wei„ ſe erwiſchte einmal die Katze den Papagai beym Flügel, „ und eilte mit ihm zur Thür hinaus, als eben der Bar„ bier hereintreten wollte; ſobald der Vogel den Bar„ bier anſichtig wurde, ſchrie er aus allen Leibeskräften: „ Adieu, Meiſter Markus, und wurde dadurch glücklich „ gerettet. “

Der Pfefferfreſſer

oder Pfefferfraß hat einen außerordentlich großen Schnabel der an der Wurzel oder dicht am Kopf dick iſt, hernach aber allmählich dünner, und am Ende krumm und ſpitzig wird; innen hohl und außen gezähnt, und faſt einen Finger lang iſt, ungeachtet der Vogel ſelbſt kaum die Erdße einer Taube hat. Er wohnt in Braſilien, nnd frißt Pfeffer. — Siehe Tafel 4 Figur 10.

Der Nashornvogel

iſt kaum ſo groß, als eine Taube, und hat doch einen Spannenlangen dicken breiten Schnabel, und oben darauf ein vorwärts gebogenes, faſt eben ſo großes Horn. Er iſt in Oſtindien zu Hauſe, und frißt Aas. — Siehe Tafel 12 Figur 17.

Der Rabe,

die Krähe und die Dohle ſind die drey bekannten nützlichen Vögel, liebe Kinder, die bey uns das Aas und andern Unrath, und ſonſt noch allerhand Ungeziefer wegfreſſen. =

Aber

Aber auch viel Schaden thun? Nein, faſt gar keinen. In unſere Gärten kommen ſie ſelten, und auf den friſch umgepflügten, und neu angeblümten Aeckern freſſen ſie lieber Würmer, als Samenkörner. Und was wär' es denn, wenn ſie mit den Würmern dann und wann auch ein paar Weizen- oder Gerſtenkörner verſchlängen, und zuweilen einen jungen Haſen oder Vogel todt machten und verzehrten?

Der Rabe iſt ſo groß, als ein kleines Huhn, ſieht ſchön ſchwarz aus, niſtet auf Bäumen in Wäldern, frißt allerhand Unrath, Aas und Gewürm, und hält ſich faſt immer auf Schindangern, bey Galgen, und wo ſonſt ein Aas liegt, auf. Er hat einen ſo ſtarken Geruch, daß er das Aas ſchon von weitem riecht, und ihm alſo nachfliegen kann. — Siehe Tafel 3 Figur 21.

Ißt man die Raben? Nein. Aber ihre Federn braucht man zu verſchiedenen muſikaliſchen Inſtrumenten. Auch zahm kann man die Raben machen, und ſie allerhand ſprechen lehren. Sie ſind ſehr boshaft, und ſtehlen und ſchleppen auch alles weg, wie die Papagaien, was ſie Glänzendes erwiſchen können.

Ein Rab entwandte hier und da,
So viel er konnte: Geld und Ringe,
Band, Ohrgehäng und hundert andre Dinge.
Als dies der klügre Haushahn ſah,
So fragt er ihn: Ich bitte, ſage mir,
Wozu nützt doch dies alles dir?

 Das

Das weis ich ſelbſt nicht, ſprach der Rabe,
Ich nehm es nur, damit ichs habe.

Die Raben ſchreyen Rab rab, oder Rap rap. Und deswegen nennt man ſie auch in einigen Gegenden von Deutſchland Raben, und in andern Rappen. — Haben etwa die ſchwarzen Pferde ihren Namen, Rappen, von dieſen Vögeln bekommen? — Es giebt auch hie und da ganz weiße, und faſt ganz weiße Raben.

Die Krähe,

welche immer bey uns herumfliegt, grau und ſchwarz ausſieht, und ſo groß iſt, als der Raube, heißt Näbelkrähe. — Siehe Tafel 3 Figur 2.

Es giebt aber auch ſchwarze und ſchäckichte Krähen, die ſich nur an einigen Orten von Deutſchland aufhalten, und zum Theil des Winters wieder wegfliegen, wie die ſcheckichten oder Satkrähen thun.

Unſere ſchwarzgraue Krähe horſtet in Gehölzen auf Wieſen und in Gärten, bringt alle Jahr drey bis vier Jungen aus, und frißt alles, was ſie bekommen kann, Aas, Saamenkörner, Brod, Obſt, Raupen und Gewürme. Und des Winters, wenn ihr die Speiſe faſt gänzlich mangelt, fliegt ſie in die Dörfer und Vorſtädte, und ſucht ſich da an den Miſthaufen, in dem Kehricht, und vor den Scheuren einen Fraß auf.

Alles, was Wurm heißt, ſucht und frißt die Krähe auf. Wenn daher ein Acker, oder eine Wieſe friſch aufgeriſſen oder umgeackert wird, iſt ſie und der Rabe gleich

hin-

hinter dem Gewürme her. Es iſt alſo ſehr ſchädlich und thöricht, wenn man dieſen nützlichen Vogel in einem Lande allzuſehr vermindert, oder gar ganz ausrottet.

Die Virginianer in Nordamerika haben ſie, wie oben ſchon erzählt worden, vor einigen Jahren unglücklicher Weiſe ganz ausgerottet, weil ſie glaubten, ſie thäten Schaden, und nützten zu nichts. Allein kaum waren die Krähen todt, ſo nahmen gewiſſe Käfer, die von den Krähen ſonſt haſtig weggefreſſen wurden, ſo ſehr überhand, daß ſie die guten Krähen wieder herwünſchten. Aber es war nun zu ſpät, und ſie mußten durch Schaden klug werden; denn dieſe Käfer und ihre Larven fraßen ihnen nun faſt alle ihre Feld- und Gartengewächſe auf. (*) Die Krähe ſchreit Krá krá.

Die Dohle

iſt uns auch ſehr gut bekannt. Sie iſt auch ſchwarz, wie der Rabe, aber merklich kleiner, und wohnt und niſtet in Thürmern und alten Gemäuern, frißt Aas, Gewürm, Inſekten, Obſt und allerhand Saamenkörner, und ſchreyt Do do. Siehe Tafel 3 Figur 25.

Die graue Dohle hingegen, die ſich nur in einigen Gegenden von Deutſchland aufhält, und des Winters wegzieht, ſchreit Glas glas.

Die Dohle kann man leicht zahm machen, und etliche Worte nachſprechen lehren; weil ſie aber ſehr diebiſch iſt,

 und

(*) Dies war der Erbſenkäfer Bruchus piſi Linn.

und alles, was blank iſt, wegträgt, läßt man ſie nicht gern in den Häuſern herum laufen.

Die Aelſter

oder Azel kennt ihr doch auch ſchon, liebe Kinder? O ja! Sie iſt ſo groß, als ein Rabe, hat ſchwarze und weiſſe Federn, horſtet auf hohen Birnbäumen in Gärten bey Dörfern und Städten, deckt ihr Neſt oben mit Dornen zu, ſchreit Schak ſchak, und lernt ſprechen. Ob ſie aber ſo ſchädlich ſeyn ſoll, wie ich einmal gehört habe, weis ich nicht. — Siehe Tafel 3 Figur 3.

Freylich, mein Kind, iſt die Aelſter ein ſchädlicher Vogel, ein ſehr liſtiger und gefährlicher Dieb. Sie niſtet deswegen ſo nahe zu den Städten und Dörfern, damit ſie nicht weit zu den Hühnerſtällen hat, um dorten dem Geflügel ſeine Eyer auszuſaufen, oder gar ſeine Küchlein zu rauben.

Sie kann ſtehlen, wie ein Spitzbub, und iſt oft ſo kühn, in Gegenwart der Menſchen ein Küchlein zu erwürgen. Auch Sperlinge und andere kleine Vögel holt ſie aus ihren Neſtern hervor, und frißt ſie, ſammt ihren Eyern und Jungen, auf. Wo hält ſie ſich denn des Winters auf? In denjenigen Scheuren und Häuſern, wo Heu und Stroh liegt.

Die Aelſtern lernen unter allen Vögeln am beſten ſprechen. Sie nennen alle Perſonen im Hauſe mit Namen, wünſchen ihnen einen guten Morgen, eine gute Nacht,

eine

eine geſegnete Mahlzeit, bitten ſich Freſſen und Trinken aus, danken dafür, und ſchwatzen nach und nach ſehr viele Worte nach, die ſie oft hören.

Ein gewiſſer Gelehrter aus Danzig, mit Namen Klein, ſah vor einigen Jahren bey einem ſeiner guten Freunde in Holland eine Aelſter, die ſprechen konnte. Kaum hatte er ſie recht betrachtet, ſo nahm ſie einen Theelöffel weg, und rief, da ſie mit demſelben der Stubenthür zulief, aus: Du ſollt nicht ſtehlen. Iſt es nicht recht wunderbar, daß man einen kleinen unvernünftigen Vogel dergleichen Dinge lehren kann?

Die Heher

oder Holzſchreyer ſind ſo groß, als die Aelſtern, aber weit ſchöner und bunter. Es giebt in Deutſchland dreyerley Heher, Nuß- Birken und Tannenheher. Und an andern Orten giebts wohl auch noch mehrere, die wir aber in Deutſchland ſelten zu ſehen bekommen.

Der Nuß- oder Eichenheher frißt Nüſſe und Eicheln, und allerhand kleine Vögel. Er verſteckt Nüſſe und Eicheln auf den Winter in hohle Bäume, oder unter Gebüſche. Weil er ſie aber nicht allemal wieder findet, ſo wachſen oft an einem Ort Nußſtauden und Eichen hervor, wo man es gar nicht erwartet hätte.

Die Mandelkrähe

oder der Racker ſieht den Hehern ähnlich, und frißt Würmer und allerhand Samenkörner. Und weil er gern

Mandeln frißt, und aus den Getreide-Garben, die in Mandeln oder Haufen auf den Feldern aufgeſtellt werden, die Körner aushackt, hat man ihm den Namen, Mandelkrähe gegeben. Er iſt ſchön blau und roth gefleckt, und wird in Deutſchland ſehr ſelten geſehen. — Rack oder Racker nennt man ihn deswegen, weil er immer Racker racker ſchreyt.

Der Kolibri

oder Honigſauger iſt unſtreitig der kleinſte, aber auch, nebſt dem Pfauen, der ſchönſte Vogel auf der Welt. Er iſt wegen ſeiner Schönheit, und kleinen Geſtalt, ein kleines Wunder Gottes. Er hat grüne, gelbe, rothe und blaue Federn, und iſt nicht viel größer, als ein Maykäfer. Sammt Federn, Füſſen und allem? Ja, ſammt allem. Und ſo klein er iſt, ſo hell und durchdringend kann er doch ſchreyen. Er wohnt im ſüdlichen Amerika, und lebt vom Honigſaft der Blumen, den er, ſchwebend und flatternd, mit ſeinem langen röhrförmigen Schnäbelchen auszuſaugen weis.

Dieſer Rieſe von Vogel wird vermuthlich auch recht große Eyer legen! Ey, wie groß mögen ſie wohl ſeyn? Nicht viel größer, als eine Erbſe. Und daraus ſoll ein Vogel werden? Ach, was gäb' ich nicht, wenn ich einen alten Kolibri in ſeinem Neſt, bey ſeinen Eyern und Jungen ſehen könnte! Fliegen ſie nie nach Europa? Nein. Es iſt mir Niemand bekannt, der je einen lebendigen Kolibri in Europa geſehen hätte. — Wovon bauen ſie ihre

Neſter? Von Baumwolle und andern zarten Geweben. Und wohin bauen ſie ſie? Auf Bäume zwiſchen ein paar Blätter kleben ſie ſie hin, ſo, daß ſie herunter hängen und ſchweben. — Siehe Tafel 2 Figur 12 und 13.

Der Schnabel des Kolobri iſt nur ſo dick, als eine Nadel, und doch eine Röhre, um damit den Saft der Blumen einſaugen zu können. Denn Nektar oder Blumenſaft iſt ſeine ganze Nahrung, und damit füttert er auch ſeine Jungen. Man nennt ihn deswegen auch Honigſauger. — Nützt er auch zu was? O ja, man kann ihn eſſen; und die Amerikaniſchen Damen ſtecken ihm zuweilen ganz, ſo wie er iſt, mit Haut und Federn, zur Zierde auf den Kopf.

Denkt einmal, Kinder! Dieſer arme kleine Vogel iſt ſo ſchwach, daß er ſich gegen eine Buſchſpinne nicht wehren kann. Wenn er an einer Blume ſaugt, ſo kommt dieſe Spinne, umſpinnt ihn, und ſaugt ihn hernach zu Tode, ſo wie es die Spinnen mit den Fliegen machen. — Das heißt mir ein Vogel, der ſich von einer Spinne fangen und umbringen läßt! Doch iſt es kein Wunder, denn die Buſchſpinne iſt zwey- bis dreymal ſo groß, als der Kolibri, und wohl noch größer. Siehe oben Seite 266.

Der Specht

iſt ſchon ein andrer Vetter. Wo er eine Spinne antrift, frißt er ſie auf. Er iſt aber freylich auch viel größer und ſtärker, und zum Spinnenfreſſen recht beſtimmt. Sein

lieb-

liebſter Fraß ſind große und kleine Holzwürmer, die er in den Wäldern auf den Bäumen in Menge find't.

Giebts vielerley Spechte? O ja, ihre Familie iſt ziemlich groß. Es giebt ſechs bis achterley kleine und große, ſchwarze, grüne und bunte Spechte, davon die größten ſo groß, als die Aelſtern, und die kleinſten ſo groß, als die Sperlinge ſind.

Sie wohnen und niſten alle in Wäldern und Gehölzen, und freſſen faſt nichts, als Larven von Holzkäfern, die zwiſchen der Baumrinde, und im Holze ſtecken, und von ihnen mit ihrem geraden langen Schnabel herausgehackt werden.

Und damit ſie dieſe ſchädlichen Nager bald erwiſchen können, gab ihnen der liebe Gott eine lange Wurmförmige Zunge, die vorn einen knöchern ausgezackten Stachel hat. auf der 11ten Tafel bey Figur 25 iſt ein Specht abgebildet, wie er an einem Baum hängt, und nach einer Holzkäfer Larve hackt.

Wenn ein Specht ſtark in einen Baum hackt, ſo hört man ihn ſehr weit. Es klingt, als wenn ein Zimmermann Holz haute. Und deswegen nennen ihn einige Leute auch Holzhauer oder Zimmermann.

Der Blauſpecht

iſt kein ordentlicher Specht, weil er keine Wurmförmige, mit einem Stachel verſehene Zunge, und drey Zehen nach vorne, und nur eine nach hinten hat. Er iſt ohngefähr ſo

groß,

groß, als eine Lerche, heckt in hohlen Bäumen, und frißt die, an den Bäumen auf- und ablaufende Inſekten.

Der Grauſpecht

oder die Baumklette und der Mauerſpecht ſind auch keine ordentlichen Spechte, weil ſie ebenfals, wie der Blauſpecht, drey Zehen nach vorne, und nur eine nach hinten, und keine Wurmförmige Zunge, und noch zudem einen dünnen krummen Schnabel haben. Sie niſten beyde in hohlen Bäumen, ſind ſo groß, als die Sperlinge, und freſſen Inſekten: Und zwar der Grauſpecht diejenigen, die auf den Bäumen herum laufen; der Mauerſpecht aber frißt die, welche an den Mauern und Wänden herumlaufen, und daran auf- und abkriechen.

Der Drehals

oder Wendehals iſt ſo groß, als eine Lerche, hat eine braunfleckichte Farbe, und kann ſeinen Hals faſt ringsum, von einer Seite zur andern drehen. Uibrigens kommt er faſt in allem, in der Bildung ſeiner Zehen, Zunge und Schnabel, und in der Wohnung und Nahrung mit den Spechten überein. Doch hakt er nur aus dem faulen Holz die Würmer heraus. Auch hält er oft bey Ameiſenhauſen ſeine Mahlzeit.

Der Eisvogel

iſt ſo groß, als eine Lerche, und ein herrlich blau und roth gefiederter Vogel. Er niſtet im Sand an kleinen und groſ-

ſen Flüſſen, und frißt kleine Fiſche, und kann von ſeinen drey vordern Zehen einen nach hinten drehen, wenn er will, je nachdem er laufen oder klettern will. — Eisvogel nennt man ihn deswegen, weil er in einigen Gegenden von Deutſchland auch über den Winter zugegen bleibt.

Nun noch ein paar Worte vom Wiedehopf, Paradiesvogel, Kirſchvogel, Immenwolf und Kukuk: Und dann kommen wir zu den Schwimmvögeln.

Der Wiedehopf

iſt zwar ſchön von Federn, aber ſonſt ein Erzſtinker, und ein recht ſehr garſtiger Vogel, der Miſt und Unrath liebt. Er iſt ſo groß, als eine Lerche, ſieht roth und braun aus, hat auf dem Kopf einen Federbuſch, den er in der Angſt erheben, und im Fliegen niederlegen kann, und niſtet in hohlen Bäumen. Und weil er faſt nichts, als ſolche Larven und Inſekten frißt, die im Menſchenkoth, und im Miſt der Thiere, oder ſonſt an einem unreinen Orte ſtecken, ſo ſtinkt er und ſein Neſt, das er in hohlen Bäumen baut, entſetzlich. Ja er ſchmiert ſogar ſelbſt ſein Neſt mit Menſchenkoth an, damit er darinn für Feinden ſicher iſt. Wo er aber keinen Menſchenkoth find't, da ſucht er ſich andere Schmieralien auf. — Siehe Tafel 14 Figur 30.

Der Paradiesvogel

iſt ein äuſſerſt ſchöner bunter Vogel, und ohngefähr ſo groß, als ein Star, und hält ſich nur in Oſtindien auf.

Er iſt derjenige Vogel, von dem viele Leute ehedem einfältiger Weiſe geglaubt haben, er komme aus dem Paradies her, habe keine Füſſe, ſchwebe immer in der Luft, und lebe von der Luft, und vermehre ſich auch in der Luft, indem das Weibchen ſeine Eyer dem Männchen auf den Rücken lege, und darauf ausbrüten laſſe, und fielen nicht anders, als todt auf die Erde. Lebendig komme keiner zu den Menſchen auf die Erde. — Siehe Tafel 4 Figur 1.

Aber endlich entdeckte man den Betrug, den die Indianer mit dieſen Vögeln trieben. Sie fiengen ſie nämlich jung, und ſchnitten ihnen die Füſſe ab, und verkauften ſie ſo an die leichtglaubigen Europäer, als herrliche Wundervögel, ſehr theuer. Aber auch itzt noch ſchneiden die Indianer den Paradiesvögeln deswegen die Füſſe ab, um ſie zum Kopfputze gebrauchen, und bequem verſchicken zu können.

Der Kirſchvogel

oder die Golddroſſel iſt ſo groß, als eine Lerche, hat ſchwarze Flügel, und einen gelbgrünen Leib, frißt allerhand Inſekten, und vorzüglich gern Kirſchen, und baut ſein Neſt, welches er an die äuſſerſten Spitzen der Bäume hängt, damit er von den Affen nicht inkommodirt wird, von Stroh und Hanf, Moos und Blättern, und allerhand langen Haaren ſo dicht und niedlich zuſammen, daß die Form eines Kruges mit einem engen Halſe heraus kömmt, und ſchreit Loriot loriot.

Der Immenwolf

oder Bienenfreſſer iſt ſo groß, als eine Lerche, ſieht ſchön blau und roth aus, und frißt faſt nichts, als Bienen. Doch ſucht er auch Heuſchrecken, Fliegen und Mücken auf. In Deutſchland läßt er ſich wenig ſehen, deſto häufiger aber iſt er auf der Inſel Kandia.

Der Kukuk

iſt ſo groß, als eine Taube, und ſchwarz, grau und weiß von Federn. Er hält ſich auf Bäumen in Wäldern, Gehölzen und Gärten auf, frißt allerhand Würmer, Fliegen und Spinnen, und ſchreit Kukuk kukuk. — Siehe Tafel 11 Figur 28. *)

Ey iſt es war, daß der Kukuk kein Neſt baut, und ſeine Eyer in anderer Vögel Neſter legt? Ja, dies iſt ganz gewiß war. Er baut kein Neſt, und brütet auch ſeine Eyer nicht ſelbſt aus. Und warum nicht? Weil er nicht die geringſte Kälte ertragen kann, und höchſtens drey Monat bey uns bleibt, und ſodenn wieder in die wärmern Gegen-

(*) Papagai Pſittacus. Pfefferfreſſer Ramphaſtos pipirivorus. Nashornvogel Buceros rhinoceros. Rabe Corvus corax, Krähe Corvus cornix. Dohle Corvus monedula. Aelſter Corvus pica. Holzheher Corvus glandarius. Mandelkrähe Coracias garrula. Kolibri Trochilus. Specht Picus. Blauſpecht Sitta europaea. Grauſpecht Certhia familiaris. Drehalz Lynx torquilla. Eisvogel Alcedo. Wiedehopf Upupa. Paradiesvogel Paradiſea apoda. Kirſchvogel Oriolus. Immenwolf Merops apiaſter. Kukuk Cuculus.

genden zieht, wo er zu Anfang des Sommers hergekommen iſt.

Aber dies iſt falſch, daß er deswegen ſeine Eyer nicht ſelbſt ausbrüte, weil ſein Magen allzugroß ſey, und noch dazu am unrechten Ort liege, ſo daß er alſo ſeine Eyer beym Brüten erdrücken würde.

Wie viel legt er Eyer? Vier. Und die alle in eines andern Vogels Neſt? Nein, er ſucht vier beſondere Neſter auf, und legt in jedes allemal nur ein Ey. Und in welche denn? In der Grasmücken, Bachſtelzen und Rothkelchen ihre: Und das thut er deswegen, weil dieſe Vögel früh brüten, und ihre Jungen mit Raupen, und andern kleinen Inſekten füttern. Merkens denn dieſe Vögelchen nicht, daß fremde Eyer in ihre Neſter gelegt worden ſind? Sie mögens merken oder nicht, ſo müſſen ſie dem Kukuk ſeine Eyer doch mit den ihrigen ausbrüten. Und ſie ſind gewöhnlich noch froh, wenn er ihnen nicht ihre Eyer zum Theil, oder gar alle ausſauft, und ſie nun den Kukuk allein aufziehen und füttern müſſen.

Kann denn aber die kleine Bachſtelze dem groſſen Kukuk Futter genug anſchaffen? Ja freylich hält es ſchwer: Sie bringt allemal nur zwey bis drey kleine Raupen, oder andere Würmchen, und der groſſe Freſſer möchte gern zehn auf einmal haben.

So hungrig aber der Kukuk immer ſeyn mag, ſo frißt er doch ſeine Pflegemutter oder ſeinen Pflegevater, aus Bosheit oder Undankbarkeit nicht auf, wie einige Leute glauben, die vielleicht einmal geſehen oder gehört

haben, daß ein groß und dick gewordener Kukuk, aus Hunger und Einfalt ſeine Pflegemutter getödtet, oder gar aufgefreſſen habe, weil er in ſeinem Rachen den Kopf ſeiner Pflegemutter eher gefühlt hat, als die zwey Würmchen, die ſie ihm geben wollte.

Wie gehts aber der Bachſtelze, wenn ſie, neben dem Kukuk, auch ihre eigenen Kinder füttern muß? Freylich noch ärger, als wenn der Kukuk allein iſt. Denn dieſer ſchnappt immer zu erſt nach dem ankommenden Fraß, und dringt die kleinen Bachſtelzen oder Grasmücken nach und nach ſo weit aus dem Neſt, daß ſie auf dem Rand deſſelben ſitzen müſſen, und endlich gar aus dem Neſt ganz hinaus, und auf den Boden fallen. Ach, wie gehts dieſen armen Thierchen itzt? Beſſer als vorhin. Itzt werden ſie von ihren Aeltern auf der Erde geätzt, und dann erſt, wenn ſie ſchon was haben, bekömmt auch der unverſchämte Kukuk was.

Es folgt nun alſo die dritte Ordnung der Vögel, nämlich die von den Schwimm- oder Waſſervögeln, die ihr zum Theil ſchon ſehr gut kennet. Denn es gehören dazu die Schwäne, Gänſe und Enten; die Taucher, Sturmvögel, Pelekane und Möven, und noch viele andere Vögel.

O ja, die Gänſe und Enten kennen wir ſo ziemlich. Sie haben alle einen breiten, mit einer zarten Haut bedeckten Schnabel, eine dicke Zunge, und im Schlund kleine Zähne. Ihre Füſſe ſind kurz, und ihre Zehen mit

einer Haut verbunden, um beym Schwimmen damit rudern zu können. Sie ſind gern im Waſſer, und freſſen allerhand kleine Waſſerthiere, Pflanzen und Samenkörner, und legen oft manchen Sommer zehn bis zwanzig, und wohl noch mehr Eyer.

Aber Neſter bauen ſie nicht. Sie ſcharren ſich blos ein Loch in die Erde, oder ſonſt wohin, und legen ihre Eyer darein. Und wenn ſie beym Brüten ſo lang, bis ſie was gefreſſen haben, davon gehen, decken ſie dieſelben mit Federn, die ſie ſich ausrupfen, zu, damit ſie nicht kalt werden. Denn die Männchen bekümmern ſich nicht nur ums Brüten nichts, ſondern füttern auch ihre Weibchen nicht, ſo lang ſie über den Eyern ſitzen.

Man ißt ihr Fleiſch und ihre Eyer. Ihre Federn geben weiche Bette, und die Gänſekiel gebraucht man zum Schreiben, und zu vielen andern Dingen. Iſts nicht ſo, lieber Herr..? Ja freylich! Und faſt gerade ſo ſind auch die übrigen Schwimmvögel gebildet, und zu leben gewohnt.

Die **Schwimmvögel** ſind die einzigen Vögel, die im Waſſer herum ſchwimmen, und ſich darin untertauchen können wenn und ſo lange ſie wollen, ohne daß ihre Federn naß werden, weil ſie bey ihrem Hintern zwey Bläschen haben, darin eine öhlichte Materie iſt, mit welcher ſie alle ihre Federn, eine nach der andern, einſchmieren können. Denn alles, was fett und öhlicht iſt, nimmt kein Waſſer an, und wird nicht ſo leicht naß. Alle übrigen Vögel aber müſſen ſich für dem allzu vielen Naß-

 wer-

werden in acht nehmen, weil ſie gleich friert, oder ſie gar krank werden und ſterben.

Die Kropfgans oder der Pelekan iſt der gröſte Schwimmvogel, und der Sturmvogel der kleinſte. Dieſer iſt nur ſo groß, als eine Schwalbe; jener aber iſt viel gröſſer, als der Schwan. Und der Schwan iſt wieder merklich gröſſer, als unſere zahme Hausgans.

Der Schwan

hat ſchneeweiſſe Federn, ſchwarze Füſſe, und um die Naſenlöcher einen ſchwarzen Strich, und iſt in Preuſſen, Pohlen und Deutſchland, und faſt in allen Ländern von Europa bekannt, und ſogar darin einheimiſch geworden. Im nördlichen Amerika aber, in Grönland, Norwegen, Schweden und Rußland mags freylich die meiſten geben. Und von hier kommen ſie ſodenn zu uns. — Siehe Tafel 11 Figur 13.

Man ſieht itzt in Deutſchland hie und da wilde und zahme Schwäne. Wenn man die wilden, die graue Flügel, und einen grauen Rücken haben, zahm machen will, ſo zerbricht oder lähmt man ihnen die Flügel, füttert ſie fleißig mit Brod, und ſorgt ſonſt noch gut für ſie, und für ihre Kinder. Und wenn ſie erſt einmal die Menſchen recht gewohnt ſind, ſo darf man ſie, wie die zahmen Gänſe und Enten, Tag und Nacht auf Seen, Teichen und Flüſſen herumſchwimmen laſſen, ohne daß eine entflöge.

In Kaſſel und Hamburg, und in Potsdam und Wien, und ſonſt noch in vielen andern Städten und Schlöſſern von Deutſchland giebts immer viele zahme Schwäne. Sie niſten am Ufer im Schilf, oder auch mitten im Waſſer auf Gras, Steinen und Holz, und machen ſich nichts daraus, wenn auch gleich das Holz mit ihnen herum ſchwimmt.

Ziehen ſie viele Jungen auf? Sechs bis ſieben alle Jahr. Und dafür ſorgen ſie, faſt eben ſo, wie die Gänſe für die ihrigen. Sie rufen und ſchwimmen mit ihnen dahin, wo ſie junges Gras, Würmer und Schnecken, oder ſonſt was zu freſſen gefunden haben. Und ſo lang ſie noch nicht im Stande ſind, geſchwind allenthalben hinzukommen, oder wenn ſie in Gefahr ſind, geraubt zu werden, ſo nehmen ſie dieſelben auf den Rücken, und ſchwimmen mit ihnen davon.

Man kann doch das Schwanenfleiſch eſſen? Ja, aber es iſt etwas zäh, und ſchmeckt lang nicht ſo gut, als das Gänſefleiſch. Auch ihre Eyer ſchmecken nicht ſonderlich. Aber ihre Federn ſind viel beſſer und theurer, als die Gänſefedern. Die Schwanenkiel koſten immer noch einmal ſo viel, als die Gänſekiel, und ſo iſts auch mit den Dunen. Man zieht den Schwänen auch häufig die Haut ſamt den Federn ab, und macht davon Palatine und Verbremungen.

Einige Leute glauben, der Schwan könne ſchön ſingen. Allein es iſt nicht andem. Er ſchnattert eben ſo häßlich, wie die Gans. — In der Schweiz und in

 Sach-

Sachſen nennt man den Schwan auch Elbſch, Elbiſch oder Elbis.

Die Gans

iſt ein ſehr nützlicher Vogel für die Menſchen. Man ißt ihr Fleiſch, ihr Fett, ihre Eyer, und ihre Eingeweide. Aus ihren Flügeln macht man Flederwiſche. Ihre Kiehle braucht man zum Schreiben, und zu vielen andern Dingen; und aus ihren übrigen Federn macht man weiche Betten. Kurz, man kann von der Gans alles, vom Kopf bis auf die Füſſe gebrauchen. — Siehe Tafel 11. Figur 14.

Giebts viele Gänſe in der Welt? O gewaltig viel! Wie viel giebts nur zahme Gänſe in Deutſchland! Denn in manchem Dorf werden alle Jahr zwey, drey bis fünfhundert Stück aufgezogen. Nun ſtellt euch einmal vor, wie viel es in Europa überhaupt Gänſe geben möge?

Und wilde Gänſe giebts auch genug und mancherley in der Welt. Sie ſind kleiner, als die zahmen, und ſehen braun, grau und ſchwarz aus. Einige davon kommen im Frühling zu uns und beſuchen unſere Getreidefelder. Des Winters aber ziehen ſie wieder weg. Sie ſind ſehr ſcheu, und ſetzen ſich nicht eher auf einen Baum oder auf die Erde, bis ſie die ganze Gegend umflogen haben, und keinen Feind ſehen. Aber der ſchlaue Jäger beliſtet und erhaſcht ſie doch, und ſchmauſt ſie als einen guten Braten auf.

Die Männchen der Gänſe nennt man Ganſer oder Gäntrich oder Gänsrich. Die Gans iſt ein ſehr dummes

mes Thier. Wenn man daher einen einfältigen Menſchen ſchelten will, ſo nennt man ihn eine Gans. Und daher kömmt auch das Sprüchwort gegen dumme Leute, die viel reiſen, und doch nichts lernen, und nicht klüger werden:

Es flog ein Gänschen über den Rhein,
Und kam ein Gänsrich wieder heim.

Oder

Es flog ein Gäns'l wohl über den Rhein,
Und kam als Kigak wider heim.

Die merkwürdigſte wilde Gans iſt unſtreitig

Die Eidergans,

von welcher die ſehr leichten und weichen grauen Pflaumfedern kommen, die man **Eiderdunen** nennt. Und wo wohnt dieſer Vogel? Auf der Inſel Island, und auf den um Island herliegenden Inſeln und Klippen, und frißt Schnecken, Fiſche und allerhand Gewürm, das er im Meer findet. Aber auch in Norwegen und Schweden, und beym Eiderfluß im Holſteiniſchen giebts viele Eidergänſe.

Die Eidergans baut ihr Neſt von Moos, und macht es mit einigen Federn, die ſie ſich ausrupft, weich und ſanft. Sie legt fünf bis acht Eyer, und brütet ſie nun ohne Hilfe des Männchens aus. Wenn ſie aber aus Hunger genöthiget wird, das Neſt zu verlaſſen, und nach einem Fraß auszufliegen, ſo deckt ſie erſt ihre Eyer mit Federn zu, und ſtellt das Männchen zur Schildwache dazu, damit kein Räuber komme, und die Eyer ausſaufe.

Allein die Raben, Krähen und Möven ſaufen ihr doch manches Ey aus. Und wenn auch gleich dieſe nicht kommen, ſo kommen doch ganz gewiß die gierigen Isländer, und klettern mit Lebensgefahr die ſteilſten Felſen und Klippen hinauf, und nehmen ihr, das Mämchen mag Schildwach ſtehen, und das Weibchen ſelbſt im Neſt ſitzen, oder nicht, die Eyer ſammt den Federn weg.

Die armen Thiere ſchreyen und wehren ſich gewaltig um ihre Eyer. Aber es hilft alles nichts. Der Isländer packt ſeinen Raub zuſammen, und geht weiter. Das traurige Weibchen macht das Neſt gleich wieder zurechte, rauft ſich wieder Federn aus, und legt noch einmal Eyer. Und ſiehe! Der geitzige Isländer kommt auch diesmal wieder, und holt Federn und Eyer weg.

O, das iſt verzweifelt grob! Nimmt er ihnen nicht auch zum drittenmale ihre Eyer und Federn weg? Ja, die Federn wohl, aber die Eyer nicht. Er nimmt überhaupt nicht allemal die Eyer, aber die Federn gewiß allemal. Denn dies ſind eben die Pflaumfedern oder Eiderdunen, die man zu uns bringt, und ſehr theuer verkauft. Und die Gänſe ſelbſt fängt der Isländer nicht? Nein, er darf nicht, es iſt verboten, damit die Gänſe nicht weniger werden, und das Federſammeln nicht ausgeht.

Aber wegen einer handvoll Federn ſein Leben wagen, iſt doch ſehr tollkühn! Ja, für uns, und viele andere Leute wäre es eine halsbrechende Arbeit, aber für den ſtarken Isländer, der das Klettern von Jugend auf ge-

wohnt

wohnt iſt, iſt es nur ein Spas. Und denn läßt ſich was Anſehnliches dabey verdienen. Die Isländer löſen alle Jahr aus ihren Eiderdunen drey bis vier tauſend Thaler. Es muß alſo bey ihnen eine ungeheure Menge Eidergänſe geben.

Die Schweden geben ſich ſchon nicht ſo viel Mühe, Eiderdunen zu bekommen. Sie ſchieſſen die Vögel todt, und bringen ſie ohngeputzt ſammt den Federn zu Markte. Allein dieſe Federn taugen nicht viel, und der Braten ſchmeckt auch nicht ſonderlich. Und die Norwegen ſteigen zu den Neſtern, und brechen allen Jungen, bis an zwey das äuſſerſte Glied an Flügelknochen entzwey, damit ſie nicht fliegen, ſondern nur flattern können, und ihnen alſo in die Hände gerathen müſſen. (*)

Die Ente

iſt viel kleiner, als die Gans, frißt alle Arten von Getraide, kleine Fiſche, Gewürm, Unrath, Fröſche und Inſekten, und überhaupt alles, was ihren Kropf und Magen füllt. Sie hat weiſſe, ſchwarze, braune, blaue und grüne Federn, und kann nicht gut laufen, ſondern nur wackeln, weil ſie die Füſſe allzu nahe beym Hintern hat. — Siehe Tafel 11 Figur 15.

(*) Mehreres von dieſen Gänſen ſteht in Brünigs natürlichen Hiſtorie des Eidervogels.

Man kann von der zahmen Ente Fleiſch, Eyer und Federn gebrauchen. Und das von der wilden Ente nicht auch? O ja! Ey, wie ſieht denn die wilde Ente aus? Faſt eben ſo, wie die zahme, nur nicht weiß. Sie hält ſich in moraſtigen Gegenden auf, und zieht alle Jahr acht bis zwölf Junge auf.

Die bekannteſte wilde Ente in Deutſchland iſt die Spiegelente, die ſchöne braune, graue und blaue Federn hat, und einen treflichen Braten giebt. Einige wilde Enten haben einen löffelförmigen Schnabel, und werden deswegen Löffelenten genannt. Das Männchen bey den Enten heißt Entrich oder Erpel.

Der Taucher

hat faſt eben die Größe und Farbe, als die wilde Ente, aber keinen breiten, ſondern einen ſpitzigen pfriemenförmigen Schnabel, und kann auf der Erde weder ſtehen, noch gehen, weil er ſeine Füſſe ganz beym Hintern hat, ſondern muß ſchwimmen oder fliegen, wenn er weiter kommen will. Er hält ſich deswegen immer auf Flüſſen, Seen und Teichen auf, und frißt faſt nichts als Fiſche und Gewürm.

Taucher heißt er deswegen, weil er ſich tief unter das Waſſer tauchen und darunter wegſchwimmen, und ſeinen Fraß, bis vom Grund des tiefſten Sees, heraufholen kann. Man kann ihn zahm machen, und zum Fiſchfangen ſo wie den Falken zum Vögelfangen, abrichten. Denn ſo bald man ihm ein Zeichen giebt, daß er einen Fiſch holen

ſoll,

ſoll, ſo ſtürzt er ſich plötzlich ins Waſſer, und bringt ſeinem Herrn einen Fiſch im Schnabel zu.

Denkt einmal, liebe Kinder, der kleine ſonderbare

Sturmvogel,

der doch nur die Größe einer Schwalbe hat, iſt ſo kühn, ſich, wenn er ſich hoch in der Luft, und dicht über dem Meer her müde geflogen hat, mitten ins Meer zu ſetzen, und darin herzhaft mit ſeinen Ruderfüßen herum zu ſchwimmen, Fiſche zu fangen, und aufzufreſſen. Erſauft er denn nicht? Die Wellen decken ihn ja zu? O nein! Er verſteht das Schwimmen vortreflich, und iſt das Auf- und Abſchaukeln gewohnt. Und, wenn die Wellen zu hoch werden, fliegt er weiter, und an einen ſolchen Ort, wo das Meer ruhiger iſt.

Aber bey einem Sturm kann er doch nicht im Meere bleiben? Nein da wäre er verlohren. Er iſt aber auch ſo klug, und geht nie ins Waſſer, wenn ein Sturm kömmt, Und wenn einer kommt, weis er ganz genau, weil er gern hoch in der Luft fliegt, wo die Winde zuerſt entſtehen, ehe ſie auf die Erde herabkommen. Er fliegt deswegen plötzlich in die Tiefe, und ſucht ängſtlich einen Ort, wo er ſich hinſetzen, und ſeinem Untergang entgehen kann. Wird er ein Schiff gewahr, ſo fliegt er ſehr haſtig auf daſſelbe zu, und ſetzt ſich darauf, und verläßt es nicht eher, als bis der Sturm vorüber iſt. Man ſieht oft bey einem Sturm viele hundert auf einem Schiffe ſitzen,

die aus Furcht und Angſt ſo zahm ſind, daß ſie ſich mit den Händen fangen laſſen.

So oft ſich alſo ein ſolches Vögelchen einem Schiffe nähert, oder ſich gar darauf ſetzt, erſchrecken zwar die Schiffer; allein im Herzen danken ſie ihm doch, weil es ſie vor naher Gefahr warnt. Und weil es das thut, nennt man es Sturmvogel. Einige Leute glauben, er heiſſe deswegen Sturmvogel, weil er auch bey dem größten Sturm auf den Wellen herum laufen könne. Aber es iſt falſch. Dicht über dem Waſſer wegfliegen, und ſich ein wenig eintauchen, kann er zwar; aber nicht drüber weglaufen, wie über eine Brücke.

Wie ſieht denn dieſer kleine Vogel aus? Allerliebſt. Er hat einen langen dünnen, und an der Spitze ein wenig gekrümmten Schnabel, einen blauen Kopf, und einen blau und grünen Hals, der übrige Leib aber iſt glänzend ſchwarz, und etwas weiß. Seine Flügel ſind ſehr lang, und reichen, wenn ſie beyſammen ſind, weit über den Schwanz hinaus. Er hat alſo, nach Beſchaffenheit ſeiner Größe, die längſten Flügel unter allen Vögeln in der Welt. Uebrigens iſt er ein ſehr gefräßiger Vogel, der beym Freſſen eher müde, als ſatt wird. — Nun

Pelekan,

Kropfganz oder Eſelſchreyer, oder wie du ſonſt noch heiſſen magſt, wie gieng es wohl zu, daß man von dir lange Zeit geglaubt hat, du hackeſt dir die Bruſt auf, und fütterſt deine Jungen mit deinem eigenen Blut? I das weiß

ich

ich nicht. Vermuthlich haben die Leute, die das von mir ſagten oder glaubten, mich nie in der Nähe geſehen, und einander nur was aufbinden wollen; oder ſie glaubten, das Waſſer und die Fiſche und Gewürme, die ich meinen Jungen aus meinem Beutel oder Sack, den ich unter meinem Schnabel hängen habe, vorſpeye, ſeye Blut. Du haſt recht, ehrliche Kropfgans, ſo mag dieſe dumme Fabel entſtanden ſeyn.

Nicht war, Eſelſchreyer, du biſt ſo groß als ein Schwan, ſiehſt faſt ganz weiß aus, haſt beynahe einen Ellen langen, und zween Finger breiten Schnabel, und unter demſelben einen langen tiefen Sack hängen? Richtig, das hab' ich. Und wie groß iſt dieſer Sack? Ueber eine Elle lang, und eine halbe Elle tief, und überhaupt ſo breit und groß, daß ich einen Menſchenkopf hineinſtecken kann. Auf der 5ten Tafel Figur 39 bin ich abgebildet. (*)

Biſt du denn ein Menſchenfreſſer? O nein dafür bedanke ich mich. Ich freſſe Fiſche und Gewürme, weil ich ſie von Jugend auf gewohnt bin, und deren auch in meinem Vaterland Aſia, Afrika und Amerika in Menge finde. Und wie fängſt du die Fiſche? Ich ſtecke meinen langen Schnabel ins Waſſer, ſperre ihn von einander, und fülle meinen Sack mit Waſſer, Fiſchen und Gewürmen an. Merke

ich,

(*) Schwan Anas cygnus, Gans Anas anſer, Eidergans Anas molliſſima, Ente Anas. Taucher Mergus. Sturmvogel Procellaria. Pelekan Pelecanus onocrotalus. Möve Larus.

ich, daß ich eine Mahlzeit Fiſche gefangen habe, ſo zieh' ich ihn heraus, und ſpeiſe nun meinen Raub nach Bequemlichkeit auf. Hab' ich Junge, ſo flieg ich mit vollem Sacke zu ihnen, und ſpeye ihnen alles vor, was darin iſt, Waſſer, Fiſche und Gewürme.

Ich niſte auf den Klippen, die nahe beym Meer liegen, ziehe alle Jahr fünf bis ſechs Junge groß, und verlaſſe mit meinem Willen nie mein Vaterland, weil ich weder hoch, noch weit fliegen kann. Doch geſchiehts zuweilen, daß ich, oder eins von meinen Kindern, auf dem Meer verirren, und von einem Sturmwind nach Europa geſchleudert, oder von Menſchen dahin geſchleppt werden.

Beiſſen dich denn die Fiſche, die du fängſt, nie in die Zunge, oder bohren ſie dir nicht gar Löcher in deinen Sack, und entwiſchen dir wieder? O nein, beydes müſſen ſie bleiben laſſen. Denn erſtlich habe ich keine Zunge; und das Durchbohren meines Sackes vergeſſen ſie, weil ich ihnen gleich, ſo bald ich ſie fange, den Leib zerbreche.

Ich fürchte mich ſogar nicht einmal für jungen Hunden und Katzen, denn ſobald ſie mir nahe kommen, ſchnapp' ich ſie weg, zerquetſche ihnen Kopf und Leib, und laſſe ſie in meinen Sack fallen, und von da nun Stückweiß in meinen Magen marſchiren.

Armer Pelekan! Haſt du denn wirklich keine Zunge? Nein. Ich brauche ja auch keine. Ich kann freſſen, ſaufen und klappern, und wenn ich will, auch ziemlich ſchreyen. Heißt man mich nicht deswegen auch Eſelſchreyer, weil ich gerade ſo ſchreyen kann, wie ein Eſel! Wie alt wirſt

du?

du? Wenns gut geht, fünfzig bis ſechzig Jahre. Allein der hungrige Indianer erwürgt mich gewiß eher, als ich das dreyßigſte Jahr erreicht habe, und frißt mein Fleiſch, das doch ſehr nach Tran ſchmeckt, ſammt Eingeweiden und allem, was darin ſteckt, gierig auf.

In Indien macht man die Kropfgänſe zahm, und gebraucht ſie zum Fiſchfangen. Denn ſie ſchlagen mit ihren Flügeln ins Waſſer, und jagen eine Parthie Fiſche auf einen Klup zuſammen, ſchwimmen nun haſtig auf ſie zu, und fangen ihren Kropf voll davon, und lehren ſie in den Fiſcherkahn aus. Und dies machen ſie fort, ſo lang man es haben will. Auch werden ihre Häute gegerbt, und als Pelze getragen. Und ihre Taſchen oder Kröpfe geben Geldbeutel.

Die Möve

iſt ohngefähr ſo groß, als eine Ente, hat einen krummen ſpitzigen Schnabel, und weiße, graue und ſchwarze, und ſonſt noch allerhand gefärbte Federn, und hält ſich in allen Meeren und großen Gewäſſern auf. Sie frißt Fiſche und Wallfiſch-Speck. Und deswegen trift man im Eismeer, und vorzüglich bey Grönland und Spitzbergen, die Möven in ſehr großer Menge an. Sie ſetzen ſich dorten auf die getödteten Walfiſche, und freſſen ſich in ihrem Speck ſatt, und ſcheuen die Menſchen nicht, die ganz dicht an ihnen herum laufen, und fahren.

Da dies nun die Speckſchneider nicht zugeben wollen, weil ſie zu viel Speck wegfreſſen, und ihnen ſogar unter

den

den Füßen herumlaufen, ſo werden ſie haufenweis todt geſchlagen. Ihren Namen hat die Möve von ihrem Geſchrey, denn ſie ſchreyt Möve möve. — Siehe Tafel 13 Figur 24.

Die wie vielſte Ordnung der Vögel kömmt itzt, liebe Kinder? Die vierte, die von den Sumpfvögeln, wozu der Storch, der Rohrdommel, die Schnepfe und der Strauß gehören. Nicht wahr, lieber Her ..? Ja! Aber auch der Kranich, der Reiher, oder Reiger, der Kibitz, das Waſſerhuhn, der Trapp und der Kaſuar, und noch viele andere, weniger bekannte und ausländiſche Vögel, gehören dazu.

Nun was ſind denn wohl die Sumpfvögel für Vögel? Wer was von ihnen weiß, der ſage es. — Sie haben lange halbrunde Schnäbel, lange nackte Füße, und ſehr kurze Schwänze, und leben in ſumpfichten Gegenden von Fiſchen, Schlangen und Fröſchen, und andern Thierchen die ſich darin aufhalten. Man ißt ihr Fleiſch, aber ſelten ihre Eyer. Und ihre Federn taugen, bis auf die Straußfedern, alle nichts. Sie legen drey bis fünfzig Eyer alle Jahr, werden zehn bis fünfzig Jahre alt, und halten ſich faſt in allen Gegenden der Welt auf.

Der Storch

baut ſein Neſt auf die höchſten Häuſer und Kirchen, auf alte Thürme und abgeköpfte Bäume unter freyem Himmel, läßt auf ſich regnen und wehen, und fürchtet weder Blitz

noch

noch Donner. Ach, und ſeine Jungen fürchten ſich auch nicht? Ich ſollts nicht denken, da ſie ihre Aeltern, oder wenigſtens ihre Mutter bey ſich haben, die ſie mit ihren Flügeln bedeckt, wenn es allzu heftig regnet oder hagelt. Und wo ein Thierchen ſeine Muter bey ſich hat, da fürchtet ſichs für nichts. Auch werden ſie die Gewitter bald gewohnt, weil ihre Aeltern nur an denjenigen Orten von Deutſchland niſten, wo öfters Gewitter ſind.

Ich ſah' einmal, bey einem ſehr ſtarken Gewitter, zween alte und vier junge Störche, auf einem ſehr hohen Kirchendache in ihrem Neſt beyſammen ſtehen; die alten ſtanden in der Mitte, und die Jungen um ſie herum. Und da es eben recht ſehr zu Blitzen und zu Donnern anfing, flog einer von den Alten, welches vermuthlich das Weibchen war, weg, hohlte was zu freſſen, und kam in etlichen Augenblicken mit einer jungen Schlange in dem Schnabel wieder zurück. Er zerhackte die Schlange in kleine Stücke, und gab jedem von ſeinen Kindern etwas davon. Alle, die alten und die jungen, klapperten für Freuden über dieſen guten Fraß mit ihren Schnäbeln zuſammen.

Wie groß iſt denn ein Storch? So groß ohngefähr, als eine Gans. Und wie ſieht er aus? Faſt ganz weiß, denn nur ſein Schwanz, und etwas von ſeinen Flügeln iſt ſchwarz. Er hat ſehr lange Füße, und einen ſehr langen Schnabel, und frißt Fiſche, Schlangen und Frösche, und allerhand Gewürm, das er in den Sümpfen find't, darinn er faſt immer herumwadet. Das heiſſe Afrika, und die wärmern Gegenden von Aſia und Europa

ſind ſein Vaterland. Zu uns nach Deutſchland kömmt er im März oder April, zieht drey oder vier Junge groß, und fliegt mit denſelben im September wieder dahin, wo er hergekommen iſt. — Siehe Tafel 13 Figur 2.

Man ſchätzt den Storch ſehr hoch, weil er nicht nur keinen Schaden thut, ſondern ſehr nützlich iſt, und die fatalen Schlangen wegfrißt. Ja der gemeine Mann hält ihn ſogar für einen heiligen Vogel, den man auf keine Weiſe beleidigen dürfe; und glaubt ganz gewiß, er bringe Glück in dasjenige Haus, worauf er wohne. Er baut ihm deswegen zuweilen ein Neſt auf ſein Haus, und ſorgt eifrig dafür, daß es im gutem Stand bleibe, damit es der Storch das nächſte Jahr wieder bewohnen kann.

Denn ſobald ein Storch im Frühjahr wieder in das Dorf kömmt, worin er das vorige Jahr geniſtet hatte, ſo ſucht er ſein altes Neſt wieder auf. Iſt es noch da, und noch in gutem Stande, ſo putzt ers aus, und wohnt wieder darin. Iſts aber nicht mehr brauchbar, oder gar nicht mehr da, ſo holt er im nächſten beſten Gehölze Reiſer und Gärten, und baut ſich ein neues Neſt. (*) So einfältig aber iſt itzt doch wohl Niemand mehr, der da glaubte, daß die Störche das Feuer löſchen, wenn in dem Haus, worauf ſie wohnen, eins auskäme.

Es giebt auch ſchwarze Störche, die etwas kleiner ſind als die weiſſen, ſich nur in Europa in dicken Wäldern,

(*) Siehe Conr. Gesnerum de avibus. Pag. 252.

dern, nahe bey Sümpfen aufhalten, und übrigens eben das freſſen, was die weiſſen Störche freſſen. (*)

Der Kranich

iſt faſt ſo groß, als der Storch, und in Europa und Aſia zu Hauſe, hat aſchgraue Federn, niſtet auf Bäumen, und frißt allerhand Samenkörner. Er iſt ein ſehr luſtiger Vogel, er ſpringt, tanzt, wirft Steine und Holz in die Luft, und thut, als wenn er ſie mit dem Schnabel auffangen wollte, bückt ſich aber, und weicht aus, wenn ſie herunter kommen, daß ſie im nicht den Kopf zerſchlagen, hält mit ſeinen Kameraden Wettläufe, und macht ſonſt noch allerhand luſtige Poſſen. Er findet ſeine Nahrung auf den Getreidefeldern, und weis ſonderlich die Gerſte treflich auszudreſchen; und zum Nachtiſch ſucht er ſich etliche Regenwürmer, oder ein paar andere kriechende Thierchen auf. Wenn er ſchläft, ſo ſteht er nur auf einem Bein

(*) Einſt fiſchte man aus der Oſtſee, und etlichen andern Gewäſſern, todt ſcheinende Störche heraus. Wie man ſie aber in die Wärme brachte, wurden ſie lebendig, und fraſſen gierig, was man ihnen vorwarf, ſiehe Kleins Hiſtorie der Vögel; und Baptiſte Fulgoſt Kapitel de avibus animalibusque, & aliis admirandis pag. 55. Dieſer ſagt, daß einſt in einem Sumpf in England die Fiſcher gefiſcht, und ſtatt der Fiſche, einen Haufen Stöche heraus gezogen, die alle an einander gehangen, ſo daß ſie einander die Schnäbel in den Hintern geſteckt, und da man ſie erwärmt, lebendig worden wären. Können alſo die Störche im Waſſer überwintern, wie einige Schwalben?

Der Reiher

oder Reiger hält ſich nur in Europa, nahe bey Fiſchteichen auf, iſt aſchgrau, und faſt ſo groß, als eine Gans, und frißt faßt nichts, als Fiſche. Er fliegt über dem Waſſer her, und ſtürzt plötzlich auf denjenigen Fiſch los, den er ſieht, nimmt ihn in ſeinen Schnabel, und frißt ihn auf dem nächſten beſten Baume auf. Man haßt ihn, weil er ein ſehr gefährlicher Teichdieb iſt. Es giebt auch weiſſe und ſchwarze Reiher. Man ißt die Reiher. — Siehe Tafel 5 Figur 37.

Der Rohrdommel

iſt ein ſehr träger Vogel. Er fliegt ſehr langſam über dem Waſſer, und über der Erde weg, frißt Fiſche und Gewürme, und im Nothfall auch Mäuſe, iſt ſo groß, als ein Storch, und ſieht gelb und braun gefleckt aus, und wohnt in Aſia und Afrika im Rohr. Des Tags liegt er im Rohr verborgen, und des Nachts fliegt er auf ſeinen Raub aus. — Siehe Tafel 13 Figur 29.

Wenn er ſeinen Schnabel ins Waſſer, oder in Moraſt ſteckt, kann er entſetzlich ſchreyen, und faſt eben ſo, wie ein Ochs, brüllen. Menſchen und Thiere ſind in Gefahr, ihre Augen zu verlieren, oder ſonſt gefährlich verwundet zu werden, wenn ſie einem Rohrdommel, bey deſſen Verfolgung, allzu nahe kommen.

Die Schnepfe

iſt für die reichen Leute ein willkommener Vogel; denn ſie laſſen ſie braten, und eſſen ihr Fleiſch, ſammt allem Dreck, der in ihrem Magen und Gedärmen ſteckt, als was Delikates auf. Und damit ihnen der gebratene Schnepfendreck recht herrlich ſchmecke, ſtreichen ſie in auf weiß Brod, und eſſen ihn ſo noch viel lieber, als das gebratene Fleiſch des Vogels ſelbſt. Doch muß man eben nicht vornehm und reich ſeyn, um eine Schnepfe, ſamt ihrem Dreck, eſſen zu dürfen. Die Jäger und viele andere Vogelſteller verzehren manche Schnepfe.

Glaubt ihr das, Kinder? O ja! Wir haben ſchon viele Schnepfen rupfen, braten und eſſen ſehen. Sie ſehen röthlichtbraun, und dunkelbraun geſtreift aus, und ſind zum Theil faſt ſo groß, als unſere Haushühner; zum Theil aber haben ſie kaum die Größe einer Lerche, und niſten in Wäldern und Gehölzen, und freſſen vermuthlich nichts als Samenkörner, und allerhand gute Waldbeere. Nein, keins von beyden. Sie freſſen nichts als Würmer und Inſektenlarven, die ſie aus der Erde hacken, und im Kuhmiſt und andern Unrath finden.

O, ſo mögte ich künftighin kein Schnepfenfleiſch mehr eſſen, und noch vielweniger Schnepfendreck auf mein Brod ſtreichen! Gut, mein Kind! Das heißt, ſo lang du keins von beyden haſt. Ich verſichere dich, Kaiſer und Könige halten den Schnepfenbraten, und noch

weit mehr den, auf weiß Brod geſchmierten Schnepfen⸗dreck, für Leckerbiſſen. (*)

Es giebt etliche Sorten von Schnepfen: Die größte davon iſt die gemeine Wald⸗ oder Holzſchnepfe, franzöſiſch Becaſſe, die ſich in Wäldern, oder doch nahe dabey aufhält, und die beſte von allen Schnepfen iſt. — Siehe Tafel 7. Figur 5. Die viel kleinere Heerſchnepfe oder Himmelsziege, franzöſiſch Becaſſine, trift man oft in groſſer Anzahl auf dem freyen Felde an. Sie kann ſo hoch fliegen, daß man ſie nicht mehr ſehen, wohl aber noch Mek mek ſchreyen hören kann. Und eben deswegen, weil ſie wie eine Ziege ſchreyen kann, nennt man ſie auch Himmelsziege.

Der Kibiz

hat an Farbe und Lebensart viel Aehnliches mit der Schnepfe. Der gemeine Kibiz, der auch bey uns in Deutſch⸗

(*) Konrad Gesner ſagt in ſeinem Vogelbuch Seite 110: Der Schnepf hat gar ein lieblich Fleiſch, darum wird er für ein Schleck gehalten. — Und Friſch ſchreibt in ſeiner Vorſtellung der Vögel von Deutſchland: Die Schnepfen ſind auf den Tafeln groſſer Herren ſo beliebt, daß man ſie mit allem Koth im Magen und Därmen brätet, den gebratenen Koth auf Semmeln ſtreicht, und als das herrlichſte LeckerbiSchen achtet. Vielleicht, fährt er fort, ſollte der Kühmiſt im May, wenn er eben ſo koſtbar in Butter gebraten und zugerichtet würde, wie der Schnepfendreck, beſſer ſchmecken, und größere Biſſen geben. — Und endlich ſchließt er: Wir überlaſſen es denen, ſo ſtets was Außerordentliches zur Speiſe begehren, zur Probe.

Deutſchland bekannt, und ſo groß, als eine Taube iſt, hat dunkelbraune Federn, und am Kopf einen Federnbuſch, deswegen man ihn auch hie und da Feldpfau nennt, uud niſtet in Teichen, zwiſchen den Binſen, und ſchreyt, wenn er ſeine Eyer legt, ganz erſtaunend ſtark Kibiz kibiz.

Und dies groſſe Geſchrey iſt eben ſein Unglück. Denn nun kommen die Jäger, und andere Eyer- und Vogeldiebe herbey, und nehmen ihm ſeine Eyer, und verkaufen, oder eſſen ſie ſelbſt als was Delikates auf. Und wenn ſie ihn ſelbſt auch erwiſchen können, iſts ihnen herzlich lieb. Der arme Narr legt ſogleich wieder neue Eyer. Und nimmt man ſie ihm wieder, ſo legt er auch wohl noch zum drittenmale neue; aber nun nicht mehr.

Eine Art Kibiz nennt man Hausteufel, Streit- oder Kampfhahn, weil ſie ſich immer mit einander zanken und herumzauſen. Des Nacht ſitzen ſie ruhig bey einander, und fliegen auch wohl bey Tage mit einander haufenweis herum; ſo bald ſie ſich aber auf der Erde niedergelaſſen haben, oder ſobald es Tag geworden iſt, geht das Zupfen und Kämpfen wieder an. — Sind das nicht närriſche Vögel?

Der Trappe

iſt ein ſchöner großer Vogel, der nicht fliegen, ſondern nur ſchnell laufen oder trappen, und, im Fall der Noth, ſo geſchwind ſpringen, und über der Erde wegſchurren kann, daß ihn oft kein Hund, geſchweige denn ein Menſch

einholen kann. Er kann zwo bis drey Stunden in einem weg fortrennen, ohne ſich irgendwo zu ſetzen und auszuruhen.

Preuſſen und Pohlen ſind des Trappen Vaterland. Er kömmt aber auch zuweilen nach Böhmen und Deutſchland, und nach mehrern Gegenden von Europa, niſtet in Gerſtenfeldern, und frißt grüne Saat, Rüben, Getreide und allerhand Geſäme. Und weil er gern auf Aeckern wohnt, wo Regenwaſſer ſtehen bleibt, ſo läßt er ſich auch Fröſche und Gewürme wohl ſchmecken. Er giebt einen guten dicken Braten, denn er wiegt gewöhnlich zehn bis vierzehn Pfund.

Der Trapphahn iſt ſo groß, als ein Puter oder Welſcherhahn, hat an Kopf und Hals aſchgraue, am Unterleib weiſſe, und am Oberleib und den Flügeln ziegelroth und ſchwarzgefleckte Federn, und unter dem Kinn einen Federnbart. Die Trapphenne hingegen iſt faſt um die Hälfte kleiner, und ſieht beynahe, wie eine Lerche aus. Sie budelt ſich ein Loch in die Erde, und legt zwey Eyer darein, die ſie in dreyßig Tagen mit vieler Müh und Angſt ausbrütet.

Und warum mit Angſt? Weil ſie ſich für den Jägern und ihren Hunden entſetzlich fürchtet, und allemal, wenn ſie dieſelben in der Nähe ſpürt, ihre Eyer unter einen Flügel ſtecken, und mit vieler Gefahr, ſie zu verlieren, davon fliehen muß. Kann ſie ſich denn nicht auf einen niedern Baum ſchwingen, und daſelbſt retten? O ja, das kann ein Trappe wohl; allein an den Aeſten

feſt-

feſthalten kann er ſich nicht, weil er nur drey Zehen nach vorne, und keinen nach hinten hat. Er ſtürzt alſo gleich herunter. Auf der 14ten Tafel Figur 18 iſt ein Trappe abgebildet.

Der Trappenzwerg, oder der kleinere Trappe unterſcheidet ſich von dem groſſen nur dadurch, daß er viel kleiner iſt, etwas andere Federn hat, drey bis fünf Eyer legt, und nicht in Deutſchland angetroffen wird. Die übrigen Trappenarten halten ſich in Arabien und Aethiopien auf.

Endlich kömmt die Reihe an dich, groſſer

Strauß.

Du weißt doch, daß du der größte Vogel, der Rieſe unter allen Vögeln in der Welt biſt? O ja, das weiß ich wohl. Ich bin ſo groß, als der größte Menſch, und wäge ſiebzig bis achtzig Pfund. Nicht wahr, ich gebe einen ziemlichen Braten? So, kann man dich alſo eſſen? Ja freylich, und meine Eyer auch. Meine Eyer ſind ſo groß, daß ſich zwo bis drey Perſonen an einem einzigen ſatt eſſen können: Denn ſie ſind ſo groß, als ein kleiner Kindskopf, und wägen vier bis ſechs Pfund.

Und ſolche groſſe Eyer leg' ich alle Jahr dreyßig bis vierzig. (*) O, das iſt erſtaunlich viel! So viel Eyer legt

(*) Einige Reiſebeſchreiber ſagen, der Strauß lege alle Jahr fünfzig bis ſechzig Eyer. Und Aelian in ſeiner hiſtor. anim. Lib. 14. Cap. 7. meint gar, er lege über acht-

legt gewiß kein einziger großer Vogel. Wenn du ſie alle ausbrüteſt, ſo muß es ja entſetzlich viel Straußen geben. Thuſt du das wohl, und brüteſt alle aus? Doch davon nachher.

Sage mir erſt, großer Strauß, wo du zu Hauſe biſt? Ich wohne in den unfruchtbaren Wüſten von Afrika, Arabien und Indien, wo keine Menſchen wohnen, und auch ſelten welche hinkommen. Und, o wie lieb wär' es mir nicht, wenn ich nie einen Menſchen ſähe! Denn ſo oft nerei zu mir kommt, raubt er mir meine Eyer, oder meine Jungen, oder bringt mich gar ſelbſt ums Leben. Wie ſehr mich oft die häßlichen Mohren quälen und verfolgen, iſt nicht zu ſagen.

Was frißt du? Kraut und Gras, Samenkörner und Nüſſe, und viele andere Baumfrüchte, die ich erwiſchen kann. Selten aber werd ich an dieſen Dingen ſatt, daher ſtopfe ich meinen Magen gewöhnlich noch mit Steinen, Holz, Knochen, Stricken, Leder, Eiſen, Kupfer, Meſſing, Zinn und Bley und Glas an. Und zuweilen bin ich auch ſo dumm, und verſchlinge glühende Kohlen, die mir aber allemal ſehr übel bekommen.

Wie alt wirſt du? Sechzig bis ſiebzig Jahre, wenn mir kein Unfall begegnet. Werde ich aber gefangen, zum Reiten gebraucht, öfters meiner Federn beraubt, und

ſonſt

---

achtzig Eyer. Und dieſe Eyer ſollen nach Klein, in ſeiner Sammlung von Vogeleyern; und nach Schaw, in ſeiner Reiſe, fünfzehn Pfund wägen. Alles iſt falſch.

ſonſt noch auf andere Art gequält, ſo dauert mein Leben freylich kaum halb ſo lang. Reitet man denn auf dir? Ja, aber nur zum Spaß. Auch in Karren ſpannen mich die muthwilligen Mohren zuweilen. Denn ich bin ſehr ſtark und flink, und kann in einer Stunde fünf bis ſechs Stunden weit ſpringen. Samt Karren und Reiter? Ja, mit beyden. Aber wehe dem Mohren, der auf dem Karren, oder auf meinem Rücken ſitzt, wenn er das ſchnelle Fahren oder Reiten nicht gewohnt iſt: Es vergeht ihm Sehen, Hören und Athemholen.

Nun erzähle mir, dummer Strauß, wie du vom Kopf bis auf die Zehen oder Klauen ausſiehſt, und wie es mit dem Ausbrüten deiner Eyer zugeht: Ich bin, wie geſagt, größer, als der größte Menſch, und ganz gewiß ſo groß, als ein Dragoner, der zu Pferde ſitzt, und gleiche ſehr viel dem vierfüſſigen Thier, das man Kameel nennt, ſiehe Tafel 2. Figur 11. Mein Kopf hat viel ähnliches mit einem Gänſekopf. Mein Schnabel iſt kurz, krumm und ſpitzig. Die Oefuung meiner Ohren liegt ganz unbedeckt. Meine obern Augenlieder ſind beweglich, und mit langen Augenwimpern verſehen, wie beym Menſchen. Ich kann auch, wie der Menſch, einerley Sache mit beyden Augen zugleich anſehen.

Mein Hals iſt ſehr lang und dünn, und nebſt dem größten Theil meines Körpers, mit dicken weiſſen Haaren bedeckt. In meinen Flügeln hingegen und in meinem Schwanze hab' ich mehrentheils ſchöne weiſſe, doch aber auch viele ſchwarze nnd graue Federn. Und dies ſind die

bekann-

bekannten Federn, um deren willen mich die Mohren entſetzlich ängſtigen, und jämmerlich zu tode prügeln. Sie verkaufen ſie an die Europäer, die ſie auf die Hüte und Köpfe ſtecken, Fächer, Muffen und Pferdebüſche, und ſonſt noch allerhand Putz und Zierrathen davon machen. Meine ſchwarzen Federn ſind theurer, als meine weiſſen, weil ich deren weniger habe.

Meine Füſſe ſind kahl, und ſehr lang, und mit zwo Zehen oder Klauen verſehen: Denn ich bin der einzige Vogel in der Welt, der nur zwo Zehen hat. Fliegen kann ich nicht, weil meine Flügel zu klein, und die Laſt meines Körpers zu groß iſt. Aber laufen kann ich entſetzlich geſchwind, ſo geſchwind, daß mich weder Menſchen noch Hunde und Pferde einholen können. Und doch gelingts den liſtigen Mohren, mich endlich zu fangen.

Was meine Eyer anbetrift, ſo ſind ſie wirklich ſo groß, als ein kleiner Kindskopf, länglicht rund, glatt und weißlicht, und mit kleinen Pünktchen verſehen. Man kann ſie eſſen, und aus der Schaale allerhand Trinkgeſchirre machen, weil ſie ziemlich dick, und ſteinhart iſt. Die Franzoſen und Holländer bringen ſie häufig nach Europa, und verkaufen ſie an Naturalien Liebhaber. Es koſtet eins gewöhnlich einen Gulden, und wenn es recht ſchön iſt, wohl noch mehr.

Und wie viel brüteſt du von den dreyßig oder vierzig Eyern aus, die du alle Jahr legſt? Kaum den vierten Theil. Denn viele ſtiehlt man mir; und viele leg' ich blos deswegen, damit meine Jungen gleich was zu freſ-

ſen finden, wenn ſie lebendig geworden ſind, und die Schaale verlaſſen haben. Und von dieſen ſterben doch immer noch viele Hunger, oder kommen auf der Flucht vor den böſen Mohren um.

Ich lege meine Eyer geſchwind hinter einander her in den heiſſen Sand. Aber nicht alle dreyßig oder vierzig auf einen einzigen Haufen, ſondern nur allemal zehn bis zwölf zuſammen, in einem kleinen Kreis herum. Einige davon brüte ich ſelbſt aus, wenn ich nicht davon verjagt werde; die andern aber laſſe ich den heiſſen Sand ausbrüten.

Du klagſt über die unbarmherzigen Mohren, dummer Strauß, daß ſie dich immer ängſteten, und grauſam verfolgten: Warum wehrſt du dich den nicht gegen ſie? O ich thu' es ja! Ich ſchlage manchem Arme und Beine ab, und ſchlitze ihm oft, ſammt ſeinem Hund und Pferd, den Leib auf; aber es kommen immer wieder andere Mörder, die mich endlich, wenn ſie mich zween oder drey Tage im Kreis herum gejagt, abgemattet und ausgehungert haben, nöthigen, daß ich meinen Kopf in den Sand, oder ſonſt wohin ſtecke, mich fangen und tödten, oder lebendig in die Gefangenſchaft führen laſſe. (*)

In

(*) Der Strauß ſpringt auf der Flucht immer im Kreis herum. Sein Feind darf alſo nur in der Mitte bleiben, ihn immer im Geſicht behalten, und zu keinem Fraß kommen laſſen, ſo ſteht er endlich ſtille, ſteckt ſeinen Kopf in den Sand, und läßt ſich fangen, und mit ſich anfangen, was man will. Verſteckt er ſeinen Kopf etwa

In der Gefangenſchaft hab' ichs zwar gut. Ich habe Freſſen genug, kann hüpfen und ſpringen, wie ich will. Aber ich muß es mir gefallen laſſen, daß man mir von Zeit zu Zeit meine Federn auszieht, mich endlich gar abſchlachtet, und aus meiner Haut allerhand Kleidungsſtücke macht. Einige Afrikaner fangen alle Jahr eine Menge von uns zuſammen, und ziehen uns um der Federn willen auf. Nach Europa wird ſelten ein lebendiger Strauß gebracht.

Im ſüdlichen Amerika, hält ſich ein ſehr großer Vogel auf, der, wegen ſeiner Aehnlichkeit mit dem Afrikaniſchen Strauß, der Amerikaniſche Strauß, oder Straußbaſtard genannt wird.

Der Kaſuar

iſt merklich kleiner, als der Strauß, aber doch noch immer ſo groß, als ein Schaf. Er ſieht ſchwarz aus, hat auf dem Kopf eine knöcherne, mit einer braunen Haut überzogene Haube, und am Hals rothe und blaue Geflechte, wie der Puterhahn, und an den Füſſen drey Zehen. Die Inſeln Banda, Java und Sumatra in Oſtindien ſind ſein Vaterland. Er frißt faſt alles, was der Strauß frißt, und legt graugrüne Eyer, die zwar nicht ſo dick, aber län-

wa deswegen, daß man ihn nicht ſehen ſoll? Oder will er nur ſeinen Kopf in Sicherheit bringen? Beydes zeigt, daß der Strauß ein recht ſehr dummer Vogel ſey. Er ſollte ſich wenigſtens noch wehren, ſo lang er könnte.

länger, als die Straußeneyer, und mit grünen Knötchen beſetzt ſind. Er hat ſehr kleine Flügel, und gar keinen Schwanz, und kann noch viel weniger fliegen, als der Strauß. Es giebt ſehr wenig Kaſuar. — Siehe Tafel 14 Figur 26. (*)

Auf der Inſel Frankreich in Afrika, neben der groſſen Inſel Madagaskar, giebts einen ſehr übel oder ſonderbar gebildeten großen Vogel, der Dronte genannt wird, und wegen ſeiner Dicke kaum laufen kann.

Der Flamant, die Löffelsgans, die Numidiſche Jungfer, der Wachtelkönig, der Regenpfeifer, der Mornel, der Auſterndieb, der Säbelſchnäbler ꝛc. ſind auch noch werkwürdige aber mehrentheils ausländiſche und wenig bekannte Sumpfvögel. — Der Säbelſchnäbler hat einen überwärts gebogenen Schnabel.

Die Hühner

machen die fünfte Ordnung der Vögel aus. — Es gehören dazu der Pfau, der Welſchehahn oder Puter, der Haushahn und ſeine Henne, der Faſan, das Perlhuhn, der Auerhahn, der Birkhahn, das Haſelhuhn, das Rebhuhn und die Wachtel.

Alle

(*) Storch ardea ciconia, Kranich ardea crus, Reiher ardea cinerea, Rohrdommel ardea ſtellaris. Schnepfe ſcolopax, Waldſchnepfe ſcolopax ruſticola, Heerſchnepfe ſcolopax gallinago. Kibiz tringa, Hausteufel tringa pugnax. Trappe otis tarda. Strauß ſtruthio, Kaſuar ſtruthio caſuarius.

Alle dieſe Vögel haben einen kurzen runden Schnabel, vier Zehen, und zum Theil auch noch einen, oder gar zween Sporn, freſſen allerhand Samenkörner, können ziemlich ſchnell laufen, aber weder ſonderlich hoch, noch lange hintereinander fliegen, haben einen fleiſchichten wohlſchmeckenden Körper, und ein etwas härteres Fett, als andere Vögel.

Sie niſten ohne ſonderliche Kunſt auf die Erde, legen alle Jahr zehn, zwanzig bis hundert Eyer, und brüten davon viele auf einmal aus. Ihre Jungen locken ſie zur Speiſe. Sie werden leicht zahm, und nützen mit ihren Eyern, und mit ihrem Fleiſche. Ihre Federn aber taugen, bis auf die ſchönen Spiegelfedern des Pfauen, alle nichts. Sie haben allerhand Farben, und werden zehn bis dreyſſig Jahre alt.

Der Pfau

iſt der ſchönſte Vogel in der Welt. Er übertrift alle Vögel, und alle übrigen lebendigen Thiere, ſie mögen auch ſo ſchön ſeyn, als ſie wollen, an Schönheit. Wer ſchon einen drey oder vierjährigen Pfauenhahn geſehen hat, wirds wiſſen. Was hat er nicht für einen treflich blauen Hals? Welch herrliche Farben glänzen nicht in ſeinem Federbuſch auf dem Kopf? Wie groß iſt nicht die Pracht ſeiner Spiegelfedern im Schwanz? Und welch entzückender Anblick iſt es nicht, wenn er dieſe Schwanzſpiegelfedern erhebt, und damit ein Rad ſchlägt? Kurz, jedermann, der den

ſtol-

ſtolzen Pfauen ſieht, muß ſagen, daß er ein bewunde- rungswürdiger Vogel ſey.

So ſchön aber der Pfau iſt, ſo häßlich iſt ſeine Stimme. Er ſchreyt oft eine Stunde lang in einem weg ſein ärgerliches Echo echo. Ja, ja, ich habs leider ſchon oft gehört. Es klingt ſo widerlich, daß man das Kopf- weh davon bekommen möchte. Ich weiß auch, wie groß er iſt, und wie er ſonſt noch, nebſt ſeiner Henne ausſieht, denn ich ſah letzthin einen in der Nähe, da er eben ſeine herr- lichen Spiegelfedern erhob, und ein Rad damit ſchlug. — Auf der 11ten Tafel Figur 6 iſt ein Pfau abgebildet.

Er iſt ſo groß, als ein Puter, hat einen kleinen blauen Kopf, und um die Augen einen weiſſen Strich. Sein langer dünner Hals und ſeine Bruſt ſind blau, ſein Rücken iſt weisgrau und ſchwarzgefleckt. Er kann auf die höchſten Häuſer und Bäume fliegen, und frißt Gerſte und anderes Getraide. Auch Inſekten frißt er gern. Wenn er aber Holunderblüthe oder Brenneſſel Blät- ter frißt, ſo wird er tödtlich krank, oder ſtirbt gar dar- an. — Die Pfauenhenne aber iſt merklich kleiner, und faſt ganz grau, und lange nicht ſo ſchön, als der Hahn, und legt alle Jahr acht bis zwölf Eyer, die ſie entweder ſelbſt ausbrü- tet, oder das nächſte das beſte Haushuhn ausbrüten läßt.

Iſt das Pfauenhähnchen gleich ſo ſchön, wenn es aus dem Ey ſchlupft? Nein, erſt im dritten Jahr bekömmt es ſeine prächtigen Spiegelfedern. Wie alt wird ein Pfau? Zwanzig bis fünf und zwanzig Jahr. Giebts vie- le in Europa? Denn er iſt doch vermuthlich ein Aus

länder? Nein, es giebt nicht ſonderlich viel, denn ſie ſind ſehr theuer, und dabey ſehr böſe Thiere. Sie zerhacken alles, wo ſie hinkommen, fliegen den Menſchen auf den Leib, und hacken ihnen Löcher ins Geſicht, oder gar die Augen aus, und ſpielen auf den Hühnerhöfen den Herrn, und wiſſen ſich bey allem andern Geflügel ſo in Anſehen zu ſetzen, daß ſich kein anderes Huhn unterſteht etwas zu freſſen, bis erſt der ſtolze Pfau ſeine Mahlzeit vollendet hat. Er kann ſich faſt mit keinem Vogel, als mit der Taube, vertragen.

Es giebt auch bunte und ganz weiſſe Pfauen, die aber nur Abänderungen, und keine verſchiedene Arten ſind. Denn zuerſt waren alle ſchön, wie ſie aus Indien, ihrem Vaterlande, kamen. Nach und nach aber wurden ſie bunt, und endlich gar weiß, wie die in Norwegen, Schweden und Rußland. In Indien giebts ganze Heerden von Pfauen, wie bey uns Sperlinge. Man ißt ihr Fleiſch, und gebraucht ihre Spiegelfedern zu allerhand Zierrathen. Und ehedem machte man auch allerhand Wädel oder Fächer, und ſogar eine Art Zeug davon. Bey ſeiner jährlichen Mauſezeit fallen ihm faſt alle ſeine ſchönen Spiegelfedern aus. Er bekömmt aber allemal bald wieder neue dafür.

Es iſt allerliebſt anzuſehen, wenn ein alter Pfau ſeine Kinder fliegen lehrt. Des Abends ſetzt er ſich gern auf hohe Bäume, und übernachtet darauf. Weil ihm nun ſeine Kinder nicht nachfliegen können, ſo trägt er eins ums andere auf dem Rücken hinauf. Sobald es

aber

aber Tag geworden iſt, fliegt der alte fort, und die Jungen machen es nach, ſo gut ſie es können. Und ſo lernen ſie nach und nach fliegen.

Den Welſchenhahn,

Trut- oder Indiſchen- oder Kalekutiſchen Hahn, Puter oder Kurre, oder wie er ſonſt noch heiſſen mag, kennt Jedermann, und alſo auch ihr, liebe Kinder, da es faſt in allen Hühnerſtällen welche giebt. Ihr habt gewiß ſchon viele geſehn, und vielleicht gar ſelbſt welche gegeſſen? Sie rathen gut, lieber Herr . .! Wir kennen die Puter ſchon lang, und haben auch ſchon welche gegeſſen. Sie ſchmecken ganz vortreflich, wenn ſie jung und gut gefüttert worden ſind. — Auf der 11ten Tafel Figur 10 iſt ein Puterhahn, und links über ihm eine Puterhenne abgebildet.

Sie ſind merklich größer, als die Gänſe, ſehen faſt ganz weiß aus, und haben am Kopf und Hals eine bläulichte Haut hängen, die ſie, wenn ſie ernſthaft oder zornig geworden ſind, ſchön hellroth aufblaſen können. Es ſind überhaupt ganz ſonderbare Vögel, mit denen man viel Spas haben kann. Wenn man zu ihnen ruft: Ich hab' mehr roth als du, ſo werden ſie entſetzlich böſe, ſchlagen ein Rad, und ſchreyen, Puter puter puter, oder Kurre kurre kurre. Zeigt man ihnen aber was Rothes, oder hat Jemand gar ſelbſt ein rothes Kleid an, ſo werden ſie noch erbitterter, und gehen ganz wütend mit ausgeſpannten Flügeln auf die Leute los, und würden ihnen

gewiß auf den Leib fliegen und ſie verwunden, wenn ſie ſtehen blieben.

Nicht wahr, lieber Herr . . ſo machts der Puter? Ja, mein Kind, vollkommen ſo. Er kann ſchlechterdings nichts Rothes ertragen. Sobald er was Rothes ſieht, oder ſonſt von Jemand böſe gemacht worden iſt, bläßt er ſeine Haut an Kopf und Hals auf, ſchlägt ein Rad nach dem andern, rauſcht mit ſeinen ausgeſpannten Flügeln dicht an der Erde hin, und raſt, mit dumpfichtem Kullern, ganz wütend auf das los, was ihm zuwider iſt, und jagt es fort, oder zerhackt es gewaltig, und läßt dabey ſehr oft ſein Puter puter, oder ſein Kurre kurre hören.

Die welſche Henne iſt kleiner, als der Hahn, und kann auch kein Rad ſchlagen, wie die Pfauenhenne. Sie legt alle Jahr fünfzehn bis zwanzig Eyer, die etwas gröſſer, als die gemeinen Hühnereyer, und weiß und mit gelbröthlichten Flecken gezeichnet ſind. Wenn ſie einen Raubvogel in der Luft ſchweben ſieht, ſo ruft ſie haſtig ihre Kinder zuſammen, und verſteckt ſich mit ihnen; oder ſie fallen plötzlich zur Erde, und bleiben ſo lang wie todt liegen, bis ſie von ihrer Mutter Nachricht kriegen, daß der böſe Räuber fort ſey.

Was frißt der Puter? alles, was das andere zahme Geflügel auch frißt, Gerſte, Haber, Wicken und Brod, und was man ihm ſonſt noch vorwirft. Nordamerika iſt ſein Vaterland. Man ſollte ihn alſo den Amerikaniſchen, und nicht den Kalekutiſchen Hahn nennen, denn in dem

Kö-

Königreich Kalekut in Oſtindien gabs niemals wilde Puter, wie man ehedem glaubte. Erſt nach Entdeckung der neuen Welt oder Amerika, wurden ſie in der Alten Welt bekannt, und kamen zuerſt nach England und Frankreich; und von hieraus brachte man ſie allenthalben hin. König Karl der neunte in Frankreich ſoll an ſeiner Hochzeit im Jahr tauſend fünfhundert und ſiebzig den erſten Puter, der nach Frankreich gekommen iſt, geſpeiſt haben. — Es giebt allerhand Puter, weiſſe, ſchwarz und weißgefleckte, weiß- und gelbröthlichte und graue.

Soll ich euch denn auch was von dem muthwilligen

Haushahn

und ſeiner trägen Henne erzählen? Ach ja, thun ſie es! Ich dächte aber, die kennet ihr vor allen Vögeln und andern Thieren am beſten, da ſie immer vor euern Augen herum laufen? Das kennen wir auch, allein wir wiſſen doch wohl weiter nichts von ihnen, als daß ſie weiſſe, ſchwarze, gelbe, rothe und bunte Federn; einen in die Höhe ſtehenden Schwanz; und auf der Stirn einen rothen fleiſchernen Kamm haben; daß der Hahn kräht, und bey Tag und bey Nacht ſein ſtolzes Ki kridi ki, Ki kridi ki hören läßt, und die Henne gluchzt, und wohl hundertmal Gak gak gak gaak ſchreyt, wenn ſie ein Ey gelegt hat, oder wie die Biene in der Fabel ſagt: Daß ſie bey einem Eye, aus vollem Halſe zehnmal ſchreye; daß ſich der Hahn mit der Henne begattet, oder ſie tritt, und dieſe alle Jahr ſechzig bis hundert, und wo ich nicht

irre, gar hundert und fünfzig Eyer legt; und wenn mans haben will, zehn bis fünfzehn Eyer ausbrütet, und ſobald ſie Mutter geworden iſt, mit ihren Kindern behutſam herum zieht, und eifrig für ihre Nahrung und Auferziehung ſorgt: Und weil ſie das thut, und dabey immer Gluk gluk gluk ruft, nennt man ſie auch Glukhenne.

O, wie ſehr iſt nicht eine ſolche Glukhenne in Aengſten, wenn ſie mit ihren geſammten Kindern bey einem Teich vorbey zieht, und eins von ihren Stiefkindern — denn die Hühner brüten auch Enten aus — ins Waſſer geht, und flink darinn herum ſchwimmt, und nicht wieder heraus will, ſie mag ihm auch noch ſo ängſtlich locken, und mit ſtrupfigtem Gefieder, das Ufer zehnmal auf und niederſpringen.

Wenn ein Huhn ſonſt ſehr gefräſſig, und faſt nimmerſatt iſt, ſo leidet es gewöhnlich Hunger, wenn es Kinder hat. Findet es Samenkörner oder Brodſamen, ſo frißt es nichts davon, ſondern lockt ihre Kinder herbey, die allemal geſchwind kommen, und alles haſtig aufzehren. War es vorher ſchüchtern, und lief es den kleinſten Thierchen aus dem Wege, ſo iſt es nun ſehr beherzt, und fliegt dem gröſten Hund auf den Kopf, und wehrt ſich gegen ihn, wenn er ihre Kinder beleidigen will. Bey der geringſten Gefahr nimmt es alle unter die Flügel, und erwärmt und beſchützt ſie.

Der Hahn und ſeine Henne, und alle ihre Kinder freſſen alle Arten von Getreide und andere Samenkörner,

auch Brod und faſt alles, was der Menſch ißt. Und wo ſie Gras und andere zarte Gewächſe antreffen, picken ſie gern was davon weg. Sie ſcharren gern im Miſt und in der Erde, und ſuchen Samenkörner und Würmer, und freſſen immer fort, ſo lange ſie was finden. Von dem Futter, das man ihnen vorwirft, laſſen ſie gewiß nichts liegen. Sollten ſie ſich aber von den einzelnen Körnchen und Würmchen, die ſie aus der Erde ſcharren, nähren, ſo müßten ſie herzlich lange zubringen, ehe ſie ſatt würden.

Der Hahn iſt größer, als das Huhn, hat auch einen größern Kamm, und einen Sporn an den Füſſen. Siehe Tafel 11 Figur 9 und 11. Er hats gern, wenn er zehn bis fünfzehn Hennen unter ſeinem Kommando hat, und leidets nicht, daß ihm ein fremder Hahn in ſein Gehäge komme. Wenn aber doch einer ſo kühn iſt, und kömmt, ſo geht er mit feurigen Augen, und emporſteigenden Federn auf ihn los, fällt ihn wüthend an, und kämpft ſo lang mit ihm, bis er wieder fortgeht, oder einer von beyden tödtlich verwundet, oder gar todt gemacht worden iſt.

Seine Hühner müſſen alles thun, was er haben will, oder er kneipt ſie gewaltig, und jagt ſie im Stall, oder im ganzen Hofe herum. Dagegen aber iſt er auch ſehr ernſtlich um ſeine Hühner bekümmert. Denn ſobald es Tag geworden iſt, beſucht er ſie, und ſieht zu, ob ihm keine fehlen, und bleibt nun immer bey ihnen. Er läßt ſie nie aus den Augen, und begleitet und vertheidiget ſie allenthalben. Er ſucht die verlaufenen auf, bringt ſie

wieder zuſammen, und hält nicht eher ſeine Mahlzeit, als bis er erſt um ſich her ſeine Heerde freſſen ſieht. Wie heftig ſchreyt er nicht, wenn ein fremder Menſch oder ein Hund in den Hof tritt, oder wenn er den Sperber, oder ſonſt einen Feind ſeiner Hühner ſieht? (*)

Einige Leute nennen den Hahn auch Gul, Güggel oder Goggeler. Und Nachtwächter heißt er deswegen, weil er des Nachts in verſchiedenen Stunden krähet, und die Leute vom Schlaf aufweckt, oder zur Arbeit ruft. Fallen euch hier nicht die ſchlauen Mädchen in Gellerts Fabel ein?

Zwey Mädchen brachten ihre Tage
Bey einer alten Baſe zu.
Die alte hielt, zu ihrer Muhmen Plage,
Sehr wenig von der Morgenruh.
Kaum krähte noch der Hahn bey frühem Tage;
So rief ſie ſchon: Seht auf, ihr Mädchen, es iſt ſpät,
Der Hahn hat ſchon zweymal gekräht. (**)

Die

(*) Die alten Römer nahmen aus dem Freſſen der Hühner anguria her.

(**) Gewöhnlich kräht der Hahn dreymal in einer Nacht, um zwölfe, um zwey, und kurz ehe es Tag wird. Den Tag über aber kräht er, wenn es ihm einfällt. Und dies thut er auch zuweilen des Nachts, wenn er ander Wetter merkt, oder ihm ſein Nachbar eins vorgekräht, oder der Nachtwächter oder ſonſt ein luſtiger Menſch, das Hahnengeſchrey nachgemacht hat. Und kräht erſt irgendwo ein Hahn, ſo krähen in kurzer Zeit alle in

der

Die Mädchen, die ſo gern noch mehr geſchlafen hätten,
Denn überhaupt ſagt man, daß es kein Mädchen giebt,
Die nicht den Schlaf und ihr Geſichte liebt,
Die wunden ſich in ihren weichen Betten,
Und ſchwuren dem verdammten Hahn
Den Tod, und thaten ihm, da ſie die Zeit erſahn,
Den ärgſten Tod rachſüchtig an. ꝛc.

Ein gutes Huhn, daß genug zufreſſen hat, legt beynahe das ganze Jahr durch faſt alle Tage, oder doch wenigſtens alle ander Tag, gewiß ein Ey, und — und — ach, nun weis ich nichts mehr!

Doch noch eins: Es giebt auch Hühner ohne Schwanz, oder Kluthüner. — Sodenn giebts auch Hühner, denen alle ihre Federn verkehrt auf dem Leibe ſitzen, und Struppichte Hühner genannt werden. Und wie viele Hühner giebt es nicht, die keine Eyer legen, nnd Kapaunen genannt werden? Sie — Geduld, mein Kind! die Kapaunen ſind keine Hühner, ſondern Hähne, die niemals Eyer legen, auch die Hühner nicht treten, ſondern blos zum Abſchlachten beſtimmt ſind. (*)

 Die

der Nachbarſchaft nach. Excubitorque diem cantu praedixerat ales.

(*) Die Kapaunen ſind bey den Vögeln das, was die Wallachen bey den Pferden, und die Schöpſe oder Hammel bey den Schafen ſind.

Die Kapaunen haben eine heiſchere Stimme, und krähen wenig, oder ſelten, und werden bald dick und fett, und geben einen guten Braten, oder ſonſt eine gute Mahlzeit.

Auf der 9ten Tafel iſt die ganze Haushühner-Familie, ihr Stall und die Leiter, auf welcher ſie hinaufſteigen, abgebildet. Figur 9 iſt der Hahn, und Figur 11 ſeine Henne und ihre Küchlein; Figur 12 iſt ein Kluthun Figur 18 iſt eine auf den Eyern ſitzende Bruthenne; und Figur 19 iſt eine ſtruppichte Henne abgebildet.

Die Kapaunen mauſern ſich nicht, wohl aber die Henne und Hühner, und dies allemal im Herbſt, oder zu Anfang des Winters. Und in dieſer Mauſezeit legt das Huhn keine Eyer; ſonſt aber legt es, wenn es nämlich gut gehalten wird, faſt alle Tage, oder doch gewiß alle ander Tag, ein Ey. Ja man hat Beyſpiele, daß Hühner auch zwey Eyer in einem Tag gelegt haben. Und ſo oft das Huhn ein Ey gelegt hat, ſchreyt es faſt eine Viertelſtunde in einem weg ihr widerliches Gak gak gak gaak.

Zuweilen legen die Hühner auch Eyer ohne Schale oder Windeyer. Und dann und wann findet man auch Eyer, darin zween Dotter ſind. Auch fehlt es nicht an Beyſpielen, daß die Hühner lebendige Küchlein zur Welt gebracht haben. (*)

Ey

(*) Siehe neues Hamburgiſches Magazin Stück 84, Seite 458; Breslautſche Samml. 1717 Novemb. p. 346; Und Acta Natur. Curioſ. Dec. III. An. I. Obſ. 42 P. 60.

Ey iſt es wahr, daß die Hühner ſterben, wenn man ihnen bittere Mandeln zu freſſen giebt? Ja freylich! Auch Kaffebohnen und Brantewein ſind ihnen tödtlich.

Iſts euch wohl lieb, Kinder, wenn ich euch noch erzähle, was man hie und da in der Welt, und vorzüglich in England für Späſſe, oder vielmehr für Mishandlungen mit den Hähnen treibt? Denkt einmal, man lehrt ſie drey bis vier Wochen lang, mit viel Mühe und Sorgfalt, mit einander kämpfen, und macht ſie entſetzlich kühn und wild. Man ſchneidet ihnen die Sporn ab, und ſetzt ihnen dafür ſtählerne an, die ziemlich lang und ſehr ſpitzig ſind, und läßt ſie ſo an einem beſtimmten Tag, in Gegenwart vieler hundert Zuſchauer, auf einander losgehen.

So bald ſich die zween Kampfhähne ſehen, fahren ſie mit groſſer Wuth auf einander los, reiſſen und hacken ſich, treten wieder zurück, wie die Ziegenböcke, die ſich mit einander ſtoſſen, greifen aber einander immer heftiger an, und hören nicht eher mit Hacken und reiſſen auf, als bis einer überwunden, und tödtlich verwundet, oder gar todt gemacht worden iſt.

Der Sieger ſtellt ſich ſodenn, nach glücklich geendigter Schlacht, ſtolz auf den Kampfplatz, und guckt freudig umher, ob man ihn auch ſehe. Der Ueberwundene hingegen läßt alle ſeine Federn ſinken, und iſt froh, wenn er ſich in den nächſten beſten Schlupfwinkel verſtecken kann. Die Engländer halten alle Jahr ſolche Hahnengefechte,

und wetten oft etliche hundert Thaler mit einander, welcher Hahn wohl ſiegen werde. (*)

Der Faſan

iſt, nach dem Pfauen, faſt der ſchönſte Vogel in der Welt. Er iſt ſo groß, als ein Haushahn, hat am Hals meiſt lauter graue, am Leib und den Flügeln aber lauter goldgelbe Federn, und einen Ellen langen Schwanz, mit dem er aber kein Rad ſchlagen kann, wie der Pfau und der Puter. — Siehe Tafel 11 Figur 7.

Es giebt aber auch weiſſe und bunte Faſanen. Und wo denn? In den Höfen und Gärten reicher und vornehmer Leute. In Aſien aber und Afrika fliegen ſie wild herum. Ihr wahres Vaterland iſt das Fürſtenthum Mingrelien in Georgien, am ſchwarzen Meer beym Fluſſe Pha-

(*) Schon die Athenienſer hielten ehedem, zum Andenken eines Sieges, den ihr Feldherr Themiſtokles gegen die Perſer gewonnen hatte, öffentliche Hahnengefechte. Da nämlich Themiſtokles merkte, daß ſeine Soldaten muthlos waren, rief er ihnen, da ſo eben etliche Hähne vor ihren Augen mit einander kämpften, zu: Sehet, Athenienſer, den unüberwindlichen Muth dieſer Thiere, die doch um nichts, als um den Sieg mit einander kämpfen. Ihr hingegegen wolltet muthlos ſeyn, da ihr doch für euren Heerd und Familie, für die ehrwürdigen Gräber eurer verſtorbenen Väter, und für eure Freyheit ſtreitet? Siehe *Aeliani* var. hiſt. lib. 2. cap. 28. — Auch die alten Römer hielten ehedem nach dem Zeugniß *Plinii* lib. 10. cap. 21. in verſchiedenen Städten ihres Gebiets feyerliche Hähnengefechte.

Phaſis, das vor Zeiten Kolchis hieß, wo ihn ehedem einige Griechen, die man Argonauten nannte, gefangen, und mit ſich nach ihrem Vaterlande genommen haben. Und von Griechenland aus kamen ſie nach und nach faſt in alle Gegenden der Welt. (*) Seinen Namen Faſan oder Phaſan hat er von dem Fluſſe Phaſis.

Das Perlhuhn

iſt etwas gröſſer, als unſer Haushahn, hat dunkelbraune weißgefleckte Federn, und einen hängenden Schwanz, und legt röthlichte Eyer, die faßt ſo groß ſind, als unſere gemeinen Hühnereyer, und auch eben ſo gut ſchmecken. Man zieht bey uns die Perlhühner nicht gern auf, weil ſie ſich mit dem andern Geflügel, und vorzüglich mit den Haushähnen, gar nicht vertragen können. Sie ſtreiten immer mit einander über die Oberherrſchaft auf dem Hühnerhof. Sie ſind in Afrika zu Hauſe, und haben ihren Namen von den vielen, Linſen großen weißen Fleckchen, die in der Ferne wie Perlen ausſehen.

Der Auerhahn

iſt zwey bis dreymal gröſſer, als der Haushahn, hat graue und braungefleckte Federn, und wie alle folgende Hühner, rauhe, behaarte oder gefiederte Füſſe, und einen

ro-

(*) Martial läßt in ſeinem 72 Epigram des 13 Buchs den Faſan alſo reden:

Argiva primum ſum transportata carina.
Ante mihi notum nil, niſi phaſis, erat.

rothen Strich um die Augen, und hält ſich faſt in ganz Europa, und auch hie und da in Deutſchland, in hohen waldichten Gegenden auf, legt acht bis zwölf Eyer, und frißt allerhand Waldbeere und Baumknoſpen, auch Ameiſeneyer nnd Getraidekörner. Man ißt ſein Fleiſch und ſeine Eyer. Er wiegt oft zwölf bis vierzehn Pfund.

Der Birkhahn

iſt um die Hälfte kleiner, als der Auerhahn, ſieht ihm aber ſonſt faſt ganz ähnlich. Er frißt auch allerhand Beere und Knoſpen, und vorzüglich gern Birkenknoſpen, deswegen man ihn auch Birkhahn nennt. Kirſchen und Erbſen ſind ihm tödtlich.

Das Haſelhuhn

iſt ſo groß, als eine Haushenne, frißt gern die Knoſpen der Haſelſtauden, und faſt alle Arten von Waldbeeren, und hält ſich vorzüglich ſtark in Norwegen und Schweden auf.

Das Schneehuhn

iſt nur ſo groß, als eine Taube, und faſt ganz weiß, und verſteckt ſich unter dem Schnee, wenn es einen Feind in der Nähe merkt.

Das Rebhuhn

iſt auch nicht gröſſer, als eine Taube, und kann ſich zur Zeit der Noth eben ſo, wie das Schneehuhn, eine geraume

me Zeit unter dem Schnee verbergen. Es frißt gern Weintrauben und Weinreben-Knoſpen, und niſtet in dicken Hecken auf freyem Felde.

Die Wachtel

kennt ihr gewiß alle ſchon: Denn man ſieht ſie ja im Frühling und Sommer häufig genug auf den Feldern, und zu Hauſe in Bauern, und hört ſie, Wa wa wag, ſchreyen. Sie ſieht graubraun aus, und legt acht bis zehn Eyer, und wird höchſtens ſechs Jahre alt. Man ißt die Wachteln nicht gern, weil ſie ſehr gierig den Nieswurzenſamen freſſen, welcher den Menſchen ſchädlich iſt. — Siehe Tafel 6 Figur 7. (*)

Endlich folgt die ſechſte und letzte Ordnung der Vögel, nämlich die von den Singvögeln, dazu noch eine groſſe Menge von allerhand Vögeln gehört. Weil ihr aber ſchon viele davon kennet, ſo wollen wir doch bald mit ihnen fertig werden.

Die Singvögel haben einen kegelförmigen ſpitzigen Schnabel, und zarte geſpaltene Füſſe, womit ſie mehr hüpfen, als laufen können. Einige leben von Inſekten,

an-

(*) Pfau pavo. Welſcher Hahn meleagris gallopavo. Haushahn phaſianus gallus, Faſan phaſianus colchicus. Perlhuhn numida meleagris. Auerhahn tetrao urogallus, Birkhahn tetrao tetrix. Haſelhuhn tetrao bonoſia. Schneehuhn tetrao Lagopus, Rebhuhn tetrao perdix, Wachtel tetrao coturnix.

andere von Saamenkörnern. Dieſe haben ein wohlſchmeckendes Fleiſch, jene aber nicht. Sie bauen faſt alle ſehr künſtliche Neſter, legen fünf bis ſechszehn Eyer, helfen einander beym Brüten, und füttern auch ihre Jungen gemeinſchaftlich im Neſt, indem ſie ihnen die Speiſe mit dem Schnabel in den Mund ſtecken. Die meiſten ergözen uns mit ihrem ſchönen und herrlichen Geſang; und viele kann man auch eſſen. Von ihren Eyern und Federn aber macht man keinen ſonderlichen Gebrauch.

Nun rathet einmal, Kinder, was für Vögel wohl noch in dieſe Ordnung gehören mögen? Die Tauben, die Lerchen, Staren, Amſeln, Nachtigallen, Bachſtelzen, Finken, Sperlinge, Zeiſig und Kanarienvögel, Meiſen und Schwalben. — Und dies wären alle? Beſinnet euch noch einmal recht! O freylich! Es gehören auch noch dazu die Krametsvögel, Kreuzſchnäbel, Dompfaffen, Emmerlinge, Rothkehlchen, Stieglitzen oder Diſtelfinken, und — und — So ſo, laſſets itzt nur gut ſeyn! Ihr ſagt mir ſonſt noch alles zweymal.

Taube,

mache du nun den Anfang, und erzähle uns deine ganze Geſchichte, ſo gut du kannſt. Ganz recht. Ich wills ſogleich thun. Aber ſie meinen doch mich Haustaube? Denn ich habe noch viele Kameraden und Vettern, die ganz andere Namen haben, als ich. Das weis ich wohl, daß es auch Kropftauben, Perückentauben, Trummetlauben, Pfauentauben, Ringtauben, Turteltauben und Lachtauben giebt.

giebt. Aber ich meinte dich, nützliche Haustaube. Rede alſo!

Meine Gröſſe wiſſen Sie, und daß ich allerhand Farben habe, iſt ihnen auch bekannt. Auf der 11 Tafel Figur 23 bin ich auch, nebſt meinem Weibchen abgebildet. Und Haustaube oder Feldtaube nennt man mich deswegen, weil ich in Städten und Dörfern bey den Menſchen, in beſondern Ställen, die man Taubenhäuſer nennt, oder auf dem Boden und unter den Dächern der Häuſer, in ſogenannten Taubenſchlägen wohne. Gewöhnlich ſuche ich meine Speiſe auf den Feldern, in der Noth aber und wenn man mirs angewöhnt hat, muß ich mein Brod auch auf den Gaſſen ſuchen, und mit allem verlieb nehmen, was ich da finde; Denn ſelten füttert man mich. Es iſt aber beſſer und klüger, wenn man mir das Feldfliegen angewöhnt. weil ich da ſatt, und faſt immer Gerſten- und Weizenkörner, Erbſen, Haber und Wicken genug zu freſſen finde, und alſo dick und fett werde, und auch meine Jungen, die doch meiſtens zum Abſchlachten beſtimmt ſind, gut füttern kann.

Ich ziehe faſt alle Monat zwey Junge auf, und ſorge dafür, daß ich und meine Taube — denn wir Tauben leben immer, und bis uns ein Unfall oder der Tod trennt, paarweis beyſammen — in einem Jahr wenigſtens neun Paar Kinder kriege. Was ſagſt du? Ja, ja, es iſt ſo. Unſer zwey können in einem Jahr neun Paar; in zwey Jahren achtzig oder neunzig Paar; in drey Jahren neunhundert Paar; und in vier Jahren, wenn man mir näm-

lich meine Kinder und Kinds Kinder alle leben läßt, und auch ſonſt keins durch einen Zufall ums Leben kömmt, über achtzehntauſend Nachkommen ziehen.

Wir vermehren uns unter allen Vögeln am ſtärkſten. Kein Wunder alſo, daß die Menſchen immer jährlich ſo viele tauſend von uns erwürgen und eſſen. Unſer Fleiſch muß geſund ſeyn, und recht ſehr gut ſchmecken, weil wir faſt nichts, als gute Samenkörner und Brod, und ganz und gar nichts unreines freſſen.

Wie alt wirſt du? Höchſtens acht Jahr. Wenn ich aber immer meine Freyheit hätte, und hinfliegen könnte, wo ich hin wollte, ſo würde ich viel älter, und wohl zwölf bis achtzehn Jahr alt werden können. Denn alle eingeſperrten Thiere werden nicht alt, wenn ſie auch gleich immer genug zu freſſen haben. Wir lieben alle die Reinlichkeit, und putzen und legen immer mit dem Schnabel unſere Federn zurechte. Wenn es uns recht wohl iſt, ſo kurren oder trommeln wir auf den Dächern oder Straſſen umher. So viel von mir. Nun will ich ihnen auch von meinen Vettern das Merkwürdigſte ſagen:

Die Kropftaube oder der Kropfer hat einen ſo ungeheuer groſſen Kropf, daß ſie ihn bis zur Gröſſe ihres ganzen Körpers aufblaſen kann.

Die Haubentaube oder Schleiertaube oder Perückentaube hat im Nacken hohe Federn ſtehen, die ſich gekrümmt vorwärts über ihren Kopf legen.

Der Federfuß oder die Trummeltaube iſt bey uns die gröſzte Taube, und hat rauhe befederte Füſſe.

Die

Die Pfauentaube oder der Breitſchwanz hat einen ſehr breiten Schwanz, den ſie, wie ein Pfau, in die Höhe heben kann. — Siehe Tafel 11 Figur 24.

Die Ringtaube hat einen weiſſen Ring um den Hals, und heißt auch, weil ſie ſich in den Gehölzen und Wäldern aufhält, Holz- oder Waldtaube.

Die Turteltaube iſt die kleinſte wilde Taube, und eigentlich in Oſtindien zu Hauſe, hält ſich aber itzt faſt allenthalben in Europa auf, ſieht fleiſchfarbig aus, hat einen ſchwarzen Ring um den Hals, und ſchreit Turtur turtur oder Kurkur kurkur.

Die Lachtaube iſt auch in Oſtindien zu Hauſe, und an Geſchrey und Farbe faſt ganz der Turteltaube ähnlich. Man zieht ſie in den Stuben auf, liebt ſie als ein ſtilles gutes Thierchen gar ſehr, und thut ihr nicht das geringſte zu Leide. Man ißt ſie auch nicht, ſondern verſchenkt ſie. Die meiſten ſterben aber immer ſchon, ehe ſie acht Jahr alt werden, weil ſie immer in den Stuben bleiben müſſen, und nie in die friſche Luft kommen. Sie ſchreyt auch Turtur turtur oder Kurkur kurkur, wie die Turteltaube. Und warum nennt man ſie denn Lachtaube? Weil ſie zuweilen einen fröhlichen und lachenden Geſang hören läßt, der faſt eben ſo, wie das Gelächter eines Kindes, klingt. So, nun bin ich fertig. Gut, du ſollſt auch bedankt ſeyn.

Ey, weiſt du denn nichts von der berühmten

Brieftaube

oder Poſttaube, zu erzählen, die Briefe von einem Ort zum andern trägt. Doch ja! Nun ſo rede: Sie iſt ſo groß, als ich, hat blaulichte Federn, hält ſich in Aſia und Afrika, und auch hie und da in Europa auf, und läßt ſich ſo zahm machen, daß man ihr ein zuſammengerolltes Briefchen unter einen Flügel hängt, und ſie damit in einem Tag viel weiter fliegt, als ein Menſch in ſechs Tagen kaum zu Fuſſe gehen könnte. (*) Und ſie bringt das Briefchen allemal richtig an.

Die Türken in der Siriſchen Stadt Aleppo, und in der Aegiptiſchen Stadt Alexandria gebrauchen ſie wirklich itzt noch, und ehedem thaten ſie es noch häufiger, als einen Briefträger oder Poſtillion, und ſchicken durch ſie einander Briefe zu. Und das geht auf folgende Weiſe zu: Man trägt ſie in einem Bauer von Aleppo nach Alexandria, damit ſie den Weg ſieht und merkt, rollt das Briefchen zuſammen, hängt es ihr an einen Flügel, und läßt ſie nun damit fort fliegen. Und in einer Stunde bringt ſie ihr Briefchen ſchon zu Aleppo an, da doch ein Menſch mehr als vier Tage genug dahin zu laufen gehabt hätte. (**) Man kann jede Taube zu Wegtragung eines Briefchens gewöhnen.

Ler-

(*) Siehe Voyage de Pietro della Valle, Tom. I. pag. 416.

(**) Siehe Kleins verbeſſerte Hiſtorie der Vögel, Seite 123.

Lerche,

was iſt deine Sache? Kannſt du wohl deine Geſchichte auch ſo gut erzählen, wie die Taube die ihrige? O ja! Es kommt wenigſtens auf eine Probe an: Ich bin faſt zweymal ſo groß, als ein Sperling, ſehe braun aus, und wohne in den wärmern Gegenden von Europa. Im Frühjahr aber, gleich nach Lichtmeß, komme ich nach Deutſchland, niſte auf den grünen Saatfeldern, und brüte zweymal in einem Sommer, jedesmal fünf Eyer, und alſo zuſammen zehn Eyer aus, und kurz vor Michaelis ſammle ich die Meinigen zuſammen, und fliege mit ihnen, und mit meinen übrigen Kameraden, wieder dahin, wo ich hergekommen bin. Leider aber kommen aus mancher Gegend viel weniger von uns zurück, als weggeflogen waren. Denn man fängt oft nur in einer einzigen Gegend, etliche hundert tauſend von uns des Abends mit Netzen oder Garnen weg, und erwirgt und ißt uns.

Ich ſteige an heitern Tagen ſingend ſo hoch in die Luft, daß man mich kaum ſehen, wohl aber hören kann. Wenn man mich lebendig fängt, ſo werde ich bald ſo zahm, daß ich den Menſchen, wenn ſie es haben wollen, auf die Hand ſitze, zu ihnen auf den Tiſch komme, und mit ihnen aus einer Schüſſel eſſe, und mein ſchönes Liri leri, Liri leri ſo gut auf der Stube, als auf freyem Felde hören laſſe. Man nennt mich gewöhnlich Feldlerche oder Himmelslerche, weil ich mich auf den Feldern aufhalte, und hoch in die Wolken hinauf fliege.

Nun giebts aber auch noch andere Lerchen, die man Wieſenlerchen, Waldlerchen und Haubenlerchen ꝛc. nennt. Die Wieſenlerche hält ſich auf den Wieſen auf, und ſingt wenig und ſchlecht. — Die Waldlerche oder Baumlerche wohnt in Wäldern, und ſingt etwas beſſer, als die Wieſenlerche. — Die Haubenlerche hingegen ſingt unter allen Lerchen am ſchönſten, und hält ſich auf Fahrwegen auf, und frißt gern Inſekten und Würmer. Ich hingegen freſſe gewöhnlich nichts, als gute Samenkörner. Deswegen ſtellen mir auch die Menſchen ſehr heftig nach, weil mein Fleiſch am beſten unter allem Lerchenfleiſch ſchmeckt. Auf der 6ten Tafel Figur 8 bin ich abgebildet.

Du haſts gut gemacht, Lerche! Wenn es nun

Der Star

oder die Sprehe auch ſo macht, ſo bin ich zufrieden. O das kann ich wohl! Ich luſtiger, ſchwarz und weißgefleckter Star bin gröſſer, als die Lerche, halte mich in Europa und Afrika auf den Viehweiden auf, und freſſe Fliegen und Mücken, Heuſchrecken, Käfer und Würmer, und dann und wann beſuche ich auch die Weinberge. Ich niſte in hohlen Eichen und Büchen, und ziehe alle Jahr vier oder fünf Junge groß.

Und weil ich den Menſchen mehr nutze als ſchade, und mein Fleiſch auch nicht ſonderlich ſchmeckt, ſo ſtellen ſie mir nicht nach dem Leben, ſondern laſſen mich leben, ſo lange ich kann; und das kann ich wenigſtens acht Jahr. Und wenn ſie mich ja fangen, ſo geſchiehts blos deswe-

gen, daß ich von ihnen allerhand Liedchen lernen, und ſie ihnen ſodenn wieder vorpfeifen ſoll. Denn ich mache alles nach, was ich ſehe und höre; ja ich kann ſogar ſprechen lernen. Einige Leute fangen mich auch blos deswegen, daß ich bey ihnen in der Stube herumlaufen, und Fliegen und Mücken, und anderes Ungeziefer wegfangen und auffreſſen ſoll.

Einer von meinen Kameraden heißt Waſſeramſel, weil er ſich gern am Waſſer aufhält, und ſogar ſelbſt im Waſſer herum ſchwimmt. Nun weis ich nichts mehr. Es iſt genug, luſtiger Star, du haſt deine Sache recht gut gemacht. — Siehe Tafel 3 Figur 7.

Getrauſt du dich deine Geſchichte auch ſelbſt zu erzählen,

Droſſel?

Oder ſoll ich dir helfen? Nein, Sie ſollen mir nicht helfen; ich wills allein verſuchen: Es giebt unſer viel und mancherley. Wir ſehen meiſt alle braun und weiß, und rothgefleckt aus, freſſen allerhand Waldbeere und Würmer, und ziehen von einem Land ins andere. Einige von meinen Kameraden kommen im Frühling nach Deutſchland, hecken vier bis fünf Junge aus, und ziehen im Herbſt wieder fort. Andere hingegen, und dies thun die meiſten Droſſeln, kommen erſt im Herbſt, und hecken keine Jungen mehr aus, weil ſie gewöhnlich nur etliche Wochen lang da bleiben. Und auf dieſem Strich fangen uns die Jäger und Vogelſteller mit ihren härnen Schlingen oder Donen, zu vielen tauſenden

weg. Wir armen Schelmen erwürgen uns in dieſen gefährlichen Schlingen ſelbſt, wenn wir allzuſehr nach den ſchönen Miſtelbeeren lüſtern ſind.

Sie wiſſen doch, daß man uns Droſſeln allerhand Namen giebt? Es giebt unter uns Miſteldroſſeln oder Schnarren; Wacholderdroſſeln oder Krametsvögel; Zipdroſſeln; Weindroſſeln; Ringeldroſſeln; Bruchdroſſeln: Weißdroſſeln und Schwarzdroſſeln oder Amſeln.

Die Miſteldroſſel oder Schnarre iſt die größte Droſſel, kömmt im Herbſt nach Deutſchland, wenn die Miſtelbeeren, die ſie ſehr gern frißt, reif ſind. Sie ſingt ſo ziemlich.

Die Zipdroſſel ſingt gar nicht, ſondern ſchreyt immer nur Zip zip zig. Und weil ſie etwas röthlichte Flügel hat, ſo nennt man ſie auch Rothdroſſel.

Die Singdroſſel ſingt unter allen Droſſeln am ſchönſten, und faſt ſo ſchön, als eine Nachtigall. Sie heißt auch Weisdroſſel, weil ſie eine ganz weiſſe Bruſt hat, und hält ſich den Sommer über in Deutſchland auf, heckt vier bis fünf Junge aus, und zieht im Herbſt, wenn die andern Droſſeln kommen, fort. Und Weindroſſel nennt man ſie deswegen, weil ſie gern Weinbeere frißt.

Die Ringeldroſſel hat an der Bruſt einen weiſſen Strich oder Fleck.

Die Bruchdroſſel hält ſich im Schilf, oder doch nahe beym Waſſer in Brüchen auf.

Der

Der Krametsvogel

oder die Wachholderdroſſel kommt im Herbſt nach Deutſchland, und frißt faſt nichts, als Wachholder- und Miſtelbeere. Und weil man an einigen Orten die Wachholderbeere auch Krametsbeere nennt, so hat man ihr auch den Namen Krametsvogel gegeben. — Auch darf ich nicht vergeſſen, daß die Jäger und Vogelfänger gewohnt ſind, faſt alle Droſſeln Krametsvögel zu nennen. Und wenn ſie ausgehen, uns in ihre Schlingen zu locken, ſo ſagen ſie, ſie wollen auf den Donenſtrich gehen. Auf der 5ten Tafel Figur 16 und 11ten Tafel Figur 31 iſt ein gemeiner auf der 9ten Tafel Figur 11 aber ein amerikaniſcher Krametsvogel zu ſehen.

Die Amſel

oder Schwarzdroſſel hat faſt ganz ſchwarze Federn, und lernt, wenn ſie zahm geworden iſt, allerhand Liedchen pfeifen, die ſie, ſo lange ſie lebt, nicht wieder vergißt. Sie frißt auch gern Wachholderbeere, brütet nicht in Deutſchland, und wird höchſtens acht Jahe alt. — Siehe Tafel 7 Figur 10.

Zuweilen ſtreicht auch der ſchöne Vogel mit uns, den man

Seidenſchwanz

nennt. Er iſt ſo groß, als eine Wachtel, hat röthlichte Federn, und auf dem Kopf einen Federbuſch, und einen

ſchwarz und gelben Schwanz. Er frißt auch Waldbeere wie die Droſſeln, und wird auch in den böſen Schlingen gefangen, worin wir gefangen werden. Macht' ichs gut? O ja, ſehr gut!

Wie ſtehts denn mit euch, dickſchnabelichte Kernbeiſſer? Wollt ihr eure Geſchichte auch ſelbſt herſagen? Ja freylich! Es kömmt nur darauf an, wer von uns den Anfang machen ſoll, ich Kreutzſchnabel, oder der Dompfaf, oder der Kirſchfink, oder der Grünfink?

Du, Kreutzſchnabel

kannſt im Namen aller deiner Kameraden reden. Das freut mich: Ich bin faſt ſo groß, als eine Lerche, ſehe röthlicht grau, und mein Weibchen gelblicht grau aus, habe einen kurz weiß gekrümmten Schnabel, wohne und hecke in Tannenwäldern, und freſſe gern Tannenſamen. Und damit ich die Schuppen der Tannenzapfen gut in die Höhe heben, und die Samenkörner bequem herausholen kann. hat mir mein Schöpfer dieſen krumen Schnabel gegeben. — Siehe Tafel 5 Figur 18.

Ich baue mein Neſt auf dicke Tannen und Fichten von Moos und Tannenreiſern, und klebe es mit Harz ſo feſt zuſammen, daß es mir weder Regen noch Wind herunter werfen können. Weil ich auf den Bäumen und in den Bauern immer auf und abklettere, mich an meinen Schnabel hänge, und ſonſt noch allerhand Späſſe mache, ſo nennt man mich auch den Deutſchen - oder Tannenpapagai. Ich kann auch ziemlich ſchön ſingen lernen.

Mein Kamerad aber, der ſchöne dumme

Dompfaf,

Blutfink, Gümpel oder Gol kanns Singen noch weit beſſen lernen, als ich, ja er er ſingt unter allen Kernbeiſſern am beſten. Er hat einen ſchwarzen Kopf, eine rothe Bruſt, und einen ſchwarzgrauen Rücken. Wenn er aber einige Jahre lang eingeſperrt geweſen iſt, wird ſeine rothe Bruſt weißlicht grau, wie ſeines Weibchens ihre immer iſt. — Siehe Tafel 5 Figur 17.

Der Kirſchfink

oder Kernbeiſſer ſieht röthlicht grau aus, und hat ſeinen Namen von den Kirſchkernen, die er auſſerordentlich gern frißt. Er hackt die größten Kirſchkerne auf, frißt die Kerne, und läßt das Kirſchenfleiſch liegen. — Der Kirſchvogel hingegen thut gerade das Gegentheil, er frißt das Fleiſch, und läßt die Kerne liegen. Und wenns keine Kirſchen mehr giebt, ſo frißt er Buchnüſſe, und allerhand anderes Geſäm.

Der Grünfink

oder Schneefink ſieht grünlicht aus, und frißt auch allerhand Beere und Geſäme. (*)

Nun

(*) Taube columba, Haustaube columba oenas, Kropftaube columba gutturoſa, Haubentaube columba cucullata, Federfuß columba daſypus, Pfauentaube columba laticauda, Ringtaube columba palumbus, Turteltaube co-

Nun wollen wir die Vögel im Reden ablöſen, und miteinander die Geſchichte der Ammer, Finken, Bachſtelzen und Meiſen durchgehen. Die Schwalben hingegen ſollen uns nachher ihre Geſchichte wieder ſelbſt erzählen, und zugleich die Geſchichte der Vögel ſchlieſſen.

Die Ammer

oder Aemmerlinge ſind kleine artige Vögel, und uns allen wohl bekannt. Sie ſind ſo groß, als die Sperlinge, ſehen grau und gelb aus, wohnen in Gebüſchen und Hecken, und freſſen Hirſen und Haber, und andere kleine Samenkörner, und kommen des Winters vor unſere Thüren und Ställe, und ſuchen ſich da ihre Speiſe auf, weil ſie dieſelbe auf den, mit Schnee bedeckten Feldern, nicht mehr finden können.

Ach ja, das thun die ſchönen gelben Ammer, die wir Kinder Goldammer nennen! Wir haben ſchon oft welche gefangen, und in die warme Stube gebracht, und genug zu freſſen und zu ſaufen gegeben; allein ſie ſtarben im-

columba turtur, Lachtaube columba riſoria, Brieftaube columba tabellaria. Lerche alauda, Feldlerche alauda arvenſis, Waldlerche alauda arborea, Haubenlerche alauda criſtata. Star ſturnus vulgaris, Waſſeramſel ſturnus cinclus. Droſſel turdus, Miſteldroſſel turdus viſcivorus, Zipdroſſel turdus iliacus, Singdroſſel turdus muſicus, Ringeldroſſel turdus torquatus, Bruchdroſſel turdus arundinaceus, Krametsvogel turdus pilaris, Amſel turdus merula. Seidenſchwanz ampelis. Kreuzſchnabel loxia curviroſtra. Dompfaf loxia pyrrhula, Kirſchfink loxia coccothrauſtes, Grünfink loxia chloris.

immer gleich nach etlichen Tagen wieder. Sie konnten ganz gewiß die Wärme nicht ertragen.

Giebts ſonſt keine Ammer mehr, als die Goldammer? Doch ja! Es giebt auch Ortolane, die ſich in Gärten und Weinbergen aufhalten, und gern Hirſen freſſen; Grauammer; Rohrammer, die im Rohr oder Schilf niſten; und Schneeammer, welche die nördlichen Gegenden lieben, und nur in recht ſtrengen Wintern nach Deutſchland kommen.

Die Finken

ſind faſt alle ſo groß, als die Ammer, haben meiſt graue, aber auch gelbe, rothe, grüne und ſchwarze Federn, niſten auf Bäumen und in Gebüſchen, freſſen allerhand kleines Geſäm, und ſchreyen gewöhnlich immer Bink bink oder Fink fink, und können zum Theil auch recht ſehr ſchön ſingen. Wie ſchön ſingt nicht der Diſtelfink, und der Kanarienvogel!

Iſt denn der Kanarienvogel ein Fink? Ja, mein Kind! Man zählt den Kanarienvogel, den Sperling, den Zeiſig und den Hänfling zu den Finken, weil ſie mit ihnen an Bildung und Nahrung viel Aehnliches haben. Und unter den Finken ſelbſt giebts Buchfinken, Bergfinken, Grünfinken, Blutfinken, Goldfinken und Diſtelfinken.

Der Buchfink

hat ſeinen Namen von den Buchen, auf denen er niſtet. Er baut unter allen Singvögeln das künſtlichſte Neſt aus

Moos und Gras, und allerhand Haaren, und entwiſcht ſeinen Feinden den Raubvögeln auf eine liſtige Art dadurch, daß er ſeinen Kopf in Moos oder Dreck, oder unter den Leib ſteckt, und den Schwanz in die Höhe hebt, ſo daß alſo ſein Feind ihn nicht kennt, oder doch, ſtatt des ganzen Vogels, höchſtens nur deſſen Schwanz bekömmt.

Der Grauſink ſieht ganz braungrau; und der Grünſink, Grünling oder Grünſchwanz hat faſt lauter grüne Federn; der Blutſink hat eine rothe; und der Goldſink eine gelbe Bruſt.

Der Diſtelſink

oder Stiegliz frißt gern Diſtelſamen, und hält ſich auch nur da auf, wo viele Diſteln wachſen. Er heckt in Gebüſchen, und hat gelbe, rothe, weiße, ſchwarze und braune Federn, und ſingt unter allen Finken am beſten. Man ſperrt ihn in Bauer, und läßt ihn ſein Brod mit Singen verdienen. Oft muß er ſichs auch gefallen laſſen, ſein Getränk zu ſchöpfen, und ſeine Speiſe in einem kleinen Karren auf einer Brücke heraufzuziehen. Es iſt allerliebſt anzuſehen, wenn er ſein Waſſer ſchöpft, und ſeine Speiſe auführt. — Siehe Tafel 5 Figur 15.

Der Zeiſig

oder das Zeischen iſt ein kleines gelbgrünes Vögelchen, das ziemlich ſchön ſingt, und von uns in Keſichten ernähret wird. Er verſteht das Karrenziehen und das Waſſerſchöpfen ganz vortreflich, und weit beſſer, als der Diſtel-

ſink. Mit den Zehen zieht er ſein Freſſen und Trinken an ſich. Und wenn er ſich ſatt gefreſſen und ſatt getrunken hat, ſo läßt er ſein Trink- und Freß-Gefäß plötzlich los. Seinen Namen hat der Zeiſig von ſeinem Geſchrey; denn er ſchreyt immer Zeiſing zeiſing.

Der Hänſling

frißt gern Hanfſamen, und ſieht theils braungelb, theils braunroth aus. Er ſingt ziemlich artig, und wird von vielen Leuten in Bauern ernährt.

Der Kanarienvogel

iſt ein gelber Sperling, der auf den Kanarien Inſeln zu Hauſe iſt, und von da, ſeines herrlichen Geſanges wegen, ehedem zu uns gebracht worden iſt. Und itzt giebts allenthalben in Europa, und auch in Deutſchland, und vorzüglich in Tyrol viele tauſend Kanarienvögel. Ob ſie itzt aber gleich bey uns gleichſam zu Hauſe ſind, ſo fliegen ſie doch nicht in unſern Feldern und Wäldern ſo frey herum, daß man ſie fangen kann. Nein, das thun ſie nur in ihrem Vaterlande, wo ſie in den Lorberwäldern, und auf den Zuckerfeldern tauſendweis beyſammenſitzen, und Zuckerſamen oder den rohen Zucker ſelbſt freſſen. — Siehe Tafel 2 Figur 5.

Wer alſo bey uns einen Kanarienvogel haben will, der muß ſich einen kaufen oder ſchenken laſſen; denn ſie müſſen alle auf der Stube ausgeheckt, und mit vielen Ko-

ſten

ſten groß gezogen werden. Man bringt ſie mit wenig Mühe fort, wenn man ſie nur warm und reinlich hält, und ordentlich in ihrer Futterung iſt. Man giebt ihnen Rübſamen, Hanfſamen, Habergrüze, etwas Zwiback und Zucker, und im Sommer zuweilen ein paar Salatblätter, oder ſogenannte Hühnerdärme. — Es giebt Zitronengelbe, weißlichte, graue und bunte Kanarienvögel, und einige haben auch einen kleinen Federbuſch, eine Haube, Holle oder Krone auf dem Kopf.

Der Sperling

oder Spaz iſt derjenige unverſchämte Dieb, der Sommer und Winter bey uns wohnt, und in den Gärten und Häuſern alles zerhackt oder gar auffrißt, was er erwiſchen kann. Er baut ſein Neſt unter das Dach, oder ſonſt in ein Loch, zieht alle Jahr vier oder fünf Junge auf, und ſchreyt uns den ganzen Tag ſein einfältiges Sperk ſperk vor. Und weil er immer bey den Menſchen in ihren Häuſern oder Scheuren wohnt, ſo nennt man ihn auch Hausſperling oder Spatz.

Denjenigen Sperling hingegen, der ſich immer auf dem freyen Felde aufhält, und in hohlen Bäumen niſtet, und faſt nie in die Städte und Dörfer kömmt, nennt man Baumſperling. Sie ſehen ſich beyde faſt ganz ähnlich. Die Sperlinge nützen viel, weil ſie Käfer, Raupen und Heuſchrecken, und vieles anderes Ungeziefer wegfreſſen. Sie ſchaden aber auch viel, weil ſie in den Gärten faſt alles zerhacken, und manche Frucht ganz aufzehren. Man

kann

kann die Sperlinge eſſen. Sie ſchmecken gut. — Siehe Tafel 3 Figur 10.

Die Bachſtelzen

haben auch eine große Kameradſchaft, wie die Finken: Denn es gehören zu ihnen die Nachtigaln, die Grasmücken, Weißkelchen, Braun-, Schwarz-, Blau- und Rothkelchen ꝛc. Sie freſſen Fliegen und Mücken, und allerhand Würmer, und werden nicht gegeſſen, auch nicht in Bauern auferzogen, weil ſie alle, bis an die holde Nachtigall, beynahe gar nicht ſingen können.

Die Bachſtelzen haben einen ſehr langen Schwanz, und können ziemlich geſchwind laufen. Sie niſten unter den Dächern, in den Mauern, bey Teichen und Waſſergraben, und ſonſt noch in allerhand Löchern. — Es giebt weiße und gelbe Bachſtelzen. Die weißen oder ſcheckichten ſind bey uns die bekannteſten, weil ſie ſich faſt bey allen Teichen und Waſſergraben ſehen laſſen. — Siehe Tafel 13 Figur 12.

Die Nachtigall

iſt kein ſchöner Vogel, wie ihr ſchon aus der Erfahrung, oder wenigſtens aus der artigen Gellertſchen Fabel: Ein Zeiſig wars und eine Nachtigall, die einſt zu gleicher Zeit vor Damons Fenſter hiengen ꝛc. wiſſet. Sie iſt etwas größer, als ein Sperling, und von brauner Farbe, frißt Ameiſen und Ameiſenpuppen, Spinnen, Fliegen und Würmer, und baut ihr Neſt von Laub, Stroh und Moos,

in Gehölzen und Gärten, gewöhnlich unter dicke Gebüſche, und zuweilen auch unter Gartenerdbeeren, und andere dicht bey einander ſtehende Pflanzen und Blätter, dicht auf die Erde, wohin weder Raubvögel, noch boshafte Menſchenhände kommen können, und heckt alle Jahr vier oder fünf Junge aus.

Und dieſe Heckezeit über beſingt das Männchen ſeine Gattin mit lieblich klagenden Tönen, füttert ſie treulich und pünktlich im Neſt, warnt ſie für Gefahr, und thut ihr überhaupt alles zu gefallen, was es kann, um ihr das beſchwerliche Brüten erträglich zu machen. Denn vierzehn Tage lang ſitzt das gute Nachtigallen Weibchen faſt in einem weg, Tag und Nacht in ihrem dunkeln Neſt auf ihren Eyern.

Den Tag über ſingt die holde Nachtigall nicht ſo viel, als des Abends und Morgens, und die Nacht durch, weil ſie Menſchen und Thiere fürchtet, und kein Geräuſch ertragen kann. Denn je ſtiller es iſt, deſto flinker und ernſtlicher ſingt ſie. Sie ſucht vielmehr den Tag über Speiſe für ihre Gattin auf, und bewacht ihr Haus, und ihre künftigen Kinder. Des Morgens aber, wenn die andern Vögel noch ruhen, und des Abends, wenn alles um ſie her ſtille iſt, und ſich die andern Vögel heiſch geſchrien, und zur Nachtruhe in ihre Neſter geſetzt haben, erhebt ſie ihre reizende Stimme, und trillert und ſchlägt die ganze Nacht durch bis an den ſpäten Morgen, und erfreut jedes frohe empfindſame Herz, das ihr zuhört. Ja es ſcheint ſogar, als wenn die übrigen Thiere, aus

Achtung für ſie, ſchwiegen und ihr zuhörten, wenn ſie ihr trefliches Lied anſtimmt.

Es iſt zu bewundern, wie ein ſolches kleines Vögelchen ſo hell und lange ſingen kann? Mit welch groſſer muſicaliſchen Richtigkeit wechſelt ſie nicht ihre Töne! Itzt zieht ſie den Ton mit einem langen, faſt auſſenbleibendem Athem herauf. Itzt ſchleicht ſie ſich in einer abwechſelnden Kadenz davon. Itzt unterbricht ſie ſich ſelbſt durch einen jähen Ausbruch; dann geht ſie durch einen unerwarteten Gang in einen neuen Ton über, ſcheint itzt denſelben zu wiederholen, und täuſcht auf einmal wieder unſere Erwartung. Bisweilen ſcheint ſie in ſich ſelbſt zu murmeln, voll, tief, ſcharf, geſchwind, ſchleppend, zitternd; bald an der Spitze, bald in der Mitte, bald in der äuſſerſten Tiefe der Tonleiter. Kurz, in ihrer kleinen Kehle ſcheint alle Melodie beyſammen zu ſeyn, die der Menſch vergebens auf ſo mancherley muſikaliſchen Inſtrumenten hervorzubringen ſich bemüht hat. (*)

O welch ein Glück iſts für einen Menſchen, ein ſolches Vögelchen in der freyen Luft ſingen, drey bis vier Wochen lang, alle Abend und Morgen ſingen hören zu können! Es ſingt zwar nur kurze Zeit, aber es ſingt auch deſto beſſer, deſto herrlicher.

(*) Die meiſten von meinen kleinen Leſern und Leſerinnen werden doch wohl ſchon ſo viel Muſik gelernt haben, daß ſie dieſe trefliche Schilderung der Nachtigall, die Plinius in ſeiner hiſtor. natur. Lib. X. Cap. 29. von ihr gemacht hat, verſtehen können?

Wo ſitzen ſie denn, wenn ſie ſingen? Man ſieht ſie ja nicht? Sie ſitzen nahe bey ihrem Neſt in dicken Gebüſchen. Sie fürchten ſich doch nicht für den Menſchen? O ja, dies ſind eben ihre gefährlichen Feinde. Es giebt immer noch unempfindliche geldgierige Leute, die auf ſie lauren, und ſie endlich durch allerhand Liſt und Lockſpeiſen fangen, und an reiche Leute verkaufen. O, das ſollte man nicht leiden! Wer die liebe ſüſſe Nachtigall nicht in einem Gehölze oder Garten mag ſingen hören, der ſollte auch keine in einem Bauer auf ſeiner Stube haben dürfen. Hätte ich einen Garten oder ein Gehölze, worin ſie wohnten und ſängen, ich ließ mir keine wegfangen. Alle ließ ich leben. Ich würde ihnen Mehlwürmer, Ameiſenpüpchen, Fliegen und Mücken, und alles, was ſie gern freſſen genug anſchaffen, und in Scherben umher ſetzen. Und dafür ſollten und würden ſie mir braf ſingen. Wäre das nicht allerliebſt, in ſeinem Garten eine Nachtigallen-Konzert anhören zu können? Auf der 5ten Tafel Figur 14 iſt eine Nachtigall abgebildet.

Die Grasmücke

oder Baumnachtigall iſt kleiner, als ein Sperling, hat graugelbe, und ſonſt noch allerhand gefleckte Federn, niſtet auch auf der Erde unter den Gebüſchen, und ſingt ſo ziemlich, und kann ſogar einige Töne der Nachtigall nachſeufzen. Dies iſt derjenige Vogel, in deſſen Neſt der große Kukuk ſeine Eyer legt.

Das Rothkehlchen

hat eine rothe Kehle, einen braunen Rücken, und einen rothen Schwanz, und ſingt, wie ſeine übrigen Kameraden, die ihre Namen auch von ihren Kehlen haben, wenig und ſchlecht. Sie niſten in Häuſern und hohlen Bäumen, und werden zum Theil auch Rothſchwänze, Röthlinge oder Rötelen genannt. Man ißt ſie nicht, weil ſie allerhand Ungeziefer freſſen. Siehe Tafel 3 Figur 20. — Das Blaukehlchen iſt ein recht ſehr ſchönes Vögelchen.

Der Zaunkönig

oder Zaunſchlupfer niſtet in dicken Hecken und Gebüſchen frißt allerhand Inſekten und Gewürme, ſieht bräunlicht weis aus, und iſt unter allen europäiſchen Vögeln der kleinſte: Denn er iſt nur ſo groß, als ein großer Hirſchkäfer. Siehe Tafel 2 Figur 14.

Die Meiſen

ſind ſo groß, als die Sperlinge, niſten in Wäldern auf und in Bäumen, und freſſen allerhand fliegendes und kriechendes Ungeziefer, und ſogar auch Aas. Ihr Geſang taugt nichts, und von ihrem Fleiſch macht man auch keinen Gebrauch. Sie ſind aber doch ſehr nützliche Vögelchen, denen man nichts Leids thun, ſondern in die Baumgärten herein locken ſollte, weil ſie die ſchädlichen Raupeneyer weit beſſer wegmachen und aufzehren, als ſie der beſte Gärtner wegbringen kann.

Es giebt etliche Sorten von Meiſen, Kohlmeiſen, Blaumeiſen, Haubenmeiſen, Schwanzmeiſen und Beutelmeiſen.

Die Kohlmeiſen haben ihren Namen von ihren kohlſchwarzen Federn. Und weil ſie auch gelbe und weiſſe Federn haben, ſo nennt man ſie auch Spiegelmeiſen. Sie ſind ſehr räuberiſch, und freſſen allerhand Aas, und machen ſogar ihre eigenen Kameraden, die ſchwach und kränklich ſind, todt und freſſen ihnen das Hirn aus dem Kopfe weg. Sie niſten in hohlen Bäumen.

Die Blaumeiſen haben viele blaue Federn. — Die Haubenmeiſen haben auf dem Kopf eine Haube oder einen Federnbuſch, und niſten auch in hohlen Bäumen. — Die Schwanzmeiſen haben längere Swänze, als ihre Kameraden, und niſten deswegen nicht in hohlen Bäumen, weil es ihnen darin zu eng wäre; ſondern auf den höchſten Tannen oder Fichten.

Die Beutelmeiſen hängen ihr Neſt, das einem Beutel ähnlich ſieht, und aus Pappelwolle beſtehet, und zwo Oefnungen hat, an die oberſten Zweige der Fichten und Tannen. In Pohlen, Ungarn und Italien giebts viele Beutelmeiſen; Blaumeiſen und Kohlmeiſen aber giebts allenthalben, und auch in Deutſchland genug. Man läßt ſie in den Stuben herumlaufen, und füttert ſie mit Nußkernen. Auch Fliegen und Mücken fangen ſie weg.

Wollet ihr nun, gute friedliche

Schwalben,

die Geſchichte der Vögel mit der eurigen ſchließen, ſo trete eine um die andere auf, und erzähle, was ſie von ſich Merkwürdiges weis? Erſt aber möchte ich wiſſen, wie viel es Sorten von euch giebt, und was ihr alle zuſammen mit einander gemein habt? Gut, das wollen wir ihnen gleich ſagen: Es giebt vier Sorten von Schwalben, Hausſchwalben, Rauchſchwalben, Mauerſchwalben und Uferſchwalben. Und dann giebts noch eine ganz kleine Art von Schwalben, deren Neſter man eſſen kann. Denn die ſogenannte Nachtſchwalbe, Hexe oder Ziegenmelker iſt keine ordentliche Schwalbe, ſondern uns nur an Schnabel, Schwanz und Fraß ähnlich. (*)

(*) Ammer emberiza, Galdammer emberiza citrinella, Ortolan emberiza hortulana, Grauammer emberiza miliaria, Rohrammer emberiza ſchoeniclus, Schneeammer emberiza nivalis. Fink fringilla, Buchfink fringilla celebs, Diſtelfink fringilla carduelis, Zeiſig fringilla ſpinus, Hänfling fringilla cannabina, Kanarienvogel fringilla canaria, Sperling fringilla domeſtica. Bachſtelze motacilla, weiße Bachſtelze motacilla alba, Nachtigall motacilla luſcinia, Grasmücke motacilla motularis, Rothkehlchen motacilla erithacus, Zaunkönig motacilla troglodytes. Meiſe parus, Kohlmeiſe parus maior, Blaumeiſe parus caeruleus, Haubenmeiſe parus criſtatus, Schwanzmeiſe parus caudatus, Beutelmeiſe parus pendulinus. Schwalbe hirundo, Rauchſchwalbe hirundo ruſtica, Hausſchwalbe hirundo urbica, Mauerſchwalbe hirundo apus, Uferſchwalbe hirundo riparia, Sineſiſche Schwalbe hirundo eſculenta. Nachtſchwalbe caprimulgus.

Wir ſehen alle meiſt weiß und ſchwarz aus, haben kleine kurze Füße, lange Flügel, niſten in den Häuſern, und an den Häuſern, und in Leimengruben, und an den hohen ſandichten oder löcherichten Ufern der Flüſſe und Meere, brüten alle Jahre wenigſtens fünf Eyer aus, freſſen allerhand fliegende Inſekten als Bienen, Weſpen und Käfer, und ziehen größtentheils im Herbſt in wärmere Gegenden; doch verſtecken ſich auch viele von uns in Moräſten, hohlen Bäumen und Felſenritzen.

Ich Hausſchwalbe ſehe oben ſchwarz, an der Kehle ſchmutzigweiß, und am Bauch ſchneeweis aus, und baue mein Neſt außen an die Häuſer von Leim oder Koth, ſiehe Tafel 9 Figur 31 — brüte zweymal des Jahrs, jedesmal vier oder fünf Eyer aus, fliege gern in die Höhe, und ſchade niemand. Denn dies wird man mir doch nicht übel nehmen, daß ich zuweilen ein paar Bienen fange, und meinen Koth zum Neſt hinaus werfe? Das erſte muß ich thun, um mein Leben zu erhalten; und zum zweyten nöthiget mich der enge Raum meines Neſtes. Ich und meine Kinder wenden uns alſo nur um, und leeren uns über das Neſt weg aus. Und dadurch machen wir freylich manche Stelle des Hauſes ſehr unrein, und verdienten daher, daß man uns wegjagte, oder gar tödtete. Allein die mitleidigen Menſchen haben mit uns Nachſicht, quälen uns nicht, und laſſen uns friedlich beyſammen leben, und halten uns wohl gar noch für heilige Vögel.

Mit den Sperlingen hab' ich zuweilen meinen Spas, oder vielmehr meine Noth, wenn ſie ſich in mein Neſt ſetzen,

Eyer

Eyer darein legen, und darin wohnen und brüten wollen. Ich fliege anfangs ängſtlich umher, ſchreye gewaltig, und gucke oft ins Neſt hinein, um ſie in Güte heraus zu kriegen. Gehen ſie aber nicht heraus, ſo ſchmiere ich endlich das Loch zu, und nun müſſen ſie darin Hunger ſterben. Weil ich mein Neſt außen an die Häuſer baue, ſo nennt man mich auch die äußere Hausſchwalbe.

Ich Rauchſchwalbe oder innere Hausſchwalbe habe eine rothe Kehle, und einen röthlicht weißen Unterleib, und baue mein Neſt nicht außen an die Häuſer, ſondern in die Häuſer hinein an die Schornſteine, und an allerhand Balken und Stellen, wo man mich duldet, von Leim, Koth und Stroh. Ich ſetze mich gern unter ein Fenſter, oder auf ein Dach, und ſinge da mein Liedchen. Kurz, es iſt mir und meinen Kinder, deren ich auf zweymal, acht bis zehn aufziehe, den Sommer über bey den Menſchen ſehr wohl. Im Herbſt aber ziehe ich fort, und komme im May wieder, und dies akkurat zu meinem alten Hausherrn, und in mein altes Neſt wieder.

Ich Mauerſchwalbe oder ſchwarzbraune Steinſchwalbe niſte auch in den Städten, aber nur in den Löchern der Häuſern, Kirchen und Thürme, die die Mäurer aus Vorſatz offen gelaſſen haben. Ich bin die größte Schwalbe, kann faſt gar nicht auf der Erde laufen, und heiſſe an vielen Orten in Deutſchland Steuer, und ziehe alle Jahr nur vier oder fünf Junge auf.

Ich Uferſchwalbe niſte in Leimgruben, Waſſergraben und hohen ſandichten Ufern, und komme ſelten in

die Städte zu den Menſchen. Ich hecke auch nur einmal des Jahrs, und verberge mich den Herbſt und Winter über in meinem Neſt, in Felſenritzen und hohlen Bäumen, und bleibe daſelbſt bis zum Frühling in einer Art von Betäubung liegen.

A propos! du biſt alſo eine von denjenigen Schwalben, die im Herbſt nicht in wärmere Länder ziehen, um daſelbſt ſo lange zu bleiben, als bey uns der Winter dauret; ſondern du bleibſt bey uns, und verſteckſt dich in allerhand Löchern? Aber ſag mir doch, wie das zugeht? Erfrierſt und erhungerſt du denn nicht? Nein, ſo wenig als der Froſch, der im Winter zu Eis frieren, und doch im Frühling wieder lebendig werden kann. Und Hunger ſterbe ich auch nicht: denn wer immer ſchläft, braucht nichts zu eſſen.

Im May werde ich wieder lebendig, verlaſſe mein Loch und jage wieder eben ſo haſtig, wie das vorige Jahr, in der Luft den Bienen und andern Inſekten nach. Und ſo machen es meine Vettern, die Mauerſchwalben auch. Die Stadt- und Rauchſchwalben aber verſinken ſich gar im Herbſt, Füße und Köpfe ineinander geſteckt, klumpenweis in Sümpfe, und erſaufen und ſterben ſo wenig, als ich, und kommen im Frühling ebenfals wieder lebendig daraus hervor.

O, was ſagſt du? Ja ja, ſie thun es! Aber freylich nicht alle. Einige von ihnen ziehen in wärmere Gegenden der Welt, und kommen im Frühjahr wieder. Begegnet euch den nie was Leides? O, leider genug! Wir werden

oft

oft in unſerm Winterſchlafe geſtöhrt, und von Ratten und Mäuſen, von Krebſen und Fiſchen, und hie und da auch von Menſchen aufgefreſſen; und wie viele ſterben von uns nicht jährlich vor Alter und Schwachheit? Allein wenn dies nicht wäre, würden unſer endlich nicht zu viel werden? Würden uns nicht zuletzt Nahrung und Wohnung mangeln?

Daß die Schwalben bey uns des Winters nicht herumfliegen, iſt bekannt, liebe Kinder. Oder habt ihr ſchon welche herumfliegen ſehen? Daß ſie ſich aber in ihren Neſtern, und in andern Löchern verſtecken, und einige ſich gar in Flüſſe und Teiche verſinken, iſt eine Sache, die ich euch bis itzt noch nicht aus meiner eignen Erfahrung bezeugen kann. Allein es iſt doch ganz gewiß wahr, weil es ſchon viele wackere Männer geſehen, und ſelbſt welche aus Seen und Teichen herausgefiſcht, und aus ihren Neſtern und andern Löchern herausgelangt haben, die ſie in kurzer Zeit in der Wärme haben wieder aufleben und herumfliegen ſehen. (*)

Die Sineſiſche Schwalbe, deren Neſt man eſſen kann, iſt bunt, und kaum ſo groß, als ein Sperling.

Sie

(*) Siehe *Ariſtotelis* hiſtor. anim. Lib. 8. Cap. 21. — *Plinii* hiſtor. natur Lib. 10. Cap. 24 und 40. — Algem. Reiſen, Band 17. Seite 309. — *Olai magni* hiſtor. nat. rerum ſeptent. p. 722. — Derhams Phyſicoth. Buch 7. Kap. 3. Not. 4. — Pontoppidans Nat. Hiſt. von Norwegen Thl. 2. Seite 187. — Kleins verbeſſerte Vögelhiſtorie Seite 214.

Sie hält ſich nur an den Küſten von Sina, Tunkin, Kochinchina, Koromandel, Java, Borneo und den molukkiſchen Inſeln auf, und baut ihr Neſt aus verdicktem Meerſchaum, kleinen Fiſchen, und dem Harz eines gewiſſen Baumes. Dieſe Neſter, die halb ſo groß, als ein Hühnerey, und durchſichtig ſind, und gelblicht weiß ausſehen, werden auch nach Europa gebracht, und von reichen Leuten als eine große Delikateſſe gegeſſen. (*)

Die Nachtſchwalbe,

Hexe oder Ziegenmelker iſt ſo groß, als ein Rabe, ſchreyt auch faſt ſo wie ein Rabe, hat braune gefleckte Federn, wie die Eulen, wohnt und niſtet in dicken Gehölzen, und in Scheuern und Ställen, und in vielen andern Orten, wohin ſelten Jemand kömmt, frißt Schmetterlinge, Fliegen, Käfer, Grillen und Spinnen, und fliegt nur in der Morgen- und Abenddämmerung um die Bäume, Häuſer und Ställe herum, wo ſich die Inſekten in Menge aufhalten.

Warum nennt man ſie denn Hexe? Weil die dumme Einfalt ehedem glaubte, ſie thue Menſchen und Vieh allerhand Tort an. — Und warum gab man ihr den Namen Ziegenmelker? Weil ſich ein berühmter alter Naturhiſtoriker, mit Namen Ariſtoteles, ehedem aufbinden ließ, ſie

ſchli-

(*) Siehe *Plinii* hiſtor. natur. Lib. X. Cap. 40. — *Rumphii* herbarium Amboinenſe Tom. VI. pag. 183. Tab. 75.

ſchlichen ſich des Nachts in die Ziegenſtälle, und ſaugten den Ziegen die Milch aus. (*) Und dieſem Ariſtoteles ſagte es nachher ein anderer großer Naturhiſtoriker, mit Namen Plinius, nach. (**) Und ſo kam die Fabel immer weiter. Itzt aber glaubts kein kluger Menſch mehr.

Von den Säugthieren.

Die Vögel, wie ihr wiſſet, legen Eyer, da kriechen die Jungen heraus, und werden Anfangs von den Alten oder von Menſchen gefüttert, ſo, daß ihnen das Futter in die Schnäbel geſteckt wird.

Aber Katzen und Hunde, Kühe und Schafe bringen gleich kleine Kätzchen, Hündchen, Kälber und Lämmer zur Welt: Dieſe ſaugen denn an den Alten, und daher heißt man dieſe Gattung von Thieren Säugthiere. — Die meiſten davon ſind vierfüſſig, der Menſch und der Wallfiſch aber gehören auch dazu.

Freuts euch wohl, liebe Kinder, daß nun die Geſchichte dieſer Säugthiere kömmt? O freylich, ganz außerordentlich! Wir haben ſchon lang drauf gelaurt. Wir hätten ſchon längſt gern die Geſchichte unſers Pudels, und unſrer Katze wiſſen mögen. So? Und warum habt ihr mir das nicht ſchon eher geſagt? J das wollten wir nicht thun,

---

(*) Siehe *Ariſtot.* hiſtor. de Animal. Lib. 9. Cap. 39.
(**) Siehe *Plinii* hiſtor. natur. Lib. X. Cap. 40.

thun, weil uns die Geſchichte der Vögel auch ſehr lieb war, und wir gewiß wußten, daß Sie es bald von ſelbſt thun würden. Seyn Sie alſo nun ſo gütig, lieber Herr... und ſagen Sie uns itzt deſto mehr luſtiges und merkwürdiges von ihnen, und zugleich auch nach und nach von den geſammten vierfüſſigen Thieren.

Die Geſchichte unſers Pudels und unſrer Katze ſollten wir Ihnen zwar ſelbſt erzählen können, weil ſie beyde mit uns aufgewachſen ſind; allein weil wir weiter nichts von ihnen wiſſen, als daß unſer Pudel ein guter treuer Hund iſt, uns nicht beißt, gern mit uns ſpielt, uns im Schlitten zieht, mit uns ſpatzieren geht, und unſer Haus Tag und Nacht ſorgfältg bewacht: Daß unſere Katze uns von Mäuſen befreyt, ſonſt aber ein böſes, falſches und verſtohlnes Thier iſt, uns zuweilen kratzt und beißt, wenn wir ſie auch gleich nicht am Bart reiſſen, oder in den Schwanz kneipen, ſo wollen wir Ihnen alles überlaſſen, und nicht eher reden, als bis Sie es uns erlauben, oder uns fragen.

Und das wird gewiß oft geſchehen, liebe Kinder! Denn ſolchen beſcheidenen geſchickten Kindern, wie ihr ſeyd, ſag' ich alles, was euch nützlich und angenehm iſt, und erlaube, ja bitte euch ſogar, mir alles zu erzählen, was ihr im Umgange mit euren Kameraden, und mit andern geſcheiden Leuten gehört und gelernt habt.

Und ſo wette ich, daß ihr mir noch manches von eurem Pudel, und von eurer Katze, von Ratten und Mäuſen, von Schafen und Kühen, von Pferden und

Eſeln,

Eſeln, von Elephanten und Affen, von Löwen, Wölfen und Bären werdet erzählen können? Nicht wahr? — Wohlan, ſo wollen wir alſo im Erzählen einander ablöſen!

Wer macht wohl den Anfang, ich oder ihr? — Ich alſo? Gut. Und womit ſoll ich zu erſt kommen, mit der Pudelgeſchichte, oder mit der Katzengeſchichte? Oder wollen wir zuerſt den Menſchen, oder die Fledermaus, oder den Wallfiſch, oder ſonſt ein anderes vierfüſſiges Thier kennen lernen? Wie? Was ſagen Sie? Die Menſchen ſollen vierfüſſige Thiere ſeyn? Wir haben ja keine Schwänze, und gehen nicht auf allen vieren? Und die Fledermaus kann fliegen, und ſoll doch kein Vogel ſeyn? Und der Wallfiſch ſieht einem Fiſche faſt ganz ähnlich, und hält ſich auch immer im Waſſer auf, und ſoll doch kein Fiſch ſeyn?

Richtig, mein Kind! So gewiß die Ziege meckern, und die Katze mauen kann, ſo gewiß gehören die Menſchen, die Wallfiſche und die Fledermäuſe zu den ſäugenden Thieren, wie ich zu Anfang geſagt habe. Denn ſie haben auch, wie alle übrigen vierfüſſigen Thiere, ein mit zwo Kammern und zwey Ohren verſehenes Herz, rothes warmes Blut, und bringen lebendige Jungen zur Welt, und laſſen ſie an ihren Zitzen oder Brüſten eine Zeit lang ſaugen. Und weil ſie das thun, nennt man ſie auch Säugthiere, wie die Katzen und Ziegen. Vier Füſſe hat nun freylich der Menſch nicht, und der Wallfiſch hat gar keine Füſſe.

Wir

Wir haben aber doch keinen behaarten Körper, und wie geſagt, auch keine Schwänze, und gehen auch nicht auf allen Vieren? Gut! Wiſſet ihr aber denn gewiß, ob es nicht irgendwo in der Welt behaarte und geſchwänzte Menſchen giebt, die auf allen Vieren gehen? O, ſollte denn das wohl? Je nun, weil ihrs alſo nicht gewiß wiſſet, ſo glaubt mirs vors erſte ſo lang auf mein Wort, daß der Menſch eben ſo gut zu den Thieren gehöre, als die Katze und die Fledermaus, bis ich euch davon erſt werde mehreres erzählt haben.

Der Menſch hat doch ziemlich viel Haare. Allein aufs behaart ſeyn, und aufs Schwänze und vier Füſſe haben, kömmts bey dieſen Thieren gar nicht an; ſondern aufs lebendige Jungen zur Welt bringen, und aufs Säugen.

Die mehrſten Säugthiere haben zwar einen mit Haaren bedeckten Körper; allein es giebt auch welche, die gar keine Haare haben, wie die Wallfiſche. Einige haben auch nur ſehr wenig Haare, wie die Elephanten, die Nashorn und die Tapir. Und andere haben gar ſtatt der Haare Borſten, wie die Schweine; oder Stacheln, wie die Igel und Stachelſchweine; oder Schuppen, wie die Manis; oder Panzer, wie die Armadille.

Je magerer ein Thier, und je kälter das Land iſt, worin es ſich aufhält, deſto mehr Haare hat es. Iſt ein Thier aber ſehr fett, dick und ſtark; oder wohnt es in einem warmen Lande, ſo hat es wenig Haare. — Jedes Haar iſt hohl, und hat ſeine eigene Wurzeln, woran

es aus der Haut des Thiers herauswächſt. Und fällt dem Thier ein Haar aus, ſo wächſt ihm in etlichen Monaten wieder ein anderes dafür, ſo lang es noch jung, und nicht gar zu alt iſt. Wenn alle mit den Wurzeln ausgefallenen Haare wieder wüchſen, ſo gäbe es keine Kahlköpfe. — Die Säugthiere mauſern oder haaren ſich auch alle Jahre, wie die Vögel.

Einige Säugthiere haben nur zwo Zizen, entweder an der Bruſt, oder zwiſchen den Hinterfüſſen. Andere hingegen haben deren wohl ſechs bis zwölf am Bauch, paar und paar neben einander. Und warum hat ein Thier mehrere Brüſte, als das andere? Weil eins mehrere Jungen zur Welt bringt, als das andere, und dieſe alle gleich nach der Geburt die Brüſte aufſuchen, und haſtig darauf losſaugen. Denn es iſt gewöhnlich in allen gute warme Milch.

Die Kuh bringt alle Jahr nur ein Kalb zur Welt; das Schwein hingegen kann in gleicher Zeit acht bis zwölf; und der Hamſter gar zwölf bis achtzehn Junge werfen. (*) Richtig, richtig! Ich ſah' letzthin neun Ferkelchen

(*) Hier kann man den Kindern ſagen, daß das Jungen bey den Säugthieren verſchiedene Namen habe. So heißt es beym Schwein werfen oder ferkeln; bey der Katz Jungen; bey der Kuh kalben; beym Haſen ſetzen; beym Schaf Lammen; beym Menſchen gebähren — Bey den mehrſten Thieren bleiben die Augen nach der Geburt noch etliche Tage, fünf bis neun Tage, verſchloſſen; die Kinder der Menſchen hingegen können ihre Augen gleich öfnen, und ſehen, ſo bald ſie zur Welt kommen.

kelchen hinter ihrer Mutter her ſpringen; und da ſie ein wenig ſtille ſtand, fuhren ſie alle an die Zizen, und nahmen die Wärzchen ins Maul, und ſaugten und riſſen ganz entſetzlich daran.

Ich habe auch ſchon Lämmer und Kälber und Ziegen ſaugen ſehen. O ich auch! Und ich auch! Gut, Kinder. Und wie lang meint ihr wohl, daß die Alten ihre Jungen ſaugen laſſen? Vierzehn Tage oder drey Wochen? Ja, einige wohl. Viele laſſen ſie aber auch vier bis ſechs Wochen, oder wenigſtens ſo lang ſaugen, bis ſie groß und ſtark genug ſind, ſich entweder ihr Futter ſelbſt ſuchen, oder wenigſtens alles das auch freſſen zu können, was ihre Müttern freſſen.

Was freſſen denn die verſchiedenen Säugthiere? Allerhand, eins dies, das andere jenes. Die mehrſten freſſen nichts als Kräuter, und Feld- und Gartenfrüchte. Viele hingegen freſſen nichts als Fleiſch. Und einige wenige laſſen ſich beydes zugleich ſchmecken, ſo wie ſie es bekommen können.

Und daß jedes Thier ſeine Nahrung in ſeinem Vaterlande, und gerade an dem Ort, wo es gebohren oder jung geworden iſt, finden kann, dafür hat der liebe Gott gütigſt geſorgt. Keins ſoll hungern, will er. Alle ſollen ſich täglich ſatt eſſen, ſie wohnen auch, wo ſie wollen, und wenns auch gleich das heiſſeſte, oder das kälteſte Land in der Welt wäre.

Die Pflanzenfreſſer finden allenthalben, ohne viel Mühe und Nachdenken, ihre Nahrung. Sie wiſſen gewiß,

wo für ſie Gras wächſt, und wo diejenigen Bäume ſtehen, die für ſie Eicheln und Bücheln tragen. Die Fleiſchfreſſer habens zwar etwas ſchlimmer, als die Pflanzenfreſſer, weil ſie erſt mit Liſt, und oft ſehr lang, auf einen Raub lauren müſſen, ehe ſie ihn erhaſchen und erwürgen, und einen guten Fraß thun können. Wie lang muß nicht oft auch die ſchlaueſte Katze auf eine Maus lauren? Wie lang muß nicht oft der liſtige Wolf einem Lamme nachſtellen?

Allein ſie ſterben doch nicht Hunger, und wenn ſie auch gleich zween oder drey Tage nichts gefreſſen haben. Ja einige Thiere können ſogar zehn bis zwanzig Tage faſten, wie die wilde Katze, und der Formoſaniſche Teufel, und es thut ihnen nichts. Sehr mager werden ſie zwar und ſehr hungrig, aber weiter geſchieht ihnen nichts Leides.

Welches Thierchen aber nicht lange faſten kann, und doch des Winters manchen Tag, ja manche Woche gar nichts zu freſſen hat, das muß entweder ſterben, oder ſich durch einen langen Schlaf retten. Und dies verſtehen die Murmelthiere, die Igel, Bären, Dachſe, Hamſter, Fledermäuſe und Siebenſchläfer ganz vortreflich. Denn da im Winter Felder und Wälder kahl und ſteinhart gefroren, oder gar mit Schnee und Eis bedeckt ſind, und ihnen alſo ihre gewöhnliche Nahrung gänzlich mangelt, ſo würde es ihnen ſehr ſchwer, ja gar unmöglich werden, für ihre Erhaltung zu ſorgen; ſie legen ſich alſo ſchon im Herbſt in ihre Löcher, die ſie mit Heu, Stroh

und Moos bedeckt haben, damit ſie weich liegen, und ſchlafen nun ſechs bis zwölf, und oft wohl noch mehrere Wochen in einem fort, bis der Schnee zerſchmolzen, und die Erde wieder warm und locker, und mit Kräutern beſetzt worden iſt.

Kaum ſind ſie erwacht, ſo gehts bey ihnen aufs Freſſen los. Der Hamſter, und noch etliche andere Winterſchläfer legen ſich im Sommer Magazine in ihren Neſtern an, damit ſie gleich, wenn ſie erwachen, was zu freſſen haben. Von dem Winterſchlaf dieſer Thiere erzähl' ich euch in Zukunft noch ſehr viel.

Einige Thiere gehen bey Tag, andere bey Nacht ihrer Nahrung und ihren Geſchäften nach. Und das thun ſie entweder einzeln, oder in Geſellſchaft. Der Wolf geht faſt immer allein auf ſeinen Raub aus. Der Elephant hingegen, der Affe und der Biber gehen truppweis mit einander, benachrichtigen einander von allem, was in ihrer Gegend vorgeht, leiſten ſich Hülfe, und vertheidigen ſich gemeinſchaftlich gegen ihre Feinde.

Und damit jedes Thierchen ſeine Nahrung leicht zerbeiſſen, und klein malmen kann, ſetzte ihnen der liebe Gott harte knocherne Zähne ins Maul. Dieſe Zähne ſehen wunderbar aus, und ſtecken in der obern und untern Kinnlade zerſtreut, und werden in Schneidezähne, Spitzzähne und Backenzähne oder Müller eingetheilt. Den Fleiſchfreſſern gab er ſcharfe zackichte Zähne, den Pflanzenfreſſern hingegen meiſt lauter platte, denjenigen aber,

die

die alles freſſen, was ihnen vorkömmt, gab er platte und ſpitzige Zähne untereinander.

Der Menſch iſt ein ſolcher Alles Eſſer. Habt ihr noch nie im Spiegel eure Zähne genau angeſehen und gezählt? Nein. Ey wie viel haben wir Zähne? Acht und zwanzig bis zwey und dreyſſig. Und wie viel haben unſere Kompagnons, die übrigen Säugthiere? Mehr oder weniger, als wir. Einige haben nur zwanzig, andere hingegen vierzig Zähne. Mehr aber als vierzig, und weniger als zwanzig wird wohl kein Thier haben.

Der Formoſaniſche Teufel hingegen, und der Ameiſenbär haben gar keine Zähne, weil ſie nur Ameiſen, und ſolche Dinge freſſen, die ſich mit der Zunge leicht zerdrücken laſſen. Etliche Wallfiſche haben auch keine Zähne, weil ſie ihren Fraß, der aus Häringen und kleinen Gewürmen beſteht, ganz verſchlingen. Die übrigen Wallfiſche aber, und überhaupt die mehrſten Säugthiere beiſſen und malmen ihren Fraß erſt mit den Zähnen klein, ehe ſie ihn in den Magen marſchiren laſſen, damit er bald verdaut, und ſie wieder einen neuen verzehren können. Denn viel freſſen, und oft freſſen, iſt der mehrſten Thiere gröſte Vollkommenheit. Doch frißt ſich keins zu tode, das heißt, es frißt keins ſo viel, daß es erſtickt, oder ihm der Leib aufplatzt.

Noch eins, Kinder! Es giebt unter den Säugthieren welche, die man wiederkauende Thiere nennt, weil ſie die Gewohnheit haben, ihr verſchlungenes Futter Biſſenweis vom Magen wieder ins Maul zu ſtoſſen, und noch beſſer zu zermalmen, und ſodenn zum zweytenmal wieder

in den Magen zu ſchieben. Von dieſem Magen gehts bey einigen in den zweyten, und von dieſem in den dritten Magen, bis es endlich ſo klein geworden iſt, daß es nun in den vierten Magen aufgenommen werden kann.

In den vierten Magen? Giebts etwa gar Thiere, die vier Mägen haben? Doch ja, nun fällt mirs bey: Sind das nicht die Kühe und Ochſen, die immer das Maul quer über einander ſchieben, und kauen, wenn ſie auch gleich nichts zu freſſen vor ſich haben? Richtig, dieſe ſind es. Aber auch die Kameele, Hirſche und Renthiere haben vier Mägen, und kauen wieder. Und dann giebts auch welche, die wiederkauen, und doch nur einen einzigen Magen haben, wie die Haſen, Ziegen und Schafe. Auch der Menſch kann das Wiederkauen, oder das willkührliche Erbrechen lernen, wenn er will. Es läßt aber nicht appetitlich, und kann leicht eine gefährliche und häßliche Krankheit werden. Wie es der Ochs bey ſeinem Wiederkauen mache, und wie ſeine vier Mägen heiſſen, ſollt ihr bey der Geſchichte des Ochſen ausführlich erfahren.

Nun wie viel haben denn wohl die Säugthiere Füſſe? Viere. Und das alle? Ja, alle, bis an die Menſchen, Affen und Wallfiſche. Die Menſchen haben nur zween Füſſe, auf denen ſie gehen; aber auch zwo Hände, mit denen ſie arbeiten können. Die Affen aber haben vier Hände, mit denen ſie ſehr ſchnell laufen, und ſogar auf Bäume klettern können. Die Wallfiſche hingegen haben weder Füſſe noch Hände, und müſſen ſich mit ihren Flosfedern von einer Stelle zur andern bewegen.

Und

Und wie ſehen die Füſſe der Thiere aus? Sehr verſchieden. Einige haben an der Spitze derſelben harte geſpaltene Hufe, wie die Pferde und die Eſel. Andere haben geſpaltene, mit hornartigen Schalen, wie mit Schuhen eingewickelte Klauen, wie die Schafe und die Ochſen. Und noch andere haben Zehen, die bey den meiſten frey ſind, wie bey den Hunden und Katzen; bey den übrigen aber mit einer Haut zuſammen hängen, wie bey den Bibern und Fiſchottern.

Die mehrſten Thiere gehen nur auf den Spitzen ihrer Füſſe; die Menſchen aber, die Haſen und die Bären, und noch etliche andere gehen auf dem ganzen Vorderfuß. — Die Eichhörnchen können ſehr weit ſpringen; und die Fledermäuſe können ſogar fliegen, weil ſie zwiſchen ihren Vorderfüſſen eine dünne floràhnliche Haut haben.

Alle Säugthiere haben fünf Sinne, ſie können ſehen, hören, riechen, ſchmecken und fühlen. Auch der Maulwurf hat Augen, und kann ſehen. Sie können alle, bis an die Ameiſenbäre, Formoſaniſche Teufelchen und Maulwürfe, welche ſtumm ſind, einen Laut von ſich geben, und eine Stimme hören laſſen, aber nie ſprechen lernen, man mag ſich mit ihnen auch noch ſo viel Mühe geben, als man will. Nicht einmal der liſtige Affe, der doch ſonſt faſt alles nachmacht, kann ſprechen lernen.

Einige Thiere haben auf dem Kopf hohle einfache Hörner, wie die Ochſen und Ziegen. Andere haben äſtige Hörner oder Geweyhe, wie die Hirſche und die Renthie-

re. Und alle haben Schwänze, nur die Menſchen, Faulthiere und einige Affen nicht.

Die Naſe ſieht auch nicht bey einem Thier aus, wie beym andern. Sie iſt zwar bey den mehrſten unbehaart; übrigens aber bey einigen mehr oder weniger platt, bey andern oberwärts oder unterwärts gebogen; bey einigen länger oder kürzer, als die Lippen; bey andern aber iſt ſie gar in einen Rüſſel ausgedehnt, der beym Schwein ziemlich, beym Elephanten aber auſſerordentlich lang iſt.

Säugthiere, liebe Kinder, giebts in der ganzen Welt. Es ſey ein Land auch noch ſo heiß, oder noch ſo kalt, ſo hat es doch ſeine gewiſſen Einwohner, es ſeyen nun Menſchen oder Thiere. Im heiſſeſten Aſia und Afrika giebts ſchwarze Menſchen und Affen und Elephanten und Löwen. Und wohnen nicht mitten im Eismeer die Seehunde und die Seebären; und nahe bey ihnen die ſchmutzigen Grönländer, und die verrufenen Eskimo? Die meiſten Thiere halten ſich aber doch in den temperirten Gegenden auf, wo es nicht zu kalt, und nicht zu warm iſt.

Nicht wahr, lieber Herr ... die mehrſten Säugthiere leben und wohnen auf dem Lande? Ja, kleiner Mann, nicht nur die mehrſten, ſondern alle, bis an die Wallfiſche. Denn dieſe ſind die einzigen Thiere, die im Waſſer bleiben müſſen, weil ſie keine Füſſe und keine Arme haben, und ſich auch weder durch ihre Floßfedern, noch durch ihre Schwänze aufs Land bewegen können. Die Biber hingegen, die Seehunde und die Seebären können ſich aufhalten, wo ſie wollen, im Waſſer oder auf dem Lande,

weil

weil ſie Schwimmfüſſe haben. Die Maulwürfe aber lieben die Dunkelheit, und wohnen immer unter der Erde. Auch des Sommers? Ja, auch des Sommers.

Wie alt werden die verſchiedenen Säugthiere? Einige nur vier bis ſechs Jahre, wie die Mäuſe, oder fünfzig bis hundert, wie die Elephanten; die Wallfiſche aber könnten vermuthlich zweyhundert Jahr alt werden, wenn man ſie ſo lange leben lieſſe. Allein man macht ſie jetzt viel jünger todt. Denn es giebt nun kein Thier mehr in der Welt, es ſey auch noch ſo groß, und noch ſo grimmig, als es wolle, es beiſſe, ſchlage oder ſtoſſe, daß der Menſch nicht mit Liſt oder Gewalt, lebendig oder todt zu fangen und zu bändigen wüßte.

Nützen ſie uns denn aber auch alle was? Ja, faſt alle. Einige eſſen wir; andere ſpannen wir vor unſere Wagen und noch andere geben uns allerhand nützliche und nöthige Kleidungsſtücke. Die Katze fängt Mäuſe, und der Hund bewacht das Haus. Und wie viele Thierchen werden nicht zu unſrer Beluſtigung abgerichtet? Daß aber auch manches Thier viel Schaden anrichtet, manchmal Menſchen und andere Thiere erwürgt, und ſonſt noch alles wegfrißt und verwüſtet, was es find't, iſt zwar wahr; allein man kann ſich doch gewöhnlich vor ihnen in Acht nehmen, und ſie durch Liſt und Gewalt ſehr vermindern, oder gar gänzlich vertreiben. Gott Lob, daß wir nicht in denjenigen Ländern wohnen, worin ſich Löwen Tieger und Hiänen aufhalten.

Es muß doch entſetzlich viel Schafe, Ochſen und Kälber geben, da man deren oft nur in einer einzigen kleinen Stadt, alle acht Tage über hundert zuſammen abſchlachtet? Das giebt es auch. Es iſt kein Dorf ohne Schafe, Kühe und Ochſen; und in manchem giebts auch noch dazu viele Schweine und Ziegen.

Wie viel es aber überhaupt Säugthiere in der Welt geben mag, kann gewiß Niemand ſagen? Nein, das geht nicht an. Rathen kann man wohl, aber es nicht gewiß ſagen. Es muß ihrer viele Millionen geben. Verſchiedene Sorten giebts eben nicht allzuviel unter den Säugthieren. Man zählt deren kaum vier hundert. Und unter dieſen iſt die Sibiriſche Spitzmaus die kleinſte, und der Elephant oder vielmehr der Wallfiſch die größte Sorte.

Wie machen wir es nun, liebe Kinder, daß wir die merkwürdigſten Thiere aus dieſen Sorten geſchwind und leicht, aber doch auch in einer gewiſſen Ordnung kennen lernen? Denn das gefällt mir nicht, daß eins von euch geſchwind was von ſeinem Pudel; ein anderes was von ſeiner Katze; und noch ein anderes von ſeiner Ziege oder Kuh herſchwatzt; und ich ſodenn allemal hintendrein meine Meynung darüber ſagen, und noch vom nächſten beſten Thier auch was erzählen ſoll. Dann und wann mag dies ſehr luſtig ſeyn, und gar wohl angehen; aber immer nicht.

Wenn wir alſo in Zukunft mit dem Pudel reden, ſo ſollen die übrigen Hunde alle auch ihre Geſchichte herſa-

gen. Reden wir mit der zahmen Katze, ſo ſollen auch die wilden, und alle, ihr ähnlichen Thiere, abgehört werden.

Es wird daher ſehr gut ſeyn, wenn wir die geſammten Säugthiere auch in gewiſſe Ordnungen eintheilen, wie wir bey den Inſekten und Vögeln gethan haben, und allemal diejenigen zuſammen ſtellen, die einander an Bildung, oder an Fras, oder an Größe ähnlich ſind.

Und ſo, dächte ich, bekämen wir etwa zwölf Ordnungen, in deren 1ſten die Fledermäuſe; in der 2ten die ordentlichen Mäuſe, die Ratten, Einhörnchen und Haſen, und alle andere Nagethiere; und in der 3ten die Bären, Hunde und Katzen, nebſt allen übrigen reiſſenden Thieren, ſtehen könnten. — Von den Thieren mit einem einzigen ungeſpaltenen Huf, wie von Pferden, Eſeln und Zebra reden wir in der 4ten Ordnung; von denen mit geſpaltenen Klauen, wie von den Ochſen, Schafen und Kameelen in der 5ten; und von denen, die ſtatt der Haare Stacheln, Schuppen oder Panzer haben, wie die Igel, Armandille und Formoſaniſche Teufelchen, in der 6ten Ordnung. — In der 7ten wollen wir die faſt ganz haarloſen Ungeheuer, die Elephanten, Tapir und Nilpferde; in der 8ten die mit Schwimmfüſſen verſehenen Fiſchottern, Biber und Seehunde; und in der 9ten Ordnung die Wallfiſche kennen lernen. — Die 10te Ordnung ſoll die trägen langkrallichten Ameiſenbäre und Faulthiere; die 11te die Affen und ihres glei-

chen;

chen; und die 12te Ordnung endlich die Menſchen enthalten. (*)

In der erſten Ordnung lernen wir alſo die fliegenden Mäuſe, oder

Die Fledermäuſe

kennen. Der liebe Gott ſchuf ein Thier, halb Vogel und halb Maus, es flog, und hieß Fledermaus. Die Fledermäuſe können alſo fliegen, und haben doch weder Federn noch Flügel, wie die Vögel; ſondern ordentliche Haare, wie die Mäuſe. Allein ihre Vorderbeine ſind durch eine weite zarte Floràhnliche Haut mit dem Körper verwachſen. Und mit Hülfe dieſer ausgeſpannten Haut können ſie wirklich in der Luft herum ſchwärmen, und ihrem Fraße nachjagen. Ob ſie aber damit eben ſo gut fliegen können, wie die Vögel mit ihren Flügeln, iſt eine andere Frage? Geſchwind können ſie zwar wohl fliegen, aber nicht gar hoch, und gewöhnlich nur ſo, als wenn ſie das Fliegen erſt lernen wollten.

Und laufen können die Fledermäuſe gar nicht, weil die Zehen oder Finger an ihren Vorderfüſſen mehr langen

Stan-

(*) 1) Chiroptera. 2) Glires. 3) Ferae. 4) Solidungula. 5) Biſulca. 6) Sclerodermata. 7) Belluae. 8) Palmata. 9) Cetacea. 10) Bradypoda. 11) Pitheci. 12) Inermis. Sic Cl. Profeſſor *Blumenbach*.

Stangen, als Fingern ähnlich ſind; ſondern nur durch Hülfe ihrer Vorderdaumen oder Hacken, hurtig auf dem Bauch auf der Erde wegſchurren.

Habt ihr ſchon Fledermäuſe fliegen ſehen? O ja, ſchon viele! und wann denn? Des Morgens oder des Abends? Im Sommer oder im Winter? Bey heitern Sommerabenden, und beym Mondſchein. Bey Tag haben wir zwar noch keine frey in der Luft herum fliegen ſehen, und auch des Winters noch keine; aber vor einiger Zeit ſahen wir eine in einer Kammer bey Tage herumfliegen; und da ſie gefangen war, ſahen wir ſie auch ganz genau in der Nähe. Sie war nicht viel gröſſer, als eine Hausmaus. Mit ausgeſpannten Flügeln aber mag ſie wohl eine halbe Elle breit geweſen ſeyn. Richtig, ſo groß ſind unſere gemeinen aſchgrauen Speckfreſſer nur; in andern Ländern aber giebts noch viel größere Fledermäuſe.

Und alle Fledermäuſe fliegen immer nur bey Nacht herum? Ja, mein Kind! Sie ſcheuen alle das Licht, und hängen ſich den Tag immer an Bäumen an, oder liegen in allerhand Löchern, und hinter alten Laden und Bekleidungen verborgen; des Abends aber kommen ſie aus dieſen Schlupfwinkeln hervor, und jagen hinter den Fliegen, Mücken und Schmetterlingen her; und unſere Speckdiebe klettern ſogar in die Schornſteine und Rauchkammern, und halten dorten beym Speck eine köſtliche Mahlzeit. Sobald es aber Tag zu werden anfängt, eilen ſie wieder nach Hauſe.

Wo ſind ſie denn des Winters? Da ruhen und ſchlafen ſie in ihren Löchern, Vater und Sohn, Mutter und Tochter und Enkel, alle dicht neben und unter einander klumpenweiß, nachdem ſich vorher jede in ihre Flügel, wie in einen Mantel, eingehüllet hat, an den Hinterfüſſen aufgehenkt in einem weg, ohne zu erwachen, und was zu freſſen, bis in den warmen Frühling fort. Iſts aber erſt Frühling, und etwas warm geworden, ſo erwachen und erhohlen ſie ſich nach und nach von ihrer Erſtarrung, und fliegen wieder ihrem Fraſe nach.

Giebts viele Fledermäuſe in der Welt? O ja, und das vorzüglich viel in Aſia und Amerika; in Deutſchland aber giebts eben nicht viel, weil ſie von den Eulen allzuſehr verfolgt, und aufgefreſſen werden.

Wie viel werfen ſie alle Jahr Junge? Zwey bis drey; und dieſe laſſen ſie drey bis vier Wochen an ihren zwo Brüſten ſaugen; hernach aber füttern ſie dieſelben ſo lange noch mit Fliegen und Speck, und mit allerhand Säften und Baumfrüchten, bis ſie ſelbſt nach ihrem Fraſe ausfliegen können.

Auf der 11ten Tafel Figur 29 iſt eine gemeine Fledermaus im Flug abgebildet. An den Hinterfüſſen hat ſie, wie alle andere Sorten von Fledermäuſen, fünf Zehen; an den Vorderfüſſen aber hat ſie eigentlich nur den einzigen Hacken, mit dem ſie ſich an den Speck, oder an andere Dinge anhäckelt, um davon bequem freſſen zu können. Ihr ſehet doch, daß Schwanz und Füſſe mit der floråhnlichen Haut verbunden ſind?

Nun

Nun giebts aber auch Fledermäuſe, die viel gröſſer, als unſere Speckdiebe ſind, ſchwarze und ſchwarzbraune Haare, ganz andere Mäuler, und ganz andere Ohren haben. So ſehet ihr hier auf eben dieſer 11ten Tafel 36 eine mit ſehr langen Ohren, die man deswegen die Langohrichte Fledermaus nennt, abgebildet. (*)

Die gröſte, aber auch die gefährlichſte Fledermaus iſt.

Der Vampir,

oder der fliegende Hund oder Blutſauger, der den Menſchen des Nachts im Schlaf das Blut ausſaugen ſoll. Er iſt ſo groß, als ein Eichhörnchen, hat einen Hundskopf, ein ſchwarzes Geſicht, und ſchwarzbraune Haare, und hält ſich, zum Glück für uns, nicht in Deutſchland, ſondern gewöhnlich nur im mittäglichen Amerika, und in Oſtindien auf. — Siehe Tafel 11 Figur 32. (**)

In dieſen beyden Weltgegenden aber giebt es deren ſo viele, daß ſie im Flug des Abends die Luft verdunkeln, und die Gaſſen in den Städten bedecken ſollen. Und das iſt gar wohl möglich, da ein groſſer Vampir, mit ausgeſpannten Flügeln, anderthalb Ellen breit iſt.

Und

(*) Wer eine ausführliche Fledermausgeſchichte leſen will, ſehe Herr Profeſſor Schrebers erſten Theil ſeiner Säugthiere nach.

(**) Fledermaus veſpertilio, Gemeine Fledermaus veſpertilio murinus, Langohrichte Fledermaus, veſpertilio auritus, Vampir veſpertilio ſpectrum.

Und wovon leben denn dieſe verrufenen Blutſauger? Doch nicht von lauter Menſchenblut? O nein! Ihr gewöhnlicher Fraß ſind Baumfrüchte, und der Saft des Palmbaumes, den ſie vorzüglich lieben, und ſich darin oft ſo berauſchen, daß ſie wie todt zur Erde fallen. Blut aber freſſen oder ſaugen ſie doch unter allem am liebſten. Wenn es daher Abend geworden iſt, ſo durchſtreichen ſie in der Abſicht die ganze Gegend, wo ſie wohnen, um irgendwo einen ſchlafenden Menſchen zu finden. Und haben ſie einen gefunden, ſo ſchleichen ſie ganz leiſe zu ihm hin, und lecken ſo lang mit ihrer ſtachlichten Zunge an einem Arm oder Fuß, bis Blut aus einer Ader läuft, und ſie ſaugen können. Und nun ſaugen ſie ſich auch dick und voll an.

Damit aber die Menſchen, Ochſen, Kühe, Eſel oder Pferde — denn auch dieſen, und noch vielen andern Thieren, zapfen ſie ihr Blut ab — nicht ſo leicht unter dem Saugen erwachen, wehen ſie ihnen mit ihren Flügeln immer ein kühles Windchen zu. Oft erwachen die Menſchen ſchon beym Lecken, oft erſt unter dem Saugen, und oft merken ſie es gar nicht. Wenn ſie aber erwachen, ſo fühlen ſie ihren Blutverluſt, und ſind matt und entkräftet, und zuweilen, wenn nämlich der Dieb allzuviel geſogen, und die Wunde nachher noch lange geblutet hat, todt krank.

Sonſt aber, wenn ein ſolcher Vampir nicht allzuviel geſogen hat, gilts für eine geſunde Aderläße, die ſich ganz gewiß diejenigen Menſchen gern wünſchen würden,

die ſich keine Ader öfnen laſſen können, ohne ohnmächtig zu werden.

Auch ſo gar zu offenen Laden und Fenſtern ſoll dieſer verhaſte Vampir hineinfliegen, und den, in Kammern und Stuben ſchlafenden Menſchen, das Blut wegſaugen. (*)

Den Tag über halten ſich dieſe groſſen Fledermäuſe in hohlen Bäumen, häufig aber auch auf den Bäumen ſelbſt auf. Sie hängen ſich nämlich an den Aeſten ſo häufig und dicht an den Hinterfüſſen, mit herunterhängenden Köpfen, zuſammen, daß ſie von fern wie Kokosnus-Trauben ausſehen.

Keine Fledermaus iſt giftig. Man kann ſie alle ohne Gefahr eſſen. Die Sineſer und viele Inſulaner in Oſtindien eſſen ſie auch wirklich mit vielem Appetit. (*)

Die Nagethiere kommen in unſerer zwoten Ordnung vor. Es gehören dazu lauter kleine Thiere, die viele Zehen haben, und faſt immer auf dem ganzen Vorderfuß gehen, wie die Eichhörnchen, die Ratten, die Mäuſe, Siebenſchläfer, Murmelthiere, Vielfraſſe, Beutelratten, Haſen, Marder, Pharaonsmäuſe und Dachſe, und noch viele andere. — Der Vielfraß iſt darunter das gröſte, und die Spizmaus das kleinſte.

Sie

(*) Siehe *Bontii* hiſtor. indiae orient. pag. 70.

(*) Siehe Allgemeine Hiſtorie der Reiſen, Theil 6 Seite 95; Theil 9 Seite 404: Theil 12 Seite 625.

Sie freſſen meiſt alle faſt nichts als Pflanzen, und Feld- und Baumfrüchte, und dienen uns mit ihrem Pelz, und mit ihrem Fleiſch. — Und das alle? Auch die Ratten und die Mäuſe? O ja! Im Fall der Noth kann man ſie gar wohl eſſen, und hat ſie auch wirklich ſchon oft gegeſſen. Wie viel giebt es nicht Gegenden in der Welt, wo man Ratten, Mäuſe und Schlangen faſt ſo häufig zu Markte bringt, als bey uns Tauben, Hühner und Gänſe? Und aus den Mäuſe- und Rattenfellen könnte man, wenn man wollte, leicht auch Saloppen oder Mützen füttern. Ich dächte, ſie ſollten ziemlich ſanft und warm ſeyn.

Das Eichhörnchen (a)

iſt ein allerliebſtes kleines Thierchen, das Kinder und alte Leute mit ſeinem poſſierlichen Weſen beluſtiget. Es lebt und wohnt in ganz Europa, und auch faſt in ganz Aſia, und im nördlichen Amerika, in Wäldern und Gehölzen, und frißt Haſelnüſſe, Eicheln, Bücheln oder Buchnüſſe, wildes Obſt, und allerhand Baumknospen; und wenn es Mandeln, Kaſtanien und welſche Nüſſe haben kann, läßt es ſie ſich auch ſehr wohl ſchmecken. Aber Pfirſich und Aprikoſen ſind ihm tödtlich.

Wo baut es ſein Neſt hin? Auf Tannen oder Eichen, und zuweilen auch in hohle Bäume. Es macht es von Reiſern, wölbt es oben zu, damit ihm Regen und Wind nicht ſchaden können, und füttert es mit Moos

und

(a) Eichkätzchen.

und Laub aus. Und weil es den Wind gar nicht ertragen kann, läßt es nur ein ſo kleines Loch offen, daß es knap hinein ſchlupfen kann. Weht aber der Wind gerade zu dieſem Loche hinein, ſo ſtopft es daſſelbe ſogleich zu, und macht auf der Seite ein anderes. Man ſagt daher von ihm im Sprüchwort:

Wenn das Eichhorn im Walde ſpürt,
Von welchem Ort ein Wind kommen wird,
So hat es das in großer Acht,
Ein ander Fenſter es ihm macht.
Da es kann kriechen aus und ein,
Und für dem Wind mag ſicher ſeyn.

Wie geht es ihm dann des Winters? Schläft es darin, wie die Fledermaus? Nein, es iſt Sommer und Winter wach und munter. Damit es aber im armen Winter nicht darben darf, ſammelt es im Herbſt Haſelnüſſe und Buchnüſſe zuſammen, und legt ſich davon in einem hohlen Baum ein Magazin an. Ach ja wohl! Weis es denn, wie lang der Winter daurt, und wie viel es Nüſſe einſammeln muß? So ziemlich. Wenn ſie aber alle ſind, ſo frißt es Tannſaamen und Baumknospen. Und wie leicht findet es nicht noch hie und da unter dem Laube oder Schnee eine Eichel, Büchel oder Haſelnuß?

So! Die Eichhörnchen gehen alſo auch auf die Erde herunter? Ich meinte, ſie blieben immer auf den Bäumen? Nein, mein Kind, immer bleiben ſie nicht oben, aber faſt immer. Denn wenn die Nüſſe, Eicheln und Bücheln alle abgefallen ſind, ſo müſſen ſie ja welche holen,

 wenn

wenn ſie nicht lauter Baumknospen freſſen, oder gar Hunger ſterben wollen. So bald ſie ſich aber ſatt gefreſſen haben, klettern ſie geſchwind wieder auf die Bäume, und raſen darauf herum. Huy, da gehts Baum auf, Baum ab; links und rechts, und im Ringe herum. Ja ſogar von einem Baum zum andern, wenn ſie auch gleich fünf bis ſechs Ellen von einander entfernt ſtehen, können ſie ſpringen.

Was, ein ſolch kleines Thierchen ſoll in der Luft ſo weit ſpringen können? Ja, das kann es. Deswegen iſt es auch ſehr ſchwer, eins lebendig zu fangen, wenn man ihm auch gleich etliche Stunden lang nachſpringt. Denn in einer Minute iſt es den Leuten ſchon aus den Augen, und wenigſtens über zwey bis dreyhundert Bäume weggeſchleudert, ſo daß man glauben ſolte, es wäre weggeflogen. — Siehe Tafel 7 Figur 4 und 18.

Wie fängt man denn dieſe lieben artigen Thierchen? In Fallen oder Schlingen, wenn man ſie lebendig haben will; will man ſie aber todt haben, ſo ſchieſt man ſie mit Polzen, oder andern Mord-Inſtrumenten von den Bäumen herunter. Ach, und warum thut man das? Doch nicht um ihres Fleiſches willen? O ja, auch darum. Das Eichhörnchen-Fleiſch ſchmeckt nicht übel. Gewöhnlich aber erwürgt man ſie wegen ihres Pelzes, den man zu Verbremungen, und zu allerhand andern Kleidungsſtücken gebraucht.

Ihr wiſſet doch, wie die Eichhörnchen bey uns ausſehen? O ja, röthlicht braun. Und warum ſagen Sie, bey

bey uns? Sieht denn nicht ein Eichhörnchen aus, wie das andere? Nein, es giebt hie und da auch ſchwärzlichte, und ganz ſchwarze, und in Norwegen, Schweden und Rußland, und in andern nördlichen Ländern, werden alle Eichhörnchen des Winters grau. Und dieſe grauen Pelze ſind die beſten und die theuerſten, und werden unter dem Namen, Grauwerk, verkauft. Und aus den längſten Haaren ihrer Schwänze macht man Mahlerpinſel.

Der Schwanz dieſer niedlichen Thiere iſt länger, als ihr ganzer Leib, und gleicht faſt einem Federbuſch. Im Gehen laſſen ſie ihn ſinken, und ziehen ihn auf der Erde hinter ſich her. Im Sitzen aber heben ſie ihn in die Höhe, und legen ihn auf den Rücken, und bis über den Kopf weg, damit er ihnen ſtatt eines Sonnenſchirmes Schatten mache. (*)

Und weil die Eichhörnchen auch die Kunſt verſtehen, auf einem Stückchen Holz, oder auf einer Baumrinde, ſich ins Waſſer zu ſetzen, und darauf mit gutem Winde über einen Bach oder Fluß zu ſchiffen, ſo muß ihnen ihr zottichter Schwanz zum Seegel, und einer ihrer Füſſe zum Ruder dienen. Aber leider gehen oft die Schiffe ſammt

 den

(*) Ein Thierchen, das immer auf den Eichen lebt, und deſſen Ohren in der Ferne wie Hörner ausſehen, kann wohl mit recht Eichhörnchen, genannt werden. — Sein lateiniſcher, aus dem griechiſchen σκια Schatten und ȣρα Schwanz, abgeleiteter Name Sciurus aber, iſt vermuthlich daher entſtanden, weil es ſich mit dem Schwanz Schatten zu machen pflegt.

den Schiffern verlohren, wenn nämlich unvermuthet ein Wind entſteht, und das Waſſer allzu unruhig wird.

In Amerika giebts Eichhörnchen, die zwey bis dreymal größer, als die unſrigen, und ohngefähr ſo groß, als Kaninchen ſind. Und in Pohlen und Rußland, und noch in einigen andern nördlichen Gegenden giebts ſogar welche, die zwiſchen den Vorder- und Hinterfüſſen eine dünne Flatterhaut, und alſo eine Art Flügel haben, mit denen ſie, fünfzig bis hundert Ellen weit, in die Tiefe, aber nicht in die Höhe flattern und ſchleudern können. Man nennt dieſe Art Eichhörnchen **Fliegende Eichhörnchen.**

Die Eichhörnchen ſind närriſche, unruhige und ſchüchterne Thiere. Sie bleiben nicht mehr in ihrem Neſt, wenn man auch nur ein wenig an den Baum ſtößt, worauf ſie wohnen. Ja ſie klettern ſammt allen ihren Kindern, deren ſie alle Jahr vier groß ziehen, zu oberſt auf den Baum hinauf, oder ſpringen ſogar auf den nächſten beſten Baum, und noch ſo weit fort, daß ihnen ihre Feinde nicht nachfolgen können.

Wenn ſie freſſen, ſo ſetzen ſie ſich auf die Hinterfüſſe, und bedienen ſich ihrer Vorderfüſſe ſtatt der Hände, wie die Affen, und greifen damit ihre Speiſe an, und nagen daran herab, oder ſtecken ſie ganz in das Maul.

Und weil ſie ſo ſehr luſtige und poſſierliche Thierchen ſind, legt man ſie an Ketten, und füttert ſie zum Spas und Vergnügen in Kammern oder Stuben, mit Nüſſen, Obſt, Zwetſchen- und Kürbiskernen. Sie ſind ſehr reinlich

lich, und lecken und putzen den ganzen Tag an ſich, wie manches eitle Mädchen. Sie werden höchſtens acht bis zehn Jahre alt.

Nicht wahr, liebe Kinder, ihr möchtet auch ein ſolches artiges Ketten-Eichhörnchen haben? Nun ja, dieſe Freude kann man euch ſchon einmal machen. Aber ſie zernagen alles Holzwerk, daß ſie erwiſchen. Und denn machen ſie auch mit ihren Ketten immer ein häßliches Geraſſel. Und ſie frey herumlaufen zu laſſen, iſt auch nicht rathſam, weil ſie ſodenn nicht nur Tiſche, Schränke und Fenſter, ſondern auch Kleider und alles, was ſie finden, benagen und beſchmutzen, und am Ende gar weglaufen würden.

Die Siebenſchläfer

oder die Relmaus iſt beynahe eben ſo ein Thierchen, wie das Eichhörnchen, faſt eben ſo groß, und ihm auch in Wohnung und Fraß faſt ganz ähnlich. Er wohnt auch in Wäldern, wie dieſes, klettert auf Bäume, hüpft von einem Aſt auf den andern, frißt Bucheckern, Eicheln und Haſelnüße, und andere wilde Früchte, und wenn er auch kleine Vögel erwiſchen kann, iſts ihm ſehr lieb, und ſieht auf dem Rücken grau, und am Bauche weiß aus. Sein Neſt macht er ſich von Laub und Moos in hohle Bäume und Mauerlöcher, wirft alle Jahr vier bis fünf Junge, und wird acht bis neun Jahr alt.

Und warum heißt er denn Siebenſchläfer? Er wird doch wohl nicht ſieben Monat in einem weg ſchlafen? O ja,

das kann er! Oft ſchläft er auch wohl noch länger; aber auch zuweilen viel kürzer, je nachdem der Winter heftig iſt oder nicht, und lange oder nicht lange dauert. Denn im Herbſt legt er ſich ſchon in ſein Loch zu Bette, rollt ſich zuſammen, und erſtarrt; und erwacht und kömmt erſt im May wieder aus demſelben hervor.

Doch muß ich euch auch ſagen, daß er zuweilen mitten im Winter, wenn es nämlich etliche Tage hintereinander ſehr warm geweſen iſt, erwacht und aufſteht, und ſich was zu freſſen ſucht. Sobald es aber wieder kalt wird, erſtarrt er wieder. — Siehe Tafel 12 Figur 2.

Wenn man ihn aber den Winter über eine eingeheitzte Stube, oder ſonſt an einen warmen Ort bringt, ſo erſtarrt er gar nicht, ſondern läuft immer herum, frißt und ſchläft auch, wie die Katze, oder ſonſt ein anderes Hausthier. Sobald es ihm aber in der Stube zu kalt wird, rollt er ſich zuſammen, und wird, wie in ſeiner Höhle, nach und nach ſo ſtarr, daß man ihn in die Hand nehmen, rütteln und drücken, ja ſogar auf der Erde wegrollen darf, ohne daß ers fühlt und erwacht.

Was, durchs Fortrollen ſollte er nicht erwachen? Nein. Aber doch durch Kneipen und Brennen kann man ihn munter machen? Auch dies nicht. Er rührt ſich zwar, und fährt etwas enger zuſammen, und giebt durch ein dumpfichtes Geſchrey zu erkennen, daß ſich ſein Herz noch bewege, und daß er noch lebe. Aber ganz erwachen die armen Siebenſchläfer nicht, und wenn man ſie auch gleich ganz durchſticht, und völlig todt macht. Aber doch bey

ei-

einem großen Feuer, oder unter einem heiſſen Ofen kann man ſie wach machen? Nicht doch. Davon würden ſie ganz ſterben; denn allzugroße Hitze iſt ihnen tödtlich. Wenn man ſie aber nach und nach warm werden läßt, ſo kommen ſie zu ſich ſelbſt, und laufen wieder herum.

Das ſind ja ſonderbare Thiere! Nützen ſie denn auch zu was? O freylich! Man kann ihr Fell gebrauchen; und ihr Fleiſch giebt gute Braten, und wohlſchmeckende Ragouts. Pfui, ja wohl Braten und Ragouts von Mäuſe-ähnlichen Thieren! Und wer ißt ſie denn? Die Italiener und Krainer, und vermuthlich auch die Franzoſen und die Spanier. Die Krainer fangen gegen den Winter, wenn ſie recht dick und fett ſind, viele tauſend, und ſalzen ſie ein, und eſſen ſie mit ſo gutem Appetit, als wir unſer eingeböckeltes Rind- oder Schweinefleiſch eſſen.

Auch die alten Römer hielten die Siebenſchläfer ſchon für was Delikates, mäſteten und zogen immer ſehr viele in eigenen Häuſern auf, und ſetzten ſie ſogar als Leckerbiſſen auf die vornehmſten Tafeln. (*) Giebts bey uns in Sachſen auch welche? Ich glaube nicht. Wenigſtens hab' ich noch nichts davon gehört und geſehen. Sie lieben nur warme Länder, wie Italien, Krain, Frankreich und Spanien ꝛc.

(*) *Varro* de re ruſtica Lib. 3. Cap. 15. lehrt, wie man ein Gebäude für Siebenſchläfer bauen müſſe, um ſolche für den Tiſch zu füttern, zu erziehen und zu mäſten.

Giebts noch mehr ſolche Schlafmützen, wie die Siebenſchläfer ſind? O ja, auch die Haſelmäuſe, die Murmelthiere und die Hamſter liegen gewöhnlich vier bis ſieben Monat hintereinander fort erſtarrt in ihren Löchern, und werden erſt im April oder May wieder wach und munter.

Die große Haſelmaus

oder Eichelmaus iſt faſt ſo groß, als eine Ratte, hat einen ſchwarzen Rücken, und einen weißen Bauch, und einen ſehr langen haarichten Schwanz, und wohnt mehrentheils in Gärten in hohlen Bäumen und Mauerlöchern, zuweilen aber auch in den Häuſern ſelbſt. Auch in den Wäldern hält ſie ſich häufig auf.

Sie klettert auf Bäume und Stauden und frißt und benagt faſt alles reife Obſt, vorzüglich aber die Pfirſich und Aprikoſen, und leert oft in etlich Tagen einen ganzen Baum ab. Denn was ſie nicht ſogleich auf dem Baume freſſen kann, das nimmt ſie mit in ihr Loch.

Auch Birn, welſche Nüße und Hülſenfrüchte frißt ſie in den Gärten weg. Im Walde aber ſind Eicheln, Bücheln und Haſelnüße ihr gewöhnlicher Fraß. Und weil ſie die Haſelnüße unter allen wilden Früchten am liebſten frißt, und ſich in den Wäldern auch gewöhnlich auf den Haſelſtauden aufhält, gab man ihr den Namen Haſelmaus.

Aber Haſelmäuſe giebts doch bey uns? Leider nur zuviel. Und warum, leider? Weil ſie zu nichts nützen, und doch gewaltig viel ſchaden. Ihr Fleiſch taugt nichts, und ihr Fell iſt auch nicht viel werth.

Die kleine Haſelmaus

iſt ſo groß, als eine Hausmaus, und ein munteres niedliches Thierchen, und lange nicht ſo ſchädlich, als die groſſe Haſelmaus. Sie hat röthlichte Haare, und einen langen behaarten Schwanz, und wohnt in Wäldern in hohlen Bäumen, oder auch nur zwiſchen dicken Hecken und Haſelnußſtauden, und frißt Eicheln und Bücheln, und vorzüglich gern Haſelnüße, und heißt deswegen auch Haſelmaus. Es giebt nicht viel kleine Haſelmäuſe. Man ißt ſie auch nicht. — Siehe Tafel 10 Figur 4.

Das Murmelthier

kennt ihr gewiß alle. Nicht wahr, liebe Kinder? O ja! Schöne Schattenſpiel an der Wand! Schöne Murmelthier! Schön tanz, a ha ha! Nu geh raus, du ſchön Thier! Du itzt ſchön tanz, recht ſchön tanz muſt! A ha ha!

Machens die Savoijarden-Jungen nicht ſo? Schreyen ſie nicht auf den Meſſen und Jahrmärkten faſt Tag und Nacht alle Straſſen voll? Richtig, ſo machen es die guten armen Knaben mit ihrem Käſtchen auf dem Rücken. Um ein Stück Brod, oder um ein paar Pfennige tanzen ſie oft eine ganze Viertelſtunde mit ihrem Murmelthier im Dreck herum, und ſingen oder ſchreyen gewöhnlich noch aus vollem Halſe dazu.

Nun was können die Murmelthiere denn für Künſte? Sie klettern an einen Stock, und laſſen ſich daran herum ſchleu-

ſchleudern, ohne daß ſie herabfallen; ſtehen und gehen auf den Hinterbeinen, wie die Bären; und machen ſonſt noch allerhand poſſirliche Stellungen, die ihnen ihre Herren mit dem Stock abnöthigen. Auch an Bäumen und Wänden können ſie hinaufklettern, und ſogar Schornſteinfeger abgeben, wenn man es haben will, und ſie es gelehrt worden ſind.

Ha ha ha! Ja wohl Murmelthiere Schornſteinfeger, Schlot- oder Kaminfeger! Das mus verzweifelt närriſch ausſehen! Wer lehrt ſie es denn? Die Savoijarden. Und wie machen es die guten Thierchen? Sie klettern in den Schornſteinen ſo lang auf und ab, und links und rechts, bis ſie den Ruß mit ihren Haaren abgefegt haben. Aber nur zum Spas läßt man ſie dies thun, und nicht um beſtändigen Gebrauch davon zu machen.

Das Murmelthier iſt ſo groß, als eine Katze, und röthlicht von Farbe, und an Kopf, Füßen und Klauen faſt ganz dem Bären ähnlich. Es wohnt in der Schweiz, in Italien, Rußland und Pohlen, ohnfern den ewigen Schnee- und Eisbergen, in Höhlen unter der Erde, und frißt alles, was es find't, oder man ihm giebt, Kräuter, Wurzeln und Obſt, Fleiſch, Brod- und Gemüſe, und Käfer und Heuſchrecken; am begierigſten aber iſt es nach Butter und Milch. Ach, wie ſchmatzt es nicht, wenn es Milch hat!

Und weil es bey einem Milchſchmaus, oder ſonſt bey einem gutem Fraß, oder auch wenn man es ſtreichelt, wie eine Katze kaurt, und wie ein junger Hund murmelt,

ſo gab man ihm den Namen Murmelthier. (*) Soll ich euch noch mehr von ihm erzählen? — Siehe Tafel 7 Figur 1.

Es ſitzt gern aufrecht, und bringt alles zum Maul, was es mit ſeinen Vorderpfoten erhaſcht, und frißt, wie das Eichhörnchen, in aufrechter Stellung. In die Höhe läuft es ziemlich geſchwind, auf den Ebenen aber ſehr langſam. Wenn es bey heitern Sommertagen aus ſeiner Höhle hervorkömmt, ſo ſpielt es mit ſeinen Kameraden, klettert auf abgeſtutzte Bäume, und ſtürtzt ſich wieder herunter, und macht ſonſt noch allerhand Poſſen und Grimaſſen.

Wenn das Weibchen ihre vier Jungen, die ſie alle Jahr wirft, ſo lange geſaugt hat, bis ſie ſtark genug ſind, Kräuter und Wurzeln zu freſſen, ſo führt ſie ſie aus ihrer Höhle heraus, und begleitet ſie auf die Wieſen, und weiſt ihnen ihr Futter an. Und damit ſie keins davon einbüſſe, führt ſie dieſelben nicht allzuweit weg, damit ſie im Fall der Noth bald wieder zu Hauſe ſind. Aber die armen Savoijarden fangen ihr doch zuweilen viele weg, lehren ſie tanzen und im Strick herumlaufen, klettern und Schornſteine fegen, und reiſen ſodenn mit ihnen in die Fremde: und laſſen ſie auf Meſſen und Jahrmärkten für Geld ſehen und tanzen.

Man

(*) Italien heißt das Murmelthier Marmota; in der welſchen Schweitz aber nennt man es Murmont, und in der deutſchen Murmentli oder Murmelthier.

Man kann die Murmelthiere ſo zahm machen, daß ſie in den Häuſern herumlaufen, und wenn man ihnen ruft, ſogleich herbey kommen. Ein gewiſſer Herr Paſtor in der Schweiz hatte einmal eins, das in ſeiner Studierſtube herumlief, und ſogleich, wenn er Marmotte rief, zu ihm kam, ſich auf ſeinen Schooß ſetzte, und aus ſeiner Hand fraß, ja ſogar mit ihm zu Bette gieng, und bey ihm ſchlief. (*) Biſſ' es ihn denn nicht? Nein, es beleidigte Niemand im Hauſe, auſſer den Hund, den es ſchlechterdings nicht ausſtehen konnte.

Erſtarrt es auch nicht, wie der Siebenſchläfer, wenn man es den Winter über an einen kalten Ort bringt? Nein, es erſtarrt zwar nicht, allein man ſieht es ihm doch an, daß ihm der Winterſchlaf natürlich iſt, und es gern ſchlafen möchte. Es iſt faſt immer träge und ſchläfrig. Man läßt es nicht gern in den Häuſern herumlaufen, weil es Kleider und Bücher, und alles Holzwerk zernagt, und ſich ſogar durch Wände und Thüren durchfrißt.

Es iſt dem Murmelthier nirgends wöhler, als auf ſeinen Alpen, und in ſeiner Freyheit, wo es ſich den Sommer über mit ſeinen Jungen und Kameraden, nach Belieben ſatt freſſen, luſtig machen und Heu einfahren; und ſich ſodenn im September oder Oktober in ſeiner unter-

(*) Herr Paſtor Walſer. Siehe deſſen Schweizer Geographie, und Merkwürdigkeiten der Schweizer Alpen, Seite 515. rc.

unterirdiſchen Wohnung verſtecken, und erſt im April oder May wieder zum Vorſchein kommen kann.

Ehe es ſich aber zu dieſer ſeiner Erſtarrung anſchicke, ſolle es, wie noch immer viele einfältige Leute glauben, ſo viel und ſo lange bey einer Quelle trinken, bis das Waſſer, das es durch Erbrechen wieder von ſich gebe, ſo klar und rein von ihm gehe, als es daſſelbe trank, damit ſein Magen und ſeine Gedärme gleichſam ausgewaſchen werden, und ſie für Fäulniß geſichert ſeyen. Falſch.

So viel aber iſt richtig: Ehe es ſich zu ſeinem Winterſchlaf niederlegt, ſtopft es die Hausthür hinter ſich zu, damit nichts zu ihm hineinkommen kann, legt ſich nieder, rollt ſich zuſammen, und erſtarrt nach und nach.

Liegen viele in einem Loche beyſammen? Fünf, ſieben bis eilf, und oft auch wohl noch mehr. So viel? Das muß alſo ja ein groſſes Loch ſeyn? Das iſt es auch. Und wie meint ihr, daß es ausſehe? Soll ichs euch ſagen?

Daß das Murmelthier auf den hohen Alpen unter der Erden wohne, wiſſet ihr. Es gräbt ſich nämlich daſelbſt eine ſehr künſtliche unterirdiſche Wohnung, die faſt wie ein griechiſch Y oder wie eine Gabel mit zween Zinken ausſieht, und eine Art von Gallerie vorſtellt. Bey einem Zinken geht es aus und ein, und beym andern legt es ſeinen Abtrit an; und weiter hinten, gleichſam im Stiel der Gabel, ſchlägt es ſeine Wohnung auf. Und

damit

damit es in dieſer warm und bequem liegen kann, füttert oder tapezirt es ſie mit Heu aus, daß es den Sommer über ſelbſt gemacht, und eingefahren hat.

Eingefahren? Auf was denn? Auf dem Bauch ſeines Kameraden, wie man ſagt. Und dies ſollen die Murmelthiere auf folgende Weiſe machen: Erſtlich beiſſen ſie eine Menge zarte Kräuter ab, trocknen ſie an der Sonne, und tragen ſie hernach auf einen Haufen. Sodenn legt ſich eins von ihnen auf den Rücken, ſtreckt alle viere gen Himmel, und läßt ſich mit Heu beladen. Iſt der Wagen voll, ſo klammert es ſeine Füſſe, die ſtatt der Wagenrungen dienen müſſen, zuſammen, damit auf der Fahrt nichts verlohren gehe. Nun beiſſen oder nehmen es die übrigen bey ſeinem Schwanz, und ziehen und ſchleppen es nach Hauſe. Und hier wird es endlich abgeladen, und in der ganzen Wohnung herum geſtreut.

Und damit ſie bey dieſem Fuhrwerke, oder auch bey ihrem Spielen und Weiden, kein Feind, das iſt kein Menſch, Hund oder Adler unverſehens überfalle, ſtellen ſie eine Wache aus, die ihnen ſogleich durch ein Gepfeif Nachricht giebt, ſo bald ſie einen ſieht. Hat nun die Schildwache gepfiffen, ſo laſſen ſie alles im Stich, und fliehen nach Hauſe. (*)

Giebts

(*) Von dieſem Heumachen der Murmelthiere, und ihrem Fuhrwerke dabey, redet ſchon *Plinius* in hiſtor. natur. Lib. 8. Cap. 37. Und Conrad Geſner in ſeinem Thierbuch Seite 111. — Und da viele neuere Scribenten

Giebts viele Murmelthiere? So ziemlich. Wie alt werden ſie? Neun bis zehn Jahr. Und wozu nützen ſie auſſer dem Tanzen und Schornſteinfegen noch? Man kann ſie eſſen. Sie haben ein gutes fettes Fleiſch, das die Savoijarden ſehr gern eſſen. Und da ſie gegen den Winter auſſerordentlich feiſt, und oft zwanzig Pfund ſchwer werden, man ſie auch in ihrer Erſtarrung am beſten fangen kann, ſo ſchlachten die Savoijarden viele zuſammen, machen davon kleine Schinken, böckeln ſie ein, und hängen ſie in den Rauch. Und das Fett dient ihnen ſtatt des Oels. Und aus den Fellen füttern ſie ihre Kleider, oder machen ſich Muffe, (Stutzen) Ranzen oder Schnapſäcke davon.

Der ſehr ſchädliche und unverſchämte Getraidedieb

Der Hamſter

oder Kornferkel iſt ſo groß, als eine Ratte, hat weiſſe Füſſe, einen ſchwarzen Bauch, einen braunrothen Rücken, und ein kurzes haarloſes Schwänzchen, wohnt auf Getraidefeldern in groſſen unterirdiſchen Höhlen, und frißt im Sommer und Herbſt nichts als Waizen, Rocken und Bohnen, Gerſte, Haber und Erbſen, Wicken, Linſen und Flachsſamen; im Frühling aber, da es dieſe Früch-

ten das nämliche geſagt haben, ſo ſcheint die Erzählung wirklich wahr zu ſeyn. Allein ſie haben ſie alle auch nur vom Hörenſagen; an glaubwürdigen Augenzeugen fehlt es doch noch immer. Ich glaube es nicht.

Früchte noch nicht auf den Feldern giebt, muß er mit allerhand Pflanzen und Kräutern vorlieb nehmen, und ſich auf die Mäuſe- und Vogeljagd legen. Und im Winter ſchläft er. — Tafel 6 Figur 15 ſind zween Hamſter abgebildet; einer, wie er unter dem Getraide ſitzt und einſammelt; der andere aber, wie er ſo eben aus ſeiner unterirdiſchen Höhle herauskömmt.

In Thüringen, Böhmen und Schleſien, in Pohlen, Ungarn und Rußland giebts eine Menge Hamſter. Aber ſo viel, als es im Fürſtenthum Gotha giebt, mag es wohl nirgends in der Welt geben. Man fängt darin oft dreyßig bis vierzig tauſend Stück in einem einzigen Jahr. Und wie viele werden nicht immer von Füchſen, Iltis, Mardern und Eulen gefreſſen, und von Katzen und Hunden zerriſſen? Sodenn freſſen ſie ſich auch untereinander ſelbſt auf.

Ach, das iſt entſetzlich! Wie viel muß es da nicht Hamſter geben? Bleibt denn den Leuten noch was von ihrem Getraide auf den Aeckern übrig? Auf manchen freylich nicht viel. Denn ein einziger alter Hamſter ſtielt oft drey bis fünf Metzen Waizen, Bohnen oder Haber zuſammen, und legt davon in ſeiner Höhle ein Magazin an.

Warum rottet man aber dieſe groben Diebe nicht aus? Ja ja, das koſtet Künſte. Wie ſoll man Thiere ausrotten, die zwo bis drey Ellen tief in der Erde ſtecken, und alle Jahr zweymal ſechs, acht bis vierzehn Junge werfen, und ſich überhaupt ſo ſchnell vermehren,

daß

daß ein einziges Paar in drey Jahren eine Familie von mehr als ſieben tauſend Stück ziehen kann? Und wie lange leben ſie? Fünf bis ſechs Jahr. Ey ey, ſo ſind ja die Hamſter in mancher Gegend von Deutſchland eine wahre Landplage!

Aber man läßt ihnen doch das geſtohlene Getraide nicht alles? Mit Willen freylich nicht. Man gräbt fleiſſig darnach, und nimmt weg, was man findet. Allein alles findet man nicht, man mag auch graben und ſuchen, wie man will. Und ſo gehts auch mit den Hamſtern, viele findet man gar nicht, und viele entwiſchen. Die, von den Obrigkeiten beſtellte Hamſterjäger, und viele andere armen Leute fangen und tödten alle Jahr viele tauſend; und doch hat man ſie bisher kaum vermindern, geſchweige denn ganz ausrotten können.

Nützen ſie denn zu gar nichts? O ja, die armen Leute ſind froh, wenn es viele giebt. Sie nehmen ihnen ihre Magazine weg, eſſen ihr Fleiſch, und verkaufen ihre Bälge. Ein guter Balg koſtet drey bis vier Pfennige. Damit alſo die Hamſter nicht ganz ausgehen, und ſie doch alle Jahr was zu erndten, zu eſſen und zu verkaufen haben, laſſen ſie viele leben und wieder ſpringen, die ſie ſchon gefangen haben; und manche laſſen ſie entwiſchen, die ſie leicht fangen könnten.

Den Tag über ſitzt der Hamſter ruhig in ſeiner Höhle; des Abends aber geht er daraus heraus, und ſucht ſich was zu freſſen. Ganze Waizenähren, Rocken- und Haberähren, und Erbſen, Bohnen und Wicken, und

noch mehrere andere Geſäme, ſteckt er, ſamt den Schoten und Hülſen, in ſeine Backentaſchen, und marſchirt mit nach Hauſe. Hier enthülſt und entſchotet er die Körner, und bringt ſie in ſeine Vorrathskammern; die Hülſen und Schoten aber wirft er als unnützes Zeug zum Loch hinaus. Und ſo ſammelt er fort, bis ſeine Vorraths- kammern voll ſind.

Iſt aber einmal die Ernte vorbey, und für ihn auf den Aeckern nichts mehr zu finden, ſo ſtopft er die Ein- gänge zu ſeiner Höhle zu, und bekümmert ſich nun um nichts mehr, weil er bis zum Winter überflüſſig zu freſ- ſen hat. Und im Winter ſelbſt legt er ſich auf ſeine wei- che Streue nieder, und ſchläft ohne Eſſen und Trinken, ohne Zweifel bald mehr bald weniger, je nachdem die Käl- te groß oder gering iſt, bis in den Frühling fort.

Kaum iſt er im März oder April erwacht, ſo öfnet er ſein Loch, und ſucht Kräuter und Wurzeln, auf die ihm, nebſt Mäuſen und Vögeln, ſo lang zur Nahrung dienen müſſen, bis das Getraide reif wird.

Aber ſo feſt ſchlafen doch die Hamſter nicht, wie die Murmelthiere, die man ſtechen und brennen darf, ehe ſie aufwachen? Nein, die Hamſter erwachen gewöhnlich ſchon in zwo bis vier Stunden, ja oft ſchon, ehe man mit ih- nen vom Acker nach Hauſe kömmt. Es iſt ſehr luſtig, ſie in einer warmen Stube nach und nach wieder aufleben zu ſehen. Wenn man ſie kneipt, oder ihnen die Beine ausdehnt, ſo winden und krümmen ſie ſich auf eine ſonder- bare Weiſe, öfnen den Mund ſehr weit, als ob ſie gähnen

wollten, und röcheln ſehr häßlich; und fahren ſo mit dem Röcheln und Gähnen fort, bis ſie endlich die Augen öfnen. Nun taumeln ſie wie beſoffen herum, wollen aufrecht ſitzen, und können̄s doch nicht, ſondern fallen immer wieder um. Sodenn lernen ſie doch aufrecht und feſte ſtehen, und halten ſich eine Zeitlang ſo ruhig, als wenn ſie von einer ſchweren Arbeit ausruhen wollten, und ſcheinen ſich zu beſinnen, was wohl mit ihnen vorgegangen ſeyn möchte. Endlich fangen ſie an, ſich zu putzen und zu ſtreichen, laufen davon, und ſuchen was zu freſſen. (*)

Er iſt ſehr wild, und beißt und zankt ſich mit allen Thieren, die ihm begegnen. Ja er iſt ſogar ſo dreiſte, ob er gleich nur eine Spanne lang iſt, ſich gegen Hunde und Katzen, und andere viel gröſſere Thiere, und ſelbſt gegen Menſchen zu wehren. Ratten und Mäuſe, die ihm begegnen, macht er alle todt, und frißt ſie mit Haut und Haaren auf. Und wenn er auch einen von ſeinen Kameraden antrift, und er ihm nicht ausweicht, ſo erwürgt und frißt er ihn.

Kann er ein Thier aber nicht bezwingen, ſo währt er ſich doch ritterlich, und ſo gut er kann, für ſeine Haut. Wenn er aber ſeine Backentaſchen voll Getraide hat, kann ihn faſt ein jedes Kind fangen und tödten, weil er alsdenn nicht beiſſen kann. Und ſchnell laufen oder klettern, iſt eben des Hamſters Sache nicht.

(*) Mehreres hievon ſiehe in Herrn Dr. Sulzers Verſuch einer Naturgeſchichte des Hamſters.

Wie ſieht denn ſeine Wohnung aus? Ganz ſonderbar. Hier wohnt das Männchen oder der Ramler, da das Weibchen oder die Beze, und dort ihre Kinder. Jedes hat ſeine eigenen Höhlen, ſeine eigenen Ausgänge und Eingänge, ſeine eigenen Magazine. Keins giebt dem andern was aus ſeiner Vorrathskammer. Der Ramler wohnt gewöhnlich drey Ellen tief unter der Erde, die Beze noch eine halbe Elle tiefer, die jungen Hamſter aber begnügen ſich wenn ſie ſich fürs erſte eine Elle tief eingegraben haben.

Das Weibchen zieht ihre Jungen, die ſie nackt und blind zur Welt bringt, ganz allein groß. Was, nackt und blind zur Welt kommen? So, wiſſet ihr noch nicht, daß die Nager und noch viele andere Thiere, blind und zum Theil auch nackt, zur Welt kommen? Habt ihr denn noch keine neugeworfenen Katzen oder Hunde geſehen? Doch ja, verzeihen Sie! Letzthin ſahen wir auch ein Neſt voll nackter Ratten in einem Miſthaufen. Wie lang bleiben die Hamſter wohl blind? Fünf bis neun Tage.

Der Leming

oder die Norwegiſche Bergmaus iſt auch ein ſehr merkwürdiges Thierchen. Denkt einmal, Kinder, er zieht zuweilen Heerdenweis und in auſſerordentlich groſſer Geſellſchaft, dreyßig bis ſechzig, und wohl noch mehrere Meilen weit in fremde Länder, und frißt alles auf, was er Unterwegs antrift.

Er iſt etwas kleiner, als der Hamſter, hat roth und ſchwarzgeſleckte Haare, frißt Gras und Moos, und wohnt nur in den Norwegiſchen und Lapländiſchen Gebirgen, in aufgeworfenen Höhlen, wie die Maulwürfe, mit ſeinem Weibchen, und ſeinen fünf bis ſechs Jungen. — Siehe Tafel. 14 Figur 31.

Und weil ſich dieſe ſonderbare Natte oder Maus zuweilen ſo ſtark vermehrt, daß ihr und ihren Kameraden Platz und Nahrung mangeln, ſo müſſen ſich alsdenn einige huudert tauſend von ihnen entſchlieſſen, ihr Vaterland zu verlaſſen, und ihr Brod in der Fremde zu ſuchen.

Ach, wie ſtaunen und erſchrecken da die Norwegen und Schweden nicht, wenn ſie ſo unvermuthet ein Heer von zwölf bis ſechszehn hundert tauſend Mäuſen in ihrem Gebiethe wüten, und ihre Felder, Wieſen und Gärten verheeren ſehen müſſen! Sie können es nicht begreifen, wo ſie herkommen. Der gemeine Mann glaubt daher, ſie regnen vom Himmel, und wären eine gerechte Landplage.

Schlägt man ſie denn nicht todt, ſobald ſie kommen? Läßt man nicht Hunde und Katzen und Schweine auf ſie los? Nein, nichts kann man gegen ſie thun. Sie ſcheuen weder Menſchen noch Prügel, weder Hunde noch Katzen. Sie laufen den Menſchen unter den Füſſen durch, oder hängen ſich ihnen gar an die Füſſe, und beiſſen in die Prügel, und laſſen ſich daran wegtragen.

Ein Glück iſt noch dis für Norwegen und Schweden, daß ſie nicht lang in einer Gegend bleiben, ſondern über

Berg und Thal, und durch Flüſſe, Seen und Teiche immer und ſo lang in gerader Linie fortziehen, als ihrer noch viele ſind. Sind aber erſt etliche hundert tauſend von ihnen erſoffen, oder ſonſt ums Leben gekommen, ſo zerſtreuen und verlieren ſich die übrigen nach und nach alle. Nach Hauſe kömmt keine einzige wieder.

Treffen ſie auf ihrem Zug einen Heuhaufen an, ſo laufen ſie nicht neben ihm weg, ſondern graben ſich gerade unter ihm durch. Begegnet ihnen auf dem Waſſer ein Fahrzeug, ſo ſchwimmen ſie nicht um daſſelbe herum, ſondern klettern hinein, und ſpringen auf der andern Seite wieder ins Waſſer. Und ſo klettern und ſpringen ſie auch über große Holzhaufen weg. Sind die Lemings nicht recht ſehr wunderbare Thiere?

Die Ratten

oder **Ratzen** ſind häßliche langſchwänzigte Thiere, die ſo groß, als junge Katzen ſind, ſchwärzlich ausſehen; — doch giebt es auch ſchwarze, graue, braune und weiſſe Ratten — in Häuſern, Ställen und Scheuern, in Kellern, Speiſekammern, Küchen und Schiffen wohnen; Fleiſch, Speck und Unſchlitt, Brod, Obſt, Butter und Käſe und Mäuſe freſſen; alle Arten von Kleidern und Holzgeräthen zernagen, ja im Hunger ſogar, Papier, Leder und Holz, und ſich untereinander ſelbſt aufzehren. Und können ſie ein dickes fettes Schwein erwiſchen, ſo freſſen ſie ihm Löcher in den Leib, und niſten und wohnen auch

wohl gar eine Zeitlang darin, wie die Mäuſe. — Siehe Tafel 6 Figur 13 und Tafel 14 Figur 29.

Die Ratten ſind entſetzlich wilde Thiere. Sie raſen Haus auf, Haus ab, im ganzen Haus herum, und oft von einem Hauſe zum andern, und durchlöchern Thüren und Wände, und freſſen alles weg, was ſie finden. Haben ſie einen Getraidehaufen gefunden, ſo freſſen ſie ſich erſt dabey dick und voll an, und ſchieben ſich ſodenn rückwärts in denſelben hinein, und ſchleppen ſo noch eine Menge Körner auf ihrem Rücken in ihre Schlupfwinkel fort.

Und da ſie des Jahrs gewöhnlich zweymal fünf bis ſechs Jungen werfen, und oft weder durch Katzen, noch durch Gift und Fallen ausgerottet werden können, ſo nehmen ſie zuweilen in manchen Häuſern ſo ſehr überhand, daß ſie den Leuten unter die Füſſe laufen, und auf Bänke und Stühle klettern; ja ſogar auf den Tiſchen und Heerden Fleiſch, Brod und Gemüſe wegnehmen.

An die Ratten und ihre langen kahlen Schwänze kann ich kaum ohne Eckel denken, geſchweige denn eine anſehen oder gar anrühren: Und ſo gehts gewiß noch mehrern Perſonen. Ich wette aber doch, daß es auſſerhalb Europa Leute genug giebt, die ſie nicht nur angreifen, ſondern ſogar eſſen können. O ja, mein Kind, ſolche Leute giebts genug in der Welt. Ich kann ſelbſt eine Ratte in die Hand nehmen, und auch wohl zerſchneiden. Aber für einen Rattenbraten, oder für ein Ragout von Rattenfleiſch, bedank' ich mich eben ſo ſehr, als ihr. Den Wilden auf den Amerikaniſchen Inſeln Martinique und Jamaika hingegen,

und vorzüglich den armen Kaliforniern geben die Ratten und Mäuſe den beſten Schmaus. Giftig ſind die Ratten und Mäuſe nicht. Man kann ſie im Nothfall ohne Schaden eſſen.

Habt ihr auch ſchon was vom Rattenkönig gehört, der zehn Köpfe haben ſoll? Ey ja, iſt was davon wahr? Nichts, gar nichts. Es iſt eine alberne Fabel, die vermuthlich auf folgende Weiſe entſtanden iſt: Es kommen zuweilen zehn bis zwanzig Ratten auf einen Klup zuſammen und ſpielen, und verwickeln oder verflechten ihre langen Schwänze ſo dicht in einander, daß ſie oft in etlich Tagen nicht wieder von einander loskommen können. Da dies nun vermuthlich einſt ein Unwiſſender ſah, und nicht wußte, was er aus dieſen närriſchen Thieren machen ſollte, ſo ſagte er zu ſeinen Kameraden: Ich hab' ein fürchterliches Thier, eine entſetzlich groſſe Ratte, mit einem ſehr dicken Schwanz, und mit zehn Köpfen geſehen: Es wird wohl der Rattenkönig ſeyn. Oder iſt gar der ſogenannte Rattenkönig nur ein Klup junge Ratten, die mit der Alten verhungert ſind?

Die Waſſerratte

oder Waſſermaus iſt etwas gröſſer, als die Hausratte, übrigens aber an Wohnung und Lebensart, mehr der Fiſchotter, als der Ratte ähnlich. Denn ſie lebt wie jene, faſt immer an Waſſern, und zwar an den Ufern der Flüſſe, Seen, Teiche und Waſſergraben, und nährt ſich auch, wie die Fiſchotter, faſt allein von Fiſchen; doch

frißt

frißt ſie auch Fröſche, Krebſe und Waſſerinſekten, und zuweilen auch Gras und Kräuter, die im Waſſer wachſen. Sie kann ziemlich gut ſchwimmen, und ziemlich lang unter dem Waſſer bleiben, weil die Zehen ihrer Hinterfüſſe mit einer Haut verbunden ſind. Sie ſieht ſchwarzgrau aus.

Die Hausmaus

denn es giebt auch Feld- und Waldmäuſe — iſt viel kleiner als die Ratte, und auch lange nicht ſo ſchädlich. Sie frißt zwar auch alles weg, was ſie find't, Fleiſch, Brod und Speck und Butter und Käs, und beynahe alles, was der Menſch ißt. Auch das Benagen und durchlöchern verſteht ſie gut. Auf der 11ten Tafel Figur 16 iſt eine Hausmaus und hinter ihr Figur 17 eine Katze, die auf ſie laurt, abgebildet.

Allein ein ſolch entſetzlich wildes Thier wie die Ratte, iſt ſie lange nicht. Sie iſt ſehr furchtſam, und geht nur des Nachts, oder wenigſtens nicht eher aus ihrem Loche heraus, als bis es ſie hungert, und es recht ſtille iſt, und ſie weder eine Katze, noch ſonſt einen Feind ſieht. Und dann bleibt ſie nur in der Nähe, damit ſie beym geringſten Geräuſch gleich wieder nach Hauſe fliehen kann.

Ich ſehe zuweilen gern ein kleines Mäuschen Brödſamen ſuchen, ängſtlich damit Loch ein ſpringen, wieder kommen, Männchen machen, und dergleichen. Ja vor ineigen Jahren hatte ich ſogar ein weiſſes Mäuschen auf

mei-

meiner Stube in einem Bauer gefüttert. Die weiſſen Mäuſe ſind ſonſt ſehr rar, aber damals gab es in Göttingen viele. Itzt aber giebts keine mehr darin. Wo aber freylich ihrer zu viel herumlaufen, da hats Spaſſen ein Ende, weil ſie alsdenn ſo dreiſte werden, wie die Ratten, und die Leute faſt aus den Häuſern hinausfreſſen oder treiben.

Allein durch Katzen, Gift und Mauſefallen kann man ihrer in kurzer Zeit viel weniger machen, oder ſie gar ganz ausrotten, ob ſie gleich alle Jahr zwey bis dreymal ſechs bis zehn Junge hecken. Schwer hälts übrigens aber doch, wenn man keine gute Mauſekatz hat. Wo aber dieſe ihr Handwerk gut verſteht, und ſie ſo eine iſt, wie die in folgender Fabel, ſo verſchwinden die Mäuſe, und man weiß nicht wie?

Die Katze] Du allerliebſtes kleines Thier!
Komm doch ein wenig her zu mir!
Ich bin dir gar zu gut. Komm daß ich dich nur küſſe.

Die alte Maus] Ich rathe dirs, Kind, gehe nicht!

Die Katze] So komm doch! Siehe, dieſe Nüſſe
Sind alle dein, wenn ich dich einmal küſſe.

Die junge Maus] O Mutter, höre doch, wie ſie ſo freundlich ſpricht.
Ich geh' —

Die alte Maus] — — — — Kind, gehe nicht!

Die

Die Katze] Auch dieſes Zuckerbrod, und andere ſchöne Sachen
Geb ich dir, wenn du kömmſt.

Die junge Maus] ———— was ſoll ich machen?
O Mutter laß mich gehn!

Die alte Maus] ——— Kind, gehe nicht!

Die junge Maus] Was wird ſie mir denn thun? Welch ehrliches Geſicht!

Die Katze] Komm, kleines Närrchen, komm!

Die junge Maus] —— Ach Mutter, hilf — ach weh!
Sie würgt mich — ach, die garſtige!

Die alte Maus] Nun iſts zu ſpät, nun dich das Unglück ſchon betroffen.
Wer ſich nicht rathen läßt, hat Hülfe nicht zu hoffen.

Die Waldmaus

oder groſſe Feldmaus iſt die größte Maus, und beynahe halb ſo groß als die Ratte. Sie ſieht röthlicht braun aus, hat ſehr ſtark hervorragende Augen, kömmt nie in die Häuſer, oder andere Gebäude, ſondern bleibt immer im Walde oder auf dem Felde, und frißt Eicheln, Büchełn, Haſelnüſſe, alle Arten von Getreide, und grüne Saat.

Die Feldmaus

oder kleine Feldmaus iſt ſo groß, als die Hausmaus, hat röthlichtgraue Haare, einen dicken Kopf, und einen

kur-

kurzen Stutzſchwanz, wohnt in Feldern, Wieſen, Wäldern und Gärten, und thut allenthalben entſetzlich viel Schaden. — Siehe Tafel 6 Figur 4.

Es iſt ein großes Unglück, wenn ſich dieſe Art Mäuſe irgendwo häufig ausbreitet. Denn ſie ſind im Stande, in etlichen Tagen einen ganzen Acker, ja eine ganze Gegend kahl zu freſſen, und ſo zu verheeren, daß man weder in Gärten noch auf Feldern was einärnten kann. Sie ſind eine empfindliche Landplage, und können oft durch keine Liſt vertilget werden, weil ſie ſich ſehr ſchnell vermehren, und noch dazu von einer Gegend in die andere ziehen. Durch groſſe Näſſe, und plötzliche Kälte werden dieſe ſchädlichen Feldmäuſe gewöhnlich zu tauſenden getödet.

Habt ihrs ſchon erlebt, Liebe Kinder, was ſie auf den Feldern und Wieſen für Schaden anrichten; und in welche Noth, Mangel und Elend ſie die armen Landleute ſetzen können? Ach, leider haben wir es vor einiger Zeit nur allzu gut geſehen. Die guten Leute ſtanden und weinten auf ihren Aeckern, daß ſie nun nichts ärnten, und ſtatt des Weizens, kaum Stroh und Spreu einſammeln konnten. Und was noch das Betrübteſte war, ſo fraſſen ſie nachher auch ſogar noch die neue Winterſaat auf. Wo man gieng und ſtand, ſprangen ein paar Duzend Mäuſe um einen herum.

Die Spitzmaus.

ſieht dem Maulwurf viel ähnlich, und ſcheint gleichſam den Uebergang von den Mäuſen zu den Maulwürfen zu machen. Sie iſt kleiner, als die Hausmaus, und alſo die kleinſte Maus, ja das kleinſte Säugthier in der Welt, hat röthlichtbraune Haare, wohnt in Ställen, Heuböden und Miſthaufen, auch in Feldern und Wäldern, und frißt Getraide, Inſekten und faulendes Fleiſch. Die Katze fängt und tödtet Spitzmäuſe, frißt ſie aber nicht, weil ſie einen ihr widerlichen Geruch haben. Giftig aber ſind die Spitzmäuſe nicht. (*) Siehe Tafel 12 Figur 8.

Die Waſſerſpitzmaus.

iſt etwas gröſſer, als die vorige, ſieht ſchwarzgrau aus, hält ſich an Quellen und Bächen auf, ſchwimmt und taucht unter, und frißt Waſſerinſekten, kleine Fiſche und Fiſcheyer.

Maulwurf,

du weißt doch, daß dich viele Leute für blind halten, weil ſie deine kleine Augen nicht ſo leicht ſehen können, wie der Katzen ihre? O ja, das weiß ich. Sie irren ſich aber

alle

(*) Pallas ſagt im 2ten Theil ſeiner Reiſen, Seite 664: Es gebe in Sibirien, beym Fluß Jeniſei, eine unglaublich kleine Spitzmaus. Und ſo wäre alſo dieſe Sibiriſche Spitzmaus das kleinſte bekannte Säugthier in der Welt.

alle, die das glauben. Denn ich habe wirklich Augen, und ſehe damit ſo viel, als ich im Fall der Noth brauche. Einige Leute halten mich auch für taub, weil meine Ohren keinen Rand haben, und auswendig nur durch eine kleine Oefnung ſichtbar ſind. Allein ich höre gar gut. Das Gehör und der Geruch ſind meine beſten Sinne. Stumm aber bin ich wirklich. Ich kann weder pfeifen noch ſchreyen. Habs aber auch nicht nöthig, denn ich und meine Kameraden verſtehen einander ohne vieles Geſchrey. Wir riechen und hören einander; und das iſt uns genug. (*)

Daß du aſchgraue Haare, eine ſehr lange Schnauze, Pfoten wie Menſchenhände mit fünf gralligen Fingern, und ein ganz kleines Schwänzchen haſt, wiſſen wir, ſiehe Tafel 3 Figur 23. Auch daß du faſt immer unter der Erde lebſt, und nur in ſchwülen Sommernächten zuweilen heraus gehſt, Regenwürmer und Inſekten friſſ'ſt, und die Erde in die Höhe wühlſt, iſt uns gar wohl bekannt. Wie es dir aber ſonſt noch in deiner ewigen Dunkelheit gehe, wiſſen wir noch nicht. Sage es uns alſo. Gut, das will ich:

Ich lebe und wohne immer unter der Erde in Gärten und Wieſen, und wo ſonſt noch gute lockere Erde iſt; denn

(*) Stumm ſeyn, und doch reden können, klingt freylich ſonderbar. Allein es iſt nur eine Fictio, eine Fabula. Und mich deucht, daß gerade dadurch das Fabelhafte gewinne, daß ein ſtummes Thier reden will.

denn je lockerer die Erde iſt, deſto beſſer kann ich darin hanthieren, und meine Nahrung finden. Steinichten und ſandichten Boden liebe ich nicht, weil es darin wenig Würmer giebt, und ich ihn auch nicht gut durcharbeiten kann. Zwo bis drey Ellen tief ſtecke ich in der Erde, und mache meine Wohnung, wo möglich, unter einem Baume, oder unter einer Mauer, damit der Regen nicht ſo leicht zu mir durchdringen kann: Denn Näſſe, Kälte und Sonnenſchein kann ich gar nicht ertragen. Regnets aber allzu heftig, oder wird gar die Gegend, in der ich wohne, ganz mit Waſſer bedeckt, ſo bin ich verlohren, ich mags machen, wie ich will. Zuweilen rettet ſich einer von uns durchs Schwimmen, und ſucht und erreicht einen höhern Waſſerleeren Ort; oder er gräbt ſich tief in die Erde, wo das Waſſer noch nicht hingedrungen iſt. Und wenn wir Alten uns auch gleich bei einer Ueberſchwemmung retten, ſo ſind doch allemal gewiß unſere, in den Löchern zurückgebliebenen Jungen verlohren.

Ich ziehe alle Jahr vier bis fünf Junge groß, und lebe fünf bis ſechs Jahre. — Ey, was machſt du des Winters in deinem Loche? Ich erſtarre nicht darin; ſondern lebe und arbeite immer fort. Nur ein wenig tiefer mache ich mich des Winters in die Erde hinunter. Und an Fraß fehlt es mir nie, denn Würmer giebts Sommer und Winter in der Erde, und ich darf ſie oft des Winters nicht weiter ſuchen, als des Sommers; denn ſobald es kalt wird, kriechen ſie auch, wie ich, immer tiefer in die Erde.

Wann gräbſt du denn, daß man dich faſt nie ſieht? Des Morgens, wenn die Sonne aufgeht, des Mittags und des Abends. Des Mittags aber werfe ich ſelten einen Haufen in die Höhe, ja es iſt mir ſchon ſehr Angſt, wenn ich nur oben unter der Erde weglaufen ſoll, weil man mich da leicht ſieht und todtſchlägt.

A propos! wie fängt man dich denn? Ach leider, auf verſchiedene Weiſe! Man gräbt geſchwind, ehe ich weiter graben und entfliehen kann, rings um mein Loch her; oder man ſchlägt mich auf den Kopf, wenn ich ſo eben wühle, und einen Haufen Erde in die Höhe werfe; oder man verſtopft mir einen meiner Gänge, gräbt dicht daran einen tiefen glaſirten Topf in die Erde, und thut etliche Regenwürmer darein: Will ich dieſe nun erhaſchen, ſo falle ich in den Topf hinein, und kann nicht wieder heraus. Und wie viele fängt man unſrer nicht in Schlingen und Fallen?

Weißt du auch, warum man dich in den Gärten nicht leiden kann? Nein, gar nicht. Man ſollte mich ja gern darin haben, da ich ſo manchen Regenwurm wegfreſſe. Gut, das thuſt du wohl. Allein du friß'ſt auch manchen Wurm, ſammt den Wurzeln weg, woran er nagt, und dann müſſen die Pflanzen verderben. Sodenn wirfſt du allzuviel Erde in die Höhe, und bedeckſt und verderbſt damit ſo manches Saamenkorn, und ſo manche Pflanze. Und überhaupt läßt es nicht gut, daß du in einem Gar-

ten den Herrn ſpielſt, und wühlen und alles untereinander werfen kannſt, wie du willſt. (*)

Ihr habt doch ſchon was von einem gewiſſen

Aeneas

gehört, liebe Kinder, der bey Zerſtöhrung ſeiner Vaterſtadt, ſeinen Vater Anchiſes auf den Rücken genommen, und mit großer Lebensgefahr gerettet hat? O ja, das geſchah lange vor Chriſti Geburt in Klein Aſien, in der berühmten Stadt Troja, wie der lateiniſche Dichter Virgil ſagt.

Nun, und was ſoll denn dieſer Held Aeneas in der Naturgeſchichte? Er ſoll uns an eine gewiſſe Ratte erinnern, die man den Surinamiſchen Aeneas nennt. (**) Es giebt nämlich in Amerika, und vorzüglich in der Holländiſchen Landſchaft Surinam eine Art Ratte, die oben aſchgrau und unten weiß iſt, in unterirdiſchen Höhlen

 lebt,

(*) Eichhörnchen ſciurus. Siebenſchläfer glis eſculentus, Groſſe Haſelmaus glis quercinus, Kleine Haſelmaus glis avelanarius, Murmelthier marmota alpina oder mus alpinus oder mus montanus, Hamſter marmota cricetus oder mus cricetus, Leming marmota lemnus. Ratte mus rattus, Waſſerratte mus amphibius, Hausmaus mus muſculus, Waldmaus mus ſilvaticus, Feldmaus mus terreſtris, Spitzmaus ſorex, Waſſerſpitzmaus ſorex aquaticus. Maulwurf talpa.

(**) Derjenige, der dieſe Ratte Aeneas genannt hat, hat ſehr falſch gewitzelt. Aſkan wandelte neben dem Aeneas her, non paſſibus aequis. Und die Ratte trägt ihre Aſkane, nicht ihren Anchiſes.

lebt, und die Gewohnheit hat, in Gefahr alle ihre Jungen auf den Rücken zu nehmen, und mit ihnen davon zu fliehen.

Sehet einmal die 5te Figur auf der 9ten Tafel an! Nicht wahr, der alte Aeneas hat ſeinen langen kahlen Schwanz auf den Rücken geſchlagen, und ſeine Kinder die ihrigen um denſelben herumgewickelt? Ach ja! Und ſo ſpringt er ſehr weit mit ihnen fort, und verliehrt doch keins. Ja er klettert ſogar mit ihnen auf Bäume. Verdient er alſo wohl mit recht Aeneas genannt zu werden, weil er dies thut? O nein, gar nicht. Die Vergleichung paſt ſehr ſchlecht. Aeneas trug ja ſeinen Vater, und nicht ſeine Kinder.

Die Beutelratte,

das Beutelthier, der Philander, der Opoſſum oder der Sarige iſt wohl unſtreitig eins von den merkwürdigſten Thieren auf der Welt. Sie iſt ſo groß, als eine Katze, hat einen Fuchskopf und einen Schweinrüſſel, ſchwarzgelbe Haare, einen halb Ellen langen, oben behaarten, unten aber kahlen ſchuppichten Rattenſchwanz, und zwiſchen den Hinterbeinen einen Beutel, darin ſie ihre Jungen ſaugen läßt, und aufzieht, und für Gefahr ſichert.

Amerika iſt dieſes Wunterthiers Vaterland. Sie frißt Zuckerrohr, Vogeleyer und Blut, und richtet oft unter dem Geflügel ſehr groſſe Verheerungen an, weil ſie ihm nur das Blut ausſaugt, den Körper oder das Fleiſch aber liegen läßt.

Sie klättert auf Bäume, und hängt ſich mit ihrem langen Schwanz an einen Aſt, und ſchwebt nun ſo lang in der Luft, bis ein Thierchen vorbey kömmt, das es bezwingen, erhaſchen und entbluten kann.

Die Beutelratte wirft alle Jahr vier bis ſieben Junge, die nicht ſo groß, als eine welſche Nuß, kaum halb reif, und doch ſchon lebendig ſind, aber weder laufen und ſehen, noch ſonſt ein Glied rühren können. Können ſie auch nicht ſaugen? Doch ja, das können ſie treflich. Wie ſollten ſie ſonſt ihr Leben erhalten, und völlig reif werden?

Sobald demnach dieſe kleine Dingerchen gebohren ſind, wirft ſie ihre Mutter mit den vorder Pforten in ihren Beutel, worin acht, mit Milch angefüllte Zizen ſind. Kaum ſind ſie in dieſem Beutel, ſo nimmt jedes eine Saugwarze in ſeine Schnauze, und ſaugt wenigſtens vierzehn Tage in einem weg, ohne daß es die Warze losläßt, ſo, daß es ſcheint, als wäre es daran angewachſen, und alſo ſo lange fort, bis es völlig reif, und ohngefähr ſo groß, als eine Hausmaus geworden iſt, und ſehen und laufen kann.

Jetzt aber jagt oder wirft ſie ihre Mutter zum Beutel hinaus, und lehrt ſie ihr freſſen ſelbſt ſuchen. Und nun dürfen ſie nicht mehr in den Beutel? Nicht mehr darin ſaugen? O ja, ſie ſpringen noch etliche Tage aus und ein und ſaugen und ſchlafen und retten ſich für Gefahr darin. — Siehe Tafel 9 Figur 4.

Denn ſobald das alte Beutelthier einen Feind ſieht, ruft es ſeinen Kindern, packt ſie alle in ſeinen Beutel,

und flieht eilends davon. Wird es aber auf der Flucht eingeholt, oder auch ſonſt wo unvermuthet überfallen, ſo fällt es plötzlich nieder, ſtelt ſich todt, oder verliert vielmehr alles Gefühl, läßt ſich ſtechen und brennen, Füſſe und Ohren abſchneiden, und alle ſeine Kinder rauben, ehe es ſich rührt oder ſchreyt. Iſt aber der Feind fort, ſo macht es die Augen auf, ſieht ängſtlich um ſich her, ſteht auf, und rettet ſich ſo geſchwind, und ſo gut, als es noch kann.

Geſchwind laufen die Beutelthiere eben nicht. Man kann ſie leicht einholen, und ſammt ihren Jungen gefangen nehmen, und bald ſo zahm machen, daß ſie in den Häuſern herum, und hinter ihren Herren, wie Hündchen drein laufen, und ſich gutwillig ihren Beutel öfnen, und ihre Jungen an den Zizen ſaugen und hängen ſehen laſſen. Man kann ſie eſſen. Sie ſchmecken faſt wie junges Schweinefleiſch.

Der Haſe

iſt ein ſehr nützliches Thierchen. Man ißt ſein Fleiſch, und gebraucht ſeinen Balg. Sein Fleiſch giebt wohlſchmeckende Braten, und mit ſeinem Balg füttert man allerhand Kleider. Und wie viel tauſend Hüte werden nicht jährlich in der Welt aus Haſenhaaren gemacht? Ja in Frankreich ſpinnt man die Haſenhaare ſogar zu zarten Fäden, und webt davon allerhand ſchöne Zeuge.

Es giebt auf dem ganzen Erdboden Haſen. Und in mancher Gegend giebt es ſoviel, daß man ſie nicht zählen

kann,

kann, und ſie daher fangen und tödten und eſſen darf, wer da will. Gewöhnlich aber läßt ſie nur der Landesherr, oder wer ſonſt noch ein eigenes Gehäge hat, durch ſeine Bediente fangen und verkaufen. Man tödtet oft in einem einzigen Klopfjagen vier bis fünfhundert Stück Haſen. Da werden ſie aber bald abnehmen? O nein, der Haſe vermehrt ſich gar zu ſtark. Eine einzige Häſin ſetzt in Einem Jahr fünfzehn bis zwanzig Junge. Daher ſagt man auch:

Der Haſe geht im Frühling ſelb-ander ins Feld,
Und kömt im Herbſt ſelb-fünfzehn wieder als Held.

Wie oft ſetzen ſie des Jahrs Junge? Fünf bis ſiebenmal. Und wie viel ſetzen ſie allemal? Drey bis vier. Sie laſſen ſie doch auch ſaugen? O ja, zwanzig Tage lang. Dann aber müſſen ſie ſich ihr Futter ſelbſt ſuchen, weil ihre Mutter nun in etlich Tagen wieder neue Junge kriegt, und ſich ihr Vater nicht um ſie bekümmert, ja ſie ſo gar auffrißt. O der Barbar! Leidets denn die Häſin? Sie muß wohl, weil ſie es zuweilen eben ſo macht, und auch eins um das andere von ihren Jungen verzehrt.

Was freſſen denn die Haſen? Allerhand Kräuter und Wurzeln, Getreide, junge Saat, Gras, Kohl und Laub, und im Winter auch wohl Baumrinden. Und wo halten ſie ſich gewöhnlich auf? In Wäldern, Gebüſchen, Gärten und Feldern. Des Tags ruhen ſie gewöhnlich in ihrem Lager, das in einem Gebüſch, oder im Laub, oder im Gras, oder mitten auf einem Acker iſt. Des Abends aber gehts aufs Springen und Freſſen los. Und bey

Mondſchein kann man ſie auch mit einander ſpielen und hüpfen, und ſich einander herumjagen ſehen.

Der Haſe ſchläft immer mit halb oder ganz offenen Augen, weil er zu groſſe Augen, und kleine Augenlieder hat, und entfernt ſich mit ſeinem Willen nie weit von ſeinem Lager. Weil er aber ſehr ängſtlich und einfältig iſt, ſchwache Augen, und einen ſtumpfen Geruch, doch aber ein gutes Gehör hat, ſo läßt er ſich von dem geringſten Geräuſch in Angſt ſetzen, und flieht und galopirt in groſſer Angſt von einem Ort zum andern, wenn auch gleich nur ein Blatt vom Baum gefallen, oder der Wind gepfiffen, oder er einen Menſchen gehört, oder einen Hund, oder ſonſt einen von ſeinen Feinden gewittert hat.

Die Hunde fürchtet er entſetzlich, weil ſie ihn faſt immer verfolgen und quälen. So dumm und ängſtlich aber der Haſe iſt, ſo weis er doch auch den ſchlaueſten Hund durch allerhand Contre-Sprünge zu ermüden, und für einen Narren zu halten. Zuweilen rettet er ſich unter die Schaafe, legt ſich dicht auf die Erde, und ſetzt durch Bäche und Flüſſe. Zween Hunde aber ſind des Haſen Todt, wie man im Sprüchwort ſagt. Denn wenn zween hinter ihm her ſind, ſo iſt er auf alle Fälle allemal verlohren, vorzüglich wenn ſie ihn auf einem Berg haben, weil er mit ſeinen kurzen Vorder- und ſehr langen Hinterfüſſen wohl gut Bergan, aber nicht Bergab ſpringen kann, ſondern Bergab immer über und über purzelt.

Er ſieht oberhalb am Leibe grau, und unten weiß und gelblicht aus, hat weit hervorliegende groſſe Augen,

eine dicke Schnautze, und Naſenlöcher, die wie ein zweytes Maul ausſehen, weil ſie weit über der Lippenſpalte ſtehen. Man nennt dieſe Naſenlöcher bey einem Menſchen, der eine ſolche geſpaltene Lippe mit auf die Welt bringt, oder durch einen unglücklichen Zufall bekommt, Haſenſcharte. Sein Maul iſt mit Borſten, nach Art der Katzen, beſetzt; ſeine Ohren ſind lang, und an den Spitzen ſchwarz; ſein Schwanz iſt kurz, und in die Höhe gekrümmt; ſeine Vorderfüſſe ſind kurz und dünn, und mit fünf Fingern beſetzt; ſeine Hinterfüße hingegen ſind dick und lang, und mit drey Zehen verſehen.

Auf der 6ten Tafel Figur 5 iſt ein großer alter Haſe; Figur 6 aber ſind zwey kleine junge Häſchen abgebildet. Wenn dem Haſen kein Unfall begegnet, ſo kann er acht Jahre alt werden. Ein alter Haſenbraten ſchmeckt nicht gut. Aber ein Braten von einem zweyjährigen fetten Rammler iſt ſo gut, daß er auf Fürſtlichen Tafeln geſpeißt wird.

Das Kaninchen (a)

iſt faſt eben ſo nützlich, als der Haſ. Man kann es auch eſſen, und ſeinen Balg zu allerhand Kleidungsſtücken gebrauchen. Aber ſo viel Kaninchen giebts lange nicht in der Welt, als es Haſen giebt. Ja in den kältern Gegenden der Welt, wo ſich doch die mehrſten Haſen aufhalten, giebts gar keine Kaninchen, weil ſie die Kälte nicht vertragen kön-

(a) Küniglhaſe.

können. Und wo es ehedem ſehr viele gab, da rottete man ſie aus, weil ſie alles untergruben, und ſich ſo unmäßig vermehrten, — denn ſie werfen gewöhnlich ſiebenmal des Jahrs, und faſt allemal fünf bis acht Stück — daß ſie oft ganze Fürſtenthümer verheerten, und beynahe Menſchen und Vieh aus ihren Wohnungen vertrieben.

In Spanien gabs ehedem ſo erſtaunlich viel Kaninchen, daß man ſie als eine Landplage mit Gewalt ausrotten mußte. Von Spanien kamen ſie nach Italien. Und von Italien wurden ſie nach Deutſchland und Holland, und endlich auch noch in viele andere Gegenden der Welt gebracht.

Das Kaninchen iſt kleiner, als der Haſe, ſonſt aber demſelben an Farbe, Bildung und Fraß faſt ganz ähnlich. So dumm, wie der Has, iſt es nicht, und auch lange nicht ſo ängſtlich; denn wenn ihm ein Fuchs, Wolf oder Hund, ein Marder, Wieſel oder Iltis auf dem Leib will, ſo flüchtet es in ſein Loch. Kömmt ihm aber einer von dieſen ſeinen Feinden auch dahin nach, wie der Fuchs und das Wieſel oft thun, ſo iſt es ſammt ſeinen Kindern verlohren, es mag auch graben, und ſich wehren, wie es will.

Es giebt wilde und zahme Kaninchen. Das wilde Kaninchen ſieht grau aus, und iſt etwas kleiner, als das zahme. Unter den zahmen aber giebts graue, weiße, bunte und ſchwarze. Die weißen ſind die einträglichſten, weil ihr Balg von den Kirſchnern am theuerſten bezahlt wird. — Tafel 5 Figur 22 iſt ein zahmes; und Tafel 7 Figur 25 ſind zwey wilde Kaninchen abgebildet.

Man-

Manche Kaninchen-Liebhaber haben oft fünfzig bis hundert Stück in verſchloſſenen Ställen bey einander. Und hie und da ſieht man auch in den Thiergärten vornehmer Herren kleine Kanichenberge, wo die zahmen Kaninchen, Sommer und Winter, wie die Wilden, unter der Erde in tiefen Löchern wohnen, darin ihre Jungen ſetzen und großziehen, und erſt dann mit ihnen herauskommen, wenn ſie zween Monate alt ſind, und für ihren Unterhalt und ihre Beſchützung ſelbſt ſorgen können.

In dem merkwürdigen Thiergarten zu Kaſſel iſt ein ſolcher kleiner Kaninchenberg. Es iſt allerliebſt anzuſehen, wenn bald da bald dort ein ſchneeweißes Kaninchen aus ſeinem Loch hervorguckt, oder wirklich herausſpringt, was zu freſſen ſucht, oder mit ſeinen Kameraden ſpielt. Man kann ſie auch ſo zahm machen, daß ſie alle zuſammen kommen, wenn man ihnen pfeift. Und, wenn man gern eins von ihnen lebendig haben will, ſo läßt man einen dazu abgerichteten Hund, der eine Rolle an ſich hängen hat, unter ſie ſpringen und eins holen. Denn ſobald die Kaninchen dieſe Rolle hören, kommen ſie alle aus ihren Löchern und Schlupfwinkeln hervor: und nun erhäſcht er das nächſte das beſte im Nacken, und rollt mit ihm den Berg herunter, und bringt es lebendig und unverletzt ſeinem Herrn.

Das Meerſchweinchen

hat die Größe eines Eichhörnchens, und faſt die Farbe eines wilden Kaninchens. Es hat keinen Schwanz, und

heißt

heißt deswegen ſo, weil es von Braſilien aus Amerika über das Meer zu uns gebracht worden iſt, und einen Schweinrüſſel hat, und auch faſt ſo, wie ein Schweinchen, grunzt. Es frißt allerhand Kräuter, Obſt, Brod und Mehl, und vorzüglich gern Peterſilienkraut. Es vermehrt ſich erſtaunlich ſchnell. Man macht aber in Europa weder von ſeinem Fleiſch, noch von ſeiner Haut einen Gebrauch. In Amerika aber ißt man es ſehr gern; es ſoll faſt wie Kaninchenfleiſch ſchmecken. Wenn das Weibchen ſchläft, wacht das Männchen dabey; und legt ſich das Männchen ſchlafen, ſo hält das Weibchen Wache. — Siehe Tafel 14 Figur 28.

Das Aguti

oder Ferkelkaninchen iſt ſo groß, als ein Haſe, und auch in Braſilien zu Hauſe, wohnt aber nicht unter der Erde, wie das Meerſchweinchen, ſondern in hohlen Bäumen, und frißt Obſt, Wurzeln und Blätter. Man ißt es in Amerika.

Das Paka

iſt auch des Meerſchweinchens Landsmann. Es iſt ſo groß als ein Kaninchen, lebt in Löchern unter der Erde, frißt allerhand Kräuter und Wurzeln, und gleicht in der Bildung, und im Grunzen und Wühlen in der Erde einem jungen Schweinchen, wird ſehr fett, und in Amerika als ein recht ſehr guter Biſſen häufig verſpeißt.

Der Marder

iſt ein greulicher Vogeldieb. Tauben, Hühner und Gänſe, und was er ſonſt noch von groſſem und kleinem Federvieh erwiſchen kann, würgt er zuſammen. Auch hinter viel gröſſere Vögel, als er iſt, hinter Auerhähne, Faſanen und Puter wagt er ſich. Ja er fällt ſogar die ſchlafenden Adler mörderlich an, und läßt ſich von ihnen lieber hoch in die Luft hinauf ſchleppen, ehe er ſie losläßt.

Der Marder iſt ſo groß, als eine Katze, hat gelbbraune Haare, einen ſchlanken Leib, kurze Füße, und einen langen haarichten Schwanz, frißt alle Arten von Federvieh und Honig, Vogeleyer und Eichhörnchen, und im Nothfall nimmt er auch mit Ratten und Mäuſen und Maulwürfen verlieb.

Es giebt zwo Sorten von Mardern, einen Hausmarder, und einen Baummarder. Der Hausmarder hat eine weiße; der Baummarder eine gelbe Kehle. Sonſt aber ſind ſie einander, bis auf die Wohnung, faſt in allem ähnlich.

Der Hausmarder oder Steinmarder hält ſich gewöhnlich nur in, oder doch ſehr nahe bey den Wohnungen der Menſchen in alten Gebäuden, Heuböden und Mauerlöchern auf, klettert Wände und Dächer hinauf, und richtet in den Tauben- und Hühnerſtällen entſetzliche Niederlagen an. Denn iſt er einmal im Taubenſchlag, ſo läßt er auch keine einzige Taube lebendig. Allen beißt er die Köpfe ab, und ſaugt ihnen das Blut aus, und nimmt von den erwürgten eine, oder zwo mit in ſein Lager und hollt auch

wohl

wohl nach und nach noch mehrere dahin ab. — Sihe Tafel 11 Figur 22.

Der Baumarder oder Feldmarder nähert ſich keiner bebauten oder bewohnten Gegend, ſondern lebt und wohnt nur in Eichenwäldern, und in Büchen- Tannen- und Fichtenwäldern, auf den Bäumen in wilden Taubenneſtern, oder in Eichhörnchen-Höhlen. Wenn daher die Heckezeit herannahet, ſo ſucht ſich das Weibchen ein gutes Eichhörnchen-Lager auf, jagt die Eichhörnchen aus demſelben heraus, und ſteigt hinein, und erweiterts und richtets nun für ſich und ſeine Kinder zu. Auch die Eulen jagt er zuweilen aus ihren Schlupfwinkeln hervor.

Vögel und Eichhörnchen ſind der Marder beſter Fraß. Ey, wie gehts ihnen denn endlich, wenn einer von ihnen auf einem Adler Himmelan geritten iſt. Er kratzt, ſaugt und quält ihn ſo lange, bis er mit ihm halb oder ganz todt zur Erde fällt. Dabey aber verliehrt er oft ſelbſt ſein Leben, und bricht Hals und Bein entzwey.

Der Marder zieht alle Jahr drey bis fünf Junge groß, lebt höchſtens acht Jahr, und wird wegen ſeines ſchönen Balges ſehr geſchätzt. Auch ſein Fleiſch kann man eſſen. In Deutſchland giebts wenige; in Rußland aber und im nördlichen Aſia und Amerika giebts ſo erſtaunlich viel, daß alle Jahr wenigſtens dreyßig bis vierzig tauſend Stück gefangen werden können.

Der

Der Iltis

iſt ein eben ſo kühner Tauben- und Hühnermörder, als der Hausmarder, und ſieht ihm auch faſt ganz ähnlich. Er hält ſich auf, wo er will, in Wäldern, Städten und Dörfern: So lang es nämlich an dieſen Orten was zu würgen giebt. Des Winters aber hält er ſich, weil es alsdenn weder Eyer noch Vögel in den Wäldern giebt, gewöhnlich in den Dörfern auf Heuböden, oder hinter Holzhauſen auf, um nahe bey den Tauben und Hühnerſtällen zu ſeyn. Wegen ſeines häßlichen Geruchs ißt man weder ſein Fleiſch; noch macht man einen ſonderlichen Gebrauch von ſeinem Balg. — Siehe Tafel 11 Figur 21.

Zobel

heißt das merkwürdige Thierchen, liebe Kinder, von dem das koſtbare, aber auch ſehr theure Pelzwerk kommt, mit dem nur Prinzen und Prinzeſſinnen, und andere recht ſehr reiche Leute ihre Winterkleider füttern oder beſetzen laſſen können. Rathet einmal, was nur ein einziger Zobelbalg koſtet? Fünf Thaler? Ohe, ja wohl nur fünf Thaler! Sechzig bis achtzig Thaler koſtet gewöhnlich ein ſchöner. Und oft koſtet einer wohl noch mehr, je nachdem er recht dicht iſt, und ſchön glänzende ſchwarzbraune Haare hat.

Der Zobel iſt eben ſo groß, und eben ſo ſchmächtig und kurzbeinig, wie der Marder, wohnt nur in den dickſten Sibiriſchen Wäldern in hohlen Bäumen, nahe bey Bächen und Flüſſen, und frißt Vögel und Vögeleyer, Ei-

cheln und Bücheln, auch allerhand Beere, wildes Obſt und Baumknospen, wirft alle Jahr vier bis ſechs Junge, und lebt höchſtens acht Jahr. — Siehe Tafel 9. Figur 15.

Und damit ſein herrlicher Pelz beym Fangen nicht durchlöchert, oder gar ganz verdorben werde, ſo ſchieſt man ihn nicht mit Kugeln oder Schroten, ſondern nur mit Pfeilen oder Bolzen, oder fängt ihn mit Schlingen. Denn ein Zobelbalg, der mit einem Feuergewehr durchlöchert worden iſt, koſtet kaum noch fünf Thaler, wenn er ſonſt, und ohne Löcher, ſechzig bis ſiebenzig koſten würde.

Der Zobel trinkt gern reines Waſſer, daher er auch nahe bey Bächen und Flüſſen ſich aufhält. Er trinkt aber nicht mit der Schnauze, wie andere Thiere, ſondern er ſteckt ſeinen langen zottichten Schwanz ins Waſſer, und leckt ihn alsdenn ab. Er kann ſehr gut klettern, und erſtaunlich behend von einem Baume zum andern ſpringen.

Die ruſſiſche Kaiſerin läßt die mehrſten Zobel von gewiſſen Verbrechern, die Sie, zu Büſſung ihrer Sünden, auf etliche Jahre, oder auch auf Zeit Lebens, nach Sibirien verdammt, fangen, und ſich die Bälge alle Jahr nach Petersburg ſchicken. Viele davon werden verſchenkt, und viele auch den Kaufleuten überlaſſen. Man kann das Zobelfleiſch eſſen.

Das

Das Wieſel

ſieht faſt aus, wie der Marder, hat im Sommer rothe, und im Winter weiſſe Haare, wohnt in Wäldern in hohlen Bäumen, frißt Vögel und ihre Eyer, Ratten, Mäuſe und Schlangen, Fiſche, Maulwürfe und Inſekten, ſetzt jährlich drey bis fünf Junge, und erreicht ein Alter von ſechs Jahren. — Siehe Tafel 9 Figur 16.

Doch bleibt es nicht immer im Walde. Es durchſtreicht auch ſehr oft Gärten, Wieſen und Felder, legt ſich in Gebüſche, und lauert auf Vögel, und frißt manche Wachtel und Lerche, ſamt ihren Eyern und Kindern, und was es ſonſt noch Lebendiges unterwegs antrift und bezwingen kann, auf.

Und gegen den Winter zieht es in die Flecken und Dörfer, und wo ſonſt noch Federvieh gehalten wird, logirt ſich in Scheuern, oder auf Heu- und Strohböden, und nährt ſich von der Ratten- und Mäuſejagd. Kann es aber ein Huhn oder eine Taube erwiſchen, ſo ſäumt es ſich gewiß nicht.

Weil es den Tag über in ſeinem Lager bleibt und ſchläft, und nur des Nachts aufs Morden und Rauben ausgeht, ſo erwiſcht man es ſelten. Doch kann man es gar leicht in Fallen und Schlingen fangen, oder auch mit Pfeilen und Bolzen todt ſchieſſen, wenn man ihm auflauren will.

Ein weiſſer Wieſelbalg, beſonders wenn er von einem ſchönen Norwegiſchen

Hermelin

iſt, koſtet gewöhnlich zween bis drey Thaler. — Iſt alſo das Hermelin, von dem das ſchneeweiſſe Pelzwerk kömmt, womit man vielerley Winterkleider füttert und beſetzt, auch ein Wieſel? Ja, das iſt es. — Siehe Tafel 9. Figur 41.

Giebts bey uns auch Hermeline? Nein. Sie halten ſich nur in den kälteſten Gegenden von Norwegen, Schweden und Rußland auf, und freſſen Vögel und Vogeleyer, und Lemings oder ſogenannte Norwegiſche Bergmäuſe, ſiehe oben Seite 518.

Sie ſollen ſehr wilde und kühne Thiere ſeyn, und an dem Norwegiſchen Ufer bey ſtillem Wetter auf die nahen Inſeln ſchwimmen, und allda Vögel und Vogeleyer aufſuchen, und ſogar ſchlafende Elendthiere, Bären und Adler anfallen, und ſo lang auf ihnen ſitzen bleiben, und ihnen ihr Blut ausſaugen, bis ſie todt zur Erde fallen, oder irgendwo hinunter ſtürzen. (*)

Der Vielfraß

hat ſeinen Namen vom vielen Freſſen: Denn er frißt den ganzen Tag, und ſcheint doch nie recht ſatt zu ſeyn, Er iſt ſo groß, als ein groſſer fetter Mezgerhund, dem er

(*) Siehe Pontoppidans Naturgeſchichte von Norwegen, Buch 2 Seite 49.

er auch ſo ziemlich ähnlich ſieht, hat ſchwarzbraune Haare, kurze Füſſe, wohnt in Lapland, und in den nördlichſten Gegenden von Aſia und Amerika, und frißt Vögel, Aas, Haſen und Rennthiere. Siehe Tafel 9. Figur 14.

Wie meint ihr wohl, daß er die groſſen flinken Rennthiere fange? Nicht durchs Nachſpringen? Nein, er kann nicht einmal ſchnell laufen, geſchweige denn ſpringen. Auf denn Bäumen fängt er ſie. Und das macht er auf folgende Weiſe: Er klettert auf einen Baum, und nimmt im Maul etwas Moos, das die Rennthiere ſehr gern freſſen, mit hinauf. Sieht er nun ein Rennthier in der Nähe, ſo läßt er geſchwind etwas von dieſem Mooſe herabfallen, damit es herbeykommen, und daſſelbe freſſen ſoll.

Kömmt nun das arme Rennthier, ſo ſtürzt er ſich plötzlich auf daſſelbe herunter, kratzt ihm die Augen aus, und klammert ſich mit ſeinen Klauen ſo feſt zwiſchen deſſen Geweih ein, daß er nicht herunterfallen kann, das gute Thier mag auch herumraſen, und ihn, als einen unverſchämten Gaſt und Reuter, abzuſetzen ſuchen, wie es will.

Allein da er auf ſeinem Ritt immer ſaugt und frißt, und das gequälte blinde Thier von einem Baum an den andern rennt, ſo büßt es ſein Leben gar bald ein. Fällt es, es ſey nun halb oder ganz todt, ſo zerreißt er es in Stücke, und frißt es nach und nach mit Haut und Haaren auf: Denn was er nicht gleich bey der erſten

Mahlzeit freſſen will, verſcharrt er ſich, bis auf eine andere Zeit, in den Schnee. (*)

Er iſt räuberiſcher und unerſättlicher, als der Wolf. Aber aller ſeiner Gefräßigkeit ungeachtet, iſt es doch eine Fabel, daß er ſich, wenn er allzuviel gefreſſen habe, zwiſchen zween nahe beyſammen ſtehende Bäume dringe, und ſeinen dicken Wanſt hinten ausleere, um nun von neuem wieder freſſen zu können. (**) Unmöglich wäre es zwar eben nicht, da es zuweilen Menſchen giebt, die ein paar Hüte voll Glas und Steine verſchlingen, und noch dazu etliche Pfund Fleiſch und Brod aufzehren, und ſogleich ohne Schaden wieder von ſich geben können. Der Pelz des Vielfraßes iſt ſehr ſchätzbar und ſchön. Man macht Muffe und allerhand Verbremungen daraus.

Die

(*) Siehe Kraſcheninnikows Beſchreibung des Landes Kamtſchatka, Seite 120.

(**) *Olaus Magnus*, ein ſchwediſcher Geiſtlicher hat dieſe Fabel in ſeiner hiſtoria de gentibus ſeptentrionalibus, Lib. 18. Cap. 7 zuerſt bekannt gemacht, und auch einen, zwiſchen zween Bäume geklammerten Vielfraß, wie er ſich eben leichter macht, abgebildet. — *Conrad Gesner*, ein Schweitzer, ließ dieſes Thier auch ſo zwiſchen zween Bäumen abbilden, und glaubte alſo dieſe Fabel auch. Er redet in ſeiner hiſtoria quadrupedum faſt mit Olai Magni Worten alſo vom Vielfraß oder Gulone: Invento cadavere tantum vorat, ut extendetur et infletur tympani inſtar. Itaque anguſtiam aliquam inter arbores ingreditur, et per vim ſe ipſum intrudit, ac ventrem premens ſtringensqne exonerat, ut violenter ingeſta violentius egerat. Sic extenuatum rurſus ad cadaver properat, et viciſſim de eo, quantum poteſt, devorat &c.

Die Zibetkatze

iſt ſo groß, als eine Katze, grau und ſchwarzgeſtreift, in Oſtindien und Afrika zu Hauſe, frißt allerhand Früchte, Eyer und Vögel, und hat zwiſchen den Hinterbeinen einen Beutel, worin eine blichte Materie iſt, die ſehr ſtark riecht, und zum Einbalſamiren oder Parfümiren gebraucht wird.

Man fängt daher die Zibetkatze, und ſperrt ſie ein, und nimmt ihr zu gewiſſer Zeit ihren Saft ab, und macht Kugeln daraus, die unter dem Namen, Zibetkugeln, in der ganzen Welt bekannt ſind.

Und damit der Holländer, der ſehr ſtark mit Zibet handelt, denſelben auch rein und ächt erhalten möge, zieht er immer Zibetkatzen in eigenen Bauern auf. Dieſe Bauer oder Keficht ſind ſo eng, daß ſich das Thier darin nicht umwenden, und alſo auch den nicht beiſſen kann, der ihm ſeinen Zibet abnimmt. All-ander oder höchſtens all-drey Tag öfnet man den Bauer hinten, zieht die Katze am Schwanz zurück, und langt den Zibet mit einem kleinen Löffelchen aus dem Beutel heraus.

Die Genetkatze

hat auch einen Beutel mit einer wohlriechenden Feuchtigkeit unter dem Schwanze, iſt etwas kleiner, als die Zibetkatze, ſonſt aber ihr ſehr ähnlich, und ebenfalls in Oſtindien zu Hauſe.

Das Stinkthier

oder der Stinker wohnt in Amerika, iſt ſo groß und ſchlank, als ein Marder, ſchwarz und weiß geſtreift, und ein recht ſehr häßliches, aber doch dabey ſehr merkwürdiges Thier. Wenn ſich ihm ein Menſch nähert, ſo murrt und ſchnaubt es ſehr heftig, krazt mit den Vorderpfoten in die Erde, kehrt ihm ſeinen Hintern zu, und läßt ſeinen Unrath fallen, deſſen Geſtank ſo abſcheulich ſtark iſt, daß Menſchen und Vieh davon faſt erſticken müſſen.

Es nähert ſich ihm alſo weder Menſch noch Thier. Alles flieht, ſo bald es ſeinen Urin oder Abtritt auch nur in der Ferne riecht. Kommt ihm ein Menſch, oder ein Hund, oder ſonſt ein groſſes Thier ſo nahe, daß es ſie mit ſeinem Urin erreichen kann, ſo piſt es ſie an. Und dieſer Urin ſoll noch weit entſetzlicher ſtinken, als ſein Abtritt, und ſo ſcharf und beiſſend ſeyn, daß man faſt blind davon wird, wenn er einem in die Augen fällt.

Es läuft nur des Nachts herum, ſtellt Vögeln nach, frißt Hühner und ihre Eyer, und liegt und wohnt den Tag über in alten hohlen Bäumen.

Die Faraonsmaus

Faraonsratte oder Manguſte, der Ichneumon oder Mongo, von der wir oben Seite 330 geſagt haben, daß ſie die Krokodileyer freſſe, iſt ſo groß, als ein Marder,

der, und auch faſt eben ſo gebildet, hat weiß und ſchwarz und gelbgefleckte Haare, wohnt im wärmern Aſia und Afrika, und vorzüglich in Oſtindien und Aegypten, an den Ufern der Meere, Seen und Flüſſe, frißt Schlangen und Eidexen, Ratten, Mäuſe und Vögel und Krokodileyer, wirft alle Jahr drey bis fünf Junge, nnd wird ohngefähr ſechs Jahr alt. (*) Siehe Tafel 13 Figur 31.

In Aegypten macht man die Pharaonsmäuſe oder Ichneumons zahm, und gebraucht ſie in den Häuſern, wie wir unſere Katzen, zum Mäuſe- und Ratten fangen. Es giebt einige Leute, die immer welche zahm machen, und auf den Märkten zum Kaufe bringen. Aber ihr Geſchmack am Rauben iſt noch viel größer, als unſrer Katzen ihrer, denn ſie machen auch Jagd auf Eidexen, Schlangen und Fröſche, und auf alles, was ihnen lebendiges vorkömmt; ja ſie fürchten ſich ſogar für Hunden und Katzen und jungen Krokodilen nicht; ſondern fallen ſie an und bezwingen und freſſen ſie.

Doch ſind die Krokodileyer, die ſie mit viel Liſt aufzuſuchen, und aus dem Sand zu ſcharren wiſſen, ihr beſter Fraß. Aber dies iſt unſtreitig ganz falſch, daß ſie den ſchlafenden Krokodilen durch den Rachen in den Leib kriechen, und ihnen ihre Leber und übrigen Eingeweide auffreſſen; ſodenn aber wieder beym Rachen herausſpatzie-

 ren,

(*) Manguſte iſt dieſes Thierchens indianiſcher Name. Ichneumon iſt griechiſch, und bedeutet einen Nachſpührer. Und Mongo nennts der Portugieſe.

ren, oder gar ein Loch durch der Krokodile Bäuche bohren, und ſodenn haſtig davon fliehen.

Der Dachs

iſt die ärgſte Schlafmütze unter allen Thieren. Er ſchläft den ganzen Tag, die halbe Nacht, und noch dazu den ganzen Winter; und alſo zuſammen über drey Viertel ſeines Lebens, und viel länger, als das Murmelthier und der Siebenſchläfer. — Siehe Tafel 14 Figur 43. (*)

Er iſt ſo groß, als ein Fuchs, oder als ein kleiner Pudelhund, hat lange dicke weiſſe, rothe und ſchwarze Haare, einen Fuchskopf, und eine Hundsſchnautze, kleine kurze Beine, und faſt gar keinen Schwanz, wohnt in den dickſten Europäiſchen Wäldern, zwo bis fünf Ellen tief unter der Erde, und frißt Ratten, Mäuſe, Eyer, Vögel, Getreide, Wurzeln nnd Obſt, wirft alle Jahr drey Junge, und wird gewöhnlich neun Jahr alt.

Zwiſchen den Hinterbeinen hat er einen Fettbeutel, worein er bey ſeinem Winterſchlaf ſeine Schnautze ſteckt, und vermuthlich das Fett darin auffaugt. Denn

(*) Aeneas Didelphis dorſigera, Beutelratte Didelphis marſupialis. Haſe Lepus timidus, Kaninchen Lepus cuniculus. Meerſchweinchen Cavia porcellus, Aguti Cavia aguti, Paka Cavia paca. Marder Muſtela martes, Iltis Muſtela putorius, Zobel Muſtela zibellina, Wieſel und Hermelin Muſtela erminea, Vielfraß Muſtela gulo. Zibetkatze Viverra zibetha, Genetkatze Viverra genettra, Stinkthier Viverra putorius, Pharaonsmaus Viverra ichneumon, Dachs Viverra meles.

Denn er erſtarrt des Winters nicht, wie das Murmelthier, ſondern bleibt immer warm, und fliehet die Kälte.

Man kann den Dachs zahm machen, und ſtatt einer Katze im Hauſe herumlaufen, und Mäuſe und Ratten fangen laſſen. Allein man thut es nicht gern, weil er nebſt den Mäuſen und Ratten, auch Hühner und Gänſe, und was er ſonſt noch lebendiges und Eßbares erwiſchen kann, erwürgt und aufſchmauſt.

Ein gewiſſer kurz- und krummbeinichter Hund, den man deswegen auch Dachshund nennt, iſt ſein ärgſter Feind: denn er kriecht zu ihm in ſein Loch, und jagt ihn heraus, und tödtet, oder hält ihn wenigſtens mit ſeinen Kameraden ſo lang feſt, bis der Jäger kömmt, und ihn todtſchießt. Ein ſolcher Dachshund iſt auf der 14ten Tafel Figur 40 abgebildet. Auch der Fuchs nöthigt ihn vorzüglich dadurch, das er ihm dicht vor ſein Loch ſeine ſtinkende Loſung oder Unrath, den er gar nicht riechen kann, ſetzt, aus ſeinem Loch heraus, und ſchlägt nun ſeine Wohnung darin auf.

Das Dachſenfleiſch kann man eſſen. Sein Fell giebt, weil es ſo dauerhaft und feſt iſt, daß es weder Regen noch Näſſe durchläßt, Ranzen, Jägertaſchen, Fußſäcke und Reiſekaſten. Und aus ſeinen langen Haaren macht man Mahlerpinſel.

Das Erdzeiſelchen oder Suslik; der Känguruh; der Erdhaſe; das Ceilaniſche Füchschen; das Coati

oder Raccoon; und der Honigſauger oder Ratel, gehö-
ren auch noch zu den Nagethieren.

In der dritten Ordnung machen wir uns mit dem reiſſenden Thieren bekannt, die die Menſchen anfallen, beiſſen und zerreiſſen, wie die Katzen, Löwen, Tieger, Hunde, Wölfe, und Bären, und noch viele andere Thiere.

Die Katze.

iſt ein ſehr falſches, treuloſes und diebiſches Thier, das weder durch Liebkoſungen und gute Biſſen, noch durch Schläge und Einſperren ſo zahm gemacht werden kann, daß ſie nicht kratzt und ſtiehlt. Wie oft kratzt und verwundet ſie nicht die Leute, wenn man ihr auch gar nichts zu Leide thut? Ja verwundet ſie nicht oft Kinder und alte Leute mitten im Spielen, und wenn man ſie ſtreichelt und liebkoßt? Und wie gafährlich iſt ſie nicht den Küchen und Speiſekammern? Frißt ſie da nicht alles weg, was ſie find't, rohes und gekochtes Fleiſch, Backwerke, Butter und Milch? Erwürgt ſie nicht auch ſo manche Taube, und viele andere nützliche Thierchen?

Immer durchſucht ſie, bald oben bald unten, das Haus, obs nicht irgendwo was zu Naſchen für ſie gebe. Immer übt ſie ihre Spitzbübereyen auf die liſtigſte Art aus, und weiß ihre Abſichten ſo geſchickt, wie der ärgſte Betrüger, zu verbergen. Denn ſobald ſie einen Menſchen ſieht, geht ſie weiter, oder ſtellt ſich an, als wenn ſie auf eine Maus laure. Und ſo laurt und paßt ſie oft ſehr

lang

lang auf eine gute Gelegenheit. einen boshaften Streich auszuführen. Hat ſie endlich was erwiſcht, ſo flüchtet ſie ſich, und läßt ſich etliche Tage, oder wenigſtens ſo lange nicht ſehen, bis man ihr ruft. Und geſchieht dies, ſo nähert ſie ſich durch allerhand Umwege, und ſieht Niemand ins Geſicht.

Darum, liebe Kinder, trauet ja keiner Katze mehr, ſie ſchmeichle euch auch noch ſo ſehr. Sie iſt und bleibt immer ein boshafter Betrüger, die euch über kurz oder lang ſo kratzt, daß es blutet, und euch ſehr wehe thut. Niemals müßt ihr eine Katze zu eurem Spielkameraden machen, oder ſie gar mit ins Bett nehmen. Ach, wie gefährlich könnte ſie euch nicht kratzen und verwunden, wenn ihr ſie ihm Schlaf drücktet? Könnte euch da nicht ein Haar von ihr in den Hals kommen? Ja ſchon die Ausdünſtungen der Katzen ſind ſehr ſchädlich und giftig.

Man hat zwar Beyſpiele, das hie und da eine Katze mehr zahm iſt, als die andere, und alten Leuten und Kindern mit ihren poſſierlichen, luſtigen und ſchmeichelhaften Weſen viel Vergnügen macht, ihren Herrn und Wohlthäter gut kennt, ihn begleitet, wenn er ausgeht, und auf ihn laurt, wenn er heimkömmt, aber ihn doch eben ſo ſehr kratzt, wenn er ſie etwas unſanft anrührt, wie einen Fremden, oder ihn gar erdroſſelt und ums Leben bringt, wie einſt eine Katze gethan haben ſoll.

Höret einmal folgende traurige Geſchichte: Ein gewiſſer reformirter Prediger in England, mit Namen Mariette, lebte ſo recht in der Stille, und hatte weder

Frau noch Kinder, und auſſer den nöthigen Dienſtbothen, Niemand bey ſich in ſeinem Hauſe, als eine große Katze, die er ſelbſt aufgezogen, und ſchon zehn bis zwölf Jahre bey ſich hatte, und ſie ſo ſehr liebte, daß er ohne ſie weder eſſen noch ſchlafen konnte. Immer rief und liebkoſte er ſeinen Liebling. Immer mußte ſie bey ihm ſeyn, neben ihm eſſen, und neben ihm ſchlafen. Die beſten Biſſen ſetzte er ihr auf einem eigenen Teller vor.

Ans Mäuſefangen dachte ſie alſo gar nicht. Und wenn ſie ihr Herr auch nur im geringſten beleidigte, etwas aß, ohne ihr auch was davon zu geben, oder ſie nicht genug ſtreichelte, ſo trotzte ſie gleich, gieng nicht mehr zu ihm hin, wenn er ihr rief, und ließ alles Freſſen ſtehen, was er ihr vorſetzte. Endlich fraß ſie zwar, ſah aber ihren Herrn doch nicht an, und that ſehr böſe und beleidigt.

Und da er ſie einmal bey einem Gaſtmahle beynahe gar vergaß, und ihr nur über den Rücken etwas zu werfen wollte, nahm ſie ihm das Leben. Und dies ging auf folgende Weiſe zu: Herr Mariette hatte Gäſte, vor denen er ſich ſchämte, ſeine auſſerordentliche Katzenliebhaberey merken zu laſſen. Er rief alſo diesmal ſeiner lieben Katze nicht zum Eſſen, ſetzte ihr auch keine Huhnskeule, oder ſonſt einen guten Biſſen, auf ihrem eigenem Teller vor, ſondern warf ihr nur, während der Mahlzeit, eine Huhnskeule über den Rücken zu, ohne was anders zu ſagen, als: Komm, Katze da haſt du was!

Allein das böſe falſche Thier, das die ganze Mahlzeit, und ſo manchen herrlichen Biſſen hatte zurichten ſehen, und nun blos mit einer Hühnerkeule verlieb nehmen ſollte, nahm dies Betragen ihrem Herrn übel, gieng während der ganzen Mahlzeit nicht von ihrem Lager weg, achtete keine Keule und kein Rufen, und ſtellte ſich, als wenn ſie ſchliefe.

Da aber die Mahlzeit vorbey war, und die Gäſte theils in Garten ſpatzieren gegangen, theils ſich in einem Nebenzimmer auf eine halbe Stunde ſchlafen gelegt hatten und ſelbſt der Wirth, Herr Mariette, in dem Speiſezimmer auf einen Stuhl eingeſchlafen war; ſtand die beleidigte mörderiſche Katze auf, raſte auf ihren Herrn zu, und erdroſſelte ihn, und legte ſich ſogleich wieder auf ihre alte Stelle, und that wieder, als wenn ſie ſchliefe.

Unvermuthet kam ein Brief an den Herrn Prediger, den ihm ſein Bruder, der auch bey ihm zu Gaſte aß, ſelbſt übergeben wollte. Er rief, er rittelte, allein vergebens; der gute liebe Bruder war todt. Er rief ſogleich alle ſeine Freunde zuſammen, und ſagte ihnen, daß ſein Bruder an einem Schlagfluß geſtorben ſey. Ach, wie erſchracken, wie weinten ſie nicht alle zuſammen! Niemand dachte an was anders, als an einem Schlagfluß. Allein da man genauer nach dem guten Manne ſahe, ſiehe, ſo fand man an ſeinem Halſe die ſchrecklichſten Spuren von Katzenklauen. Man guckte nach der Katze. Sie lag auf ihrem alten Fleck, und ſchien zu ſchlafen. Es ſchien allen

unbe-

unbegreiflich, ja unmöglich, daß eine Katze einen großen Menſchen ſollte erwürgen können.

Um nun bald hinter den ganzen Streich zu kommen, und Niemand unſchuldiger Weiſe wegen eines Meuchelmordes im Verdacht zu haben, erfand der Bruder des Ermordeten folgende Liſt: Er band ſeinem Bruder eine Schnur an den Fuß, und ſtellte ſich in einem Winkel des Zimmers, wo ihn die Katze nicht ſehen konnte: Seine Freunde mußten ſich auch verſtecken, doch ſo, daß ſie ſahen, was er machte. Und wie ſich alle verſtekt hatten, und es ganz ſtille im Zimmer war, zog er an der Schnur, und bewegte den Erdroſſelten ſo natürlich, daß die mörderiſche, aber nun betrogene Katze glaubte, ihr Herr lebe noch, und fiel alſo noch einmal wütend über ihn her, und würgte ihn ſo entſetzlich heftig, daß er, wenn er auch noch gelebt hätte, itzt gewiß todt ſeyn müßte. Und was that man dieſer teufliſchen Katze? Nichts, ſie entwiſchte, und ließ ſich nachher nie wieder ſehen. (*)

Es

(*) Dieſen merkwürdigen Katzenmord hat der ſelige Herr Dr. Martini in ſeiner Büffonſchen Ueberſetzung, Theil 2, in einem beſondern Anhang von Seite 244 bis 247 erzählt. Wer dieſen Menſchenmord durch eine Katze glauben will, der glaube ihn. Ich glaube ihn nicht, und der ſelige Martini glaubte ihn gewiß auch nicht. Ich halte ihn vielmehr für unwahrſcheinlich, ja gar für unmöglich. Einen erwachſenen Menſchen plötzlich zu erwürgen, iſt einer Katze ſchlechterdings unmöglich. Mit einem ſchlafenden Kinde in der Wiege möchte es noch eher an-

Es gab ehedem, und giebts vermuthlich noch, ſo groſſe Katzenfreunde, die ihre Katzen mit den beſten Biſſen füttern, und beſſer halten, als oft manche Aeltern kaum ihre Kinder halten. Ja, einige geben ihren Katzen ſogar einige Stuben ein, und laſſen ſie mit den beſten Speiſen ſorgfältig füttern, ſetzen auch wohl etwas Geld aus, davon ſie nach ihrem Tode gefüttert werden ſollen.

Dagegen ſind mir auch Leute bekannt, die die Katzen gar nicht ausſtehen können, und recht ſehr böſe werden, wenn ſie lang eine um ſich ſehen müſſen. Ja es giebt manchmal Perſonen, denen es ſchon Angſt und bange wird, und die ſogar in Ohnmacht fallen, wenn ſich eine Katze auch nur in der Nähe befindet, und ſie dieſelbe gleich nicht ſehen. Sobald aber die Katze weg iſt, wirds ihnen wieder wohl. Sie erdulden daher viel lieber den Unfug der Ratten und Mäuſe, ehe ſie eine Katze in ihr Haus nehmen.

Nun was ſeyd denn ihr, Liebe Kinder, Katzenfeinde oder Katzenfreunde? Nicht wahr, keins von beyden? Man muß die Katzen nicht ſo fürchten und verabſcheuen, daß man ſie gar nicht ſehen und riechen kann. Wie gefährlich

und

angehen. Auch äuſſern die Katzen ihren Zorn nicht durch Erdrucken, ſondern durch Kratzen und Beiſſen. Und eine Hexe war doch dieſe Katze nicht? Denn es giebt ja in aller Welt gar keine Hexen. Auch müſſen die hinterlaſſenen Freunde des Ermordeten groſſe Schöpſe geweſen ſeyn daß ſie die Katze haben entwiſchen laſſen, und auch nicht mehr haben finden können.

und thöricht iſt es nicht, ſogleich blaß und ohnmächtig zu werden, ſobald man nur eine Katze knurren oder mauen hört. Aber auch das iſt thöricht und albern, wenn man eine falſche böſe Katze eben ſo liebt, und viel beſſer füttert, als den treuen Hund, der nie falſch iſt, und ſeinem Herrn allerhand nützliche und nöthige Dienſte leiſtet.

Wir müſſen alſo den Katzen nur aus Noth ein Quartier in unſern Häuſern geben, damit ſie uns von den noch beſchwerlichern Gäſten, den Ratten und Mäuſen, befreyen. Auch Schlangen, Eidexen und Kröten fangen und freſſen die Katzen weg.

Die Katze iſt ein ſehr reinlich Thierchen, ſie leckt und putzt ſich immer, legt auch ihren Unrath an einen abgelegenen Ort, und deckt ihn mit Erde, Sand oder Aſche, oder mit ſonſt was zu, hat ein ſehr zähes Leben, und wehrt ſich oft gegen die größten Hunde, wirft zwey bis viermal des Jahrs vier bis ſechs Junge, und wird höchſtens zwölf Jahr alt. Man kann ihr Fleiſch eſſen, und auch ihren Balg zu allerhand Kleidungsſtücken gebrauchen.

Weil der Kater oder Relling gern ſeine eigenen Kinder frißt, ſo ſchlept das Weibchen eins um das andere im Maul an einen abgelegenen Ort, wo gewöhnlich Niemand hinkömmt, und zieht ſie dort groß. So bald ſie aber laufen, und Mäuſe freſſen können, nimmt ſie dieſelben mit zur Mäuſejagd, und zeigt und lehrt ſie gleichſam, wie ſie ihren Fraß erhaſchen müſſen. Wenn ſie da-

her

her eine Maus gefangen hat, ſo beißt ſie ſie ein wenig in den Nacken, läßt ſie los, und etwas von ſich weglaufen; ſo bald ſie aber allzu weit weg will, haſcht ſie dieſelbe wieder, giebt ihr noch einen Biß, knurrt und maut, und will haben, daß ſich eins von ihren Jungen über dieſelbe hermachen, ſie ſie erwürgen und freſſen ſoll.

Daß die zahmen Katzen allerhand Farben haben, wiſſet ihr. Nicht wahr, die aſchgrauen ſind die ſchönſten? — Die wilden Katzen aber, die ſich in dichten Wäldern aufhalten, und in hohlen Bäumen wohnen und hecken, auch etwas gröſſer, als die Hauskatzen ſind, haben alle braunrothe Haare, und gewöhnlich einen ſchwarzen Streif über den Rücken herab. Sie freſſen alles, was die zahmen auch freſſen, und wenn ſie einen Haſen, ein Kaninchen, einen Hamſter oder ein junges Reh fangen wollen, ſo legen ſie ſich auf den Aſt eines Baumes, und ſpringen ſodenn plötzlich auf ſie herunter, und erdroſſeln und freſſen ſie. — Siehe Tafel 7 Figur 9.

Der Luchs

oder Hirſchwolf ſieht faſt aus, wie die wilde Katze, iſt aber merklich gröſſer, und weit kühner, und fällt dieſe ſelbſt, und noch viel größere Thiere, als er iſt, an, nämlich Rehe, Hirſche und Schweine, ſaugt ihnen das Blut aus, öfnet ihnen den Kopf, und frißt ihr Hirn; ihr Fleiſch aber läßt er gewöhnlich liegen, und frißt dagegen Vögel, Eichhörnchen und Hermeline. — Siehe Tafel 7 Figur 6.

Er wohnt nur in den dichteſten nördlichen Wäldern von Europa, Aſia und Amerika, ſpringt von den Bäumen herunter auf ſeine Beute, und würgt und ſaugt ſo lang an ihrer Kehle oder Gurgel, bis ſie todt zur Erde fallen. Doch ſtreift ihn das Schwein zwiſchen dicken Gebüſchen zuweilen ab; der arme Hirſch aber iſt immer ſeine gewiſſe Beute.

Der Luchs hat am Leibe weißlicht graue und ſchwarzgefleckte, an den Spitzen der Ohren aber lange ſchwarze Haare, ſieht ſehr gut, — daher ſagt man auch im gemeinen Leben: Du haſt Augen, wie ein Luchs: — heult faſt wie ein Wolf, wirft alle Jahr drey bis fünf Junge, und lebt ohngefähr zehn bis fünfzehn Jahr. Der Luchsbalg giebt ein ſehr gutes Pelzwerk.

Man nennt den Luchs auch Hirſchwolf, weil er die Hirſche anfällt, und faſt ſo gefleckt iſt, wie ein junger Hirſch. Aus Sibirien bringt man die beſten Luchsbälge unter dem Namen Hirſchwolfsbälge. Und aus Nordamerika kommen ſie unter dem Namen Hirſchkatzenbälge.

Der Löwe

iſt das ſtärkſte, verwegenſte und ſchrecklichſte Thier auf dem Erdboden. Er macht alle andern vierfüſſigen Thiere, bis an den Elephanten, den Tiger, das Nilpferd und das Nashorn nieder. Auch dem Stachelſchwein kann er wegen ſeiner Stacheln nicht beykommen. Er ſelbſt aber wird keinem einzigen Thier zur Beute, es ſey auch noch ſo groß, als

es wolle, — der Tiger überwindet ihn doch zuweilen — und iſt alſo gleichſam der König, und der Kommendant über alle Thiere. Alle fürchten und fliehen für ihm.

Auch die Menſchen ſind in ſeiner Gegenwart ihres Lebens nicht ſicher. Denn wenn er allzu alt, oder aufgebracht, oder ſehr hungrig iſt, ſo nimmt und zerreißt er, was er kriegen kann, es ſey nun Affe, Menſch oder Kameel. Trift er aber Menſchen und Thiere beyſammen an, ſo nimmt er nur die Thiere, und läßt die Menſchen gehen. Beleidigen ihn dieſe aber, ja dann rächt er ſich nachdrücklich an ihnen, und rottet in etlich Tagen eine ganze Neger- oder Mohren-Familie aus.

Doch iſt er auch großmüthig und erkänntlich, und vergiebt gerne Beleidigungen. Man hat Beyſpiele, daß er die Beleidigungen kleiner Feinde verachtet, und ihnen ſonſt noch allerhand Unfug verziehen, auch denen das Leben geſchenkt und erhalten hat, die ihm zum Freſſen vorgeworfen worden ſind, oder zu ihm ihre Zuflucht genommen haben. Nachher will ich euch ein paar Beyſpiele von der Großmuth und Erkänntlichkeit einiger Löwen erzählen.

Löwe bleibt aber doch immer Löwe, und wenn er auch gleich zuweilen ſehr mitleidig und ſchonend, und lange nicht ſo grauſam iſt als der Tiger, der Wolf, der Marder und der Iltis, die nur zum Vergnügen würgen, und auch dann noch fort morden, wenn ſie ſich auch ſchon längſt ſatt gefreßen haben; und er gleich nur aus Noth, um ſeinen Hunger zu ſtillen, niemals mehr zuſammen würgt und mordet, als er auf eine, oder höchſtens auf zwo

Mahlzeiten verzehren kann, und dann, wenn er ſatt iſt, ruhig bleibt. Wie trotzig, wie fürchterlich ſieht er nicht aus? Wie entſetzlich ſchreyt und brüllt er nicht? Zittert und bebt nicht alles um ihn her, wenn er ſein ſchreckliches Gebrüll aus ſeinem weiten Rachen heraus donnert? Was macht er nicht für ein abſcheuliches Maul und Geſicht, wenn er böſe iſt? Wedelt er da nicht mit ſeinem, über drey Ellen langen Schwanze ganz haſtig um ſich? Schüttelt er da nicht ſeine lange Mähne an Kopf, Hals und Bruſt? Faltet er da nicht die dicke Haut ſeines Geſichts? Wie zieht er nicht ſeine groſſen Augbraunen auf und nieder? Wie drohend weiſt er nicht ſeine Zähne, mit denen er auch die dickſten Knochen zermalmen kann? Wie weit ſtreckt er nicht ſeine ſtachlichte Zunge heraus?

Wer darf ſich ihm dann nähern? Gewöhnlich Niemand als ſein Herr oder Wärter. Dieſer weiß mit ihm umzugehen, und ihm ſo zu ſchmeicheln, daß er ſich unter ſeine Füſſe legen, und auf ihm reiten, ihm ſein Maul öfnen, und ſeine Zunge in die Hand nehmen, ja gar ſeinen Kopf in ſeinen Rachen ſtecken, und noch allerhand Späße mit ihm treiben darf, ohne daß er ihn beißt, oder ihm ſonſt was zu Leide thut.

Aber gefährlich und fürchterlich iſts und bleibts doch allemal, einen Menſchenkopf in dem Rachen eines lebendigen Löwen zu ſehen. Ich ſah es ſchon etliche mal, und ſtaunte über des Löwen Zahmheit, und über ſeines Herrn Kühnheit. Ach, was thut der Menſch nicht ums Geldes willen, dacht' ich! Viele Zuſchauer konnten den ſchrecklichen

chen Anblick nicht ertragen, griffen nach ihren Köpfen, ob ſie ſie auch noch hätten, und lieſen davon.

Ich, glaube ich, würde auch davon laufen. — Ich auch. — Ich nicht. — Ich — Aber ſagen ſie doch, geſchieht denn nie ein Unglück? Sehr ſelten, es müßten denn die Wärter nur allzu grob oder kühn mit ihnen umgehen, und ſich von ihnen lecken laſſen, wie einmal ein Bedienter that, und ſodenn von dem Löwen ſeines Herrn erdroſſelt und aufgefreſſen ward. Ohe, und wie gieng das zu? Der Bediente hatte ſich mit dem Löwen, der in ſeines Herrn Kammer ſchlief, ſo ſehr bekannt gemacht, daß er ſich von ihm liebkoſen und lecken ließ. Man warnte ihn oft, und ſagte ihm, daß er es ja nicht mehr thun ſollte, weil der Löwe eine rauhe, und wie ein Reibeiſen gebildete Zunge habe, mit der er ihm gewiß einmal eins verſetzen, und die Haut von ſeiner Hand ablecken, oder ihm gar die ganze Hand abbeiſſen werde. Denn wenn der Löwe Blut ſieht, oder auf ſeiner Zunge empfindet, ſo muß er Blut haben: Er würgt und mordet alſo.

Der Bediente achtete alſo nicht auf dieſe Warnungen. Und ſiehe, unvermuthet ward ſein Herr einſt des Nachts durch ein Geräuſch vom Schlaf erweckt! Er ſtand auf, gieng in die Kammer, und ach, wie erſchrack und entſetzte er ſich nicht, als er den Kopf ſeines Bedienten zwiſchen den Klauen des Löwen ſahe, der den Leib ſamt Händen und Füſſen ſchon ganz aufgefreſſen hatte. Und

was that nun der Herr? Er rief ſeine andern Bedienten herbey, und ließ den Mörder ſogleich todt ſchieſſen.

Ihr habt doch ſchon lebendige und abgebildete Löwen geſehen? In unſerm Buche ſind auch zween abgebildet. Sehet einmal die 10te Tafel an; Figur 8 iſt ein Löwe, und Figur 9 eine Löwin. Der Löwe iſt merklich gröſſer, als die Löwin, und an Kopf, Hals und Bruſt mit langen Haaren bedeckt; auf dem übrigen Leib aber hat er, wie die Löwin, nur kurze Haare, und ſein drey bis vier Ellen langer Schwanz endiget ſich in einen Haarbüſchel.

Der Löwe iſt in Afrika zu Hauſe, hat röthlichtbraune Haare, einen dicken Katzenkopf, einen Schnurbart um das Maul, und eine geſpaltene Oberlefze, frißt nichts als Fleiſch, und am liebſten Kameel- und Affenfleiſch, wirft jährlich höchſtens vier Junge, und erreicht ein Alter von fünf und zwanzig bis dreyßig Jahren.

Die Neger und Mohren fangen ihn jung und alt. Mit Lebensgefahr ſchleichen ſie ſich zu den Wohnungen der Löwinnen, wenn ſie auf den Raub ausgegangen ſind, nehmen ihnen ihre Kinder weg, und ziehen ſie in ihren Hütten bey ihrem andern Vieh groß, oder ſchlachten und eſſen ſie ſogleich auf. Die alten Löwen hingegen ſchieſſen ſie todt, oder fangen ſie lebendig in Fallgruben, die ſie mit Rohr, oder anderm Holzwerk leicht überdeckt, und entweder ein Lamm darein geſperrt, oder drüber her feſt gebunden haben. Kömmt nun der Löwe, ſo ſtürzt er in die Grube, und iſt gefangen. Itzt ſchämt er ſich entſetzlich, iſt ganz ſtille und muthlos, läßt ſich gefangen

nehmen, eine Kette anlegen, einen Maulkorb aufſetzen, und von einem Kinde gelaſſen wegführen. Es ſieht luſtig aus, wenn man den ſtolzen Löwen ſo gravitätiſch und langſam an der Kette einher gehen ſieht.

Das Löwenfleiſch ißt man alſo in Afrika. Und wozu nützen die Neger die Löwenfelle? Sie machen ſich Mäntel und Bettdecken, und ſonſt noch allerhand Dinge daraus. Ehedem waren auch die Löwenhäute die gewöhnlichen Mäntel der Helden. Und die alten Römer ſpannten ſogar die Löwen, ſtatt der Pferde, an ihre Wagen, und ließen ſich darin von ihnen fortziehen. Der berühmte Römer Markus Antonius fuhr oft mit vier Löwen aus. Auch bey ihren Schauſpielen tödteten die alten Römer viele Löwen.

Itzt aber giebts eben nicht viele Löwen mehr. Welche die Afrikaner nicht ſchlachten und eſſen, die verkaufen oder verſchenken ſie an vornehme Herren in Europa, die ſie in ihren Thiergärten aufbewahren. Und dann und wann reiſen auch gewiſſe Leute, wie ihr wiſſet, mit ihnen und andern ſeltenen Thieren herum, und laſſen ſie für Geld ſehen.

Zwölf bis fünfzehn Pfund Fleiſch muß ein zahmer Löwe täglich haben, wenn er beym Leben bleiben, und zufrieden ſeyn ſoll. Alle Tage brüllt er von freyen Stücken gewöhnlich nur ſechsmal; auf Befehl ſeines Herrn aber brüllt oder brummt er auch wohl noch öfter. Seinen Schwanz läßt er ſich gewöhnlich nicht gern anrühren, wer ihn zur Unzeit, das heißt, dann anrührt,

wenn er böſe iſt, und ſeinen Herrn nicht in der Nähe ſieht, der wird von ihm, wenn er kann, damit niedergeſchlagen, zerriſſen und aufgefreſſen. Schlangen und Feuer kann der Löwe nicht ſehen.

Er geht gewöhnlich nur des Nachts auf ſeinen Raub aus, und muß ſeine Beute, weil er weder gut ſpringen, noch auf einen Baum klettern kann, durch weite Sätze erhaſchen. Wenn daher ein Schaf, Pferd, Ochſe oder Affe nahe bey dem Gebüſche, worin er ſich verſteckt hat, vorbey geht, oder er nur noch ſechs bis acht Ellen hinter ihm her iſt, ſo thut er einen Satz, fällt über den Affen her, umklammert ihn mit ſeinen Vordertazen, zerreißt ihn mit ſeinen Klauen, und zermalmt und frißt ihn mit Haut und Haaren und Knochen auf.

Die Beyſpiele von des Löwen Großmuth und Erkenntlichkeit ſind folgende: Einſt konnte man in London einen ſchönen groſſen Löwen für Geld ſehen. Wer aber kein Geld hatte, durfte nur eine Kaze, oder einen Hund, oder ſonſt ein Thierchen bringen, ſo konnte er den Löwen auch ſehen. Ein böſer Menſch, der weder Geld, noch Hund oder Kaze hatte, und doch den ſchönen Löwen gern ſehen wollte, fing ein allerliebſtes Pudelhündchen auf der Straſſe weg, und warf es dem Löwen vor.

Das arme kleine Thierchen zitterte und bebete bey ſeinem fürchterlichen Kameraden, krümmte ſich, lief ängſtlich hin und her, legte ſich nieder, ſtreckte ſeine Zunge heraus, und hielt ſein Pfötchen in die Höhe, und bat gleichſam den Löwen um Barmherzigkeit. Der großmü-

thige

thige Löwe nahm es ſogleich in ſeinen Schutz, that ihm nichts zu leide, wandte es bald mit dieſer, bald mit jener Pfote um, und wurde in etlich Stunden mit ihm ſo ſehr vertraut und gut Freund, daß er nichts ohne daſſelbe freſſen wollte.

Das kleine Pudelchen lief auf, und unter dem Löwen herum, legte ſich auf ihm ſchlafen, und gieng nie mehr, bis an ſeinen Tod, von ihm weg, man mochte ihm locken und vorwerfen, was man wollte. Wenn es ans Freſſen gieng, ſo wollte der kleine Narr, nach Hunds Manier, alles allein haben, hielt ſein Pfötchen drüber her, knurrte und bellte, und fuhr ſeinem Wohlthäter keck ins Geſicht. Der großmüthige Löwe, der dies alles nicht übel nahm, fuhr allemal ſogleich zurück, und gehorchte ſeinem kleinen Liebling. Wenn der Löwe ſchlafen wollte, ließ es der kleine Schelm nicht zu, ſondern lief und ſprang um ihn her, bellte ihn an, krazte ihn auf dem Kopf, zupfte ihn an den Ohren, und biß' ihn auch wohl ein wenig. Der Löwe war ſtill, und ließ ſich alles gefallen.

Und da das Pudelchen ſtarb, ach, wie brüllte und raſte der Löwe nicht in ſeinem Stalle herum! Er roch an ihm, drehte es mit ſeinen Pfötchen um, und wollte es mit Gewalt aufwecken, und wieder lebendig haben. Allein es blieb todt. Nun verdoppelte er ſein Gebrüll, rieß faſt ſeinen Keſicht entzwey, fraß und trank nichts, zog ſeinen todten Liebling mit ſeinen Pfoten an ſich, und legte ihn an ſeine Bruſt. Und nach fünf Tagen

ſtarb der mitleidige Löwe auch, nachdem er vorher ſeinen Kopf auf ſeines kleinen Freundes Leib gelegt hatte.

Beyſpiele von des Löwen Erkenntlichkeit giebts viele, aber folgendes iſt eins der merkwürdigſten davon: Ein gewiſſer armer Mann, mit Namen Androklus, hatte ehedem das Unglück, bey einem ſchlimmen vornehmen Römer ein Sklave zu ſeyn. Da ihn nun dieſer ganz entſetzlich quälte und mißhandelte, lief er davon, und wollte lieber in den Afrikaniſchen Wüſteneyen Hunger ſterben, als ſich bey ſeinem barbariſchen Herrn langſam zu Tode martern laſſen. Kaum hatte er etliche Tage herumgeirrt, und Hunger und Durſt gelitten, und die brennenſte Hitze ertragen, ſo ſeufzte er nach einem kühlen Orte, wo er ſich ſetzen und abkühlen, und ausruhen könnte.

Er fand eine Höhle, gieng hinein, und ſetzte ſich. Kaum war er darin, ſo kam ein groſſer alter Löwe zu ihm, der nur auf drey Füſſen gieng, und den vierten verwundet, und voller Blut in die Höhe hob, und ſeinen heftigen Schmerz, durch ein klägliches Gebrüll, zu erkennen gab.

Zerriß er den armen Androklus? Nein, er gieng ganz ſanft auf ihn zu, zeigte ihm ſeinen kranken Fuß, und bat ihn gleichſam, daß er ihm helfen ſollte. Der für Angſt faſt todte Androklus faßte Muth, ſtand auf, gieng näher zu dem Löwen hin, und ſah' zu, warum denn wohl ſein Fuß ſo ſehr blutete

Ach, welch groſſer Splitter ſteckte nicht darin! Und denn war er auch über und über geſchwollen, und voller Materie. Androklus zog den Splitter heraus, drückte die Materie aus der Wunde, und reinigte ſie, ſo gut er konnte. Da nun der Löwe keine Schmerzen mehr fühlte, legte er ſeinem Wundarzt ſeinen wunden Fuß in die Hand, und ſchlief ein. Wie er erwachte, gab er ihm mit allerhand ſonderbaren Gebärden zu verſtehen, daß er bey ihm bleiben, und mit ſeinem Logis und Tiſch vorlieb nehmen möchte.

Androklus that dies doch nicht? Doch ja, er blieb drey ganze Jahre bey ihm, und lebte ſehr zufrieden und ohne Angſt bey ihm. Der Löwe holte Fleiſch, und theilte redlich mit ihm, und war nicht eher ruhig, als bis er ſah, daß ſein Kamerad ſatt war. Die beſten Stückchen Fleiſch brachte er ihm allemal von der Jagd mit nach Hauſe.

Da ihm aber endlich das thieriſche Leben nicht mehr gefiel, und er des Löwen, und des rohen Fleiſch Eſſens überdrüſſig war, verließ er, in des Löwen Abweſenheit, die Höhle, und gieng getroſten Muths auf die Gegend zu, wo er ſeinem Herrn entloffen war. Denn er dachte, ſein Herr habe ihn itzt vergeſſen, und auch ſonſt werde gewiß Niemand mehr an ihn denken. Allein weit gefehlt. Er ward nach drey Tagen von römiſchen Soldaten gefangen genommen, mit Ketten gebunden, und ſo zu ſeinem grauſamen Herrn nach Rom gebracht. Dieſer verdammte ihn ſogleich zum Tode, und wollte ihn nach etlichen

lichen Tagen lebendig den wildeſten Thieren vorwerfen laſſen.

Ach, geſchah dies denn? Ja, es geſchah. Man warf ihn wirklich einem ſehr großen Löwen vor. Allein der Löwe that ihm nicht nur allein nichts zu Leide, ſondern ſtand gleichſam vor Verwunderung ſtille, wie er ihn ſah, gieng ganz ſanft und liebreich, gleich als ob er ihn kennete, auf ihn zu, wedelte mit dem Schwanze, und roch und leckte an dem armen Androklus, der vor Angſt beynahe ſchon halb todt war, und weder ſah, noch hörte, was mit ihm und um ihn vorgieng.

Endlich ſah er den fürchterlichen Schmeichler und Lecker an, und ſiehe, es war derjenige Löwe, mit dem er drey Jahre in einer Höhle gelebt hatte. Er gieng ſogleich ſo vertraut mit ihm um, daß der Kaiſer Kaligula — denn dieſer Herr war damals Römiſcher Kaiſer — und alle andern Zuſchauer darüber erſtaunten, und nicht begreifen konnten, wie es zugienge, daß dieſer berühmte fürchterliche Löwe, der ſchon ſo manchen Menſchen zerriſſen hatte, dieſes ſchonte. (*)

Kaligula ließ den Androklus ſogleich zu ſich her bringen, und fragte ihn, ob er nicht die Urſache wüßte, warum ihn dieſer ſchreckliche Löwe verſchont, und ſo ſehr vertraut mit ihm gethan hätte?

Andro-

(*) Fällt hier nicht jedem der Prophet Daniel in der Löwengrube ein?

Androklus erzählte ihm ſeine ganze Geſchichte, erhielt Pardon, und noch dazu den Löwen zum Geſchenk. Er gieng darauf mit ſeinem Löwen, den er an ein Strickchen band, in der Stadt umher, und bekam viel Geld und andere Sachen geſchenkt. — Dieſer gute Löwe iſt alſo gleich nach des Androklus Entfernung, auch gefangen genommen, und nach Rom gebracht worden. (*)

Der Tiger

iſt viel wilder und fürchterlicher, als der Löwe, und das geſchwindeſte und grauſamſte Thier unter allen vierfüßigen Thieren. Der Löwe iſt doch zuweilen gütig und ſchonend, und mordet nicht aus Luſt, ſondern nur aus Noth; der Tiger hingegen mordet alles zuſammen, Menſchen und Thiere, und daß in einem fort, es mag ihn hungern oder nicht, und ſchont im Hunger ſelbſt ſeines Weibchens, und ſeiner eignen Kinder nicht. Denn wenn er ſeine Kinder erwürgt, und ſein Weibchen will ſich dagegen wehren, ſo zerreißt er es ſogleich auch.

Das heiße Aſien, und vorzüglich Oſtindien, iſt des Tigers Vaterland. Er hat gelblicht weiße und ſchwarzgeſtreifte Haare, iſt etwas ſchlanker und länger, als der Löwe, aber nicht ſo hoch, kann entſetzlich ſchnell laufen, und fünf bis ſechs Ellen weite Sprünge thun, ſogar auf Bäume klettern, und darauf Affen und Vögel aufſuchen. Den

(*) Siehe Gellii noctes atticas Lib. 5. Cap. 14.

Vögeln rupft er erſt die Federn aus, ehe er ſie frißt. — Siehe Tafel 10 Figur 12.

Seine Stärke iſt ſo groß, daß er ein lebendiges Pferd, oder einen lebendigen Ochſen, ins Maul nehmen, und ſo geſchwind damit fortſpringen kann, als hätte er nur einen Haſen im Maul. Er greift auch den größten Elephanten an, und reißt ihm den Rüſſel ab, ſpringt ihm auf den Nacken, und zerfleiſcht ihn. Dieſer legt ſich in der Noth auf den Rücken, und zerdrückt ſeinen Mörder, ſo daß nun beyde zugleich ſterben müſſen.

Man kann ihn zwar zähmen, allein es koſtet ſeinen Wärter ſehr viel Mühe und Geduld, bis er es ſo weit mit ihm bringt, daß er ihm ſeinen Rachen öfnen, und ſeine blutrothe Zunge in die Hand nehmen darf. Auf ſich reiten aber läßt er ſchlechterdings nicht. Er wirft alle Jahr drey bis vier Junge, wie der Löwe, und wird auch eben ſo alt. Die Indianer eſſen ſein Fleiſch, und gebrauchen ſein überaus ſchönes Fell zu allerhand Dingen. In Europa gebraucht man die Tiegerfelle zu Pferdedecken. Sie ſind aber ſehr theuer, weil es nicht mehr viele Tiger giebt.

Der Amerikaniſche Tiger,

oder die Amerikaniſche Tigerkatze, der Jaguar oder Onza iſt nur ſo groß, als ein Schäferhund, ſonſt aber dem aſiatiſchen Tiger in Bildung und Fraß ganz ähnlich. (*)

Pfer-

(*) Jaguar heißt dieſer Amerikaniſche Tiger in Braſilien; und Onza nennt es der Portugieſe.

Pferde, Hunde und Katzen heiſſen, wenn ſie eben ſolche Haare und Flecken, wie die Tiger haben, Tigerpferde, Tigerhunde, Tigerkatzen.

Der Leopard

iſt in Afrika zu Hauſe, und merklich kleiner, aber weit ſchöner, als der Tiger, und faſt eben ſo grauſam. Die Afrikaner eſſen zwar ſein Fleiſch, und nützen ſein Fell, allein ſie ſuchen ihn mehr lebendig, als todt zu fangen, um ihn an die Europäer verkaufen oder vertauſchen zu können. Er iſt ein ganz vortreflich ſchönes Thier, an dem man ſich faſt nicht ſatt ſehen kann. Wenigſtens gieng es mir ſo, da ich zum erſtenmal einen lebendig ſahe. — Siehe Tafel 10 Figur 13.

Das Panterthier

oder der Parder iſt auch in Afrika zu Hauſe, und viel größer, als der Leopard, aber lange nicht ſo ſchön; denn ſeine Flecken ſind bald rund, bald eckigt, und ſonſt noch verſchieden geformt. Ein fürchterliches Thier iſt der Parder, wenn er ſeinen Rachen öfnet und brüllt. Mir ſchien es, da ich den erſten ſah, als krachte ſein Gebrüll noch entſetzlicher, als des Löwen ſeins. — Siehe Tafel 12 Figur 20.

Die Parderkatze,

der Serval oder Marapüte iſt ein böſes grimmiges Thier, ſo groß und faſt eben ſo gebildet, wie die wilde Katze, und

in Oſtindien und Afrika zu Hauſe. (*) Sie lebt auf Bäumen und kann erſtaunlich ſchnell von einem Baum zum andern ſpringen, und würgt und frißt faſt eben das, was die wilde Katze und der Luchs auch freſſen.

Der Hund

iſt ein ſehr nützliches und nöthiges, und zugleich unſtreitig auch das einzige Thier in der Welt, auf deſſen Treue man ſich zu allen Zeiten, und bey allen Gelegenheiten verlaſſen kann.

Er iſt gern bey den Menſchen, iſt ihnen gehorſam und gefällig, thut alles, was ſie von ihm haben wollen, geſchwind und ohne Muxen, nimmt mit Knochen und altem Brod verlieb, beißt und beleidigt Niemand, beſchützt und bewacht das Haus Tag und Nacht, und läßt ſein Leben für ſeinen Herrn.

Und hat er auch gleich einen barbariſchen Herrn, der ihm ſtatt des Eſſens, immer nur Schläge giebt, und ſonſt noch entſetzlich quält; ſo ſucht er lieber ſein Brod auf den Straſſen, ehe er ihm entläuft, oder ſich ſonſt auf eine Art an ihm rächt. Beleidigungen vergießt er bald, aber an Wohlthaten denkt er ſehr lange.

Hat er aber wirklich Schläge verdient, ſo legt er ſich kriechend zu den Füßen ſeines Herrn, und fleht um Pardon, und um ferneres Zutrauen. Erhält er nicht Pardon,

---

(*) Serval heißt dieſe Parderkatze bey den Portugieſen in Oſtindien. Und Marapüte iſt ihr Malabariſcher Name.

don, ſo unterwirft er ſich geduldig der Züchtigung, und leckt wohl nachher noch die Hand, die ihn ſo eben geſchlagen hat, iſt freundlich, heult und winſelt nicht mehr, und kömmt, ſobald ihm ſein Herr ruft, eilig herbey, erwartet mit geſpitzten Ohren ſeine Befehle, und kommt allem genau nach; was er ihn heißt. Ja ein Wink iſt ihm oft ſchon genug, den Willen ſeines Herrn zu errathen, und zu thun.

Hat er ſeinen Herrn verlohren, ſo winſelt und heult er entſetzlich, und ruhet nicht eher, als bis er ihn wieder gefunden hat. Man hat Beyſpiele, daß Hunde ihren Herrn zwo bis vier Stunden, ja gar halbe Tagereiſen nachgelaufen, und unter vielen hundert Menſchen heraus erkannt und gefunden haben. Ein guter Hund kennt ſchon den Namen ſeines Herrn, und unterſcheidet jede Stimme ſeiner Kinder, und der übrigen Hausgenoſſen. Kommt aber ein Unbekannter, ein Fremder ins Haus, ſo macht er plötzlich Lermen, und zeigts durch ſein haſiges Gebell an.

Und wie viele wichtige Dienſte leiſtet der Hund nicht ſonſt noch den Menſchen? Bewacht er nicht Haus und Hof? Beſchützt er nicht ganze Heerden von Schaafen, Ziegen und Schweinen? Hat man nicht von ihm ungemein viele Vortheile auf der Jagd? Sucht er nicht Trüffel, und andere nützliche Gewächſe auf? Und zu wie viel hundert Dingen kann er nicht ſonſt noch abgerichtet werden? Er tanzt auf dem Seil, ſpielt Pantomimen, macht Burzelbäume, ſteht auf dem Kopf, rührt die Trommel, hohlt verlohrne Sachen oft zwo bis drey Stunden weit her, zieht Schlitten und Wa-

Wagen, und läßt ſich ſogar in Kariolen ſpannen, und wie ein Pferd angeſchirren.

Welche Treue und Wachſamkeit beweiſt er nicht bey ſeiner Heerde? Er führt ſie an, und hält ſie, während des Zugs auf die Weide, in Ordnung. Iſt er mit ihr auf dem Weideplatz angelangt, ſo iſt er unaufhörlich beſchäftigt, die zerſtreuten Stücke herbey zu treiben, und beyſammen zu halten, und immer auszuſpüren, ob kein Raubthier, oder ſonſt ein gefährlicher Feind in der Nähe ſey. Und das thut er alles ungeheiſſen. Schon ſein Bellen gilt gewöhnlich mehr, als die Stimme des Hirten.

Hat man ihm die Nachtwache für das Haus anvertraut, ſo pflegt ihn dies Aemtchen muthiger, und oft auch wild und grauſam zu machen, das er ſonſt nie iſt. Er bleibt die ganze Nacht wach, und geht beſtändig um das Haus herum. Alle Fremde wittert oder riecht er ſchon von Ferne. Wenn ſich daher ein Fremder durch Annäherung verdächtig macht, und ſein bewachtes Gebiet betreten, oder gar darin einbrechen und ſtehlen will, ſo fällt er ihn an, und widerſetzt ſich ihm, ſo gut er kann, beißt und reißt an ihm, und macht durch anhaltendes Bellen, durch heftiges Toben und grimmiges Geheul alles im Hauſe wach, und iſt eifrig darauf bedacht, daß ſein Herr an ſeinem Leben und an ſeinen Gütern keinen Schaden leide.

Gegen Wölfe, Füchſe und Marder, und andere Raubthiere, iſt er eben ſo wütend, als gegen Diebe und Räu-

der. Er fällt ſie hitzig an, beißt und vewundet ſie, und jagt ihnen das wieder ab, was ſie rauben wollten. Zufrieden nun mit ſeinem erkämpften Sieg, legt er ſich ruhig auf die abgejagte Beute nieder, und erwartet begierig die Ankunft ſeines Herrn.

Und welch trefliche Dienſte leiſten die Hunde nicht auf den Reiſen? Ein einziger Hund iſt da oft beſſer, als zehn Bediente. Er läßt Niemand zum Gepäcke, Niemand in die Zimmer, Niemand zu ſeinem Herrn, und giebt auf alles ſehr genau Achtung was ſein Herr bey ſich hat.

Wollt ihr ein Beyſpiel von einem treuen Hunde hören? Wohl an: Ein gewiſſer franzöſiſcher Kaufmann reißte einſt zu Pferd, in Geſellſchaft ſeines Hundes, aus, um irgendwo fünfhundert Thaler einzukaſſiren. Er kamm glücklich an dem beſtimmten Orte an, und empfieng auch ſogleich ſein Geld, und that es, nachdem er es ſorgfältig gezählt hatte, in einen Beutel, packte dieſen auf ſein Pferd, ſtieg mit vergnügtem Geſichte auf, und ritt wieder ſeiner Heimat zu.

Sein Hund nahm an ſeinem Vergnügen Antheil. Er ſprang um ihn herum, und ſchnappte mit offenem Maule nach ihm, gleich als ob er ihm zu ſeiner guten Reiſe Glück wünſchen wollte. Ohngefehr auf dem halben Wege mußte er abſteigen, er band daher ſein Pferd an einen Baum, und begab ſich hinter eine Hecke, wo er ſich eine Zeitlang verweilte, und ſeinen Geldſack neben ſich niederſetzte. Nun ſtieg er wieder zu Pferde, und ritt ohne ſeinen Geldbeutel wieder fort.

Allein ſein aufmerkſamer Hund, der alle ſeine Bewegungen beobachtet hatte, und ihm auf jeden Schritt nachgefolgt war, und ſeine Vergeſſenheit und Zerſtreuung merkte, lief nach dem Geldſack, und verſuchte es, ihn aufzuheben, oder mit den Zähnen fortzuſchleppen; da er ihm aber viel zu ſchwer war, lief er zu ſeinem Herrn, und klammerte ſich an ſeine Kleider an, um ihn zu verhindern, aufs Pferd zu ſteigen. Er ſchrie, er winſelte, er biß; allein ſein Herr gab nicht Achtung darauf, ſtieß ihn zurück, und ritt fort.

Der gute treue Hund konnte und wollte nicht zugeben, daß der Geldbeutel zurückbleiben ſollte. Er legte ſich daher vorne vor dem Pferde nieder, um es zu hindern weiter zu gehen, er bellte in einem fort, und wurde ganz heiſer, und fiel endlich das Pferd ſelbſt an, und biß es an fünf bis ſechs verſchiedenen Stellen.

Der Kaufmann war entſetzlich böს auf ſeinen Hund, und furchte gar, er ſey toll geworden. Und wie ſehr erſchrack er nicht, da er durch ein Waſſer ritt, und ſein Hund faſt Athemlos neben ihm her ſprang, immer bellte und biß, und doch itzt nicht trank. Himmel, rief er mein getreuer Hund iſt toll! O Unglück! Ich muß ihn tödten. Denn wenn er Jemand anfiele und biſſe, könnte ich in groſſe Verlegenheit kommen. Das arme Thier! Ein Thier ſoll ich mit meiner eigenen Hand tödten, das mir ſo lieb, mir ſo getreu war! Ja, ja es muß ſeyn, denn wenn ich noch lang zaudere, könnt' er mich ſelbſt anfallen und beiſſen! Muthig alſo!

Nun

Nun zog der ängſtliche Kaufmann ſeine Piſtole heraus, zielte, und drückte mit weggewandten Augen los. Der treue Hund fiel, und indem er zappelte, kroch er mit ſeiner tödtlichen Wunde auf ſeinen Herrn zu, und ſchien ihm ſeine Undankbarkeit vorwerfen zu wollen. Der Kaufmann entfernte ſich plötzlich, ſah aber doch noch einmal um, und ſiehe, ſein armer Hund wedelte mit dem Schwanze, da er ihn ſah, gleich als wenn er ihm noch das letzte Lebewohl, ſagen wollte.

Sehr traurig gab er ſeinem Pferd den Sporn; hielt aber bald wieder ſtill, dachte nach, ob wohl dem armen Thier noch zu helfen ſeyn möchte? Allein die Furcht, er ſey toll, und könnte ihn beiſſen, überwand ihn, und er ritt weiter.

Das Bild ſeines ſterbenden Hundes ſchwebte ihm immer vor Augen, er ward immer betrübter, und hätte, weiß nicht was, gegeben, wenn er noch lebte. Mehr als hundertmal verwünſchte er ſeine unglückliche Reiſe. Nein, unglücklich iſt ſie nicht, dacht' er, ich hab' ja mein Geld richtig eingehoben; aber fatal iſt ſie doch, weil ich meinen armen Hund verlohren habe. Und da er nach ſeinem Geldſack griff, und dieſer nicht mehr da war, ſo giengen ihm die Augen auf: Er ſeufzte und ſagte, gewiß war dies die Urſache von dem Zorne und Geſchrey meines unglücklichen Hundes. Die Stelle wußte er noch, wo er den Geldſack niedergelegt hatte. Er ritt alſo in vollem Galopp zurück, ihn zu holen; und ärgerte ſich erſtaunlich über ſeine Nachläßigkeit und Grauſamkeit.

Eine blutige Spur, die er auf dem Wege ſah, brachte ihn vollends vor Betrübniß faſt ganz auſſer ſich. Endlich kam er zu dem Buſche: Und da fand er den armen, ſterbenden Hund, der bis dahin gekrochen, und ſich neben den Geldſack gelegt hatte, um wenigſtens das Eigenthum ſeines Herrn noch ſo lange zu bewachen, als er lebe. Er wedelte mit dem Schwanze, wie er ſeinen Herrn ſah, leckte ihm noch einmal die Hand und ſtarb.

Sind wohl alle Hunde ſo treu, und für ihre Herren ſo eingenommen, wie dieſer arme unglückliche? Ja, ich glaube: Wenigſtens ſind es die meiſten. Hie und da giebts freylich Hunde, die für Dicke und Fette kaum laufen können, und von ihren Herren oder Frauen nur zum Spas und Vergnügen gefüttert werden. Die kleinen Schooßhündchen aber, die Pudelchen, Möpschen und Bologneſerhündchen nimmt man ja nicht zur Wache und Bedeckung mit auf die Reiſen; ſie würden ſchlecht wegkommen, wenn ſie Tag und Nacht neben den Pferden und Wagen her trappen, und Diebe und Räuber, die gewöhnlich große Bullenbeiſſer bey ſich haben, wegjagen ſollten.

Ey ſagen ſie uns doch, wie vielerley Sorten von Hunden es giebt? Denn daß die Hunde nicht einerley Größe, Leibesgeſtalt und Farbe haben, iſt uns gar wohl bekannt. — Es giebt Hirtenhunde oder Haushunde oder Schäferhunde; Dachshunde; Pudel; Hühnerhunde oder Wachtelhunde; Windhunde oder Windſpiele; Bullenbeißer oder Bärenbeißer oder Doguen; Metzgerhunde;

türki-

türkiſche Hunde, (*) Mopſe und Bologneſerhündchen, und ſo weiter.

Der Haus- oder Hirtenhund hat gerade in die Höhe ſtehende Ohren, und einen auf der untern Seite lang behaarten Schwanz. Siehe Tafel 5 Figur 28, und Tafel 14 Figur 33.

Der Dachshund hat kurze krumme Vorderfüſſe, eine lange Schnauze, hängende Ohren, und einen langgeſtreckten Körper. — Siehe Tafel 14 Figur 40.

Der Pudel hat einen ſtumpfen Kopf, und lange krauſe Haare. Er geht gern ins Waſſer, und holt herbey, was man hinein geworfen hat, und iſt überhaupt der getreuſte unter allen Hunden. — Siehe Tafel 14 Figur 34.

Der Hünerhund oder Wachtelhund hat einen ſtumpfen Schwanz, und iſt gewöhnlich ſchwarz oder braun und weiß gefleckt, wie der Tieger. — Siehe Tafel 7 Figur 12 und 24; und Tafel 14 Figur 38.

Das Windſpiel oder der Windhund hat einen hohen Rücken, einen ſchmalen Bauch, einen glatten Schwanz, und ſehr dünne Füſſe. — Siehe Tafel 14 Figur 39.

Der Bullenbeißer oder Bärenbeißer oder Dogue hat ſtarke Muskeln und Schenkel, und tief an den Seiten herunterhängende Wangen, und ein geiferndes Maul. Wenn er frey herumläuft, iſt er zahm und friedlich; an

(*) Dies ſind diejenigen Hunde, die in Kairo, und in andern türkiſchen Städten das Aas auf den Straſſen wegfreſſen müſſen; Siehe oben Seite 327.

Ketten oder Stricken angelegt aber, iſt er wild und fürchterlich. Er fällt Menſchen an, und reißt ſie nieder. Siehe Tafel 14 Figur 32. — Die Engliſche Dogge iſt die größte Art von Bullenbeißern, und nur durch ihre längere Schnauze von den gemeinen Bullenbeißern unterſchieden, ſiehe Tafel 14 Figur 41.

Das Bologneſer Hündchen iſt ein allerliebſtes, ſehr kleines, langhaarigtes Thierchen, das von vielen Perſonen äuſſerſt geſchätzt, und als ein Schoßhündchen ſehr gepflegt wird. — Siehe Tafel 14 Figur 36.

Das Löwenhündchen iſt auch ein ſehr kleines niedliches Thierchen, und wird eben ſo ſehr, wie das Bologneſer Hündchen, von verſchiedenen Perſonen geliebt. Es heißt deswegen Löwenhündchen, weil ſeine langen Haare am Hals einer Löwenmähne gleichen. — Siehe Tafel 12 Figur 35.

Das Bologneſer Hündchen iſt der kleinſte Hund; und der Bullenbeißer oder die engliſche Dogge iſt der größte. Jenes iſt ſo klein, daß man es in die Rocktaſchen ſtecken kann; dieſer aber hat faſt die Größe eines kleinen Pferdes.

Hunde giebt es in der ganzen Welt. Aber es giebt wohl nirgends ſo viel bey einander, als in Aegipten, Grönland, Kamtſchatka und der Hudſonsbai. Die Grönländer haben ganze Hundezuchten, und Heerden von etlich tauſenden bey einander, welche ſie mit Moos, Muſcheln und Fiſchen füttern, um ſie hernach zu fangen, zu ſchlachten und zu eſſen, und ihre Fälle zu Bettdecken zu gebrauchen.

Auch

Auch vor die Schlitten kann man ſie ſpannen, wie die Kamtſchadalen, Hudſonsbai-Einwohner und Grönländer thun. Vier, ſechs acht bis zehn Hunde ſpannen ſie gewöhnlich vor einen Schlitten, auf welchem fünf bis ſechs Seehunde, und noch ein oder zween Grönländer liegen. Auch auf Beſuche fahren ſie mit ihren Hunden aus. In Kamtſchatka koſtet eine Kuppel von vier guten Hunden ſiebzehn Thaler, und mit dem ganzen Geſchirre drey und zwanzig Thaler. (*)

Die Hunde in den nördlichen Gegenden, und vorzüglich die in Grönland können nicht bellen, ſondern nur muxen, uud ein wenig heulen. (**) Auch die Hunde in den ſehr heißen Ländern der Welt ſollen nicht bellen können, wie die Reiſebeſchreiber melden. Und ein gewiſſer Reiſebeſchreiber (***) erzählt, daß die Schwarzen in Afrika glauben, wenn ſie einen Hund ſehen, der bellen kann, er könne auch reden.

In Aſien und vorzüglich in Oſtindien werden die Hunde ordentlich gemäſtet, und zu Markte gebracht. Oft kann man daſelbſt für einen einzigen groſſen fetten Hund, zehn bis zwanzig Sklaven eintauſchen. In Europa aber gebraucht man von den Hunden itzt nichts mehr, als ihr

(*) Siehe Kraſchenennikows Beſchreibung von Kamtſchatka, Seite 238.

(**) Siehe Hans Egede Beſchreibung und Naturgeſchichte von Grönland, Seite 87.

(***) Herr Beßman in ſeiner Reiſe nach Guinea, Seite 282.

Fell, und macht Schuhe, und ſonſt noch allerhand Dinge davon.

Die Hunde kommen blind auf die Welt, und ihre Augen öfnen ſich erſt nach neun Tagen. Sie werfen gewöhnlich zweymal des Jahrs, vier, acht bis zwölf Junge, und werden, wenn ihnen nichts Widriges begegnet, fünfzehn bis zwanzig Jahr alt. Man läßt ſie aber ſelten ſo alt werden, weil ſie alsdenn der Wut oder dem Tolwerden ſehr ausgeſetzt ſind.

Wie oder wodurch werden denn die Hunde toll? Durch allzuwarmes Eſſen und Trinken; durch große Hitze und Mangel an Getränke; durch vermodertes Fleiſch und faules Waſſer, und viele andere Dinge. Und woran merkt man es, daß ein Hund toll iſt? Wenn er traurig iſt, und wider ſeine Gewohnheit, die Einſamkeit ſucht, ſich verkriecht, Freſſen und Saufen ſtehen läßt, und mit herabhängenden Ohren und Schwanze ſchläfrig umherſchleicht, nicht mehr bellt, ſondern nur murrt, und mit einem heimtückiſchen Gramm Thiere und Menſchen anfällt, doch ſeinem Herrn itzt noch nichts zu Leide thut, ſo iſt ſeine Wut nahe.

Fängt er aber an zu keuchen, ſeine Zunge aus ſeinem ſchäumenden Rachen hervorzuſtrecken, ſeinen eigenen Herrn zu verkennen, und nach ihm, wie nach einem fremden, heimtückiſch zu ſchnappen, Waſſerſcheu zu werden, unordentlich zu gehen, taumelnd herumzuſchleichen, unvermuthet links und rechts zu ſpringen,

und

und ſich wütend auf alles zu ſtürzen, was ihm nahe kömmt; ſind ſeine Augen roth, wild und trübe, und ſeine Zunge faſt ganz blau geworden, ſo iſt er völlig toll, und lebt nur noch vier und zwanzig Stunden.

Schlägt man ihn nun nicht gleich todt, ſo werden alle die Thiere und Menſchen, die er beißt, auch toll, und müſſen ohngefähr nach drey Tagen eines kläglichen Todes ſterben, wenn ihnen nicht bey Zeiten durch folgende Anſtalten geholfen wird:

Zuerſt muß die Wunde mit einem glühenden Eiſen gebrannt oder geſchröpft, und mit Weineſſig und Salz ausgewaſchen; dann durch Zugpflaſter und ſpaniſche Fliegenpulver zum Eytern gebracht, und etliche Wochen dabey erhalten werden. Dem Patienten muß man täglich etliche reizende Kliſtire geben, ihn im Anfange der Krankheit, ehe ſich die Waſſerſcheu einſtellt, in lauem Waſſer baden, und das Bad nach und nach durch friſches Waſſer kalt machen. Warme Stuben muß er meiden. Der Fußboden muß öfters mit Eſſig beſprengt werden, die Wäſche oft gewechſelt, und dem gemeiniglich ſehr niedergeſchlagenen Kranken Muth eingeſprochen werden. Innerlich giebt man ihm in den erſten acht und vierzig Stunden eine Doſis (*) der für dieſe Krankheit bewährt gefundenen

(*) Bey Arzneyen nennt man eine Doſis, ſo viel, als man auf einmal einnimt.

nen Latwerge (*) von Maywürmern (**), die nach dem Alter der Perſon eingerichtet ſeyn muß. Dabey enthält er ſich vier und zwanzig Stunden des Eſſens, trinckt Hollunderblüthen-The, und hält ſich zwölf Stunden lang im Bette, den Schweis abzuwarten. In den folgenden Tagen giebt man ihm gelind abführende Mittel mit The oder Habergrüze, In Anſehung der Diät oder Lebensordnung hat ſich der Kanke alles Fleiſches, grober blähender Speiſen, und hitziger Getränke, auch des Biers zu enthalten; dagegen kann er alle Arten friſchen und getrokneten Obſtes, und ſäuerliche kühlende Getränke genieſſen.

Wird die Waſſerſcheu heftiger, ſo muß man ihm mit Gewalt Getränke beybringen, häufiger kliſtiren, bis zur Ohnmacht Blut laſſen, ſelbſt zur Arteriotomie (***) oder

---

(*) Eine Latwerge iſt ein Arzneymittel, wo die eigentlich heilſamen Mittel in Honig, Syrup oder anders dicke Säfte, wie ein Brey oder Mus, eingerührt ſind. Wie dieſe Maywurmlatwerge gemacht werden ſoll, ſteht im 67ſten Stück des Hannöverſchen Magazins, vom Jahr 1777.

(**) Dieſe Maywürmer ſind nicht die gewöhnlichen braunen Maykäfer, womit die Kinder ſpielen, ſondern ſehen blaugrünlicht oder ſchwarz aus, ſind einen Zoll lang, haben fadenförmige Fühlhörner, wie Paternoſter, einen ungebogenen höckerichten Kopf, eine eyförmige Bruſt, und der Hinterleib hat keine Deckſchilde, ſo daß man die Gelenke daran ſieht. Er riecht faſt wie Violen, und wird im May auf Aeſchen und Ahornbäumen gefunden. Lin. Meloë proſcarabaeus.

(***) Arteriotomie heißt die Oefnung einer Arterie oder Pulsader. Der Umlauf des Blutes geſchieht nämlich durch

oder Oefnung einer Pulsader ſchreiten, die Kopfhaare abſchneiden, und den Kopf mit kaltem Waſſer, begieſſen, ganz kalte Bäder gebrauchen, und durch alle Mittel die Eiterung der Wunde zu befördern ſuchen.

Wer bey dieſem Zuſtande um den Kranken iſt, hat ſich ſehr zu hüten, daß er nicht von ihm gebiſſen werde, noch ſeinen Speichel oder Schweiß an ſich bringe. Beſſert er ſich, ſo muß man ihm nur nach und nach mit der größten Behutſamkeit nahrhaftere Speiſen und ſtärkende Mittel geben. Dieſes Recept iſt genommen aus der Deſſauiſchen Zeitung für die Jugend und ihre Freunde, Stück 25, Seite 192 und 193.

Man ſagt im gemeinen Leben, wenn der Hund Gras freſſe, ſo regne es.

Der Fuchs

iſt ein ſchlaues, ein liſtiges Thier. Was er nicht mit Gewalt und Stärke thun kann, das thut er mit Liſt. Auch in der Geduld übt er ſich von Jugend auf, damit er ſich nicht gleich, bey einem mißlungnen Streiche, ins Unglück ſtürze, und von Menſchen oder Thieren erdroſſelt werde.

Fuchs,

---

durch zweyerley Gefäße, durch Pulsadern und Schlagadern, welche das Blut aus dem Herzen empfangen, und in alle Theile des Leibes verbreiten; nud durch Blutadern oder Venen, die es wieder ins Herz zurück führen. Beym Aderlaſſen werden die Blutadern geöfnet; die Pulsadern aber nur in äuſſerſt gefährlichen Fällen, weil ſich der Blutfluß alsdenn ſehr ſchwer ſtillen läßt.

Fuchs, rede! Sag' deine ganze Geſchichte, nebſt allen deinen liſtigen Streichen ſelbſt her. Doch lüge nicht mit unter. Mährchen darfſt du allenfalls wohl mit anbringen. Wie gern hört man nicht das Mährchen, daß du mit deinem Schwanze Krebſe fangeſt. Was? Dies ſoll ein Mährchen ſeyn? Ho ho, es iſt reine Wahrheit. Ich wills Ihnen nachher ſchon ſagen, wie ichs mache, wenn ich Krebſe fange.

Ich Meiſter Fuchs bin ſo groß, als ein mittelmäſſiger Schäferhund, und ſehe auch diſem Hunde faſt ganz ähnlich, habe rothgelbe Haare, — doch giebt es graue, weiſſe und ſchwarze Füchſe — und einen langen zottichten Schwanz, wohne in allen nördlichen Gegenden der Welt, in Höhlen unter der Erde, freſſe Hühner und Tauben, Gänſe und Enten, und was ich ſonſt noch von Geflügel erwiſchen kann, auch Haſen und Kaninchen, und Eyer und Käſe und Milch und Butter.

Habe ich aber alle dieſe guten Biſſen nicht, ſo nehm' ich auch mit Ratten und Mäuſen, Schlangen und Eydexen und Kröten verlieb. Ach, und wie gern freſſe ich nicht Honig und Weintrauben! Den Honig raube ich den Bienen eben ſowohl, als den Weſpen und Hummeln, und achte gar nicht darauf, wenn ſie mich auch gleich ganz jämmerlich zerſtechen. Denn was thut man nicht um eines guten Biſſens willen?

Fuchs, Fuchs, daß iſt ein Mährchen! O nein das iſt es nicht. Sie ſollens unten bey meiner Krebsfängerey erfahren, wie ich dieſe ſchelmiſchen Stecher abſchlachte.

Ich

Ich kann mir zwar, wenn ich will, meine Wohnung an der Gränze eines Waldes oder Gehölzes, und nahe bey den Bauerhöfen ſelbſt graben; allein ich thu' es nicht gern, weil ich darüber zu viel Zeit verderbe, die ich doch zu Durchſtreichung meiner Gegend viel beſſer anwenden kann. Ich jage daher lieber die Dachſe oder Kaninchen aus ihrem Loche heraus, und mache daſſelbe ſodenn für mich und mein Weibchen und meine Jungen zur rechte.

Mein Weibchen wirft mir alle Jahr vier bis ſechs Junge, die ſie ein paar Wochen an ſich ſaugen läßt, und ich nachher mit Tauben und Hühnern und Käſe, und was ich ſonſt weiches den Bauern abzwacken kann, ſo lange füttere, bis ſie groß und ſtark genug ſind, mit uns gemeinſchaftlich auf das Rauben auszugehen.

Ich ſchlage meine Wohnung deswegen gern nahe bey Dörfern und Bauerhöfen auf, damit ich ſchon von ferne die Hühner gacken, die Hähne krähen, die Gänſe ſchnattern, und das übrige Geflügel ſchreyen hören kann. Nur des Nachts geh' ich gewöhnlich aufs Rauben und Morden aus. Und dies mache ich ſo: Erſt mache ich mir die nahen Dörfer, Maierhöfe und abgelegenen Häuſer genau bekannt. Sodenn ſpüre ich das Federvieh darin aus. Hierauf merke ich mir diejenigen Höfe, worin ich Hunde, und andere Bewegungen höre. Nun unterſuche ich die Mauern und Hecken, und andere bedeckte Oerter, wo ich am leichteſten durchkriechen, oder darüber wegſpringen kann. Itzt ſchleiche ich ganz langſam an den Ort meiner Beſtimmung, ſetze über Zäune und Mauern, oder krieche

und

und grabe mich unter denſelben durch. Und endlich bre-
che ich in die Bauerhöfe ein, und erwürge alles, was
mir vorkömmt.

Ach, wie gehts da nicht über die dummen Gänſe,
und die armen Hühner her! Werde ich nun in meinem
Berufe nicht geſtöhrt, ſo würg' und ſchlep' ich ſo lange
fort, bis mir entweder der Anbruch des Tages, oder ein
Geräuſch im Haus eine Warnung giebt, mich davon zu
machen, und für diesmals nicht wieder zu kommen, oder
mich ſehen zu laſſen. Und ſo trag ich oft in einer einzi-
gen Nacht, auf drey bis vier Tage Fraß genug zuſam-
men. — Siehe Tafel I Figur 8, und Tafel II Figur 8.

Eben ſo mach' ichs auch auf den Vogelheerden und
Donſtrichen. Hat ſich da ein Krametsvogel, oder eine
Schnepfe, oder ſonſt ein Vogel in einer Schlinge oder
Leimruthe gefangen, ſo komme ich den Vogelſtellern zu-
vor, und nehme ſie weg. Auf dem freyen Felde aber über-
falle ich die Haſen in ihrem Lager, und jage ihnen auch
zuweilen ein wenig nach. Die Kaninchen ſuche ich in ih-
ren unterirdiſchen Wohnungen auf. Und die Rebhüner
und Wachteln ſpür' ich auch mit leichter Mühe auf, und
freſſe die Mütter, nebſt ihren Eyern und Kindern, weg.

Und das geht dir alles ſo ungeſtraft hin? O nein!
Man verfolgt und quält mich entſetzlich. Hunde und Jä-
ger und Bauern ſind faſt immer hinter mir her, und ja-
gen und verfolgen mich oft ganze Tage lang in einem fort.
Man legt mir Schlingen und Fallen, und ſchießt und prü-
gelt mich zu Tode. So lang ich zwar noch Kräfte und

Athem

Athem habe, zu ſpringen, laſſe ich mich nicht ſo leicht gefangen nehmen. Uiberfällt man mich in meinem Bau, ſo grabe ich geſchwind einen andern Ausgang, und fliehe mit Weib und Kind davon, und betrüge den Jäger, der nun vergebens auf meinen Pelz lauret.

Iſt auch gleich meine ganze Höhle mit Fallen umgeben, und mir zur Flucht faſt gar keine Hofnung mehr übrig, ſo leide ich doch lieber den grauſamſten Hunger, ehe ich mich in den erſten vierzehn Tagen zum Gefangenen ergebe, und verſuche alles mögliche, noch zu entkommen. Hilft aber alles nichts, je nun, ſo iſts endlich einerley, ob ich in meiner Höhle verhungere, oder in der Falle eines gewaltſamen Todes ſterbe. Ich klaffe und ſeufze erſt nicht, wenn man mich lebendig ergreift, und zu Todte prügelt.

Ich lebe ohngefähr zwanzig Jahre, und laſſe mich nicht leicht zähmen. Schlägt man mich des Winters todt, ſo giebt mein Balg trefliche Pelzkleider, und auch mein Schwanz thut denn allerhand Dienſte. Man ſteckt ihn in die Muffe, und hängt ihn um den Hals. Ermordet man mich aber des Sommers, ſo kann nur der Hutmacher meine Haare gebrauchen. In vielen Gegenden ißt man auch mein Fleiſch.

Du haſt ganz recht, ſchlauer Fuchs; dein Sommerbalg iſt weit ſchlechter, als dein Winterbalg. Ey, weiſt du auch wohl, was der Winterbalg eines deiner ſchönſten ſchwarzen Kameraden in Norwegen, Lapland oder Sibirien koſtet? Nein. Wie viel denn? Dreyßig bis vier-

zig, und einige Leute ſagen gar, ſechs hundert bis tauſend Thaler. (*) Ey, das wäre ſehr viel!

Soll ich nun meine Krebsfängerey erzählen, und ihnen ſagen, wie ich auf einmal zwey bis dreyhundert Wespen oder Bienen todt mache, und mich von allen meinen Flöhen reinige, ohne Schnauze noch Füſſe dazu nöthig zu haben? Fuchs, ſey kein Narr! Wie ſoll denn das zugehen? Du wirſt es doch wohl nicht mit dem Schwanze thun wollen? Doch, es könnte ſeyn. Hören ſie einmal: Wenn mich die Flöhe allzuſehr plagen, und ich ſie gern alle auf einmal los ſeyn will, ſo nehme ich ein Büſchelchen Moos oder Heu, oder ſonſt ſo was in die Schnauze, gehe ſodenn rückwärts, doch ſehr langſam, und allmählig immer tiefer ins Waſſer, damit meine Flöhe Zeit behalten, nach und nach an den Hals, und vom Hals auf den Kopf, und vom Kopf in die Schnauze, und von dieſer endlich in das Büſchelchen Moos oder Heu zu fliehen. Sind ſie nun alle im Moos drin, ſo tauche ich plötzlich unter, und laſſe es fallen. Und ſiehe, ſo bin ich auf einmal aller dieſer häßlichen Peiniger los.

Während dieſer Entflöhung nun geſchiehts zuweilen, daß ſich Krebſe an meinen wollichten Schwanz ſo feſt anklammern, daß ich ſie daran hinſchleppen kann, wohin ich will. Iſt das nicht luſtig? Oft krebſe ich aber auch im Ernſt, und ſtecke meinen Schwanz bloß deswegen ins

Waſ-

(*) Herr Etatsrath Müller in Moskau, in ſeiner Ruſſiſchen Geſchichte, im 3ten Band, Seite 532 ꝛc.

Waſſer, damit ſich die einfältigen Krebſe, welche alles, was ihnen nahe kömmt, mit ihren Scheeren anfaſſen, und nicht wieder los laſſen, es koſte ſie auch gleich ihre Scheeren, oder gar ihr Leben, daran anhängen. Hängt nun eine Parthie daran, ſo geh' ich aus dem Waſſer heraus, und freſſe einen um den andern auf. — Und das ſoll man dir ſo auf dein Wort glauben? Ja ſicher. Sie dürfen ja nur die Leute fragen, die mir ſchon oft zugeſehen haben, wie die Jäger und Fiſcher, und viele andere Leute. (*)

Bis ich aber ein Wespen- oder Bienenneſt erobern, und mich im Honig ſatt freſſen kann, muß ich erſt alle Wespen und Bienen, die darin ſind, todt machen, und das mache ich ſo: Ich ſtecke meinen Schwanz in das Neſt hinein, oder lege ihn wenigſtens ſo lange vor das Loch, bis er voller Wespen oder Bienen ſitzt. Nun geh' ich geſchwind fort, und ſchlag' ihn, ſammt den Wespen, gegen einen Baum oder Stein, und freſſe alle, die todt zur Erde fallen, auf. Dies mache ich nun zwey, drey bis viermal, und überhaupt ſo lange ſo, bis das Neſt von Einwohnern völlig leer iſt, und ich ohne Gefahr den Honig ſamt den Zellen aufſchmauſen kann.

(*) *Olaus magnus* ſah es, wie er in ſeiner hiſtor. animal. Lib. 18. Cap. 40. ſagt: Vidi et ego in Scopulis Norwegiae vulpem, inter rupes immiſſa cauda in aquas, plures educere cancros, ac demum devorare. Dieſer leichtgläubige Mann erzählt in dieſem 40ſten, und vorzüglich im 39ſten Kapitel, alle hier genannte, und noch mehr andere liſtige Streiche des Fuchſes.

Zuweilen lege ich mich auch auf die Erde, ſtrecke alle viere von mir, halte den Athem zurück, und ſtelle mich todt. Wenn mich nun ein Raubvogel für ein Aas hält, und kömmt, und mich anhacken will, ſo erhaſch' und erwürg' ich ihn. Verfolgt mich ein Hund allzulang, ſo piſſe ich auf meinen Schwanz, und ſchleudre ihm den Piß in die Augen, daß er nicht mehr gut ſehen kann, und nun zurück bleiben muß.

Der Fuchs muß alſo mit Liſt und Geduld ſeinen Raub zu erhaſchen ſuchen, weil er klein und ſchwach iſt; der fürchterliche

Wolf

hingegen kann ſeinen Fraß mit Liſt oder mit Gewalt anpacken, wie er will, weil er gröſſer und ſtärker iſt, und ſich auch für groſſen Thieren, und ſelbſt für Menſchen nicht fürchtet, ja ſogar in ſeinem Heishunger die Menſchen ſelbſt anfällt, und Kinder und Weiber und Männer zerreißt und frißt.

Wie groß iſt er denn? So groß, als ein Mezgerhund, dem er auch ſonſt faſt ganz gleicht. Er wohnt faſt in der ganzen Welt, hat röthliche Haare, — doch giebt es auch völlig weiſſe, und ganz ſchwarze Wölfe — wirft alle Jahr vier bis ſieben Junge, und lebt zwanzig bis fünf und zwanzig Jahr. Siehe Tafel II Figur 33. (*)

Weil

(*) Katze Felis Catus, Luchs Lynx, Löwe Leo, Tiger Tigris, Jaguar Onça, Leopard Leopardus, Panterthier Par-

Weil er ganz unerſättlich nach Fleiſch iſt, und Menſchen und Vieh erwürgt, und ſelbſt die Leichen ausſcharrt, ſo hat man ihm mit Recht in Europa einen beſtändigen Krieg angekündigt, und ſogar einen Preis auf ſeinen Kopf geſetzt, damit er nach und nach ganz ausgerottet, oder doch genöthiget werde, ſeine Wohnung in den wenig oder gar nicht bewohnten Gegenden von Aſia, Afrika und Amerika zu nehmen. In Großbritannien, Irland und Deutſchland giebts ſchon lange keine Wölfe mehr; die Norweger aber werden noch ſehr von ihnen geängſtiget.

Den Tag über hält ſich der Wolf gewöhnlich in den Wäldern zwiſchen dicken Gebüſchen auf; des Nachts aber kömmt er zum Vorſchein, und fällt Schafe und Ziegen und Schweine an, und ſchont ſelbſt, wie geſagt, der Menſchen nicht, nimmt Kinder weg, erwürgt Weiber, und zerfleiſcht Männer. Hat er aber Schafe und Ziegen und Rehböcke genug, ja denn thut er den Menſchen nichts zu Leide, ſondern fliehet ſogar vor ihnen.

Wenn er auf Beute ausgeht, ſo richtet er ſich ganz genau nach der Witterung oder dem Geruch, den ihm der

---

Pardus, Panterkatze Serval. Hund Canis, Haushund Canis domeſticus, Dachshund Canis vertagus, Pudel Canis aquaticus, Hühnerhund Canis ſagax, Windſpiel Canis graius, Bullenbeiſſer Canis moloſſus, Bologneſer Hündchen Canis meliteus, Löwenhündchen Canis leoninus, Fuchs Canis vulpes, Wolf Canis leo, Jakal Canis aureus, Hiäne Canis hiaena, Bär Vrſus, gemeiner ſchwarzer Bär Vrſus actus, weiſſer Bär Vrſus maritimus.

Wind von denjenigen Thieren, die er aufſucht, entgegen führt. Blindlings läuft er nie im Walde, oder im Felde, oder um die Wohnungen der Menſchen, oder um die Schafſtälle herum. Sein Geruch iſt ſo fein, daß er weiß, ob ein Schaf fern oder nahe ſey; ob es fliehe, oder irgendwo ruhig ſitze. Und nach dieſer Einſicht beſtimmt er ſeinen Gang, und ſchleicht, entweder um es zu erhaſchen, oder es einzuholen. Unterwegs mögen ihm Hamſter, Mäuſe oder Fröſche begegnen, er verachtet ſie, läßt ſie laufen, und eilt ſeinem größern und beſſern Biſſen, dem Schaf, der Ziege, oder dem Rehbock zu.

Kann er über ein Thier allein nicht Herr werden, ſo muß ihm ſein Weibchen helfen. Der Wolf jagt hier, und die Wölfin dort: Und ſo fällt endlich der keuchende Rehbock in ihre Klauen. Haben ſie es aber mit einem Ochſen oder einem Bullenbeiſſer, oder mit einem andern großen Thier zu thun, ſo rufen ſie noch mehr Wölfe zuſammen, und gehen gemeinſchaftlich auf den Feind los. Iſt dieſer aber beſiegt, ſo geht jeder wieder ſeines Wegs.

Kann der Wolf einer Ziege nicht beykommen, ſo legt er ſich bey einem Gebüſch' ins Gras, und wartet, bis ſie kömmt. Iſt ſie da, und will Laub oder Blätter abfreſſen, ſo erhaſcht und erwürgt er ſie. Auch Kälber und junge Pferde fällt er auf dieſe Weiſe an. Iſt aber die Ziege oder das Schaf eingeſperrt, ſo ſcharrt er ſich ein Loch in den Stall, und holt es heraus.

Will er aber eine ganze Schafheerde anfallen, ſo macht ers ſo: Er ſtellt ſeine Wölfin vor den Hund, damit

mit ſie ihn von der Heerde ablocke, und ſich von ihm verſtellter Weiſe verfolgen laſſe. Iſt der Hund von ſeiner Heerde weg, ſo raubt der Wolf geſchwind ein Schaf, nimmt es in ſeinen Rachen, und läuft damit ſo haſtig davon, daß ihn der Schäfer nicht einholen kann, wenn er auch gleich beherzt genug dazu wäre, und es thun wollte.

Wo alſo der Wolf wohnt, da iſts nicht gut Schäfer ſeyn. Man gräbt ihm zwar Gruben, ſchießt und hetzt Hunde nach ihm, allein ſehr oft vergebens. Und der gute Hirt muß oft mit Betrübniß anſehen, wie er ihm faſt vor ſeinen Augen ein Lamm raubt. Mit Feuer kann man ihn von ſich und der Heerde abhalten. Es tragen deswegen die Reiſenden und auch die Schäfer in denjenigen Ländern, worin es viele Wölfe giebt, immer Stahl und Stein bey ſich, um ſogleich, wenn ſie einen Wolf erblicken, oder heulen hören, Feuer ſchlagen zu können. Kömmt er aber doch auf ſie los, ſo müſſen ſie froh ſeyn, wenn er, ſtatt ihrer, ein Schaf anfällt, oder einen Rehbock erwürgt.

Denkt einmal, in Afrika geht der Wolf ſogar mit dem Löwen zuweilen aufs Rauben aus. Ein gewiſſer Reiſebeſchreiber ſagt, daß er oft Wölfe neben brüllenden Löwen habe heulen hören. Und daß ſie auch miteinander gemeinſchaftlich ſtehlen, habe er mit Todesangſt leider ſelbſt erfahren. Denn da er einſt in einer Negerhütte über Nacht geweſen, ſeyen ein Wolf und ein Löwe, da er ſich eben habe niederlegen wollen, ganz haſtig auf die Hütte zugeraſt. Kaum wären die fürchterlichen Gäſte da geweſen, ſo hätten ſie

ſich in die Höhe gebäumt, wären mit dem Vorderleib auf das hölzerne Dach, wo Fiſche zum trocknen lagen, geſprungen, und hätte jeder einen herunter gelangt. Und wie ſie dieſe Fiſche gehabt hätten, wären ſie in der Stille und ganz friedlich wieder fortgegangen. (*) Waren das nicht zween beſcheidene Diebe? Die Angſt dieſes Reiſenden dauerte alſo nur etliche Augenblicke: Denn ſelbige Nacht kamen ſie nicht wieder.

Die Wolfsbälge geben Pferdedecken, Wildſchuren und Muffe, und allerhand andere wärmende Kleider. Ihr Fleiſch ſchmeckt zwar ſchlecht, wird aber doch hie und da in der Welt gegeſſen. Ihre Zähne werden an lange hölzerne Stiele geſteckt, und von Goldſchmieden, Kupferſtechern, Vergoldern und Buchbindern zum Glätten gebraucht. Auch in Silber faß't man die Wolfszähne häufig ein, und hängt ſie kleinen Kindern um den Hals, oder giebt ſie ihnen in die Hand, damit ſie, wenn ſie zahnen, ihr Zahnfleiſch daran reiben, und alſo die Zähne deſto leichter durchbrechen können.

Der Jakal

oder Goldwolf iſt ſo groß, als ein Fuchs, hat gelbrothe Haare, wohnt in Afrika und der Levante, frißt kleine Thiere, und wenn ers haben kann, auch kleine Kinder, und ſonſt noch allerhand Dinge, und ſoll dasjenige Thier ſeyn,

(*) Herr Adanſon in ſeiner Senegaliſchen Reiſe, Brandenburg 1773. Seite 174.

ſeyn, mit dem Samſon die Philiſter gezüchtiget hat. Denn die Jakals laufen Truppweis herum: Und da war alſo dem Samſon und ſeinen Kameraden leicht, in kurzer Zeit dreyhundert Stück zu fangen, Schwanz an Schwanz zu knüpfen, und ſie ſo mit dazwiſchen geſteckten und angezündeten Strohbündeln, auf die Kornfelder der Philiſter laufen zu laſſen, und ihnen in wenig Stunden ihr Korn, nebſt Weinreben, Oel und Mandelbäumen anzuzünden und zu verbrennen. (*) Siehe Tafel 14 Figur 42.

Die Hiäne

iſt eins der fürchterlichſten Thiere in der Welt. Sie iſt viel wütender, als der Wolf, fürchtet ſich für dem Tiger und Leopard nicht, und wehrt ſich ſogar gegen den Löwen, und geht, ſowohl bey Tag, als bey Nacht, auf den Raub aus.

Und was frißt ſie? Junge Baumwurzeln, Menſchen und Thiere: Schaf- und Menſchenfleiſch aber ſind ihre beſten Leckerbiſſen. Hat ſie ſich einmal damit dick und ſatt gefreſſen, ſo genade Gott derjenigen Gegend, worin ſie ſich aufhält: Denn in kurzer Zeit wird ſie große Schafheerden, und eine Menge Menſchen zuſammen würgen, und des Mordens nicht eher ein Ende machen, als bis ſie darin nichts lebendiges mehr ſieht oder hört. Auch Leichname frißt ſie ſehr gern. Sie ſucht deswegen Todtenbehältniſſe und Gräber auf, und ſcharrt und gräbt die Erde mit ih-

(*) Jakal wird der Goldwolf in der Levante genannt.

ren Füſſen auf, und zieht den Schlachtfeldern nach, wo die erſchlagenen Menſchen, entweder gar nicht begraben, oder doch nur mit wenig Erde bedeckt worden ſind.

Afrika und das wärmere Aſia iſt der Hiäne Vaterland. Sie iſt merklich höher, als der Wolf, aber nicht ſo lang, hat braungelbe Haare, lange kahle Ohren, ein ſtumpfes Maul, hält ſich in Felſenlöchern, und in Gruben unter der Erden auf, und lebt zwanzig bis dreyßig Jahre. — Siehe Tafel 10 Figur 10.

Sie geht faſt immer mit niederhängenden Kopfe, und muß ſich, wenn ſie ſeitwärts oder hinter ſich ſehen will, mit dem ganzen Leibe wenden, wie das Schwein und das Krokodil, weil ſie einen ſehr ſteifen Hals hat. Hungern und ſpringen kann ſie ganz erſtaunlich lang. Und eben deswegen iſt es auch ſehr ſchwer und gefährlich, ſie zu verfolgen. Man hat Beyſpiele, daß oft ein paar hundert Bauern mit Prügeln, Steinen und vielen Hunden auf eine einzige Hiäne losgegangen, und ſie doch nicht bekommen haben können. Selbſt bewafnete Jäger und Soldaten ziehen manchmal vergebens gegen ſie zu Felde.

Das Hiänenfleiſch ſchmeckt ſchlecht, und der Balg taugt auch nicht viel. Zähmen kann man keine Hiäne, wenn man ſie auch gleich jung aufzieht, und ſchlägt und liebkoſt und faſten läßt. Es werden ſelten lebendige Hiänen nach Deutſchland gebracht. (*)

Bä-

(*) Im Jahr 1777 war eine faſt ganz ausgewachſene Hiäne in Göttingen, und vermuthlich vor und nachher auch

Bären

giebts zweyerley, Landbären und Waſſerbären. Die Landbären leben und wohnen immer auf dem Lande; die Waſſer- oder weiſſe Bären hingegen halten ſich mehr im Waſſer und auf dem Eis, als auf dem Lande auf. Es ſind zwey ganz verſchiedene Thiere, ſowohl in der Bildung, als auch in der Lebensart. Auf der 11ten Tafel Figur 27 ſind zween ſchwarze und auf der 13ten Tafel Figur 22 iſt ein weiſſer Bär abgeblidet.

Der Landbär iſt ein träges brummichtes Thier, hat ſchwarze zottichte oder röthlicht braune Haare, breite Fußſohlen oder Tatzen, einen kurzen Schwanz, ſteigt gern auf Bäume, frißt Honig und Milch, Getreide und Obſt, und allerhand kleine Thiere, und fällt auch, wenn er geſchlagen oder ſonſt böſe gemacht worden iſt, Menſchen an, und zerreißt oder verwundet ſie tödtlich, wird zwanzig bis fünf und zwanzig Jahr alt, und bringt alle Jahr drey bis fünf Junge zur Welt.

Preuſſen, Pohlen und Rußland, und alle nördlichen Länder von Europa, Aſia und Amerika ſind ſein Vaterland. Und ehedem gabs auch im gelobten Lande, in Afrika, und ſelbſt in unſerm Deutſchland viele Bären. Im gelobten Lande zerriſſen ja einſt ein paar Bären zwey und

vier-

auch in mehrern Orten von Deutſchland zu ſehen geweſen. Ich hielt ſie gleich beym erſten Anblick für die verrufene Hiäne: Denn ihre Stellung, ihr Blick, und ihr ganzer Bau verrieth ein heimtückiſches Weſen, und eine ſchreckliche Mordbegierde.

vierzig muthwillige Knaben, die des Propheten Eliſä, wegen ſeines kahlen Kopfes, ſpotteten. Die alten Römer lieſſen zu ihren Schauſpielen Bären aus Libien in Afrika kommen. Und haben nicht die alten Deutſchen ganze Tage lang auf den Bärenhäuten geſchlafen und gefaullenzt? Daher nennt man ja auch, und vermuthlich ſeit dieſer Zeit, einen trägen faulen Menſchen, einen Bärenhäuter.

Des Winters ſchläft er, aus Mangel der Nahrung ſechs bis vierzehn Wochen in einem fort, je nachdem es da, wo er wohnt, kalt oder warm, und der Winter lang, oder kurz iſt. Aber ſo ſtarr, wie das Murmelthier, wird er nicht. Sein Lager hat er meiſt immer auf dicken, zwanzig bis dreyßig Ellen hohen Bäumen, doch zuweilen auch unter Baumwurzeln und Gebüſchen. Und damit er weich und trocken liege, macht er ſich ein Bett von Laub und Moos, und deckt es oben, um gegen den Regen geſichert zu ſeyn, mit Reiſern, Moos und Kräutern zu.

Auf die Bäume kann er ziemlich geſchwind klettern, und auch ganz gut darauf herum laufen. Und wenn er die Früchte nicht gleich alle erwiſchen kann, ſo ſetzt er ſich auf einen Aſt, als wenn er darauf reiten wollte, hält ſich mit einer Vordertaze feſt, und zieht mit der andern die Zweige ſamt der Frucht an ſich, und pflügt ſie mit dem Maule ab. Wie kömmt er aber von den Bäumen wieder herunter? Er umarmt den Baum, und ſteigt ſo ganz langſam hinter ſich herab; oder er rollt ſich zuſammen, und ſtürzt ſich herunter.

Die Stimme der Bären iſt ein dumpfichtes Gebrum, und ein grobes Gemurmel. Wenn ſie noch jung ſind, laſſen ſie ſich zum Tanzen und Trommelſchlagen, und zu vielen andern poſſierlichen Dingen abrichten. Ich wette, wer die zween Bären auf unſrer 8ten Tafel anſieht, denkt an Gellerts Tanzbären:

Ein Bär, der lange Zeit ſein Brod ertanzen müſſen,
Entrann, und wählte ſich den erſten Aufenthalt.
Die Bären grüßten ihn mit brüderlichen Küſſen,
Und brumten freudig durch den Wald.
Und wo ein Bär den andern ſah:
So hieß es: Pez iſt wieder da!
Der Bär erzählte drauf; was er in fremden Landen
Für Abentheuer ausgeſtanden,
Was er, geſehn, gehört, gethan!
Und fieng, da er vom Tanzen redte,
Als gieng er noch an ſeiner Kette,
Auf polhniſch ſchön zu tanzen an.

Die Brüder, die ihn tanzen ſahn,
Bewunderten die Wendung ſeiner Glieder,
Und gleich verſuchten es die Brüder,
Allein anſtatt, wie er, zu gehen,
So konnten ſie kaum aufrecht ſtehen,
Und mancher fiel die Länge lang darnieder.
Um deſto mehr ließ ſich der Tänzer ſehn.
Doch ſeine Kunſt verdros den ganzen Haufen,

Fort

Fort ſchrieen alle, fort mit dir!
Du Narr willſt klüger ſeyn, als wir?
Man zwang den Petz, davon zu laufen.

Die Polacken fangen die Bären mit Honig, den ſie mit Branddewein vermiſcht haben. Denn wenn dies ein Bär etliche Minuten im Leibe hat, ſo wird er taumelnd, und kann ohne Lebensgefahr gefangen und angebunden werden. Es giebt Bären, die ſo groß ſind, als ein kleiner Ochſe. Und hie und da findet man auch ganz weiſſe Landbären.

Das Bärenfleiſch ſchmeckt gut, und wird faſt allenthalben, vorzüglich aber ſeine Tatzen und Schinken, mit Appetit gegeſſen. — Die ſchwarzen Bärenpelze geben Pferdedecken, Grenadiermüzen und Muffe, und allerhand andere warme Kleidungsſtücke.

Der weiſſe Bär

oder Waſſerbär iſt viel größer, als der Landbär, und oft ſo groß, als ein Ochſe. Er hat lange weiſſe Haare, und ſieht einem Schäferhunde ſehr viel ähnlich. Sein Aufenthalt iſt Grönland und Spitzbergen, und das benachbarte Eismeer, und ſein Fraß beſteht in Vögeln und Fiſchen, und todten Seehunden und Wallfiſchaas. Er iſt liſtiger und geſchwinder, als der Landbär, ſpringt ins Meer, ſchwimt und taucht unter, und wehrt ſich gegen die Menſchen, und verſetzt ihnen oft tödtliche Wunden.

Die

Die weiſſen Bären halten ſtreng zuſammen. Wenn einer in Gefahr iſt, ſo kömmt ihm gleich der andere zu Hülfe. Der Alte eilt dem Jungen, und der Junge dem Alten zu Hülfe, und beyde laſſen ſich lieber mit einander todtſchlagen, ehe ſie fliehen. Die Wallfiſchjäger machen ſich Pelzröcke aus ihrem Balg, und der Grönländer ißt auch ſein Fleiſch. — Siehe Tafel 13 Figur 22.

Von den Thieren mit einem einzigen ungeſpaltenen Hufe, als Pferden, Eſeln und Zebra reden wir nun in der vierten Ordnung.

Das Pferd

gleich geſattelt! Flink flink, ich reite aus! Oder ſoll ich lieber ausfahren, liebe Kinder, und euch mitnehmen? Ach ja! Gut, ſo fahren wir alſo aus. Vier raſche Schimmeln, dächte ich, ſollten unſer ſieben wohl wegziehen können? Ihr fürchtet euch doch für den Schimmeln nicht? Soll ich lieber Rappen oder Füchſe oder Braune anſpannen laſſen? O nein! Pferd iſt Pferd, es ſey ſchwarz oder weis, braun oder roth, wenn es nur zahm und gut abgerichtet iſt, nicht bey jeder Kleinigkeit ſtutzig und ſcheu wird, oder gar mit Sack und Pack auszieht.

Und dies thun doch wohl unſere hieſigen Pferde nicht? Nein, unſere hieſigen Pferde ſind meiſt alle fromm, und gut abgerichtet, und laſſen ſich mit Gebiß, Sporn und Leitſeilen regieren und leiten, wohin man will. Böſe wilde Pferde aber, die beiſſen, hinten und vornen hin-

ausſchlagen, ſich in die Höhe heben oder bäumen, ſich nicht ſatteln und angeſchirren, und kein Gebiß ins Maul legen laſſen; oder faule, die man faſt todt ſchlagen muß, ehe ſie von der Stelle gehen, nehmen wir nicht.

Ihr wiſſet doch, was Gebiß iſt? O ja, eine eiſerne Stange, die den Pferden ins Maul gelegt, und an Riemen oder Stricken, die man Halfter nennt, angeknüpft wird. Auch der Zaum wird an die Stange geknüpft. — Gebiß und Sporn ſind bloſſe Zwangsmittel; das erſte, um die Pferde zu abgemeſſenen; die letztern, um ſie zu hurtigern Bewegungen zu nöthigen. Ihr Maul iſt ſehr empfindlich. Daher die kleinſte Bewegung, der kleinſte Druck des Gebißes hinlänglich iſt, ſie nach unſerm Willen zu lenken.

Wozu die Pferde alſo nützen, und wie ſie ausſehen, wiſſen wir. Nicht wahr, es ſind ſchöne, nützliche und geduldige Thiere? Sie laſſen auf ſich reiten; ſich in Karren und Wagen, in Kutſchen und vor den Pflug ſpannen? Tragen und ziehen ihre Herren über Berg und Thal weg, und durch Feuer und Waſſer durch? Haben ſchöne Halshaare oder Mähnen, ſchöne lange Schweife oder Schwänze, und am Ende der Füſſe hornartige Hufe, die man ihnen mit Eiſen beſchlägt, damit ſie deſto beſſer auf den Steinen laufen können? Freſſen Haber und Heu, und Gras und Brod? Folen oder werfen alle Jahr ein Junges? Und werden fünf und zwanzig bis dreyßig Jahre alt? — Siehe Tafel 5 Figur 36.

Pferde giebts viele in der Welt, und dies vorzüglich in Europa. Wie viele tauſend Pferde giebts nur in Deutſchland? Arabien aber und die Barbarey haben die beſten Pferde in der Welt. Ein Marokaniſches oder Arabiſches Pferd koſtet gewöhnlich tauſend Thaler, und oft wohl noch vielmehr. (*) Auch die Engliſchen Pferde ſind ſchön und dauerhaft, und wegen ihres ſchnellen Laufens und Wetrennens recht ſehr berühmt. Denn den Weg, welchen wir in einer halben Stunde gehen, legt das Engliſche Rennpferd in einer einzigen Minute zurück. Nach den Engliſchen Pferden ſind die Spaniſchen und die Neapolitaniſchen die beſten.

Zahme Pferde giebts faſt in der ganzen Welt; wilde aber giebts nur hie und da in Aſia und Amerika. Die zahmen ſind meiſt alle ſchön und groß und wohlgebaut, und zu allerhand Dingen nützlich; die Wilden hingegen ſind klein

(*) Die Reinigkeit der Pferdegeſchichte iſt bey den Marokanern und Arabern ein ſo wichtiger Artikel, daß eine Stute vom erſten Rang nicht ohne die Gegenwart glaubwürdiger Zeugen belegt werden darf. Dieſe müſſen hernach in Gegenwart eines Sekretairs, ein unterſchriebenes und beſiegeltes Zeugniß ausſtellen, worin der Name des Hengſtes und der Stute, und beyderſeits Ahnenregiſter aufgezeichnet wird. So bald nun das edle Füllen zur Welt kömmt, werden von neuem Zeugen herbey gerufen, und ein anderes Zeugniß ausgefertiget, worin eine genaue Beſchreibung des neugebohrnen Füllens, und eine richtige Anzeige des Tages ſeiner Geburt enthalten iſt. Dieſe Briefe bezeugen den hohen Werth ſolcher Pferde, und müſſen den Käufern allemal übergeben werden.

klein und häßlich, und ſehr ſchwer zu bändigen. Doch ſind ſie nicht grauſam, und den Menſchen gefährlich, ſondern ſtehen vielmehr ſtille, ſobald ſie einen Menſchen erblicken; und eilen plötzlich zurück, wenn ihr Anführer flieht. In Sina giebts viele wilde Pferde, und auf der Inſel Sankt Dominique in Amerika, kann man oft fünf hundert Stück mit einander herum ſchweifen ſehen. Sommer und Winter, Tag und Nacht leben und wohnen ſie, ohne von Menſchen gefüttert und gepflegt zu werden, in Feldern und Wäldern. Wer alſo eins von ihnen haben will, muß ſich eins fangen, und es zahm machen.

Die Pferde können Schritt vor Schritt laufen, oder troten, oder galopiren. Einige gehen auch den Pas, welches das Mittel zwiſchen Laufen und Troten iſt.

Das Geſchrey der Pferd nennt man Wiehern.

Die Männchen heiſſen Hengſte, und die Weibchen Stuten. Und denn giebts auch noch Pferde, die man Walachen nennt. (*)

Auch Brod freſſen alſo die Pferde? Ey, das iſt ja recht gut! So können ſie doch gleich mit ihren Herrn ſchmauſen, und manchmal gar Butterbrode von ihnen kriegen! Bey leibe nicht! Fette Sachen darf man den Pferden nicht geben. Wenn das Waſſer fett iſt, ſo trinken ſie

es

(*) Vermuthlich deswegen, weil die Walachen die erſten Europäer waren, welche die Hengſte zu verſchneiden pflegten. Hammel, Kapaun, Walach, Ochſe, Kaſtrat. Und wie viele andere Thiere, Männchen und Weibchen, werden nicht verſchnitten, um ſie zu Zeugung ihres gleichen unfähig, zur Mäſtung aber fähiger zu machen?

es nicht; und werden ihnen ihre Zähne mit Butter, oder ſonſt mit einem Fett beſchmiert, ſo freſſen ſie nichts mehr, und hungern ſich zu tode. Die Pferde ſchlafen höchſtens drey bis vier Stunden alle Tage, und das gewöhnlich im Stehen.

Man kann das Pferdefleiſch eſſen. Es ſchmeckt ziemlich gut. Die Kalmücken eſſen faſt nichts als Pferdefleiſch, trinken ihre Milch, und machen Butter und Käſe und Brantewein daraus. Weil bey uns aber ein dicker fetter Ochſe weniger koſtet, als ein dickes fettes Pferd, und noch dazu jenes Fleiſch auch weit beſſer ſchmeckt, ſo ſchlachten wir lieber einen Ochſen, und reiten und fahren mit dem Pferd.

Die langen Pferdehaare kann man zu vielen Sachen gebrauchen: man macht Halsbänder und Armbänder, Siebe, Ringe, Knöpfe, Netze und Bogen zum Geigen daraus. Mit den kürzern aber ſtopft man Sättel, Matratzen, Polſter und Stühle aus. Auch kann ſie der Hutmacher zu Filzen, und der Perükenmacher zu Perücken gebrauchen. Die Pferdehäute werden von Sattlern und Riemern zu allerhand Geſchirr- und Riemenwerk gebraucht. Und die Indianer machen ſich Schläuche, Kannen und Flaſchen daraus. Auch Schagrin giebt ſie. Die Pferdehufe geben Kämme.

Der Eſel,

Waldeſel, Müllereſel, oder wie er ſonſt noch heiſt, iſt lange kein ſo ſchönes, kein ſo munteres Thier, als das

Pferd. Er iſt viel kleiner und träger, hat einen dicken häßlichen Kopf, lange Ohren, gelbrothe Haare, — doch giebt es auch graue und ſchwarze Eſel — über den Rücken einen ſchwarzen Streif, einen kurzen faſt nackten Schwanz, und eine dicke faſt unempfindliche Haut. Wie ſehr kann man einen Eſel nicht peitſchen und prügeln, ehe ers fühlt und flinker geht? — Siehe Tafel 5 Figur 31.

Brauchbar aber iſt der Eſel doch; denn man kann ihn zum Laſttragen und zum Ziehen, und im Nothfall auch zum Reiten gebrauchen. In Italien und Spanien, und in der Türkey, und wo es ſonſt noch viele, aber auch etwas ſchönere Eſel, als bey uns giebt, reitet man häufig auf Eſeln. Sie gehen ſicherer und bequemer, als die Pferde, werden ſelten ſcheu, ſtolpern faſt nie, legen ſich im Waſſer, Dreck oder Moraſt nicht nieder, ſondern weichen allem Dreck vielmehr ſorgfältig aus, weil ſie die Reinlichkeit gar ſehr lieben; und können, wenn man flink auf ſie losprügelt, traben und galopiren.

Weil ſie aber doch viel langſamer, als die Pferde gehn, ſehr klein ſind, und doch wirklich gar zu häßlich ausſehen, und es auch nun einmal für allemal nicht Mode bey uns iſt, auf Eſeln herum zu reiten, ſo gebraucht man ſie nur zum Laſttragen. Die Müller, und andere Leute auf dem Lande, und vorzüglich die Leute in bergichten Gegenden, halten deswegen immer ſtatt der Pferde Eſel, weil ſie über die ſteilſten Berge und gefährlichſten Stege, wo man weder mit Karren noch Wagen hinkommen kann, ſchwer belaſtet, ohne zu ſtürzen weglaufen,

und dabey doch ſehr wohlfeil zu unterhalten ſind, denn ſie freſſen Neſſeln und Diſteln, und ſonſt noch allerhand Unkraut, daß Pferde, Ochſen und Schaafe nicht mögen und verachten, mit groſſem Appetit auf.

Getreide und Mehl, Obſt und Waſſer, und was man ſonſt nöthig hat, läßt man die Eſel über Berg und Thal zuſammen ſchleppen. Ein einziger Mann, und oft auch nur ein Knabe von zehn Jahren, kann mit ſechs ſchwer belaſteten Eſeln über Berg und Thal ziehen, ohne daß ihm einer davon ſpringt, oder ſonſt einen Spektakel macht. Er treibt ſie mit einem Knittel in der Hand vor ſich her, prügelt auf ſie los, und quält ſie oft für eine Handvoll Neſſeln oder Diſteln einen ganzen Tag; und die armen Thiere bleiben dabey doch immer gehorſam und geduldig.

Eſel giebts nicht ſo viel in der Welt, als Pferde; und in kalten Gegenden giebts gar keine, weil ſie die Kälte nicht ertragen können. In Italien, Spanien und der Türkey giebts wohl die mehrſten Eſel. Und in Aſia, Afrika und Amerika findet man auch wilde Eſel.

Der Eſel ſchläft täglich höchſtens drey Stunden, bringt alle Jahr ein Junges zur Welt, und wird zwanzig bis fünf und zwanzig Jahr alt, und ſchreyt **Hinham hinham, und Jah iah.**

Aber alle Eſel ſind doch nicht klein und häßlich? Es giebt ja welche, die ſo groß ſind, als die Pferde, und auch faſt eben ſo ausſehen? Richtig, mein Kind, die **Mauleſel** oder **Maulthiere** ſind faſt durch nichts, als durch ihre

langen Ohren von den Pferden unterſchieden. Sie haben faſt eben die Farbe und Grösſe, werden beſchlagen, geſattelt und angeſchirrt, und zum Fahren und Reiten gebraucht. — Siehe Tafel 5 Figur 30.

Allein Eſel bleibt doch immer Eſel, er heiſſe nun Waldeſel oder Mauleſel. Und wenn der Mauleſel auch gleich grösſer und beſſer iſt, als der Waldeſel, ſo iſt er doch lange nicht ſo ſchön, ſo flink und ſo munter, als das Pferd. Solche Mauleſel oder Maulthiere giebts noch weniger, als Wald- und Müllereſel. (*)

Ißt man das Eſelfleiſch? Ja, aber bey uns nicht. Es ſchmeckt ſchlecht. Die Eſelmilch hingegen iſt gut, und wird bey uns häufig getrunken. Sie dient allerhand kränklichen Leuten, und vorzüglich den Schwindſichtigen. — Die Eſelshaut giebt Siebe und Trommeln und Pergament und Schagrin.

Der Zebra

iſt das ſchönſte vierfüſſige Thier in der Welt, denn er iſt über den ganzen Leib, ganz vortreflich und ſehr regelmäßig, ſchwarzbraun, weiß und ſtrohfärbig geſtreift.

Ui-

(*) Pferd Equus caballus, Eſel Aſinus, Zebra Zebra. — Herr von Linné nennt den Eſel, der von einer Stute und einem Eſel, Equa et aſino erzeugt worden iſt, Aſinum Mulum. Hinnum hingegen nennt er den Eſel, der eine Eſelin Aſinam zur Mutter, und einen Hengſt Equum zum Vater gehabt hat. Die von einem Waldeſel und von einer Stute erzeugten Mauleſel ſind die ſtärkſten.

Uibrigens aber iſt er faſt eben ſo groß, und faſt eben ſo gebildet, als der Mauleſel. Er hat einen dicken plumpen Kopf, lange Ohren, und einen kurzen Schwanz, iſt ſehr wild und unbändig, und läuft entſetzlich geſchwind, und hält ſich nur im heiſſeſten Afrika auf, wohin faſt keine Menſchen kommen. Daher iſt es auch kein Wunder, daß man ſelten einen lebendigen Zebra in Europa zu ſehen bekömmt. — Siehe Tafel 4 Figur 3.

In der fünften Ordnung erzählen wir einander die Geſchichten der Ochſen, Schafe und Ziegen, der Kameele, Hirſche und Schweine, und aller andern Thiere, die geſpaltene Klauen haben.

Ochſen,

Kühe und Kälber kennt Jedermann, weil man ſie faſt alle Tage ſieht, oder doch wenigſtens ſehen kann, wenn man will, und von denjenigen Städten, darin es keine Kühe giebt, in die benachbarten Dörfer geht. Nicht wahr, Kinder, ihr kennet die Kühe ſehr gut? O ja, auch die Ochſen und die Kälber! Wir haben ſie ja ſchon oft in den Ställen beyſammen ſtehen, die Kühe melken, und die Kälber ſaugen geſehen. Siehe Tafel 5 Figur 29, 34, 35.

Friſchgemolkene Milch iſt warm und ſchön weiß, und ſchmeckt weit beſſer, als diejenige Milch, die wir manchmal zu Kauf bekommen. Denn wenn die Milch gelblicht

oder blaulicht ausſieht, ſo taugt ſie nicht viel, oder gar nichts.

Habt ihr auch ſchon buttern geſehen? O ja, wie man Butter macht, wiſſen wir ſehr gut. Sollen wirs Ihnen erzählen? Itzt nicht, nachher aber könnt ihrs thun, wenn die Geſchichte vom Ochſen und ſeiner Kuh zu Ende iſt. Und dann ſag' ich euch auch gleich, wie man die Käſe macht.

Ach Käſe! Sie meinen doch nicht die kleinen runden Bauernkäſe, deren man vier bis ſechs für einen Groſchen kauft? Denn dieſe haben wir ſchon machen ſehen. Warum nicht? Wer vom Käsmachen ſpricht, der muß von kleinen und großen, von theuren und wohlfeilen, und wie und wovon jede Sorte gemacht werde, was ſagen. Und das will ich thun, ſo gut ichs kann. Habt alſo nur noch ein wenig Geduld.

Ochſen, Küh und Kälber giebts in allen Theilen der Welt. Freylich aber giebts in einem Theil mehr, als in dem andern, je nachdem es darin wärmer oder kälter, oder er mehr oder weniger angebaut und bewohnt iſt. Große Hitze können ſie nicht vertragen. Sie lieben temperirte Luft, wie Europa hat. Welch ungeheure Menge Ochſen und Kühe es daher in Europa gebe, könnt ihr kaum glauben. Denkt einmal, nur allein die Polen können alle Jahr funfzig bis ſechzig tauſend, und die Ungarn gar über hundert tauſend Stück fette Ochſen austreiben. Und wie viel tauſend Stück verkaufen nicht jährlich die Dänen, Schleswiger und Holſteiner, und andere deutſche

Land=

Landwirthe? und lebt nicht faſt die ganze Schweiz von ihrer Rindviehzucht?

Ihr wiſſet doch ſchon, daß man die ganze Ochſenfamilie Rindvieh, und ihr Fleiſch Rindfleich nennt? Schlachtet man ein Kalb in den erſten acht Wochen nach ſeiner Geburt, ſo nennt man ſein Fleiſch nicht Rindfleiſch, ſondern Kalbfleiſch.

Faſt alles Rindvieh hat rothbraune Haare, — denn ganz ſchwarze und ganz weiſſe, oder ſchwarz, weiß und rothgefleckte Kühe und Ochſen giebts wenige — am Kopf zwey glatte runde Hörner, die vorwärts gebogen, und ſo krumm, wie eine Sichel, oder wie ein halber Mond, und innen hohl ſind; und einen kurzen, unten büſchelichten Schwanz, wie der Eſel, um das Ungeziefer damit wegſcheuchen zu können; es frißt Gras, Heu und Stroh, und was es ſonſt noch Esbares aus dem Pflanzenreich erwiſchen kann; und nützt uns im Leben, und wenns geſchlachtet iſt, ungemein viel; ja es iſt ſogar, nebſt dem Schaf, das nützlichſte Vieh für die Menſchen.

Denn der Ochſe zieht Wagen und Pflug, und ſcheint ſo recht für den Pflug, und überhaupt zum Zug beſtimmt zu ſeyn. Laſttragen hingegen kann er nicht. Sein Miſt und ſo auch der Kuhmiſt, geben einen der beſten Dünger ab. Und die Kuh verſieht uns mit Milch und Butter, mit Käſen und Kälbern, und läßt ſich im Nothfall auch vor den Pflug ſpannen, wie mancher armer Landmann thun muß, der mit ſeinen zwo Kühen und etlichen Ziegen Weib und Kind ernähren ſoll.

Vor alten Zeiten war das Rindvieh nebſt den Schafen der ganze Reichthum der Menſchen. Abraham lebte von ſeinen Heerden, und Jacob auch. Und wurden beyde nicht für reich, und für Fürſten ihres Volks gehalten? Aber auch noch itzt hält man dasjenige Land vorzüglich für reich und glücklich, das anſehnliche Viehzucht treibt. Wie vieles Geld bleibt dadurch nicht im Lande, und kommt nicht noch dadurch in ein Land? Wie viele tauſend Menſchen genießen darin nichts, als Milch und Butter und Käſe, und leben, ſo zu ſagen, faſt ganz allein von ihrem Rindvieh?

Ein Land, das Viehzucht treibt, kann nicht leicht arm werden und Hunger leiden, auſſer in dem Fall, wenn das Vieh krank wird und ſtirbt, und die leidige Rindvieh- oder Hornviehſeuche unter ihnen wütet. Aber ein jedes anderes Land muß ſich für dem arm werden fürchten, wenn es auch gleich Bergwerke und Weinbau, und ſonſt noch allerhand Güter hat.

Hat der Ochſe ſechs oder zehn, oder auch noch mehrere Jahre ſein Brod an Pflug und Wagen verdient, ſo mäſtet und ſchlachtet man ihn nun. Viele tauſend, ja die meiſten Ochſen aber werden gar nicht an den Pflug oder Wagen geſpannt, und auch ſonſt zu keiner Arbeit gebraucht, ſondern ſogleich fett gemacht, ſo bald ſie ausgewachſen ſind. Die Kuh hingegen wird gewöhnlich zehn bis zwanzig Jahre gemolken, und dann erſt noch gemäſtet, und vor den Kopf geſchlagen.

Das Kuhfleiſch iſt lange nicht ſo fett und ſo ſchmackhaft, als das Ochſenfleiſch. Nicht wahr, man ißt dies in Waſſer abgeſotten, in Gemüſen gekocht, und gebraten? Und vieles ſalzt oder böckelt man auch ein. Auch räuchert man vieles. Man ißt ſeine Eingeweide, und hie und da auch ſein Blut. (*) Sein hartes Fett, Unſchlitt oder Talk giebt Seife und Lichter. Seine Haut giebt Leder zu Schuh- und Stiefelſohlen, zu Kutſchenriemen, und zu Waſſer- und Feuereimern, und in England macht man auch Tobacksdoſen daraus. Und die Ruſſen verfertigen aus ihren Ochſenhäuten eine Art wohlriechendes Leder, das ſie Juften oder Juchten nennen.

Das Kuhleder iſt dünner und ſchwächer, als das Ochſenleder, und wird von den Schuhmachern als Oberleder zu den Schuhen und Stiefeln der Acker- und Landleute, und von den Sattlern zu Riemen und vielen andern Arbeiten gebraucht. Auch die Eingeweide der Kuh ißt man, und ihr Talk giebt auch Seife und Lichter. — Das Kalbleder giebt ſchönes dünnes Oberleder zu unſern Schuhen und Stiefeln. Auch macht man davon dauerhafte Beinkleider, Pergament und Trommeln. Und wie viel tauſend Ranzen und Schnapſäcke werden

nicht

(*) In England zieht man von dem Maſtdarm der Ochſen das äuſſerſte Häutchen ab, und verfertigt aus demſelben die Formen, in welchen von den Goldſchlagern Gold und Silber und Kupfer zu dünnen Blättchen geſchlagen werden, um damit vergolden und verſilbern zu können.

nicht von den Kalbfellen, daran die Haare noch ſitzen, gemacht? Auch werden die Reiſekäſten oder Kuffer damit überzogen.

Mit den Kuh- und Ochſenhaaren ſtopft man Sättel und Stühle aus. Aus ihren Hörnern macht man Knöpfe und Kämme, Tabacksröhren und Doſen, Laternen und Roſenkränze, und hundert andere Dinge. Und unſere Vorfahren haben unſtreitig daraus die erſten Trinkgeſchirre, und vermuthlich auch die erſten Inſtrumente zum Blaſen gemacht. Und hie und da dünget man mit den Ochſenklauen die Weinberge.

Der Ochs und die Kuh brüllen, und das Geſchrey des Kalbes tönt faſt, wie das Geblöck eines Schafes. Der männliche Ochſe oder der Reitochſe, den man nur zur Begattung der Kühe gebraucht, weil er allzu wild iſt, und ſich weder vor den Wagen, noch vor den Pflug ſpannen läßt, heißt Stier oder Bulle; die übrigen Ochſen aber, die ſich mit den Kühen nicht begatten, ſondern nur zum Ziehen und zum Schlachten aufgezogen werden, nennt man ſchlechtweg Ochſen; und das Weibchen heißt Kuh, nnd ihr Junges Kalb. (*)

Gleich groß ſind die Ochſen und Kühe in allen Ländern nicht. Je wärmer ein Land iſt, deſto kleiner ſind ſie. In Ungarn, Polen und England ſind ſie am größten. Aber auch in der Schweiz, in Dänemark,

Schles-

(*) Verſchnittener Ochs Bos, vollkommener Ochs Taurus, Kuh Vacca, Kalb Vitulus, Büffelochs Bubalis, Urochs Urus, Buckelochs Biſon.

Schleswig, Holſtein und Oſtfriesland giebts herrliches Rindvieh. Und in einigen Orten der Welt giebts auch noch wilde Ochſen, die zum Theil ganz anders ausſehen, als die unſern, und auch ganz andere Namen haben. Es giebt nämlich Büffelochſen, Auerochſen und Buckelochſen.

Die Büffelochſen haben zwar Indien zu ihrem Vaterlande, ſind aber ſchon ſeit zwölf hundert Jahren in Italien, Ungarn, Krain und Tyrol einheimiſch gemacht, und zum Zug abgerichtet worden. Man legt ihnen einen Ring in die Naſe, und zähmet ſie dadurch zur Arbeit. Sie ſind nicht gröſſer, als unſere Ochſen, aber viel wilder, und haben meiſt alle ſchwarze Haare.

Die Auerochſen ſind gröſſer und haariger, als unſere Ochſen, und halten ſich in Oeſterreich, Ungarn, Polen und Rußland auf.

Die Buckelochſen oder Biſons ſind im nördlichen Amerika zu Hauſe. Sie ſind die größten unter allen andern Ochſen, und auch die wildeſten. Sie haben an Hals und Bruſt ſehr lange braunrothe Haare, und auf dem Rücken einen Buckel oder Höcker von Haaren. Sie ſind entſetzlich grimmig, und müſſen mit Ketten angebunden, und in eigene Bauer eingeſperrt werden, wenn ſie nach Europa gebracht, und für Geld ſehen gelaſſen werden ſollen. — Siehe Tafel 9 Figur 6. (*)

Der

(*) Auerochs oder Urochs kömmt von dem alten deutſchen Worte, Ur, her, welches Wald, Wieſe oder tragbaren Grund

Der Ochſe frißt ſo lange hurtig hinter einander fort, als er was hat, und noch ein leeres Plätzchen in ſeinem erſten Magen iſt. Iſt dieſer aber einmal voll, ſo legt er ſich gleich zum Wiederkauen nieder. Und nun muß ſein ganzer Fraß ſo lange von einem Magen in den andern marſchieren, bis er klein genug geworden iſt, und die Verdauung ein Ende hat. Denn ſo lang er frißt, ſtehen ſeine Gerb- und Mahlgänge gleichſam ſtille.

Daß der Ochs und ſeine Kuh und ſein Kalb, aber auch der Hirſch und das Rennthier und das Kameel, und noch mehrere Thiere vier Magen oder vier Abtheilungen in ihrem groſſen weiten Magen haben, hab' ich euch ſchon einmal geſagt. Aber wie ſie heißen, wiſſet ihr noch nicht: Nicht wahr? Nun, ſie heißen Panzen oder Wanſt; Haube oder Mütze; Buch oder Faltenmagen oder Pſalter; und Ruthe oder Lab.

Und wozu braucht denn der Ochſe vier Magen? Im erſten Magen oder im Panzen wird das verſchlungene Heu oder Gras eine Zeitlang eingeweicht, und ſodenn vermuthlich durch Hülfe des zweyten Magens oder der Mütze, Biſſenweis wieder in das Maul hinaufgedrückt, und ſo lang gekaut, bis es ſo klein, als ein Brey oder ein gehackter Spinat geworden iſt, und durch eine ſehr kleine Oefnung, die faſt wie ein Sieb ausſieht, in den drit-

Grund anzeiget. — Biſon oder Biſont kömmt von dem Worte, Wiſant her, welches einen Waldochſen bedeutet.

dritten Magen oder den Pſalter aufgenommen werden kann. Hier bleibt dieſer Brey ſo lange liegen, bis es ſo verändert iſt, daß es in den vierten Magen oder die Ruthe, wo das Geſchäft der Verdauung und der Abſonderung geendiget wird, übergehen kann.

Wollen wir nun buttern und käſen, oder Butter und Käſe machen? Holla, wie macht man die Butter? In einigen Gegenden von Deutſchland ſagt man der Butter, und nicht die Butter. Man gießt die friſch gemolkene Milch in breite runde Näpfe, und ſtellt ſie in den Milchkeller, oder in die Milchſtube, oder an einen andern kühlen reinen Ort, wo ſie drey bis vier Tage ruhig ſtehen bleibt. Itzt nimmt man die obere dicke fette Haut, die man Schmand, Flot, Raum, Sahne, Schmeten oder Obers nennt, ab, wirft ihn in einen Kübel, oder in ein Rührfaß, oder auch nur in eine groſſe tiefe Schüſſel, und rührt ihn mit einer Keule, einem Löffel oder Stecken, ſo lang hin und her, und auf und ab, und durch einander, bis alle Milch davon gelaufen, und die Butter fertig iſt. Diejenige Milch, welche während dem Buttern von dem Schmand wegläuft, heißt Buttermilch. Eine friſche fette Buttermilch iſt geſund, und ſchmeckt auch ſehr gut.

Nun wäſcht oder rührt man die Butter noch ſo lang in friſchem Waſſer durch einander, bis kein Tropfen Milch mehr darin iſt, und das Waſſer ganz helle bleibt, Aber itzt kann man ſie aufs Brod ſchmieren und roh eſſen, oder verkochen und verbacken, oder auch zu Schmalz

aus-

ausſieden. Denn wenn man die Butter ans Feuer ſetzt, und ſo lang ſieden läßt, bis aller Schaum, der in die Höhe ſteigt, weggenommen worden iſt, ſo erhält man eine Art Fett, das man Schmalz nennt. Dies Schmalz gebraucht man an den meiſten Orten von Deutſchland häufiger, als die ſüſſe und eingeſalzene Butter. Man ſalzt auch nicht allenthalben, und nirgends ſo häufig, wie in Niederſachſen, die Butter ein. (*)

Koſten die Bauernkäſe viel Mühe, bis ſie fertig ſind? O erſtaunlich viel! Nun wie macht man ſie denn? Die ſaure Milch oder Plumpermilch, von der der Schmand abgenommen worden iſt, wird zum Feuer geſtellt, daß ſie gerinnt, dieſe geronnene Milch wird in einen Sack oder Beutel gegoſſen, und ſodenn ſtark gepreßt, bis alles Waſſer davon gelaufen iſt, und der käſigte Theil allein bleibt. Dieſer käſigte Theil wird nun zerrieben und getrocknet, und ſo lang gebrannt, oder auf einander liegen gelaſſen, bis er faul geworden iſt. Itzt knätet man Salz und Kümmel darunter, und macht ſolche kleine runde Käschen daraus, deren man vier bis ſechs für einen Groſchen kauft. Man macht aber auch größere Käſe, davon ein Stück, oder höchſtens zwey Stücke einen

Gro-

(*) Gewöhnlich nimmt man zu einem Pfund Butter zwey Loth Salz. Und wem ſeine Butter nicht gelb genug iſt, der kann ſie mit Ringelblätterſaft gelb färben. Dieſer Saft iſt geſund, und riecht auch an der Butter nicht.

Groſchen koſten, daraus. Und weil Kümmel darin iſt, nennt man ſie hie und da auch Krautkäſe.

Nun, wie meint ihr wohl, daß man die groſſen Schweitzer - Emder - Oſtender - und Edammerkäſe, und überhaupt alle Arten von ſüſſen Käſen mache? Denkt, faſt eben ſo, wie die ſauren Bauernkäſe. Aber nicht von ſaurer, ſondern nur allein von lauter ſüſſer Milch. Und dabey geht es ſo zu: Sobald die Milch gemolken iſt, wird ſie in einen Keſſel gegoſſen, unter dem ein Feuer brennt. Iſt ſie ein wenig warm geworden, ſo wirft man einen Löffel voll ſauren Saft darein, den man Lup oder Lap nennt, und läßt ſie nachher ſo lang kochen, bis ſie zuſammen fährt oder gerinnt, und dick iſt. (*)

Nun ſchöpft man die geronnene Milch mit einem tiefen durchlöcherten Löffel in die Formen, und läßt ſie ſo lang darin ſtehen, bis das Waſſer davon gelaufen, und ſie ſo hart und feſt geworden ſind, daß man ſie ganz daraus herausnehmen kann. Iſt dies geſchehen, ſo legt man

(*) Dieſer Lup wird von Kalbsmägen, Salz und Waſſer gemacht. Man nimmt nämlich einen, oder zween Kalbsmägen, zerſchneidet und vermiſcht ſie mit Waſſer und einer Handvoll Salz, und läßt ſie ſo vierzehn Tage ſtehen. Ein einziger Löffel voll von dieſem Saft kann hundert Maaß oder Quartier ſüſſe Milch ſcheiden oder gerinnen machen. Hievon, und ſo auch von den verſchiedenen Milcharbeiten, und vielen Milchprodukten, giebt Scheuchzers Naturgeſchichte des Schweizerlandes, im 1 Band, von Seite 58 bis 63 gründliche Nachricht.

man den noch ziemlich lockern Käs auf ein Brett, umgiebt ihn mit einem hölzernen Ring, oder auch mit einem Ring von Baumrinden, bedeckt ihn mit einem reinen Stück Leinwand, und beſchwert ihn mit Steinen, damit er oben und unten eben, und von allen noch übrigen wäſſerichten Theilchen befreyt werde.

Hier wird auf ſtrenger Glut geſchiedner Zieger dicke,
Und dort gerinnt die Milch, und wird ein ſtehend Oel:
Hier preßt ein ſtark Gewicht den ſchweren Satz der Molke,
Dort trennt ein gährend Saur das Waſſer und das Fett:
Hier kocht der zweyte Raub der Milch dem armen Volke,
Dort bild't den neuen Käs ein rund geſchnitten Brett.

Und damit der Käs auch dauerhaft und ſchmackhaft werde, beſprengt man ihn zuweilen mit Salzwaſſer. Friſch ſchmeckt kein Käs ſonderlich. Je älter, je beſſer. Es giebt Käſeliebhaber, die den alten faul gewordenen Käs ſamt den Würmern oder Schmeißfliegen-Larven, die darin ſitzen, aufs Brod ſtreichen, und als Leckerbiſſen eſſen.

Es iſt nicht ein Käs ſo gut und fett, als der andere. Es giebt fette und magere Käſe. Die fetten Käſe werden gemacht, ſo wie es hie ſteht, von guter friſcher Milch; die magern hingegen von derjenigen Milch, die zwar noch ſüß, aber doch ſchon ein oder zweymal abgenommen worden iſt. Und ſo, wie man die Kuhkäſe macht, ſo macht man auch die Schaf- und Ziegenkäſe.

Es

Es giebt groſſe und kleine, kugelrunde, auf zwo Seiten flache, und viereckichte ſüſſe Käſe. Auch den Saft von einigen Kräutern miſcht man zuweilen unter die Milch, und nennt die davon gemachten Käſe, Kräuterkäſe.

Das gute fromme, aber äuſſerſt dumme

Schaf

iſt ein ſehr bekanntes nützliches Thier, das ſich allenthalben, wo Menſchen wohnen, aufhält, und als ein zahmes Hausthier von Pflanzen und Kräutern lebt, alle Jahr gewöhnlich ein Lamm, doch zuweilen auch zwey Lämmer zur Welt bringt, und zwölf bis fünfzehn Jahre alt wird. Daß ein Schaf in einem Jahre zweymal lamme, iſt was ſeltnes, doch geſchieht es zuweilen hie und da.

Wilde Schafe, die auf dem freyen Felde, oder in einem Walde, ohne Pflege der Menſchen leben, und mit Mühe gefangen werden müſſen, giebts nirgends in der Welt, weil ſie zu ängſtlich und zu dumm, zu ſchwach und zu gebrechlich ſind, und ſich in nichts finden können. Sie lauffen bey dem kleinſten Geräuſch auf einen Haufen zuſammen, und ſpringen ſchon davon, wenn auch nur ein Kind ſeinen Arm in die Höhe hebt, oder ein kleines Steinchen unter ſie wirft.

Kurz, ſie wiſſen kein einziges Mittel ſich zu retten, und der nahen Gefahr zu entgehen. Kömmt der Wolf,

wenn ſie allein, und ohne Hund und ohne Hirten ſind, ſo ſind ſie verlohren, und er kann ohne Gefahr, eins ums andere erwürgen und fortſchleppen. Wehren ſie ſich denn gar nicht? Nein, ſie ſtampfen zwar etwas mit den Füſſen, allein daran kehrt ſich dieſer arge Würger nicht. Er läßt ſie zappeln und ſtampfen, und geht doch mit ihnen fort. Warum ſpringen ſie denn nicht davon? Das thun ſie zwar, aber nur von einer Ecke in die andere, und immer alle bey einander. Würden ſie aber auch gleich einzelen, eins dahin, daß andere dorthin fliehen, ſo würde ſie ihr Erzfeind doch einholen und erhaſchen, weil er viel flinker ſpringen kann, als ſie, und nicht leicht müde wird: Sie hingegen werden gleich müde, und verlieren den Athem. Ja er holt ſie ſogar oft aus den Ställen und Horden heraus, und ſcheut weder Schäfer noch Hunde.

Leitet, füttert und bewacht man ſie nicht ſehr ſorgfältig: ſchützt man ſie nicht für Hitze und Kälte, für Regen und Schnee, ſo werden ſie krank, und ſterben an der Seuche, und an vielen andern Zufällen Heerdenweis dahin.

Hitze und Kälte, Regen und Schnee können ſie ſchlechterdings nicht vertragen: Und doch ſind ſie gewöhnlich ſo dumm, und ſtehen oft Stunden lang auf einen Fleck in Regen und Schnee hin, und gucken in den Boden und gehen nicht eher weiter, als bis ſie von Menſchen oder Hunden fortgejagt werden.

Sind ſie denn neben ihrer Dummheit auch ungehorſam? Nein, ungehorſam ſind ſie nicht. Sie laſſen ſich

von

von ihrem Schäfer leiten, wohin er will. Er mag vor ihnen her gehen, oder hinter ihnen drein kommen, ſo folgen ſie ſeiner Stimme, und gehen ihm nach, oder vor ihm her, ohne ſich zu verweilen, ohne ſich im Getreide, in Weinbergen, Waldungen oder Saatfeldern zu verlaufen. Verläuft ſich aber ja eins und das andere von ihnen, ſo iſt gleich der Schäferhund hinter ihnen her, und jagt ſie wieder zuſammen. Denn dieſer iſt vollkommen darauf abgerichtet, ſeine Heerde auf die Weide, und von der Weide zu führen, ſie zuſammen, und auseinander zu jagen, und ſie bey Tage und der Nacht zu bewachen und zu vertheidigen.

Ohne Hülfe und Beyſtand der Menſchen können alſo die armen Schafe nicht fortkommen. Der Menſch muß ſich ihrer erbarmen und annehmen, ſie auf die Weide, und zum trinken führen, und zuweilen auch Salz lecken laſſen, ſie bey naſſer oder kalter Witterung in einen bedeckten warmen Stall, bey groſſer Hitze hingegen an einen ſchattichten Orte bringen; ſie nicht übertreiben, weil ſie bald müde werden, leicht fallen, und die Beine zerbrechen. Bedenket einmal, welch dürre Steckenähnliche Füſſe ſie nicht haben!

Und wie ſollten diejenigen Arabiſchen, Perſiſchen, Siriſchen und Afrikaniſchen Schafe, die zwanzig bis dreyſſig Pfund ſchwere Schwänze haben, und doch nicht viel gröſſer, als unſere Schafe, ſind, auch keine ſtärkere Füſſe haben, ſchnell laufen, oder g ſpringen können? Sie können gewöhnlich kaum ihren wanz, der oben dünn

 und

und unten dick, und einen Klumpen Fett iſt, fortſchleppen, geſchweige denn ſpringen. Man macht daher für ſie kleine leichte Karren oder Rollwagen mit zwey Rädern, ſpannt ſie davor, legt ihren Schwanz darauf, und läßt ſie ſo weiden, und ihren Schwanz mit ſich herum ziehen. Muß das nicht ſehr närriſch ausſehen? O verzweifelt närriſch! Ja wohl die Schwänze auf kleinen Karren mit ſich herumziehen! Dis Schwanzfuhrwerk möcht' ich einmal ſehen.

Haben die Araber und Afrikaner viele ſolche dickſchwänzichte Schafe? Nein, ſehr wenig! Sie haben auch andere dünnſchwänzichte Schafe nicht viel, weil ihnen das Hüten wegen der groſſen Hitze, und wegen der wilden Thiere beſchwerlich und gefährlich iſt. Ich glaube, daß es in ganz Afrika nicht ſoviel Schafe giebt, als in England oder in Spanien. Dieſe haben neun, und jene gar zehn Millionen Schafe bey einander.

Die ſpaniſchen Schafe haben die beſte und feinſte Wolle unter allen Schafen in der Welt. Sie ſieht röthlicht weiß aus, wird aber im Verarbeiten ſchön weiß. Die feinſten Tücher, Zeuge und Hüte macht man davon. Das Pfund von der feinſten ſpaniſchen Schafwolle koſtet bey uns anderthalb, und auch wohl zween Thaler. Aber auch die engliſche Schafwolle iſt ſehr fein. Sie iſt zwar nicht ſo fein, wie die Spaniſche, aber viel länger und glänzender, läßt ſich auch beſſer färben, und läuft in der Walke nicht ſo ſehr ein. Die engliſchen Schafe ſind auch merklich gröſſer, als die Spaniſchen. In Spanien

kommen die Schafe Sommer und Winter in keinen Stall, ſie ſind faſt alle Tag und Nacht auf freyem Felde, und größtentheils auf einer beſtändigen Reiſe. Auch in England, und in vielen andern Gegenden, wo es gar keine, oder doch ſehr gelinde Winter giebt, weiden und bleiben die Schafe immer auf freyem Felde.

Die Afrikaniſchen, und viele Aſiatiſchen Schafe haben, ſtatt der Wolle, feine zarte Haare, die man ihnen alle Jahre abſchneid't, und zu allerhand Kleidungsſtücken gebraucht. Die Alten haben ehedem ihren Schafen dieſe Haare nicht weggeſchnitten, ſondern ausgerupft. Ach, das mag den armen Thieren entſetzlich weh gethan haben! Mich ſchaudert ſchon, wenn ich nur daran denke, daß mancher ungeſchickter Scheerer die frommen Schafe in den Leib ſchneid't und Haut und Wolle mit einander wegnimmt. Und dabey ſind ſie ſo geduldig, daß ſie nicht einmal ſchreyen oder blöcken, geſchweige denn ſich durch Stampfen mit den Füſſen losmachen wollten. Aber beym Ausrupfen können die guten Thierchen unmöglich ruhig und geduldig aushalten.

Nicht wahr, bey uns iſt alle Jahr einmal, und wo ich nicht irre, im Monat May Schafſchur? Ja, doch zuweilen auch früher auch ſpäter, je nachdem die Witterung warm oder kalt iſt; denn die Schafe müſſen erſt alle gewaſchen werden, damit der Dreck von ihnen komme, und die Wolle hübſch rein werde. Frierts nachher die guten Dingerchen nicht, wenn ſie ihren Pelz verlohren, und ſo faſt ganz nackend geworden ſind? Ja etwas, aber

es dauret nicht lange; ſie werden es bald gewohnt. Und denn iſts ja im May und Juny ohne dies gewöhnlich warm genug, und oft ſchon ſo warm, daß ihnen ihre Wolle zur Laſt wird, und man ſie ihnen alſo ſchon aus Mitleiden, und nicht bloß aus Eigennutz wegſcheeren muß: Und ſchnitte man ſie ihnen nicht weg, ſo würden ſie dieſelbe nach und nach ganz wegripſen. Wie oft ſieht man nicht halb, und faſt ganz nackte Schafe?

Wiſſet ihr ſchon, liebe Kinder, daß es auch gehörnte Schafe giebt? O ja, unſer Nachbar Hans hat ſelbſt einen Schafbock, der zwey Hörner hat. Mehr aber als zwey Hörner werden doch die Schafböcke nicht haben? Und die Schafmütter, nebſt denjenigen Schafen, die man Hammel oder Schöpſe nennt, haben ja gar keine Hörner? Ja, bey uns nicht, oder doch wenigſtens ſelten; im wärmern Aſia und Afrika aber hat faſt alles Hörner, Schaf, Bock und Hammel. Und denn haben ſie auch zum Theil drey, vier, ſechs bis acht Hörner. Ey ja wohl! So viele Hörner haben ſie dorten? Nun ſo ſollten ſie ſich auch gut gegen ihre Feinde, die Wölfe, wehren können? Ach, wie ſollten ſie das wohl, die guten friedlichen Thiere, die weder Liſt noch Ränke kennen! (*)

Und

(*) Schafbock oder Widder Aries, verſchnittener Bock, Hammel oder Schöps Vervex, Mutterſchaf Ovis, Lamm Agnus, Breitſchwänziges Schaf Ovis laticauda. Ziege Capra, Ziegenbock Hircus, Angoriſche Ziege Capra angorenſis, Steinbock Capra ibex, Gemſe Capra rupicapra, Bezoarbock Capra bezoartica, Gazelle Capra dorcas.

Und in den Heidegegenden von Niederſachſen giebt es kleine niedliche Schafe, die man Heideſchnucken nennt, die alle, ſowohl die Schafmütter, als die Widder, zwey Hörner, und größten Theils eine kurze graue Wolle haben, die ſehr gute Hüte giebt. Heideneinwohner ſpinnen ſie auch häufig, und ſtricken und weben ſich faſt alle ihre Kleidungsſtücke daraus. Auf der 5ten Tafel Figur 24 iſt ein Schafbock mit zwey Hörnern; Figur 27 ein Schaf, und Figur 26 ein Lamm abgebildet.

Der Menſch ſoll und muß alſo die lieben frommen Schafe ſchützen und bewachen, ſie leben und wohnen, wo ſie auch wollen, wenn er Nutzen von ihnen haben will. Und ſie nützen doch wirklich ſehr viel, dächte ich? Geben ſie nicht gewöhnlich alle Jahr ein Lamm? Viele lammen zuweilen auch wohl zwey Lämmer. Scheert man ihnen nicht alle Jahre ihre Wolle ab? Kann man ſie nicht auch, wenn man will, alle Tage melken, wie die Ziegen? Die Schafmilch iſt ſehr dick und fett, und giebt gute Butter und fette Käſe. Beſſer iſts freylich, wenn man den Schafen ihre Milch gar nicht nimmt, weil ſie alsdenn beſſere Wolle geben, und auch öfter lammen. Die Lämmer werden auch hübſcher und gröſſer, wenn ſie lang ſaugen können. Düngt nicht der Schafmiſt oder Pferch, und ihr Harn ganz vortreflich die Felder? Und eben deswegen ſchlägt man auch Horden um einen Platz, und ſperrt ſie Heerdenweis, die Nächte durch, und oft auch am Tage, darin ein, damit er durchaus recht gut gedüngt, und auf etliche Jahre fruchtbar gemacht werde.

Der Schäfer bleibt auch des Nachts mit ſeinem Hunde bey ihnen, und ſchläft in einer bedeckten Karre mit zwey Rädern, die die Schäferkarre genannt wird. Ihr werdet vermuthlich ſchon eine ſolche Karre geſehen haben.

Wie viele tauſend Menſchen leben, nähren und beſchäftigen ſich nicht mit der Bearbeitung der Schafwolle? Sind nicht unſere Tücher, Zeuge und Hüte, und faſt alle unſere Kleidungsſtücke davon gemacht? Je feiner die Wolle iſt, deſto feiner und beſſer wird das, was man davon macht. Welch merklicher Unterſchied iſt nicht zwiſchen unſern Filzhüten? Einige ſind fein und theuer; andere grob und wolfeil. Und doch ſind ſie meiſt alle von Schafwolle: Denn Haſenhaare kommen wenig; und Kaſtor- und Biberhaare gar keine zu unſern Hüten, wenn auch gleich einige davon Kaſtorhüte genannt werden: Denn die Kaſtorhaare ſind ſehr theuer; es müßten alſo die feinen Hüte noch viel theurer ſeyn, als ſie ſind.

Nicht wahr, die Hüte werden erſt von dem Hutmacher ſchwarz gefärbt? Oder macht man ſie nur aus lauter ſchwarzer Wolle? Nein, gefärbt müſſen alle Hüte werden, die man ſchwarz haben will, wenn auch gleich lauter ſchwarze oder greiſe Wolle dabey iſt. Eben deswegen aber, weil man das, was aus weißer Wolle gemacht iſt, färben kann, wie man will, ſo iſt die weiße Wolle auch viel mehr werth, als die ſchwarze.

Viele Thiere ſchlachten wir ohne Mitleid ab, weil ſie uns alsdann erſt nützen; das gute Schaf aber nützt uns lebendig faſt mehr, als wenn es geſchlachtet iſt. Wir eſ-

ſen

ſen ſein Fleiſch und ſeine Eingeweide; und aus ſeinem Blute macht man hie und da auch Würſte. Seine dünne Därme geben Saiten für Geigen und Harfen, und für viele andere Inſtrumente und Werkzeuge. Man kehrt die Därme um, und wäſcht ſie, und dreht ſie alsdenn zuſammen. Zween Därme müſſen wenigſtens zuſammen gedreht werden, wenn man eine Saite haben will. Ein Darm allein giebt keine Saite. Es giebt aber auch Saiten, die aus zehn, zwanzig bis hundert Därmen zuſammen gedreht werden, wie die dicken Basgeigenſaiten. (*)

Ihr Fell giebt gutes Leder zu Beinkleidern, zu Beuteln und zu Taſchen; auch macht man Korduanleder und Pergament daraus. Aus ihren Klauen und Knochen ſiedet man Leim; und ihr hartes Fett, das man Talk nennt, giebt gute Lichter. Es iſt ein Unterſchied zwiſchen Fett und Talk: Und dieſer beſteht darin, daß das Fett allemal weich bleibt, wenn es kalt wird; der Talk aber, ſobald er kalt wird, gerinnet. Das hart gewordene Rindviehfett heißt Unſchlit, und das harte Schweinefett Schmer.

Kannſt

(*) Zu den klaren Mandolinſaiten nimmt man 2 Därme; zu den feinſten Violinſaiten 3, und zu den ſtärkſten 7; zu den größten Basgeigenſaiten aber nimmt man gewöhnlich 120 Därme. Lammsdärme, Schafziegen-Katzen- und Kälberdärme geben Saiten; aber die von den Katzen- und Lammsdärmen geben die beſten. In Frankreich macht man viele gute Saiten; in Rom macht man beſſere; in Neapel aber macht man die beſten; ſiehe Volkmans hiſtoriſch kritiſche Nachrichten von Italien, Band 3, Seite 186. ꝛc.

Kannſt du wohl, boshafte muthwillige

Ziege,

deine und deines Bockes Geſchichte erzählen? O ja, das könnte ich wohl, wenn ich wollte. Aber ich will nicht. Und warum denn nicht? Weil ſie mich boshaft und muthwillig ſchelten, und ich es doch nicht bin.

Luſtig und flink bin ich, und keine ſo ängſtliche Schlafmütze wie das Schaf, auch lange nicht ſo ſchwächlich und empfindlich. Ich kann Näſſe und Kälte vertragen, und fürchte mich auch für Gewittern nicht. Ich ſpringe gern links und rechts, jage meine Kameraden von einem Orte zum andern, und mache ſonſt noch allerhand Späſſe; aber boshaft, und —

Aergere dich doch nicht, ſchöne weiße Ziege. Nicht wahr, es giebt auch ſchwarze, graue und bunte Ziegen? Ich verſpreche dir bey deinem langen Knebelbart, daß ich dich künftig nicht mehr boshaft, ſondern nur — nur —

Doch Ziege, du biſt allerdings boshaft und muthwillig! Neck'ſt und ſtö'ßſt du nicht alle Hausthiere, und ſelbſt deinen Hirten und Herrn? Zerfriß'ſt und zernagſt du nicht alle Zäune, Gebüſche und Bäume? Raſ'ſt du nicht auf der Weide und zu Hauſe wie wütend herum? Springſt du nicht über Zäune und Hecken, um geſchwind ein Maul voll Laub oder Kohlblätter, oder ſonſt was zu ſtehlen? Gehorchſt du denn einmal deinem Herrn? Kurz und gut: Treibſt du nicht allen dieſen, und noch

vie-

vielen andern Unfug, du verzweifelte Meckerinn, du Erzſtinckerin?

Ey ey, wie viel übles Zeug ſagen ſie nicht von mir! Aber, a propos! Warum ſagen ſie nicht auch, wie oft man mich vexirt; für die lange weile peitſcht; und bey meinem Bart zupft; und bey einer Hand voll Laub halbe Tage lang hungern läßt? Oder ſoll ich mich denn nicht für meine Haut wehren?

Nun laß' es fürs erſte nur gut ſeyn. Nicht wahr, du hältſt dich gern bey Menſchen und im Trockenen, und auf Bergen und Anhöhen auf? Friß'ſt gern Laub und Gras, und Moos und wilde Kaſtanien; leck'ſt gern Salz; bringſt alle Jahr eins oder zwey, auch bisweilen drey oder vier Zickelchen zur Welt; und lebſt zehn bis zwölf Jahr? Richtig, ſo iſts.

Doch, ſo alt, als ſie ſagen, läßt man mich nicht werden, weil alsdenn mein Fleiſch nicht mehr gut ſchmeckt. Junges Ziegenfleiſch ſieht eben ſo aus, und ſchmeckt auch faſt eben ſo gut, wie Hammelfleiſch. Und wenn es auch ein wenig meckelt, und nach meinem Felle riecht, ſo thuts nichts, der gemeine Mann ißt es doch gern. Ja in Norwegen und Schweden, und wo es ſonſt noch unſrer viel giebt, ißt faſt Jedermann Ziegenfleiſch. Auch meine Eingeweide ißt man. Iſt es nicht wahr? O ja, vollkommen! Rede nur fort, Plaudertaſche! Du weißt doch noch mehr von dir? Will ſehen:

Mein Talk giebt gute Lichter, und mein Fell Korduan- und Saffianleder, Pergament, gutes Leder zu

Bein-

Beinkleidern und zu Handſchuhen, und zu vielen andern Dingen. Wird nicht auch das ſogenannte Hühnerleder, aus dem ſehr niedliche dünne weiſſe, auch blau, grün, violet und roth gefärbte Handſchuhe für Herren und Damen verfertiget werden, aus meinem Fell gemacht? (*) Mein Fell iſt viel beſſer, und weit mehr werth, als des Schafs ſeines.

Und meine Milch? O, wie beliebt, wie gut iſt dieſe nicht! Reiche und arme Leute trinken und eſſen ſie gern, und viele, vorzüglich alte und kränkliche Perſonen, ziehen ſie der Kuh- und der Schafmilch vor. Auch Käſe kann man von meiner Milch machen.

Meine kurzen Haare geben Hüte, und aus meinen langen macht man Perücken; ja wenn man wollte, könnte man ſie auch ſpinnen und zwirnen, und zu Zeugen verweben, wie die Haare der angoriſchen Ziege in klein Aſien. Auf der 5ten Tafel Figur 20 iſt eine angoriſche Ziege, und Figur 21 ihr Bock abgebildet.

Nun, das heißt geprahlt! Ja wohl deine groben Haare mit den feinen ſilberweiſſen Haaren der angoriſchen Ziegen vergleichen! Weißt du denn nicht, daß dieſe Ziegen ſchöne ſchneeweiſſe und zarte, eine halbe Elle lange Haa-

(*) Man weicht die Ziegenfelle in Kalk ein, zieht die obere Haut herunter, und nennt ſie, wenn ſie roth oder grün oder blau ꝛc. gefärbt worden ſind Hühnerleder. Viele werden auch ganz weiß gelaſſen. Die Dänen gerben und verarbeiten jährlich viele tauſend ſolche Ziegenfelle.

Haare haben, aus denen man allerhand trefliche Zeuge weben kann? Doch, das weiß ich. Ich hab es auch wirklich ſelbſt ſagen wollen, daß ſie viel feinere und längere Haare haben, als ich und alle meine Kameraden in der ganzen übrigen Welt. Man ſpinnt und zwirnt ſie, und webt allerhand trefliche Zeuge daraus, von denen die Kämelotte die bekannteſten ſind. Uebrigens ſehen dieſe angoriſchen Ziegen uns deutſchen Ziegen ſo ziemlich ähnlich. Sie haben auch zwey Hörner, wie wir, — doch giebts auch viele Ziegen, die keine Hörner haben — freſſen auch Gras, Blätter und Kräuter, und meckern auch, wie wir. Doch darin ſind ſie von uns unterſchieden, daß man ihnen alle Jahr, wie den Schafen, ihre Haare abſchneidet, uns aber nicht.

Noch eins: Sie wiſſen doch ſchon, daß man in Arabien die Ziegen **Kämel** nennt? Und daher kömmt es auch, daß man ſie zuweilen **Kämelziegen**, ihre Haare **Kämelhaare**, das daraus geſponnene uud gezwirnte Garn **Kämelgarn** und die davon gewebten Zeuge **Kämelotte** nennt. Man muß daher nicht Kameelhaare, nicht Kameelgarn, nicht Kameelotte ſagen, wie doch immer faſt Jedermann ſagt; ſondern Kämelhaar, Kämelgarn und Kämelot. Ich glaube, dieſer Irrthum kömmt daher weil dem großen buckelichten Kameel alle Jahr eine Menge Haare ausfallen, uud man ſolche ſammelt und ſpinnt und zwirnt, und ebenfalls auch zu allerhand Kleidungsſtücken verwebt. Das ordentliche Kämelhaar aber iſt feiner, beſſer und theurer, und kömmt ſelten oder gar nicht

zu uns; denn unſere Kamelotte, die die Zeugweber; und unſere Knöpfe, Bänder und Garn, die die Knopſmacher, unter dem Namen Kameelgarn ꝛc. verkaufen, werden aus lauter Schafwolle gemacht: Seide nehmen die Knopſmacher zuweilen dazu, und dann nennen ſie es halbſeidenes Kameelgarn.

Ey, faſt hätt' ich vergeſſen, daß man mich an vielen Orten faſt nie Ziege, ſondern Gais, und meinen Bock, Gaisbock nennt. Auf der 5ten Tafel Figur 23 und 25 ſind wir beide abgebildet. Nun bin ich fertig! So! du ſollſt auch bedankt ſeyn! Adieu alſo, Erzſtinkerin! Adieu, ſchelmiſcher Herr Bock! Ey, ſoll ich dich nicht bey Nachbar Hans empfehlen, daß er dich zu ſeinem Gärtner beſtellt?

Der Steinbock

iſt noch kühner und verwegener, als der Ziegenbock, und kann, wenn er einmal erwachſen iſt, nicht mehr zahm gemacht werden. Er iſt größer und ſtärker, als der Ziegenbock, und ſieht theils einer Ziege, theils einem Hirſch ähnlich, hat gelblicht graue Haare, zwey ſehr lange rückwärts gekrümmte Hörner, harte ſpitzige Klauen, hält ſich auf den höchſten Schnee- und Eisbergen von der Schweiz, von Savoien und von Tyrol auf, wohin kein Menſch ohne die größte Lebensgefahr kommen kann, frißt Kräuter und Wurzeln, und lebt fünfzehn bis zwanzig Jahre.

Es muß da kalt und bergicht ſeyn, wo der Steinbock leben und wohnen ſoll. Denn in der Wärme wird er

blind,

blind, und auf der Ebne kann er nicht gut laufen. — Siehe Tafel 7 Figur 3.

Er rinnt und klettert die höchſten und ſteilſten Berge auf und ab; bahnt ſich einen Weg durch den tiefſten Schnee, unter dem er auch Kräuter und Wurzeln hervorzuſcharren weiß, ſetzt über Abgründe weg, und ſpringt ſo wie die Gems, von Fels auf Fels, oft zehn bis zwanzig Ellen weit herunter, wenn er von Hunden und Jägern verfolgt wird, oder ſeiner Nahrung nachgeht, ohne daß er einen Fuß zerbricht, oder ſich ſonſt beſchädigt; doch bricht auch mancher dabey Hals und Bein, wenn ſie den Fels verfehlen, oder ihr Kopf ausgleitet: Denn ſie ſtürzen ſich auf die Köpfe, die erſtaunlich hart ſind, hinunter. Wie lange und heftig ſtoſſen ſich nicht oft zween Ziegenböcke an die Köpfe, und es blutet doch nicht.

Es giebt ſehr wenig Steinböcke. Im Jahr 1778 wurde einer als eine große Seltenheit in Göttingen, und faſt in ganz Deutſchland herumgeführt, und für Geld ſehen gelaſſen.

Gemſen

giebts dagegen ſchon mehrere. Man ſieht oft zehn, zwanzig bis ſechzig bey einander. Die Gemſen ſind kleiner, blöder, und ſchwächer, als die Steinböcke, gehen nicht ſo hoch auf die Berge hinauf, wie die Steinböcke, die bis auf die oberſten Spitzen hinauf klettern; ſondern bleiben in der Mitte, und bewohnen nur das zweyte Stockwerk, wo kahle Felſen und nahe Wälder und Ge-

büſche ſind, in denen ſie des Winters Schutz und Nahrung finden. Sonſt aber haben ſie einerley Gewohnheiten und einerley Vaterland. Sie bewohnen auch die Gebirge von Tyrol, Savoien und der Schweiz; freſſen auch Kräuter und Wurzeln, wie die Steinböcke, und noch dazu Laub und Knospen der Geſträuche. — Siehe Tafel 7 Figur 2.

Die Gemſe, Steingais oder Himmelsnachbarin, wie ſie der Dichter nennt, iſt ein niedlich ſchlankes Thier, ſehr munter und flink, ſetzt über geſpaltene Felſen und Abgründe weg, ſtürzt ſich von einem Felſen auf den andern, da ihr weder Hund noch Jäger nachfolgen kann, hat kurze graue und dunkelbraune Haare, zwey kleine, oben wie ein Hacken gekrümmte ſchwarze Hörner an der Stirn, faſt gerade zwiſchen den Augen; wird eben ſo alt als der Steinbock, und bringt auch nur alle Jahre Eins, ſelten zwey Junge zur Welt.

Selten iſt eine Gemſe allein. Sie hat meiſt immer etliche Kameraden und Kamerädinnen bey ſich. Und damit ſie auf ihrer Weide nicht ſo leicht, oder gar unvermuthet von Jägern, Geyern oder Adlern überfallen, erſchoſſen oder erwürgt werden mögen, ſo ſtellt ſich eine von ihnen auf einem hohen Poſten zur Wache aus, die ihnen ſogleich wenn ſie einen Feind ſieht, hört oder riecht, durch ein Gemecker oder Gepfeif Nachricht davon giebt. Kaum hören jene dies, ſo gehts, haſt du nicht geſehn, plötzlich über Berge und Abgründe weg. Aber manche bricht dabey auch den Hals.

Kann denn ein Adler oder ein Geyer einer Gemſe was Leids thun? Sie iſt ja viel grôßer und ſtärker. Wehrt ſie ſich denn nicht? Ja, mein Kind, beym Rauben und Würgen kömmts nicht immer auf Grôſſe und Stärke an. Ey, habt ihr denn nicht ſchon oben Seite 317 und 325 erfahren, wie groß und ſtark dieſe zween Raubvögel ſind? Die jungen Gemſen ergreifen ſie lebendig, und führen ſie in ihren Klauen durch die Luft weg; die alten Gemſen hingegen jagen ſie ſo lang auf und ab, und hin und her, bis ſie über einen Felſen hinunter ſtürzen, und ihnen nun halb oder ganz todt, zur Beute werden.

Soll ich euch auch ſagen, wie die Gemſen von dem Jäger gefangen werden? Es geht ſehr gefährlich dabey zu: Ganz leicht und ſchlecht angezogen, mit einem Ränzlein auf dem Rücken, darin etwas dürres Fleiſch, Käs und Brod, und ein paar Schuheiſen ſind, die er anzieht, wenn er über die ſteilen Felſen, und über den harten Schnee und Eis klettern will, ſteigt er Bergan, klopft an die Felſen und Gebüſche, damit die Gemſen aus ihren Löchern und Schlupfwinkeln heraus gehen, und laurt nun auf ſie.

Gewöhnlich ſind auch zween bis drey Jäger beyſammen; einer klopft hier, der andere dort, und der dritte laurt und ſchießt. Oft aber müſſen ſie zween bis drey Tage mit Lebensgefahr herum klettern, ehe ſie eine Gemſe geſchoſſen oder lebendig gefangen haben. Mancher fällt oft gleich beym erſten Klettern Arm und Bein entzwey, ſo, daß er halb todt nach Hauſe getragen werden muß. Ein anderer ſtürzt gar in eine ſolche ungeheure Tiefe über die

 Fel-

Felſen hinunter, daß man ihn gar nicht mehr finden kann. Oft zerſchneiden ſie Rock und Hemde zu Bändern, knüpfen ſie zuſammen, und ziehen die Unglücklichen aus den Felſenſpalten und Abgründen herauf.

Ach, und was für einen entſetzlich und ſchaudervollen Sprung muß nicht derjenige Jäger wagen, der ſich ſo hoch verſtiegen, daß er nicht mehr vor ſich, und nicht mehr hinter ſich kann, und entweder Hunger ſterben, oder auf einen kaum einer Hand breiten Stein hinunter ſpringen muß! Denkt, Kinder, er wirft ſeine Flinte, und was er ſonſt noch Schweres bey ſich hat, weg, zieht ſeine Schuh aus, ſchneidet ſich mit einem Meſſer die Ferſen oder Ballen ſeiner Füſſe ſo tief auf, daß ſie ſtark bluten, und ſpringt nun auf das, weit unter ihm hervorragende, kaum einer Hand breiten Felſenſtück, in der Hofnung hinunter, daß das Blut an ſeinen Füſſen ihm ſtatt eines Leims dienen, und ihn für dem Gleiten ſichern werde. Daß aber ſchon mancher doch hinunter geſtürzt, oder den Stein gar verfehlt, und alſo jämmerlich ſein Leben eingebüßt habe, lehrt die leidige Erfahrung. — Alles kann man von der Gemſe gebrauchen, Fleiſch, Eingeweide, Talk, Fell und Hörner.

Der Bezoarbock

lebt in Aegypten, Perſien und Syrien ꝛc. Heerdenweis, und iſt wegen der Steine bekannt, die in ſeinem Magen gefunden, und Bezoarſteine genannt werden. Sie ſehen dunkelbraun, zuweilen auch ſchwarz aus, ſind ſo groß,

als Haſelnuskerne, ſehr mürbe, und ſetzen ſich ſchichtenweis, ſo wie die Zwibeln wachſen, aus einer Feuchtigkeit um ein Saamenkorn, oder um ein Stückchen von einem Dorn, nach und nach an. Ehedem waren dieſe Bezoarſteine ſehr theuer; und einer, der die Größe einer Haſelnuß hatte, wurde zuweilen, wie die Reiſebeſchreiber ſagen, für hundert Thaler bezahlt. (*) Man gebrauchte ſie in den Apotheken zu allerhand Arzneyen, und vorzüglich zu einem Gegengift.

Die Gazelle

iſt ein gar ſchönes, flinkes Thierchen, das dem Reh an Größe, Farbe und Bildung gleicht, und in Afrika, Aſia und Oſtindien zu Hauſe iſt, gern in Rudeln oder Geſellſchaft lebt, Kräuter frißt, alle Jahr ein Junges zur Welt bringt, und zwanzig bis dreyßig Jahr alt wird. — Siehe Tafel 10 Figur 26.

Doch völlig gleicht die Gazelle dem Reh nicht, denn ſie hat keine Geweihe mit Enden, ſondern nur einfache hohle Hörner, wie der Ziegenbock; auch ſind ihre Haare nicht grob, ſondern ſo fein, wie Seide, und alſo viel zärter, als des Rehs ſeine.

Den Leuten in dieſen Gegenden ſind die Gazellen das, was uns die Rehe ſind; denn Rehe giebts bey ihnen nicht, ſo wie bey uns keine Gazellen. Sie fangen ſie jung, ma-

(*) Siehe Taverniers Reiſen, Theil 4. Seite 78 ꝛc.

chen ſie zahm, und ziehen ſie unter andern Hausthieren groß. Die großen erwachſenen aber fangen ſie auf der Jagd mit allerhand Liſt und Gewalt, und laſſen auch wohl zahme abgerichtete Falken und Leoparden auf ſie loß. Jene hacken ihnen die Augen aus; dieſe aber zerreiſſen ſie, oder halten ſie wenigſtens ſo lange feſt, bis der Jäger näher kömmt, und ſie tödtet.

Der Hirſch

iſt ein ſtilles friedliches Thier, das Niemand was zu Leide thut, ſondern neugierig dahin läuft, wo es Menſchen und Vieh, oder ſonſt was Neues ſieht, und dann, wenn es dieſelben eine Zeitlang angeguckt hat, wieder in ſein Gebüſch zurück ſpringt. Haben die Menſchen aber Gewehr und Hunde bey ſich, ja dann flieht er plötzlich zurück, und rettet und wehrt ſich, wenn er von denſelben verfolgt und geängſtet wird, ſo gut, als er kann, und verwundet oft mit ſeinem Geweih, Menſchen, Pferde und Hunde.

Wie ſehr werden die Hirſche nicht auf den ſogenannten Parforcejagen gequält und zerfleiſcht? Es iſt nöthig und nützlich, alle Jahr eine gewiſſe Anzahl Hirſche zu jagen und zu ſchießen, damit ihrer nicht zu viel werden, und es uns auch nicht an Wildpret mangle; ſie aber zur Luſt und für die Langeweile ängſtigen, und auf die entſetzlichſte Art von den Hunden zerfleiſchen, und ſo lange herumjagen laſſen, bis ſie halb oder ganz todt niederſtürzen, iſt gar nicht fein.

Habt ihr ſchon einen lebendigen Hirſch geſehen? Nein. Nun wie groß meint ihr wohl, daß er ſey? So groß, als eine Kuh? Ja, faſt ſo groß. Er iſt etwas höher und ſchlanker, aber nicht ſo lang und dick. Er wohnt in den Wäldern, hat braunrothe Haare, — weiſſe Hirſche giebts nicht viel — auf dem Kopf ein aſtiges Gehörn, das man Geweih nennt, ein faſt unmerkliches Schwänzchen, frißt Gras, Moos und Baumrinden, Eicheln, Bücheln und wildes Obſt, ſetzt gewöhnlich alle Jahr ein, ſelten zwey Kälber, und wird dreyſſig bis fünf und dreyſſig Jahr alt.

Auf unſrer 7ten Tafel Figur 13 iſt ein Hirſch, Figur 14 eine Hirſchkuh, und Figur 19 ein Hirſchkalb abgebildet. Sehet den Hirſch einmal an! Wie viel hat er Ende oder Spitze an ſeinem Geweih? Zehn. Nun ſo iſts ein acht oder zehnjähriger Hirſch: Denn je älter ein Hirſch iſt, deſto mehr Ende bekömmt ſein Geweih; doch giebts auch Ausnahmen. Vom zweyten Jahr an bis ins achte wird das neue Geweih alle Jahr ſtärker, höher und viel endiger. Bey uns bekommen ſie ſelten mehr, als zwey und zwanzig Ende; doch giebts auch hie und da welche von ſechzig bis vier und ſechzig Enden.

Warum ſagen Sie, das Neue Geweih? Weil ſie alle Jahr ein neues bekommen. Denn das alte fällt ihnen alle Jahr im März oder April ab; und wenn es nicht von ſelbſt abfällt, ſo ſchlagen ſie eine Stange um die andere ab. Und in zwölf bis ſechszehn Wochen wächſt ihnen wieder ein größeres und ſtärkeres Geweih dafür.

Dies neue Geweih iſt Anfangs ſehr weich, und mit einer haarichten Haut oder einem Baſt bedeckt, und thut dem Hirſch erſtaunlich weh, wenn er ſich daran ſtößt. Wenn es aber ganz reif und hart geworden iſt, ſo thuts ihm nicht mehr weh, wenn er ſich daran ſtößt; ja er ſtößt ſich itzt ſo lang mit Vorſatz daran, bis aller Baſt davon geripſt oder abgeſtreift iſt.

Ei, bringt der junge Hirſch ſein Geweih gleich mit auf die Welt? O nein, ſo wenig, als der junge Ochs ſeine Hörner mitbringt. Er bekömmt es erſt im zweyten Jahr; und dann erſt nur zwo ſpitzige Stangen ohne Ende. Nachher bekömmt er alle Jahr mehr Ende. Und daher kommt es auch, daß man an der Zahl der Enden, bey einem Hirſch ſo ziemlich wiſſen kann, wie alt er iſt. Die Hirſchkühe, Hindinnen oder Thiere aber bekommen gar keine Geweihe. Das Hirſchkalb ſieht faſt im ganzen erſten Jahr ſeines Lebens roth und weiß gefleckt aus. Nach und nach wird es ganz roth; und iſt es dies, ſo nennt man es Schmalthier.

Wenn mich Jemand frägt, was der Hirſch nütze? So antworte ich ihm: Er vergnügt viele tauſend Herren, und hie und da zuweilen auch eine Dame, auf der Jagd. Man ißt ſein Fleiſch, und macht aus ſeiner Haut Kollets, Beinkleider, Handſchuhe, Degengehänge ꝛc. Sein Geweih dient in den Häuſern als Zierrath, und ſtatt der Hacken, um daran aufhängen zu können. Und macht man nicht auch Meſſer- und Gabelſchalen davon? Präparirt es der Apotheker nicht zu allerhand Dingen, und verkauft es unter dem Namen, präparirt Hirſchhorn? Und die

leben-

lebendigen Hirſche kann man, wenn man will, an die Kutſchen ſpannen, und mit ihnen ausfahren, wie ehedem manche Fürſten gethan haben. Ob es aber auch gut auf einem Hirſche reiten ſey, mögen jene armen Wildſchützen oder Wilddiebe ſagen, die das Unglück gehabt haben, auf ſie hinauf geſchmiedet zu werden.

Noch eins: Das Fleiſch des Hirſches, des Damhirſches und des Rehes, und des Haſens und des wilden Schweines nennt man Wildpret: Und unter dieſen nennt man vorzüglich das Hirſchfleiſch, Rothwildpret; und das Fleiſch des wilden Schweines, Schwarzwildpret: Denn der Hirſch hat rothe Haare; das wilde Schwein aber hat ſchwarze Haare oder Borſten. (*)

Der Damhirſch

iſt kleiner, als der Hirſch, und auch ganz anders gehörnt. Sein Geweih iſt viel dünner und breiter, und die Zahl und Richtung der Ende ganz ſonderbar. Er lebt Heerdenweis in den Wäldern von Europa und Nordamerika; doch nur in denjenigen Gegenden häufig, wo es wenig oder gar keine Hirſche giebt, weil er ſie nicht leiden kann. Uibrigens hat er mit dem Hirſch Fraß und Wohnung gemein. — Siehe Tafel 7 Figur 22 und 23.

Die Damgais ſetzt alle Jahr ein Kalb, zuweilen auch zwey, ſelten drey, und lebt ohngefähr zwanzig Jahr. In

(*) Hirſch Cervus elaphus, Damhirſch Dama, Reh Capreolus, Rennthier Tarandus oder Reno, Giraffe Camelopardalis, Elendthier Alces.

England giebts eine Menge Damhirſche; in Deutſchland aber giebts nicht viel. Man läßt ſie bey uns gern in den Thiergärten herum laufen.

Die Haut des Damhirſches iſt viel beſſer und feiner, als des Hirſches ſeine. Auch ſein Unſchlitt iſt beſſer. Und mit ſeinen, und ſo auch mit des Hirſches Haaren, ſtopft man Bänke und Stühle, und allerhand Küſſen aus.

Das Reh

iſt auch kleiner, als der Hirſch, und von grau falber Farbe; ſonſt aber ihm an Bildung, Fraß und Wohnung faſt ganz ähnlich. Es hat Europa und Aſia zu ſeinem Vaterland, wohnt in den Wäldern, frißt Eicheln, Bücheln und Gras ꝛc. ſetzt alle Jahr zwey Kälber oder Küzchen, und wird achtzehn bis zwanzig Jahre alt. — Siehe Tafel 7 Figur 20 und 21.

Der Rehbock ſowohl, als der Damhirſch, das Rennthier und das Elendthier werfen alle Jahr ihr Gehörn ab, aber ſpäter, als der Hirſch, und gewöhnlich erſt im Herbſt. Fleiſch, Unſchlitt, Haut und Haare kann man von dem Reh gebrauchen. Die Rehhaare ſind noch beſſer, als die Hirſchhaare, weil ſie ſich nicht ſo leicht zuſammen ballen. Die Sattler fodern immer mehr für einen Stuhl oder für ein Küſſen, das mit Rehhaaren, als für eins, das mit Hirſch- oder Ochſenhaaren ausgeſtopt iſt. (*)

Das

(*) Die Bremſe Oestrus, die des Rennthiers Plage iſt, ſticht ganz gewiß auch, wie ich glaube, den Hirſch und das

Das Rennthier

hält ſich in den nördlichen waldichten Gegenden von Europa, Aſia und Amerika, nämlich in Lapland, Grönland, Kanada, und allen den Ländern auf, darin es ſehr kalt iſt, und der Winter faſt drey Vierteljahr dauert: Denn je kälter ein Land iſt, deſto lieber iſts dem Rennthier: Wärme kann es gar nicht vertragen. Es ſtirbt gleich in etlich Tagen, wenn es in ein warmes Land gebracht wird. Es frißt Moos, Baumknoſpen und Blätter, bringt alle Jahr Ein Junges zur Welt, und lebt ohngefähr zwanzig bis fünf und zwanzig Jahre.

Es giebt wilde und zahme Rennthiere. In Lapland giebts mehr zahme, als wilde; in den andern nördlichen Gegenden aber giebts mehr wilde, als zahme. Die zahmen werden bey Tage auf die Weide geführt und gehütet, des Nachts aber in verſchloſſene Gehäge eingeſperrt, damit ſie für den Wölfen und Vielfraßen ſicher ſind. Denn wenn der Wolf auch gleich viel kleiner iſt, als das Rennthier, ſo weis er es doch mit Liſt und Geſchwindigkeit zu

ver-

---

das Reh: Ja ſie ſticht dieſe nicht nur, ſondern legt ſogar auch ihre Eyer in die aufgeſtochene Haut hinein, aus denen in etlich Tagen Larven werden, die die armen Thiere erſtaunlich beiſſen, und Engerlinge genannt werden. Die geplagten Rehe ripſen ſich daher an den Bäumen, und zerdrücken viele von ihnen. Viele hacken ihnen auch die Raben und Dohlen heraus. Dieſe häßlichen Bremſenlarven verurſachen alſo die Löcher und Narben in den Reh- und Hirſchhäuten, die man im gemeinen Leben Engerlinge nennt.

verwunden und zu erwürgen. Und wie der Vielfraß ein Rennthier fange und ermorde, iſt oben Seite 477 erzählt worden.

Nicht wahr, er kann nicht gut ſpringen, und alſo kein Rennthier verfolgen und einholen? Er klettert daher auf einen Baum, legt ſich auf einen Aſt nieder, und lauert ſo im Verborgenen, bis ein Rennthier bey ihm vorbey kömmt. Sobald eins kömmt, und es gerade unter ihm iſt, ſpringt er auf deſſen Rücken, klammert ſich mit allen vieren feſt, beißt ihm ein Loch in den Hals, und ſaugt Blut, und reitet immer auf ihm fort, es mag auch noch ſo lange laufen, und ſich gegen die Bäume reiben, wie es will, bis es halb oder ganz todt niederſtürzt.

Das Rennthier iſt des Lappen einziges Hausthier, und zugleich ſein ganzer Reichthum. Wenn daher ein Lappe kein Rennthier hat, ſo iſt er ein armer Mann, ein wahrer Better. Allein es giebt wenige, die nicht wenigſtens zwey Stück hätten; die meiſten aber haben deren wohl zehn bis zwölf; und die Reichen haben ſechs bis acht hundert, oder gar zwey bis drey tauſend Stück beyſammen ſtehen.

Der Lappe hat weder Gärten noch Aecker; weder Schafe, noch Kühe, noch Pferde. Alles müſſen ihm daher ſeine Rennthiere leiſten und geben. Sie müſſen ihm Dienſte thun, ihn nähren und kleiden. Er nützt ſie alſo, ſo gut er kann. Er nützt ſie faſt ſo, wie wir unſere Kühe nützen. Er bekömmt von ihnen Milch; und dieſe ißt oder trinkt er friſch, oder er macht ſich Käſe davon. Das

Fleiſch

Fleiſch aber iſt ſeine beſte und gewöhnlichſte Speiſe. Das Fett ißt er ſtatt der Butter. Von den Fellen macht er ſich ſein Bett und ſeine Kleider, und bedeckt auch ſeine Hütte damit. Aus den Gedärmen und Sehnen macht er Stricke und Zwirn; und von den Knochen verfertigt er ſich Löffel und Nehnadeln, und allerhand ſonderbare Bilderchen. Die Schalen ihrer Füſſe geben ihm Trinkgeſchirre, und ihre Blaſen dienen ihm ſtatt der Brandteweinflaſche. Und damit nichts von ſeinen guten Rennthieren verlohren gehe, trinkt er auch ihr Blut.

Des Sommers bepackt er ſie; und des Winters ſpannt er ſie vor ſeinen Schlitten, und reiſet mit ihnen in einem Tage zwanzig bis dreyſſig Meilen weit herum: Denn ſie können erſtaunlich ſchnell, und einen ganzen Tag fortſpringen, ohne einmal ſtille zu ſtehen, oder auszuſchnaufen, oder was zu freſſen. Und ſo wiſſen ſich alſo die genügſamen Lappen alle Nothwendigkeiten des Lebens, nebſt vielen Bequemlichkeiten, von ihren Rennthieren zu verſchaffen. — Siehe Tafel 9 Figur 13.

Das Elendthier

iſt des Rennthiers Nachbar und Kamerad, frißt auch eben das, und ſieht auch faſt eben ſo aus. Aber größer iſt es. Es iſt ſo groß, als ein Pferd, hat lange ſteife gelblicht graue Haare, kleine, zwo Hände breite Hörner mit wenig Enden, und kann auch zahm gemacht, und zum Schlittenziehen abgerichtet werden. Denn es kann auch, wie das Rennthier, in einem Tag vierzig bis fünfzig Meilen.

len in einem forttraben, ohne was zu freſſen, oder auch nur einmal ſtille zu ſtehen. Siehe Tafel 14 Figur 37.

Man kann alles vom Elendthier gebrauchen, Milch, Fleiſch und Haut. Die Haut iſt ſehr dick, und wenn ſie gegerbt iſt, ſo hart und feſt, daß man mit einer Flintenkugel kein Loch in ſie ſchieſſen kann. Und ungeachtet es eine ſo dicke Haut hat, und ſo groß und ſtark iſt, als ein Pferd, und mit ſeinen Voderfüſſen auf einen Schlag einen Menſchen, einen Hund oder einen Wolf tödten kann, ſo weis es doch der Vielfras eben ſo anzufallen und zu erdroſſeln, wie das Rennthier. *)

Die Giraffe

oder der Kameloparder iſt ein großes ſonderbares Thier. Sie wohnet im innern Afrika in Aethiopien, und ſonſt nirgends in der Welt, hat röthlicht weiſſe braungefleckte Haare, zwey kleine Hörnchen an der Stirn, einen langen Hals, und noch längere Vorderfüſſe, bringt alle Jahr ein Junges zur Welt, und wird, wie man glaubt, dreyßig Jahr alt.

Denkt

*) Es ſoll dieſes Thier zuweilen plötzlich niederſtürzen, und die fallende Sucht oder das Unglück haben. Und das ſoll die Urſach ſeyn, warum man es Elend nennt. Gewiß falſch. Aus Furcht für ſeinem Feind und Verfolger fällt es wahrſcheinlich nieder. — So wie auch die Beutelratte nicht aus Ueberlegung, ſondern nur aus Angſt ohnmächtig vor ihrem Feinde niderfällt, und unempfindlich liegen bleibt.

Denkt einmal, Kinder! Die Giraffe hat vorne lange, und hinten kurze Füſſe. Die vordern ſind fünf Ellen, die hintern aber kaum vier Ellen hoch, und daher geht es auf ihrem Rücken ziemlich Bergab, und ſie ſcheint auf den Hinterfüſſen zu ſitzen oder zu knien.

Sie iſt nach dem Elephanten das höchſte Thier auf Erden; denn wenn ſie gerade ſteht, iſt ſie acht Ellen hoch. Ihr Gang iſt langſam und ſchaukelnd, und muß, wenn ſie ſaufen oder Gras freſſen will, denn ſie nährt ſich gewöhnlich vom Baumlaub, niederknien. Sie iſt fromm und äuſſerſt furchtſam und ängſtlich, und gar nicht ſchädlich, und wird ſelten lebendig nach Europa gebracht. Siehe Tafel 12 Figur 12

Giraffe iſt ihr arabiſcher Name; und Kameloparder heißt ſie deswegen, weil ſie dem Kameele an der Bildung, dem Leoparden aber an den Flecken gleicht.

Kameele

nennt man diejenigen zwey Thiere, liebe Kinder, welche auf der 12ten Tafel Figur 3 und 4 abgebildet ſind. Eins davon hat, wie ihr ſehet, zween Höcker, und heißt Trampelthier; das andere aber hat nur einen Höcker, und heißt Dromedar. Beyde leben und wohnen in Aſia und Afrika, haben graue, zuweilen auch braune und weiſſe Haare, freſſen Neſſeln und Diſteln, und allerhand dornichtes Buſchwerk, bringen alle zwey Jahre ein Junges zur Welt, und leben vierzig bis fünfzig Jahr.

Der

Der Dromedar oder das Kameel mit einem Hö-cker, hat Arabien zu ſeinem Vaterlande, findet ſich aber ſchon ſeit undenklicher Zeit in Nordafrika, und faſt in ganz Morgenland in ſo groſſer Menge, daß er beynahe von Jedermann als ein zahmes Hausthier genützet wird. Man gebraucht ihn vorzüglich zum Laſttragen. Und weil er auf den ungemein langen Reiſen, die man mit ihm thun kann, auſſerordentlich geſchwind fortläuft, ſo nennt man ihn auch Geſchwindläufer. In Aſien giebt es hie und da auch wilde Dromedare.

Das Trampelthier oder das Kameel mit zween Hö-ckern iſt in der aſiatiſchen Provinz Baktriana, die heutiges Tages Turkeſtan heißt, und das Land der Usbeker in ſich begreift, zu Hauſe. Es findet ſich jetzt mehrentheils in nördlichen Aſien, bis gegen Sina, meiſt wild, und wird nicht ſo häufig, wie das gemeine Kameel, als ein zahmes Hausthier gebraucht.

Habt ihr ſchon ein lebendiges Kameel geſehen? O ja, ſchon zwey, ein graues und ein weiſſes. Sie ſind er-ſtaunlich groß, viel größer, als ein Ochſe, und recht ſehr ſeltſame Thiere. Ihr Hals und ihre Beine ſind unge-mein lang, ihr Kopf iſt klein und ungehörnt, ihr Schwanz iſt kurz, und ihre Klauen nicht ganz von einan-der, wie bey den Ochſen, ſondern nur vorne ein wenig geſpalten. Sie ſind zahm, friedlich und gehorſam, und thun alles, was ihre Herren haben wollen. Sie dürfen unter ihnen herum laufen, ſich auf ihren Rücken, und auf ihren krummen Hals ſetzen; ſo wie hier der Mohr

auf einem ſitzt. Und wenn ſie zu ihnen ſagen: Leget euch nieder! So biegen ſie gleich ihre Knie, und legen ſich nieder, und bleiben ſo lange liegen, bis ſie rufen: Allo, flink, ſteht auf! Will aber eins nicht gleich gehorchen, und nicht niederknien, ſo zeigt man ihm eine Peitſche, oder zieht es am Halſe nieder.

Man kann die Kameele zum Reiten, Fahren und Laſttragen gebrauchen. In Perſien und Arabien, in der Türkey, in Aegypten, und in der Barbarey bringt man alle Kaufmanns Güter auf ihnen fort. Und die vornehmen Aſiater und Afrikaner gebrauchen ſie gewöhnlich als Poſtpferde, wenn ſie verreiſen wollen. Auch in ihren Kriegen reiten ſie auf Kameelen.

Ey, iſt es wahr, daß ein Kameel ſieben, zwölf bis fünfzehn hundert Pfund ſchwere Säcke oder Küſten tragen, und vier bis ſechs Tage Hunger und Durſt leiden kann? Ja, dieſes iſt alles wahr. Ein Kameel kann wirklich, je nachdem es alt oder jung, ſtark oder entkräftet iſt, ſieben bis fünfzehn Zentner in einem Tage zwölf bis fünfzehn Meilen weit tragen, ohne auszuruhen, und ohne was zu freſſen, und zu ſaufen. Ja ſie können ſogar, wenn es Noth thut, ſechs bis acht Tage faſt in einem weg, Tag und Nacht forttraben, ohne ſich auch nur einmal ſatt zu freſſen. Und ans Saufen iſt da, wo es weder Brunnen noch Flüſſe noch Teiche giebt, gar nicht zu gedenken.

Man muß alſo die Kameele, ehe man mit ihnen auf eine Reiſe geht, oder eine Karawane unternimmt, zu Hauſe erſt recht füttern, und dick anſaufen laſſen, damit

ſie ſolang durſten können, bis man an Ort und Stelle gekommen iſt. Und weil die Kameele eine große Menge Waſſer auf einmal ſaufen, und in ihrem zweyten Magen — denn ſie haben auch, wie die Ochſen, und andere wiederekauende Thiere, vier Magen, oder vier Abtheilungen in ihrem groſſen weiten Magen — rein aufbewahren, ſo werfen die Kaufleute und Kameeltreiber, und auch andere Leute, die aus Neugierde, oder anderer wichtigen Urſachen wegen, eine Karawane mitmachen, oft mitten auf dem Wege, wenn ſie Mangel an Waſſer haben, und den brennenden Durſt nicht mehr ertragen können, und lang an keine Quelle kommen, endlich ein Kameel nieder, bringen es um, ſchneiden ihm den Bauch auf, und erquicken ſich mit ſeinem Waſſer, das ganz klar iſt. Und nun waden ſie getroſt wieder in dem heiſſen Sande fort.

Wenn ein Kameel beladen werden ſoll, ſo legt es ſich auf ſeine Knie nieder, und rührt ſich ſo lang faſt gar nicht, bis es ſeine volle Ladung hat, und man es aufſtehen heißt. Hat man es aber überladen, ſo ſeufzt und ſchreyt es, bleibt liegen, und ſteht nicht auf, man mag es auch ſchlagen, und ihm aufhelfen wollen, oder nicht.

Das Niederknien lernen ſie von Jugend auf. Denn ſobald ein Kameel jung geworden iſt, beugt man ihm die Füße unter den Bauch, und legt es darauf nieder, und wirft eine Decke, oder ſonſt ein ſtarkes Band über ſeinen Rücken her, und befeſtiget es ſo ſtark auf beyden Seiten, daß es nicht aufſtehen kann. Man belaſtet es auch gleich ein wenig, damit es das Tragen nach und nach

ge-

gewohnt werde. Thun ihnen denn ihre Füße von dem vielen Niederknien nicht weh? Nein, ſie haben ja dicke, harte Schwülen an den Knieen. Die Kameele legen ſich nie auf die Seite, wie die Ochſen und andere Säugthiere, ſondern ruhen und ſchlafen immer auf den Knieen.

Und damit auch auf der Reiſe alles gut und glücklich von ſtatten gehe, ſo läßt man die Kameele gewöhnlich alle Abend halt machen, löſet die Stricke auf, und läßt die Ballen oder Kiſten auf beyden Seiten neben ihnen hinſinken, und nimmt ihnen alſo ihre Bürde ab, ſo daß ſie nun ausruhen, frey herumgehen, und ſich was zu freſſen ſuchen können.

Iſts Zeit zur Abreiſe, ſo ruft man ihnen: Und ſiehe, ſie kommen ſogleich alle herbey, ſtellen ſich zwiſchen ihre Laſt, und laſſen ſich geduldig wieder alles auflegen, was ſie vorhin getragen hatten. Und gewöhnlich ſitzt noch einem und dem andern Kameel ſein Herr, oder ein reiſender Kaufmann auf den Hals. Und ſo traben ſie nun wieder frey und ungehalftert, ohne zu entlaufen, oder zurück zu bleiben, oder ſonſt einen Spektakel zu machen, drauf los: Und wenn ihrer auch gleich zwey bis drey hundert Stück beyſammen ſind, ſo geht doch alles in ſchönſter Ordnung, wenn nur der Voranreiter braf pfeift, ſingt oder bläſt, weil ſie die Muſik lieben, und gern nach dem Takte traben. Je beſſer alſo bey einem Karawanenzug gepfiffen oder geſungen wird, deſto munterer und flinker traben die Kameele drauf los.

Im Frühling fallen den Kameelen faſt alle Haare aus, ſo daß ſie beynahe ganz kahl werden. Man webt aus den längern allerhand Zeuge; und die kürzern geben Hüte. Nach Europa kommen ſelten lange Kameelhaare, wohl aber kurze. Und dieſe kann man nur zu Hüten und Strümpfen gebrauchen, nicht aber dasjenige Garn daraus ſpinnen, das man gewöhnlich **Kameelgarn**, zu nennen pflegt. Unſere Knopfmacher machen ihr Garn und ihre Knöpfe ꝛc. aus Schafwolle; und unſere Zeugmacher ihre Zeuge ebenfalls aus Schafwolle. Daß es aber langhaarichte Ziegen gebe, die man Kämeel nennt, nnd aus ihren Haaren die bekannten Kämelotte mache, iſt oben bey der Ziege erinnert worden.

Das Llama

oder Guanako iſt auf den Gebirgen von Peru in Südamerika, und auf einigen Weſtindiſchen Inſeln zu Hauſe, und ſieht dem Kameel und der Ziege ſehr viel ähnlich: Daher nennt man es auch **Kameelziege**. Es iſt viel kleiner, als das Kameel, und merklich größer, als die Ziege, hat lange Füße, und ein langen unten gebogenenen Hals, wie das Kameel, aber keinen Höcker auf dem Rücken, eine geſpaltene Oberlippe, und ganz geſpaltene Klauen, und an jedem Fuß hinten eine Spornklaue, die ihm zum Klettern dient, und es für dem Gleiten ſichert, und dicke wollichte, weiße, graue und rothgefleckte Haare.

Man macht es zahm, und gebraucht es zum Laſttragen. Es trägt aber gewöhnlich nur anderthalb Zentner und

und geht dabey ſehr langſam, und in einem Tag höchſtens fünf Meilen weit. Und wenn man es überladen oder übertrieben hat, ſo legt es ſich oft mitten auf dem Wege plötzlich nieder, und ſteht nicht eher wieder auf, als bis es ihm gefällt, und es ausgeruhet, oder man ihm ſeine Laſt abgelöſt hat, man mag es prügeln, wie man will. Des Nachts aber lauft und reiſt es gar nicht.

Das Llama kann auch, wie das Kameel, lange hungern und durſten. Man iſt ſein Fleiſch, und nützt ſein Fell. Gegen ſeine Feinde wehrt es ſich mit einem Speichel, den es aus ſeiner geſpaltenen Oberlippe, fünf Ellen weit fortſpritzen kann. Es riecht dieſer Speichel übel, und beißt und brennt auch gar ſehr.

Der Pakos

Vigogne oder **Vikunna** iſt des Llama Kamerad, aber kleiner, und ein wenig anders gebaut. Er kommt in Hals und Füßen dem Kameel, in der übrigen Bildung aber dem Schaf gleich, und wird deswegen auch von einigen Schafkameel genannt.

Man ſchätzt ihn wegen ſeiner treflichen blaßrothen Wolle, die faſt ſo theuer, als die Seide iſt, und unter dem Namen, **Vikunnawolle**, von den Spaniern verkauft wird, ſehr hoch. Auch ſein Fleiſch ſchmeckt ſehr gut. Zum Laſttragen aber wird er nicht viel gebraucht, weil er ſchwach iſt, und leicht müde wird, und ſich auch gern, wie das Llama, mitten auf dem Wege niederlegt, und ſich lieber todt prügeln läßt, ehe er wieder aufſteht.

Das Biſamthier

oder Moſchus hält ſich in den bergichten und waldichten Gegenden von der Tatarey und Sina auf, und hat an Größe, Bildung und Fraß viel ähnliches mit dem Reh. Hörner aber hat es nicht. Das Männchen iſt wegen des braunen dicken Saftes bekannt, der ſich in einem Beutel unten am Bauche hinter dem Nabel ſammelt, und ihm viel Beſchwerlichkeit verurſacht. Daher ripſt es ſich an Bäumen und Steinen, und drückt denſelben hinaus. Er riecht erſtaunend ſtark. Wer ihn aufſuchen und einſammeln will, muß ſich die Naſe verbinden, und den Mund zuhalten, wenn er nicht erſticken will. Man gebraucht den Moſchus zum Salben und Schmieren, und zu allerhand Arzneyen. — Siehe Tafel 14 Figur 44.

Das Zwerghirſchgen

iſt kaum ſo groß, als eine Katze, und das kleinſte Thier in der Welt, das geſpaltene Klauen hat. Es lebt in Oſtindien, und wird wegen ſeiner Kleine, und wegen ſeiner niedlichen Bildung ſehr geſchätzt. Es giebt aber nicht viel. Und nach Europa kommt ſelten eins lebendig, weil ſie ſehr ſchwach und empfindlich ſind. Zwerghirſchgen nennt man es deswegen, weil es röthlicht braune Haare, lange dünne Füßchen, und ein kurzes Schwänzchen hat. Man ißt ſein Fleiſch. Auch werden ſeine Füßchen in Silber gefaßt, und

zu Tabacksſtopfern gebraucht. — Siehe Tafel 12 Figur 18. (*)

Schwein

ſage deine Geſchichte her! O, wie kann ich das! Und warum denn nicht? Du ſollſt und mußt ſie herſagen, du wüſte garſtige Sau! Kannſt du dich immer im Koth und Miſt herumwälzen, und Aecker und Wieſen und Gärten durchwühlen, und ſonſt noch allerhand Unfug treiben, ſo kannſt du auch das thun. Rede alſo, oder du kriegſt Schläge.

So! Sie wollen mich alſo zwingen? Nun, das iſt luſtig! Wiſſen ſie denn aber auch, daß die Peitſche durch meine groben Borſten, harte Haut und dicken Speck nicht durchgeht, und ich ſie alſo nicht ſonderlich viel fühle und fürchte? Oder wollen ſie mich prügeln, und mir Kopf und Füße entzwey ſchlagen?

Ich dächte, Sie ſollten Beydes bleiben laſſen, wenn Sie Nutzen von mir haben wollen. Ich gebe zwar keine Milch, wie die Ziege, werfe aber dagegen alle Jahr ſechs bis zehn Junge; ja ich ferkle wohl, wenn man mich auch nur ein wenig gut und billig hält, des Jahrs zweymal ſo daß ich alſo in einem Jahr eine Familie von zwanzig

---

(*) Kameel Camelus, Dromedar Dromedarius, Trampelthier Bactrianus, Llama Llama, Pakos Vicunna. Biſamthier Moſchus moſchiferus, Zwerghirſchgen Pygmaeus.

Stück zuſammenbringen kann. Und — und — Halts Maul, fatale Grunzerin!

Nicht wahr, es giebt zahme und wilde Schweine? Ja. Nun ſo ſag uns denn, worin der Unterſchied unter euch beſteht! Die wilden Schweine haben größere und ſtärkere Köpfe und Rüſſel, als die zahmen, und auch längere Fangzähne, und alle durchaus ſchwarze Haare, leben immer in dicken Wäldern, freſſen Eicheln und Bücheln, und allerhand Wurzeln und wildes Obſt, und werfen alle Jahr ſechs bis zehn Ferkeln, und werden fünfzehn bis zwanzig Jahr alt.

Sie ſind entſetzlich böſe, und weit wilder, als wir zahmen Schweine. Sie fallen oft Hunde, Pferde und Menſchen an, und hauen und verwunden ſie mit ihren langen, auswärts ſtehenden Fangzähnen. Am fürchterlichſten ſind ſie, wenn ſie verfolgt werden, oder ihre Jungen zu vertheidigen haben. Hören, riechen oder wittern ſie einen Hund, — die wilden Schweine ſollen unter allen Säugthieren das feinſte Gehör haben (*) — oder ſehen ſie ihn ſchon auf ſich loskommen, ſo rüſten ſie ſich zum Streit, und erwarten ihn mit wilden Augen, und in die Höhe gerichteten Borſten, und ſetzen ihn durch wütende Anfälle in Schrecken; oder ſie verſtecken ſich in ein Gebüſch, und machen ſich darin ihre Vertheidigung leichter, und die

Na-

(*) Fünf Thiere übertreffen uns Menſchen in den Sinnen:
Nos aper auditu praecellit, aranea tactu,
Vultur odoraratu, lynx viſu, ſimia guſtu.

Rache gewiſſer, und verwunden ſodenn manchen Hund, und manchen Jäger.

Den Tag über liegen die wilden Schweine in ihren Brüchen oder Löchern; des Abends aber, wenn es anfängt dunkel zu werden, gehen ſie hervor, und ſuchen ſich ihren Fraß auf. Man nennt die wilden Schweine Schwarzwildprät, und ſchätzt von ihnen vorzüglich ihre Köpfe hoch. — Auf der 7ten Tafel Figur 15 iſt ein wildes; und auf der 5ten Tafel Figur 32 und 33 iſt ein zahmes Schwein nebſt ſeinem Ferkel abgebildet.

Es giebt zwar faſt in allen Gegenden der Welt wilde Schweine; aber doch gewiß nicht ſo viele, als es zahme giebt. Die zahmen Schweine haben ſchwarze, weiſſe und röthlichte Borſten; und halten ſich immer bey den Menſchen auf, und freſſen alles, was ſie ihnen geben, Feld- Baum- und Gartenfrüchte, und Kohl, Brod und Gemüſe, wühlen gern nach Mäuſen und Würmern, und freſſen ſie, nebſt vielem anderm Unrath, gierig auf. Und daher kommt es auch, daß die Juden ſchon ſeit den älteſten Zeiten, und ſo auch die Türken, kein Schweinefleiſch eſſen dürfen.

An Freſſen darfs uns nicht mangeln, wenn wir bald dick und fett werden ſollen. Es iſt bey uns eine dringende Bedürfniß, daß unſer Magen immer voll ſeyn muß. Kurz und gut: Das viele Freſſen iſt unſere größte Vollkommenheit. Wir freſſen uns daher oft ſo dick an, daß wir nicht mehr gehen und ſtehen können, und faſt erſticken müſſen. Und da wir die Ruhe und Gemächlichkeit

gar ſehr lieben, und oft auf einem Fleck etliche Wochen liegen bleiben, ſo geſchiehts zuweilen, daß Mäuſe und Ratten auf unſerm Rücken niſten, und unſere Haut und Speck anfreſſen, ohne daß wirs merken. Wir freſſen ſehr geſchwind, und ſchmazen gern dabey.

Regen und Wind, und Bliz und Donner und Schnee können wir nicht leiden. Wenn wir daher auf der Weide ſind, und es kömmt ein Gewitter, oder ein ſtarker Regen, ſo laufen wir gemeiniglich, eine nach der andern, von der Heerde weg, und rennen mit groſſem Geſchrey unſerm Stalle zu. Die jüngſten unter uns ſchreyen oder grunzen am meiſten und ſtärkſten. Das Männchen bey uns Schweinen heißt Eber. (*)

Fleiſch, Speck und Schmeer, Eingeweide, Blut und Borſten kann man von uns gebrauchen. Unſer Fleiſch wird theils friſch, geſotten, und gebraten verſpeißt, und nebſt unſerm Speck, zu allerhand Würſten verhackt; theils eingeſalzen und geräuchert gegeſſen. (**) Unſer Blut giebt auch gute Würſte. Unſere Haut wird ge-

(*) Wildes Schwein Aper, zahmes Scrofa, Ferkel Porcellus, das Schwein überhaupt aber, ohne zu fragen, ob es zahm oder wild ſey, heißt Sus, daher man auch Schweinefleiſch durch caro ſuilla überſetzt, Tajaſſu Taiaſſu, Babiruſſe Babiruſſa.

(**) Wie herrlich ſchmeckt nicht ein gut geräuchertes Stück Schinken? Die Güte der Schinken beruhet auſſer Zweifel auf der Art und Weiſe des Einſalzens und Räucherns, aber auch eben ſo viel auf dem Mäſten des Schweins, wovon ſein Fleiſch einen beſſern Geſchmack bekömmt, und ſein Speck derber wird.

gegerbt, und zu Sieben, Bücherüberzügen und allerhand Riemen verarbeitet. Unſer hartes Fett oder Schmeer dient zur Schuh- und Wagenſchmiere, und den ärmern Leuten auch zum Eſſen. Und aus meinen Borſten macht man Kehrbeſſen, Bürſten und Pinſel.

Der Tajaſſu

oder Pakari oder das Nabel- oder Biſamſchwein iſt ein Südamerikaniſches Schwein, das ſchmächtiger vom Leibe iſt, als unſer zahmes, kurze Beine, keinen Schwanz, ſchwarz und weiſſe Borſten, die faſt ſo hart ſind, als des Igels ſeine Stacheln, und hinten auf dem Rücken eine Drüſe hat, darin ſich eine milchichte Feuchtigkeit ſammelt, die in der Ferne beynahe wie Biſam riecht, in der Nähe aber entſetzlich ſtinkt. Er frißt Erd- und Baumfrüchte und Wurzeln, Schlangen, Kröten und Eidexen, und dient den Braſilianern zur beſten Nahrung. Sie fangen ihn deswegen jung in den Wäldern, und machen ihn zu einem zahmen Hausthier.

Babiruſſe,

Schweinhirſch oder Hirſcheber heißt auf den Molukkiſchen Inſeln in Oſtindien dasjenige Schwein, das ſtatt der Borſten dünne Haare, und im Oberkiefer vier groſſe krumme Zähne hat, die ihm ein fürchterliches Anſehen geben. Es frißt Gras und Baumblätter. Man glaubt, er hänge ſich an dieſe vier groſſen Zähne an die Bäume, um daran ruhen und ſchlafen zu können. Oder zieht er

etwa damit die Aeſte und Zweige der Bäume herunter, um das Laub deſto bequemer abpflücken zu können? Dieſe Babiruſſenzähne ſind ſchön weiß, und ſo hart, daß man ſie wie Elphenbein verarbeiten kann. Man nennt den Babiruſſe auch Hirſcheber.

Itzt folgt die ſechſte Ordnung der Säugthiere, und in derſelben diejenigen Thiere, die ſtatt der Haare Stacheln, oder Schilder, oder Schuppen haben, und ſich, wenn ſie wollen, in eine Kugel zuſammen rollen, und ſich ſo gegen ihre Feinde ſichern oder vertheidigen können: Und dies ſind das Stachelſchwein, der Igel, der Armadil und das Formoſaniſche Teufelchen.

Das Stachelſchwein

iſt in Afrika, und in den wärmſten Gegenden von Aſia, Spanien und Italien zu Hauſe, iſt zwey bis dreymal größer, als eine Katze, und mit langen knöchernen, weiß und ſchwarzen oder röthlichten Stacheln bedeckt, die es, wenn es will, erheben und niederlegen kann, hat eine geſpaltene Schnauze, runde Ohren, und mit Krallen beſetzte Zehen, und grunzt wie ein Schwein, und frißt Schland, Ratten und Mäuſe, und allerhand Wurzeln und Feld- und Baumfrüchte. — Siehe Tafel 10 Figur 19.

Seine mehrſten Stacheln ſind etwas über eine viertel Elle, die größten aber oft faſt eine Elle lang. Und mit dieſen Stacheln wehrt es ſich gegen ſeine Feinde;

denn

denn es kann ſich ſo ſehr zuſammen rollen, und Kopf und Füſſe ſo dicht an ſich ziehen, daß man nichts mehr, als Stacheln ſieht, und es herumwälzen, und von einer Stelle zur andern werfen darf, ohne daß es ihm Schaden thut. Wenn ihm alſo ein Menſch, oder ein Löwe, oder ein Tiger, oder ein Leopard, oder ſonſt ein Feind nahe kömmt, ſo fährt es ſchnell auf, ſchüttelt die Haut, wie ein Hund, der ſo eben aus dem Waſſer gekommen iſt, erhebt ſeine Stacheln, und macht ein groſſes Geräuſch damit, um ſie dadurch zu erſchrecken, und ihm die Flucht und Rettung leichter zu machen. Weichen ſie aber nicht zurück, und kommen ſie ihm gar immer näher, je nun, ſo rollt es ſich zuſammen, und bleibt unbeweglich liegen. Und ſo entgeht es der größten Gefahr; weil ihm nun auch der größte Löwe nichts zu Leide thun kann: Denn wo ſoll ers anpacken? Mit was ſoll ers angreiſen? Mit ſeinen Tatzen, oder mit ſeinem Maul? Ich rathe ihm, mit keinem von beyden, wo er ſich nicht entſetzlich zerſtechen, und tödtlich verwunden will.

Wenn man ein Stachelſchwein lebendig gefangen hat, ſo muß man es an eine Kette binden, weil es auch die dickſte Stricke abbeißt, und ſich ſelbſt durch die dickſten Bretter durcharbeitet, und entflieht. Denn ſo zahm kann man es nicht machen, daß es frey herum geht, Mäuſe, Ratten und Schlangen fängt, und ſich ſodenn wieder zu ſeinem Herrn begiebt, und daſelbſt zur Ruhe nieder legt, wie die Katze thut.

Ehedem glaubte man, das Stachelſchwein laufe ſei-nem Feinde mit groſſem Geraſſel entgegen, und ſchieſſe einen Stachel auf ihn los, und entgehe ſo der Gefahr: Grund falſch; das kann es nicht thun. Sein Zuſammen-rollen iſt alles, was es gegen ſeinen Feind thun kann. Schlangen und Eidexen ermordet es zwar mit ſeinen Stacheln, aber nur auf folgende Weiſe: Es rollt ſich zuſammen, und wälzt ſich ſo lang mit ſeinen Stacheln über ſie her, bis ſie todt ſind, und frißt ſie ſodenn auf. Man ißt das Fleiſch der Stachelſchweine, und ihre Sta-cheln geben Pinſelſtiele, Häarnadeln und Zahnſtocher.

Der Igel

iſt auch mit Stacheln bedeckt, wie das Stachelſchwein, aber mit viel kleinern und dünnern: Denn der ganze Igel iſt kaum ſo groß, als eine Katze. Er kann ſich auch zuſammen rollen, wenn er will. Je mehr ihn ein Menſch, oder ein Hund, oder ein Fuchs ſtößt oder ängſtet, deſto ſtärker ſtreckt er ſeine Stacheln hervor, deſto dichter windet er ſich zuſammen. — Siehe Tafel 6 Figur 16. (*)

Aus Angſt läßt er ſein Waſſer laufen, und weil es ziemlich ſtinkt, bellt ihn der Hund eine Zeitlang an, und geht weiter. Der ſchlaue Fuchs aber achtet dieſen Ge-ſtank nicht, gehet näher hin, und bepißt ihn über und

über

(*) Stachelſchwein Hiſtrix criſtata, Igel Hiſtrix erina-ceus. Armadillo Tatu ſive daſipus. Formoſaniſches Teufelchen Manis.

über. Und weil der arme Igel nichts Naſſes, viel weni-
gern warmen Piß vertragen kann, ſo thut er ſich auf, und will fliegen. Weil er aber gar nicht ſchnell ſpringen kann, und ſein Feind gleich hinter ihm her iſt, ſo wird er von demſelben erhaſcht und aufgefreſſen.

Es giebt faſt allenthalben in der Welt Igel. Auch in unſerm Deutſchland giebts welche. Sie halten ſich in Wäldern und Gärten in hohlen Bäumen, Gebüſchen und Steinhaufen, und in Löchern unter der Erden auf, freſſen wildes und zahmes Obſt, Kartoffeln, und Rüben, und andere Gartengewächſe, Ratten und Mäuſe, Spinnen und Heuſchrecken und Kröten und Fröſche, bringen alle Jahr drey bis fünf Junge zur Welt, und leben zehn bis fünfzehn Jahre.

Es iſt nicht wahr, daß der Igel auf die Obſtbäume ſteigt, und die reifen Birn und Aepfel abſchüttelt, um ſolche ſodenn unten freſſen zu können. Aber das iſt wahr, daß er ſich zuſammenrollt, und ſich über die, unter den Bäumen liegenden Aepfel und Birn ſo lang herwälzt, bis etliche an ſeinen Stacheln ſtecken bleiben, um ſie in ſein Loch, zur Nahrung auf den folgenden Tag, tragen zu können. Er geht gewöhnlich nur des Abends umher, und liegt den Tag über ruhig in ſeinem Loch. Auch das iſt falſch, daß er den Kühen und Ziegen die Milch aus ihren Eitern ſauge, wie manche Leute glauben.

Man kann den Igel zahm machen, und zum Mäuſe- und Rattenfang abrichten. Er fängt viel mehr Mäuſe, als eine Katze. Man kann ſein Fleiſch eſſen, und

ſein ſtachelichtes Fell zu Bürſten und Hecheln gebrauchen. Des Winters legt er ſich zuſammengerollt in ſein Loch, oder auch nur in einen hohlen Baum, oder blos nahe zu einem Zaun unter ein paar Hände voll Heu, Moos oder Laub, und ſchläft ſo in einem fort bis in den wärmern Frühling. Iſt dieſer aber erſt einmal da, ſo erwacht er nach und nach, ſteht auf, und geht wieder ſeinem Fraße nach.

Es giebt zweyerley Igel, Schweinigel und Hundsigel. Die Schweinigel haben einen Rüſſel, der viel Aehnlichkeit mit einem Schweinsrüſſel hat: Und ſolche Igel giebts bey uns am meiſten. — Der Rüſſel der Hundsigel hingegen gleicht einer Hundsſchnauze. (*)

Der Armadillo

oder Kachikamo oder das Panzerthier iſt in Südamerika zu Hauſe, und ſo groß, als ein Kaninchen, und mit

(*) In Oſtindien und vorzüglich in Malakka giebts Igel, die eine Art von Gallenſtein einer Haſelnuß, und oft auch einer Walnuß groß, in ihrem Leibe haben. Man kennt dieſe Steine unter dem Namen Pedro del Porco, und hat ſie vor Zeiten als eine ſehr kräftige und ſeltene Arzney betrachtet, ſie in Gold eingefaßt, und mit goldenen Ketten verſehen, um ſie einige Minuten lang in ein Glas Waſſer oder Wein hängen zu können, weil ſie dann jeder Feuchtigkeit ihre mediciniſche Kraft mittheilen ſollten. Dies und noch mehreres hievon, hat der ſelige Herr Doktor Martini, in der Ueberſetzung der Büffoniſchen Säugthiere, Band 5, Seite 25. angeführt.

mit Schildern bedeckt. Er hat einen langen ſchmalen Kopf, und eine ſehr lange dünne, und in eine Art von Rüſſel ausgehende Schnauze; lange Ohren, einen langen Schwanz, und kurze Füße, und frißt Mäuſe und Aepfel und Birn, und ſonſt noch allerhand Dinge. Man ißt ſein Fleiſch. — Siehe Tafel 4 Figur 2.

Das Formoſaniſche Teufelchen

iſt ſo groß, als eine junge Katze, und ein recht ſehr niedliches Thierchen. Es hält ſich in Afrika und Aſia, und vorzüglich auf der Inſel Formoſa bey Sina auf, frißt nichts als Ameiſen, und andere kleine Inſekten, weil es keine Zähne hat, und iſt über und über mit dunkelbraunen harten Schuppen bedeckt, ſo daß es einer langen Artiſchoke, oder noch beſſer, einer Tanzapfe ähnlich ſieht. Sein Schwanz iſt länger als ſein ganzer Leib. Es kann ſich auch zuſammenrollen. In ſeinem Vaterlande nennt man es Phatagin. Und die Deutſchen nannten es vermuthlich wegen ſeiner ſonderbaren Bildung Teufelchen.

In der ſiebenten Ordnung der Säugthiere erſcheinen die faſt haarloſen Ungeheuer, und größten Landthiere, als der Elephant, der Tapir, das Nilpferd, und das Nashorn.

Der Elephant

iſt das gröſte Geſchöpf Gottes auf dem Erdboden, und auch das merkwürdigſte. Er iſt ſechs bis ſieben Ellen hoch und ganz gewiß dicker und größer, als zween Ochſen auf einander uud neben einander. Er iſt in dem heiſſeſten Theil von Aſia und Afrika im ſumpfichten und waldichten Gegenden, und bey Flüſſen und Bächen zu Hauſe, frißt Gras und Reis und Baumblätter, bringt, wie man glaubt, alle zwey oder drey Jahre ein Junges zur Welt, und lebt hundert und fünfzig bis zwey hundert Jahr, und auch wohl noch länger. (*)

Nun das laß ich gelten: Ja wohl zwey hundert Jahr lang leben! Ey, wie groß iſt denn ein Elephant, wenn er zur Welt kömmt? So groß ohngefähr, als ein kleines Pferd. Bringt er gleich ſeine zween lange Zähne mit? Nein, die wachſen ihm erſt in ſeinem vierten Jahr. Aber ſeinen langen Rüſſel bringt er doch gleich mit auf die Welt? O freylich! Wie ſollte ein Thier ohne Naſe auf die Welt kom-

(*) Elephantem alii annos dueentos vivere aiunt, alii trecentos, *Ariſtot.* in hiſtor. anim. Lib. 8. Cap. 9. Daß er aber gar vier bis fünf hundert Jahr alt werden ſolle, iſt wohl nur eine Sage der leichtgläubigen Reiſebeſchreiber. Wenn man einen Indianer frägt: Wie alt iſt dein Elephant? So ſagt er: Mein Großvater hat ihn 30, und mein Vater 50 Jahre gehabt; und ich hab ihn nun auch ſchon 10 Jahre. Mehr aber erfährt man ſelten von ihnen. Und in den Thiergärten der europäiſchen Fürſten werden ſie ſelten über dreyßig Jahr alt.

kommen? Das wäre ja eine Mißgeburt. Denn der Rüſſel iſt dem Elephanten das, was der Ziege die Naſe; und dem Affen die Naſe und die Hände zugleich ſind. Er riecht damit, und bringt auch ſein Freſſen und Trinken damit ins Maul.

Daß aber dies Rüſſelchen ſowohl, als auch die zween Zähne Anfangs nur klein, und kaum einer halben Elle lang ſeyn mögen, iſt leicht zu vermuthen. Allein alle Jahr werden ſie länger und dicker. Der Rüſſel wird endlich drey Ellen lang, und dicker, als ein Mannsarm; die Zähne aber werden faſt zwo Ellen lang, und ſo dick, als ein Mannsarm. Dieſer Rüſſel hängt zwiſchen den zween Zähnen herunter; und die Zähne wachſen aus der untern Kinnlade heraus, ſind von unten zu, bis zur Hälfte, hohl, ſchön weiß, und erſtaunlich hart, und fallen dem Elephanten alle zwey Jahr aus.

Habt ihr den Elephanten auf unſrer 12. Tafel ſchon angeſehen? O ja, er iſt darauf die 9te Figur. Wie gefällt er euch? Iſt er nicht ein entſetzlich ungeheures Thier? Ja, das iſt er auch. Er ſieht gerade ſo aus, wie der lebendige, den wir letzthin geſehen haben. So, ihr habt alſo ſchon einen lebendigen Elephanten geſehen? Wie groß war er wohl? Viel größer, als der größte Ochſe, den wir in unſerm Leben geſehen haben. Nun ſo war er ohngefähr acht bis zehn Jahr alt, und kaum bis auf die Hälfte ausgewachſen, denn die Elephanten wachſen bis in das dreyßigſte Jahr fort. Im Jahr 1782 ſtarb dem König von Frankreich in dem Park oder Thiergarten zu Verſailles ſein Ele-

fant, der erſt eilf Jahr alt war, und doch ſchon funf tau-ſend Pfund wog; ſein abgeſonderter Kopf allein wog fünf hundert und ſeine abgezogene Haut über ſiebenhundert Pfund. Ihr werdet doch euren Elephanten auch genau be-trachtet haben, und nahe zu ihm hingegangen ſeyn? O Ja, leider ich nur allzu nahe! Hören Sie einmal, wie es mir gieng:

Ich lief links und rechts, und hinten und vornen um ihn herum, und ſtaunte ihn lange an, ehe ich einen Theil ſeines Leibes um den andern betrachtete. Kaum aber hat-te ich ſeine dicken plumpen, vier Säulen ähnlichen Füße, nebſt den Zehen und der ganzen Unterfläche oder Sole der-ſelben, — denn ſein Herr ließ ihn, uns zu Gefallen, ei-nen Fuß in die Höhe heben — die mit einem hornartigen Leder überzogen war, und rings umher einen überſtehenden Rand hatte — an den Vorderfüßen, deren Sole gewiß über eine Viertelelle lang und breit war, hatte er fünf Ze-hen; an den Hinterfüßen aber hatte er nur vier zehen, auch iſt deren Sole etwas ſchmäler — ſein kleines, unten mit einem Haarbüſchel beſetztes Schwänzchen, und ſeine aſchgraue dicke runzlichte haarloſe Haut — die Haut iſt Fin-ger dick, voller Runzeln und Schwülen, und trocken und rauh, und faſt wie die Rinde einer alten Eiche geſtaltet, und nur hie und da mit einer Haarborſte beſetzt — genau be-guckt, und ſo eben auch ſeinen ungeheuern Kopf, ſeine klei-nen blitzenden Augen, ſeine großen flach herabhängen-den Ohren, ſeine zween hervorſtehenden Zähne, ſeinen Mund den man nicht eher ſieht, als bis man ihm unter den Rüſſel guckt, und ſeinen Rüſſel zu bewundern an-

ge-

gefangen, als er ſich plötzlich gegen mich wandte, ſeinen Rüſſel faſt drey Ellen lang ausdehnte, und mit demſelben einen Apfel unter meinen Füßen wegnahm: Ach, wie erſchrack ich da nicht! Ich zitterte und bebte, ſah und hörte nichts mehr, und glaubte ſchon, er wolle mich nehmen, mich in die Höhe heben, und derbe rütteln; oder mich wenigſtens auf ſeinen Hals ſetzen, und eine Zeitlang darauf reiten laſſen. Aber er that mir nichts Leids.

Der Herr und Führer dieſes Elephanten ſagte mir nachher, daß ein ausgewachſener Elephant ſeinen Rüſſel drey Ellen lang ausſtrecken, und bis auf eine Elle wieder einziehen könne. Dieſer Rüſſel hängt zwiſchen ſeinen zwey Zähnen herunter, iſt lauter Fleiſch und Knorpeln, und innen hohl, wie eine Röhre, und ganz gewiß ſein ſchätzbarſtes Glied. Er kann ihn nicht nur bewegen und biegen, ſondern auch, wie geſagt, verkürzen und verlängern, krümmen und drehen, wie und wohin er will. Er holt Athem durch ihn, ſchöpft Waſſer damit, und bringt es, nebſt ſeinem Fraße, damit ins Maul. Er reißt damit dicke Bäume aus, wirft Menſchen und Thiere ſo empfindlich nieder, daß ſie das Aufſtehen vergeſſen; ſchlägt einem Menſchen damit den Kopf ab, und ſtellt alſo, wenn man es haben will, und er es gelehrt worden iſt, einen Scharfrichter vor.

Unten hat er an demſelben einen beweglichen Haken oder Finger, mit dem er Blumen und Baumblüthen, und vorzüglich Pomeranzenblüthe, die er äußerſt gern riecht und frißt, — er frißt oft die Zweige eines Pomeranzenbaums

mit Laub, Blüthen und Früchten auf — abpflücken; Büſcheln von Stroh machen, um ſich damit die Fliegen zu verjagen; kleine Stücke Geld von der Erde aufheben, und hin legen, wo mans hin haben will; einen Apfel oder Birn, oder ein Stück Brod aus einer Taſche langen; von der Erde eine zugepfropfte Bouteille mit Wein oder Brandwein oder Bier aufnehmen, den Pfropf heraus ziehen, und den Wein austrinken, und die leere Bouteille wieder dahin ſetzen, wo er ſie weggenommen hat; Knoten, ſehr oft zuſammen geknüpfte Knoten auflöſen; verſchloſſene und verriegelte Thüren, durch Umdrehung der Schlüſſel, und Vor- oder Wegſtoſſung der Riegel öfnen und verſchlieſſen; ſchreiben; ſeinem Herrn, oder ſonſt Jemanden den Hut abnehmen, und wieder aufſetzen; große Laſten aufheben, und ſich ſelbſt auf ſeinen Rücken legen; und noch hundert andere Künſte lernen kann.

Iſt das nicht alles mögliche von einem ſolch großen plumpen Thier, das noch zu dem ſo dumm und tölpiſch ausſieht, daß man glauben ſollte, es könne nichts, als freſſen und ſaufen und ſchlafen? Dumm iſt alſo der Elephant gewiß nicht, ſondern ſehr gelehrig, und auf alles aufmerkſam, was um ihn vorgeht. Er iſt gut und verträglich, ſanftmüthig und pünktlich gehorſam, und thut Niemand was zu Leide: Denn das muß man ihm nicht übel nehmen, daß er zuweilen einen trägen oder kühnen Indianer, der ihm nicht aus dem Weg gehen will, oder ihm gar unter die Füße gelaufen iſt, mit ſeinem Rüſſel anpackt und in die Höhe hebt, und ſo lang derbe ſchüttelt, bis alles von ihm

gefal-

gefallen iſt, was nicht feſt geknüpft war: Denn nachher ſetzt er ihn wieder ſäuberlich nieder, und läßt ihn gehen, wohin er will. Neckt, tritt oder ſchlägt man ihn aber, ja dann rächt er ſich gewiß bey der erſten der beſten Gelegenheit, und ſchlägt oder tritt oder bohrt den gewiß zu tode, der ihn vorhin mißhandelt hat.

Er hat ein gutes Gedächniß, und vergißt Beleidigungen nicht leicht, denkt aber auch lang an genoſſene Wohlthaten, und ſchützt und verſchont die Unſchuldigen. Ein paar Beyſpiele hievon ſind folgende: Ein Kornak — ſo nennt man die Elephantenführer — begegnete einſt ſeinem Elephanten ſehr grob, gab ihm wenig, und faſt immer nur ſchlechtes Zeug zu freſſen, und neckte und ſchlug ihn immer, ohne zu wiſſen, warum? Der großmüthige Elephant erduldete dieſen Unfug lange Zeit, da er es ihm aber einmal gar zu arg machte, ſchlug er ihn in Gegenwart ſeiner Frau und Kinder todt, durchſtach ihn mit ſeinen Zähnen, und trampte ihn mit den Füßen kurz und klein. Und dies alles war in etlichen Augenblicken geſchehen.

Die arme Frau zitterte und bebte, ſchrie und fluchte auf den Elephanten, nahm ihre zwey Kinder, und warf ſie ihm, da er noch ganz böß und wütend war, vor die Füſſe, und ſagte: Da, Mörder, haſt du meinen Mann getödtet, ſo nimm nun auch mir und meinen Kindern das Leben! Der Elephant ſtand plötzlich ſtill und ſtutzte, beſänftigte ſich, und nahm, gleich als wenn ihm das Geſchehene nahe gienge, das älteſte von den Kindern mit dem Rüſſel weg, und ſetzte es auf ſeinen Hals, gab

ihm die Stelle ſeines Vaters und vorigen Führers, und wollte von nun an ſchlechterdings keinen andern Führer, als dies Kind, dulden.

Ein Beyſpiel von des Elephanten Erkenntlichkeit iſt dies: Ein gewiſſer Soldat gab einſt einem Elephanten faſt alle Tage ein Stück Brod, und einen Schluck Brandwein dazu, und lebte mit ihm ſo vertraut, daß er ſeinen Rüſſel in die Hand nehmen, auf ihm reiten, und ſonſt noch allerhand Späſſe mit ihm treiben durfte. Da er ſich nun einmal voll ſoff, und davon lief, ſuchten ihn ſeine Nebenſoldaten, und wollten ihn arretiren. Allein wie erſchracken dieſe nicht, da ſie ihn zwar fanden, aber unter ſeinem lieben Elephanten beſoffen, ſchlafend und ſchnarchend liegen fanden. Einer von der Wache wollte ihn anpacken und hervorziehen; allein der gute Elephant litte es nicht und ſchleuderte ihn ſo weit weg, daß er zwo Rippen zerbrach, und bald nachher ſtarb. Und wären die übrigen nicht ſogleich davon gelaufen, ſo hätte er ſie gewiß auch ermordet. Wie nun ſein Liebling von ſeinem Rauſch erwachte, ſtutzte er über ſein gefährliches Lager, und wie er wohl unter die Füſſe ſeines fürchterlichen Freundes gekommen ſeyn möchte, ſprang auf, umarmte das Thier, holte Brod und Brandwein, und gab ihm aus Erkenntlichkeit, daß es ihn nicht zertreten, und gegen die Wache geſchützt hatte, eine doppelte Portion.

So zahm und gehorſam als der Elephant iſt, wenn man ihn nicht neckt und ſchlägt; ſo wild und unbändig iſt er, wenn er mißhandelt wird, und man ihm nicht giebt,

was man ihm verſpricht. Denn wer ihm was zeigt oder verſpricht, zumal wenn es Wein oder Brandwein iſt, die er beyde außerordentlich gern trinkt, und hält nicht Wort und giebts ihm nicht, der muß ſich für ihm fürchten, und darf ihm nicht mehr ohne Lebensgefahr nahe kommen. Giebt man ihm aber, was man ihm verſprochen hat, ja zeigt man ihm auch nur die Brandweinflaſche, ſo lauft und trägt und zieht er geduldig fort, und thut alles, was man von ihm verlangt.

Denkt einmal: Ein Elephant kann eine Laſt von drey tauſend Pfund tragen, und mit derſelben, wenns ſein Führer, der ſich auf ſeinen Hals ſetzt, haben will, einen Weg von vier Tagen in einem Tag zurücklegen, und dabey geht er ſehr ſicher, und ſtolpert nicht. Auch durchs Waſſer ſchwimmt er ſamt ſeiner Laſt, und ſtreckt dabey ſeinen Rüſſel in die Höhe, damit ihm kein Waſſer darein läuft. Und weil er ſo auſſerordentlich gut ſchwimmen, und zugleich auch große Laſten auf ſeinen Rücken, und noch etliche Indianer, die ſich an ſeinen Zähnen und Ohren, und an einem Schwanze feſt halten, durchs Waſſer ſchleppen kann, ſo muß er oft ziemlich groſſe Schiffe ans Land ziehen und die Waaren und Güter von den Schiffen aufs Land und vom Land in die Schiffe tragen. Oft ſitzt und reitet eine ganze Familie, Vater und Mutter und auf einem einzigen Elephanten, von einem Ort zum andern: Denn ein Elephant kann gar gut dreyßig bis vierzig Menſchen, ſamt einen kleinen Häuschen, worin ſie alle ſitzen, tragen. Und ehedem band man ihnen gar ſo große Thür-

mer auf den Rücken, daß vierzig Soldaten darin ſtehen, und gegen ihre Feinde fechten konnten.

Ey, warum ſagten ſie vorhin, der Elephant bringe, wie man glaube, alle zwey oder drey Jahre nur ein Junges zur Welt? Weiß man es denn nicht gewiß? Nein, man weiß es nicht; denn es hat noch Niemand in der Welt einen Elephanten gehabt, der bey ihm ein Junges geworfen hätte. Sobald ein Elephant gefangen und eingeſperrt, und zum Reiten, Tragen und Ziehen gebraucht wird, und er nicht mehr frey in Wäldern und Reisfeldern herum ſpatzieren, und rauben und freſſen kann, wo und was er will, ſo bringt er kein Junges mehr zur Welt. Sobald alſo ein Elephant ſtirbt, muß man wieder einen andern fangen oder kaufen, wenn man wieder einen haben will.

Laſſen ſie ſich gern fangen? O, gar nicht gern! Man muß immer mit Lebensgefahr auf ſie losgehen. Ein einziger Man kann keinen fangen; es müſſen ihrer wenigſtens zehn bis zwanzig mit zahmen Elephanten beyſammen ſeyn, um ihn nach und nach einſchließen, und durch Vorwerfung eines guten Biſſen, ſo nahe herlocken zu können, daß man ihm einen Strick um den Fuß werfen, und ihn ſodenn völlig gefangen nehmen kann. Viele werden auch in groſſen Gruben, darüber kleine Aeſte und Reiſer gelegt ſind, und ſonſt noch auf allerhand Art gefangen. Kann man ſie aber lebendig nicht kriegen, ſo ſchießt und ſchlägt man ſie todt, damit ihrer nicht zu viel werden, und die Indianer ihren Reis nicht für ſie bauen, oder gar des Nachts, wie Nußſchalen von ihnen und ihren Hütten zer-

treten werden. Reis frißt der Elephant erſtaunlich gern. Der Indianer mag daher oft ſein Feld bewachen, wie er will, Feuer anzünden oder trommeln, welches er doch beydes nicht leiden kann, er kömmt doch, und frißt in einer einzigen Nacht einen ganzen Acker leer. Und was er nicht frißt, das zertritt er mit ſeinen plumpen Füſſen.

Man fängt aber doch alle Jahr ſo viele Elephanten, daß faſt jeder Indianer wenigſtens Einen: die reichen aber ſechs bis acht: und die Fürſten und Könige gar zwölf bis ſechzehn hundert Stück beyſammen ſtehen haben, und zum Staat unterhalten können. Findet ſich aber ein weiſſer Elephant, — welches doch höchſt ſelten geſchieht — auch die röthlichten ſind was Rares — ſo iſt die Freude erſtaunlich groß, weil man ihn zu Siam, und überhaupt in Indien für heilig hält, und wie einen Gott verehrt, ihm von Menſchen aufwarten, und ſein Freſſen und Trinken in goldenen Gefäſſen vorſetzen läßt. Sein Stall, oder vielmehr ſein Zimmer iſt prächtig ausgeputzt, und jeder, der zu ihm kömmt, muß die Knie vor ihm beugen.

Will denn keins von euch wiſſen, was ein Elephant koſtet? Ey ja, was koſtet einer? In Indien und vorzüglich auf den zwo Inſeln Ceilon und Java koſtet ein ſchöner gewöhnlich nur dreyßig bis vierzig Thaler; bis er aber zu uns nach Deutſchland gebracht wird, koſtet er faſt allemal über tauſend Thaler. Und das muß er auch koſten, weil er beynahe ein Jahr zu reiſen hat, bis er zu uns kömmt, und faſt alle Tage zween Thaler verzehrt. Ach was? Ja ja, ſo viel verzehrt er, und oft wohl noch mehr. Denn er

muß

muß alle Tage fünfzig bis ſechzig Pfund Brod, oder faſt einen Centner Heu haben, wenn er ſatt ſeyn ſoll.

Zuweilen wird ein Elephant in der Abſicht nach Europa gebracht, um ihn entweder einem Fürſten zu verehren, oder ihn eine Zeitlang für Geld ſehen zu laſſen, und dann an den nächſten den beſten Liebhaber zu verkaufen. In der Menagerie zu Kaſſel ſtand ſeit einigen Jahren, ein ſchöner Elephant, der ſeinen eigenen Stall, und ſeinen eigenen Wärter hatte, und alle Tage ſechzig Pfund Brod, etliche Pfund Heu, und zween Metzen gelbe Rüben fraß, allein er ſtarb im vorigen Jahr in ſeinem vierzehnten Jahr. Er hatte bey ſeinem Tod keine langen Zähne, weil ſie ihm vermuthlich vorher ausgefallen waren. Oder hatte er deswegen noch keine langen Zähne, weil er noch zu jung war?

Alle zwey Jahr fallen den erwachſenen Elephanten gewöhnlich ihre Zähne aus, und ſie bekommen nach und nach wieder andere, viel dickere und längere. Man hat Elephantenzähne, die beynahe zwo Ellen lang, und unten faſt zween Manns-Arme dick, und oft hundert und fünfzig Pfund ſchwer ſind. Aus der untern Kinnlade wachſen ſie ihnen heraus. Sie ſind unten hohl, und in der Mitte und oben ganz dicht, ſchön weiß und ſo hart, daß man Würfel und Nadelbüchschen, Kämme, Kegel und Kegelkugeln, Billardkugeln, Schreibtafeln, Stocknöpfe und Marquen, und viele andere niedliche Dinge daraus ſchnitzen und drechſeln kann.

Wäre

Wäre es wohl nicht eine Schande für den großen Elephanten, wenn er ſich für einer kleinen Maus fürchten wollte? Ja, das wäre es auch. Aber er thuts doch nicht? Doch ja, er kann die Mäuſe ſchlechterdings nicht ausſtehen, und guckt weg, oder geht ihnen gar aus dem Wege, ſo oft er eine ſieht oder antrift. Und dis kömmt vermuthlich daher, weil ihm die Mäuſe, wenn er auf der Erde liegt und ſchläft, gern in ſeinen Rüſſel kriechen, und ſehr viel zu ſchaffen machen, bis er ſie wieder heraus bringt. Deswegen legt er auch die Oefnung ſeines Rüſſels, wenn er ſich zum Schlafen niederlegt, ſo dicht auf die Erde, daß ihm keine Maus hineinkriechen kann.

Auch der Tiger und der Leopard, der Löwe und das Nashorn fallen ihn zuweilen im Schlaf an, ſpringen ihm auf den Rücken, und ſaugen ſo lang von ſeinem Blut, bis er todt iſt; oder halten ihm die Mündung ſeines Rüſſels zu, daß er keinen Athem holen kann; oder beiſſen ihm denſelben gar völlig ab. Es hat alſo der große Elephant auch ſeine Feinde, die ihn mit Liſt ums Leben bringen können. — Ein ausgewachſener Elephant wiegt gewöhnlich vier tauſend Pfund. Man ißt ſein Fleiſch.

Der Tapir

oder Anta oder das Waſſerſchwein iſt nur ſo groß, als ein Müllereſel, und doch in der neuen Welt, nach dem Biſon oder Buckelochſen, das größte Landthier. *) Er hält

*) Waſſerſchwein heißt er, weil er viel Aehnliches mit dem Schwein hat, und faſt immer im Waſſer lebt. Tapir iſt ſein Braſiliſcher Name. Und Anta nennt ihn der Portugieſe.

hält ſich Heerdenweis in den Südamerikaniſchen Wäldern, nahe bey Sümpfen, Flüſſen und Seen auf, gleicht viel dem Elephanten und dem Schwein, grunzt auch faſt, wie das Schwein, hat einen dicken langen Kopf, und eine Art von Rüſſel: Denn ſeine Oberlippe hängt ohngefähr eine halbe Elle über die untere heraus, iſt Armdick und beweglich, und faſt eben ſo gebildet, wie des Elephanten ſein Rüſſel, aber vorne ohne Haken, ſo daß er damit keine Knoten auflöſen, aber doch ſeine Jungen damit aufheben, und auf ſeinen Rücken ſetzen, und ſeinen Fraß damit abpflücken kann. Er hat einen kurzen breiten Hals, einen gebogenen Rücken, einen kleinen nackten Schwanz, ziemlich dicke, vorne mit vier, hinten aber mit drey geſpaltenen Klauen verſehene Füſſe, ſieht röthlicht aus, wie eine Kuh, frißt Gras, Zuckerrohr und allerhand Feld- und Baumfrüchte, bringt alle Jahr ein Junges zur Welt, und lebt ohngefähr dreyßig bis vierzig Jahr. — Siehe Tafel 4 Figur 4.

Man ißt ſein Fleiſch, und gebraucht ſein Fell zu Kleidern und Zelten. Er iſt ein träges, ein trauriges Thier, das die Finſterniß ſucht, und nur des Nachts auf ſeinen Fraß ausgeht, und ſich nirgends lieber, als in dicken dunkeln Wäldern, nahe bey Seen, Flüſſen und Moräſten aufhält, um ſich ſogleich, wenn er einen Feind merkt, in das Waſſer ſtürzen, und durch Schwimmen retten zu können. Setzt man ihm aber auch da noch nach, ſo taucht er unter, und läuft unter dem Waſſer sehr weit fort.

Das

Das Nilpferd

oder Seepferd oder der Waſſerochs iſt zwar merklich kleiner, als der Elephant, aber doch, nach dieſem Ungeheuer, das gröſste, das plumpeſte Thier auf Erden. Er ſieht faſt aus, wie ein Schwein, und zum Theil auch, wie ein Ochs, und brüllt auch, wie ein Ochs, hat einen ſehr dicken Kopf, und einen entſetzlich groſſen Rachen, kleine Augen, kleine Ohren, groſſe weite Naſenlöcher, einen ungemeinen dicken Hals, kurze dicke Füſſe mit vier Klauen, einen kurzen dicken Schwanz, und wenig oder gar keine Haare auf ſeiner dicken ſchwarzen Haut, wohnt in den Afrikaniſchen Seen und Flüſſen, frißt Fiſche, Gras, Reis und Hirſen und Baumwurzeln, wirft alle Jahr ein Junges, und wird vierzig bis fünfzig Jahr alt. — Siehe Tafel 13 Figur 28. *)

Den Tag über liegt und ſchläft das Nilpferd im Schilf oder im Sand, und bekümmert ſich nichts um das, was um es vorgeht. Des Nachts aber geht es theils im Waſſer, theils auf dem Lande ſeinem Fraße nach, und thut ſo lang Niemand was zu Leide, als man es ungeſchoren ſeines Wegs gehen, ruhig ſeine Fiſche verzehren, und ſeinen Reis und Hirſen, oder ſeine Baumwurzeln auffreſſen läßt. Stöhrt man es aber darin, oder verwundet man es gar, ſo geht es wütend auf ſeine Feinde

los,

---

*) Elephant Elephas. Tapir Tapir. Nilpferd Hippopotamus Nashorn Rhinoceros rugosus.

los, und hört nicht eher auf zu raſen, als bis es ſie zerriſſen, oder ſie ſich entfernt, oder es von ihnen todt geſchoſſen worden iſt. Nach ſeinem Kopfe muß man zielen, wenn man es tödten will, denn auf ſeinem Bauch und Rücken geht keine Flintenkugel durch.

Im Waſſer weicht es Niemand aus, weil es erſtaunlich ſchnell ſchwimmen und untertauchen, und etliche hundert Schritte unter dem Waſſer fortlaufen kann. Und eben deswegen iſt es den Schiffen, die auf dem Nil auf und abfahren, ſehr gefährlich, weil es da plötzlich aus dem Waſſer heraus kömmt, wo man es gar nicht vermuthet hätte und die Schiffe in die Höhe hebt, und oft auch ganz umwirft. Schießt oder ſchlägt man es nun wund, oder iſt es ſchon verwundet, ſo haut es mit ſeinen vier langen Zähnen ſolch große Löcher in das Schiff, daß es ſchlechterdings ſinken und zu Grunde gehen muß. Und daß dabey auch die Menſchen darin umkommen, oder wenigſtens in großer Lebensgefahr ſeyn werden, könnt ihr euch vorſtellen.

Es ſind zwar alle Zähne des Nilpferds dik und ſtark; allein in ſeiner untern Kinnlade hat es vorzüglich vier, davon jeder ohngefähr eine halbe Elle lang, und ſo dick, als ein Ochſenhorn, und zwölf bis dreyzehn Pfund ſchwer iſt. Dieſe Nilpferdszähne ſind weiſſer und härter, als die Elephantenzähne, und werden auch, wie dieſe, zu allerhand Dingen verarbeitet. Feuer ſoll man mit einem ſolchen Zahn anſchlagen können.

So ſchnell und beherzt nun dis Ungeheuer im Waſſer mit Schwimmen und Untertauchen iſt, ſo langſam und ängſtlich iſt es dagegen im Laufen auf dem Lande. Es lauft und ſpringt gleich davon, wenn es einen Menſchen hört oder ſieht. Es läßt ſich nicht leicht zahm machen. Man ißt ſein Fleiſch. Wenn es ausgewachſen iſt, wiegt es beynahe drey tauſend Pfund. Und zuweilen wiegt bloß ſeine Haut acht hundert bis tauſend Pfund. Ehedem gab es mehr Nilpferde, als itzt. Die alten Aegipter bildeten ſie in Steinen an ihren Spitzſäulen ab. Und die Römer prägten ihr Bildniß auf ihren Münzen. Das Krokodil kann es nicht ausſtehen. Es verfolgt es, wo es kann.

Das Nashorn

oder Rhinozeros iſt des Elephanten Landsmann, und ihm an Fraß, und auch faſt an Größe gleich; denn wenn es ausgewachſen iſt, ſo iſt es ſechs Ellen lang, und beynahe vier Ellen hoch. (*) Es ſieht fürchterlich aus wegen ſei-

(*) Rhinozeros iſt giechiſch, und kömmt her von ῥιν naſus, und κέρας cornu hinc naricornis, oder animal unius in nare cornu. Unicornis iſt ſein gewöhnlicher lateiniſcher Name, weil man es ehedem aus Irrthum und Betrügerey Einhorn genannt, und ihm mitten auf der Stirn ein gerades weiſſes, drey Ellen langes Horn angedichtet hat. Die Hörner, die man für ſeine Hörner ausgab, und ſehr theuer verkaufte, kamen und kommen noch von einer gewiſſen Art Wallfiſche her, die man gewöhnlich Einhornfiſche nennt. Siehe hievon unten bey der Beſchreibung dieſes Einhornfiſches mehreres.

ſeines anderthalb Ellen langen Hornes auf der Naſe, das er nie verliert, und ihm nicht, wie andern gehornten Thieren, am Knochen feſt ſitzt, ſondern nur mit der Haut verwachſen iſt; wegen ſeines ſonderbaren, in ein kleines Rüſſelchen ſich endigenden Kopfes, — denn ſeine Oberlippe ragt ein wenig über die untere hervor, und endiget ſich in einem ſpitzigen ſchnabelförmigen ſehr beweglichen Hacken, den es verlängern und verkürzen, und doppelt um einen Stecken herumwenden, und Gras, Reis und Zuckerrohr damit abreiſſen kann; — wegen ſeiner langen ſteifen Ohren und ſehr kleinen Augen; wegen ſeiner ſchwarzgrauen, haarloſen und ſo faltichten Haut, daß man meint, er wäre angeſchirrt, oder mit Panzern bedeckt; wegen ſeiner, kaum anderthalb Ellen hohen dicken Beine, drey krallichten Füſſe, und faſt bis auf die Erde hängenden Bauches; und wegen ſeines kurzen nakten, und nur am Zipfel behaarten Schwanzes. Es bringt alle Jahr ein Junges zur Welt, und lebt vierzig bis fünfzig Jahr. — Siehe Tafel 10 Figur 11.

Es hält ſich faſt immer bey Flüſſen und Sümpfen auf, wühlt gern im Schlam, nnd fürchtet ſich weder vor Menſchen noch vor Thieren. Den Menſchen thut es nichts zu Leide, wenn ſie es nicht zuerſt beleidigen; und mit den Thieren lebt es auch im Frieden. Wird es aber von einem oder dem andern Thier oder Menſchen beleidigt, ſo tobt es entſetzlich, und reiſt und ſtößt Freunde und Feinde, und überhaupt alles nieder, was ihm begegnet. Auch den Elephanten? Ja, auch hinter dieſen

wagt

wagt es ſich ſodenn, und ſtößt ihm ſein Horn in den Leib, wenn es gleich von demſelben nachher auch niedergeſchlagen wird.

Der Elephant ſchlägt doch nur ſeine Feinde nieder, iſt ruhig, wenn ſie weg ſind, und ſchont und beſchützt die Unſchuldigen; das Nashorn aber ermordet beyde, und wütet oft einen halben Tag in einem fort. Und eben deswegen, weil es faſt immer entſetzlich wild iſt, wird es faſt gar nicht gezähmt, vielweniger zum Ziehen und Tragen gebraucht. Man ſchlägt es gewöhnlich todt, und ißt ſein Fleiſch, und macht aus ſeiner Haut, die die härteſte unter allen Thierhäuten in der Welt iſt, Peitſchen, Riemen, Kannen, Schüſſeln, Zelte und Kleider.

Sein Horn iſt auch ſehr hart, innen nicht hohl, nach hinten gebogen, und von graubrauner Farbe. Hie und da findet ſich zuweilen auch ein Rhinozeros mit zwey Hörnern, die gerade hinter einander, das eine auf der Naſe, und das andere auf der Stirn ſtehen. Das Geſchrey dieſes Ungeheuers tönt faſt, wie das Grunzen eines Schweines.

In der achten Ordnung hören wir diejenigen Thiere ab, die kurze Schwimmfüße haben, oder gleichſam ohne Füſſe ſind, — denn ihre Vorderfüſſe ſind an den Leib gezogen, und die Hinterfüſſe in einen flach liegenden Schwanz verwachſen, und ſich in den nördlichen Gegenden von Europa, Aſia und Amerika theils in Flüſſen und

Seen, wie die Biber, Fiſchottern und Meerottern; theils in den Meeren aufhalten, wie die Seehunde, Seebären, Seelöwen, Seekühe, und Walroſſe. — Es ſoll jedes ſeine Geſchichte ſelbſt herſagen.

Du Biber,

Kaſtor oder Fiber ſollſt die Ehre haben, den Anfang zu machen. Rede alſo: Ich bin faſt ſo groß, als ein Schaf, habe einen ſpitzigen Rattenkopf, einen flachen ſchuppichten Schwanz, kurze, mit fünf Klauen beſetzte Füſſe, — meine Vorderfüſſe ſind merklich kleiner, als meine Hinterfüſſe, und die Zehen daran frey, und mit keiner Schwimmhaut beſetzt; an den Zehen meiner Hinterfüſſe aber habe ich eine Schwimmhaut, um damit im Schwimmen gut rudern zu können. — und über den ganzen Leib ſchwarzbraune zarte Haare, — doch giebt es auch ganz weiſſe, und braun und weis geflekte Biber, — lebe und wohne an Flüſſen, Seen und Teichen, freſſe Baumrinden und Laub, werfe alle Jahr zwey bis drey Junge, und werde fünfzehn bis zwanzig Jahr alt. — Siehe Tafel 13 Figur 27.

Man ißt mein Fleiſch, und hält vorzüglich meinen Schwanz und meine Zunge für was Delikates. Ich habe einen ganz ſonderbaren Schwanz: Denn er iſt ohngefähr eine halbe Elle lang, und faſt eine viertel Elle breit, und kaum einen Mannsdaumen dick, und über und über mit

Schup-

Schuppen bedeckt, und ſieht am Ende aus, als wenn er mir abgebiſſen worden wäre.

Und in welch hohen Werth ſtehen nicht meine Haare? Macht man nicht davon feine Hüte, Strümpfe und Handſchuhe, die man faſt allenthalben in der Welt, unter dem Namen, Kaſtorhüte und Kaſtorhandſchuhe, verkauft? Aber nimmermehr ſind alle diejenigen Hüte, Strümpfe und Handſchuhe, welche man Kaſtorhüte, Kaſtorſtrümpfe und Kaſtorhandſchuhe nennt, von meinen Haaren gemacht, weil ſie allzu theuer ſeyn würden; ſondern man miſcht Schafwolle, oder Haſen- und Kaninchenhaare darunter, oder macht ſie gar von lauter ſolchen Haaren, oder nur von lauter Schafwolle. Die Indianer kleiden ſich auch in unſere Felle, und machen aus unſern Zähnen Meſſer und Gabeln.

Die Engländer treiben mit unſern Haaren den ſtärkſten Handel, weil wir uns in ihrem Amerika erſtaunlich häufig aufhalten. In Europa gefällts unſern Kameraden nicht ſonderlich, weil es allzu ſtark angebaut und bewohnt iſt, und ſie alſo ſehr zerſtreut, einſam und flüchtig leben, und ſich in Höhlen verſtecken müſſen, und keine eigene Häuſer, wie wir, bauen können, und man ſie auch deswegen gewaltig verfolgt, weil ſie die Ufer durchwühlen, und den Pfählen und Schlagwerken gefährlich ſind.

Iſts dein Ernſt? Giebt es wirklich in Europa Biber? Ja freylich giebts welche darin. Und wo denn? In der Schweitz, In Italien, Spanien, Frankreich, und ſelbſt

 auch

auch hier und da in unſerm Deutſchland. (*) In Aſia giebts zwar freilich unſrer mehr, als in Europa, aber in Amerika, und vorzüglich in der Provinz Kanada, iſt unſer wahres Vaterland: Denn daſelbſt giebt es ſo viele tauſend von uns, daß es da, wo wir unſere Wohnungen aufgeſchlagen haben, ausſieht, als wenn etliche hundert Indianer beyſammen in einem Dorfe wohnten.

Ei, iſt es wohl andem, daß ihr groſſe dicke Bäume, Aeſte und Zweige abbeiſſen, und davon Dämme und Häuſer bauen könnet? Ja, das können wir. Wir fällen Mannsdicke, und oft noch dickere Bäume, die dicht am Ufer ſtehen, und ganz, oder faſt ganz ins Waſſer fallen wenn wir ſie abgebiſſen haben; fallen ſie aber unvermuthet ganz aufs Land, ſo ziehen und ſchleppen wir ſie ins Waſſer, ſetzen uns darauf, und fahren und ſchwimmen auf denſelben an den Ort hin, wo wir unſer Haus aufbauen wollen. Einige von uns ſetzen ſich auch wohl nur auf einen Aſt, und ſchwimmen darauf fort. Und dabey dienen uns unſere Schwänze und unſere Hinterfüſſe ſtatt der Ruder.

Sind

(*) In der erſten Auflage dieſes Buchs behauptete ich noch, daß es in Deutſchland gar keine Biber mehr gebe. Allein ich bin in den Deſauiſchen Pädagogiſchen Unterhandlungen vom Jahr 1779 eines andern belehrt worden: Denn es heiſt im erſten Vierteljahr des 3ten Jahrganges Seite 87 alſo: Wir können verſichern, daß es Biber an der Elbe und Mulde im Deſſauiſchen Lande giebt. Schon zweymal haben die Philantropiſten einen im Fangeiſen getödteten Biber hier geſehen. Auch in Weſtphalen giebt es hie und da Biber.

Sind wir alle an Ort und Stelle, ſo geht es plötzlich aufs Arbeiten loß. Einer muß dies thun, der andere jenes: Denn es arbeiten gewöhnlich unſerer zehn, zwanzig bis dreyſſig bey einem Haus gemeinſchaftlich mit einander. Einige beiſſen die Aeſte von dem herbeygeführten Baum ab, und behauen ſie zu Pfählen; andere tauchen unter, graben mit ihren Vorderpfoten Löcher in den Boden, ſtecken die Pfähle darein, rammeln ſie feſt, und durchflechten ſie mit Zweigen. Einige ſchleppen Erde und Waſſer, und Moos und Steine zu; andere machen einen Leim zurechte, und verkleiſtern und verſtopfen damit, und mit Moos und Steinen die Löcher unſers Dammes.

Und auf dieſen Damm bauen wir nun unſer Haus, das gewöhnlich nur Eine, zuweilen aber auch zwo Etagen hoch wird, eine eyförmige Figur hat, und bald groß, bald klein wird, je nachdem unſerer viel oder wenig darin wohnen wollen. Iſt endlich auch das Haus fertig, woran wir alle gemeinſchaftlich gearbeitet haben, ſo baut ſich zuletzt je ein Paar ſeine eigene Zelle, und füttert ſie mit Heu und Moos aus, damit es für ſich und ſeine künftigen Kinder ein weiches warmes Lager habe, und lebt ſo, Herbſt und Winter über, ruhig und zufrieden darin.

Iſt es aber erſt Frühling geworden, ſo eilen wir, Jung und Alt mit einander, in die Gehölze und Wälder, und beluſtigen und freſſen uns bey den friſchen ſaftigen Baumrinden, Knoſpen und Blättern ſatt: Dann den Winter über haben wir uns mit alten Baumrinden, und abgepflücktem Laub, das wir unter dem Waſſer verborgen,

und feucht und grün erhalten haben, behelfen müſſen. Ganze Aeſte und Zweige ſtecken wir zu dem Ende im Herbſt, nahe bey unſerm Damme, unters Waſſer. Und in den Wäldern bleiben wir bis in den Herbſt; den Winter und Frühling über aber ziehen wir wieder zu unſern Hütten zurück. Sind ſie beſchädigt, ſo beſſern wir ſie aus; ſind ſie aber gar nicht mehr da, ſo bauen wir uns wieder neue.

Schwanz, Füſſe und Zähne haben wir zu unſerm Bauen nöthig. Unſere Zähne dienen uns ſtatt der Sägen und Aexte; unſere Vorderfüſſe gebrauchen wir als Hände; und mit unſern Hinterfüſſen machen wir unſern Leim an; und unſer Schwanz iſt uns Schaufel und Kelle, denn wir ſchmieren mit ihm den Leim an den Wänden herum, und klopfen ihn auch damit feſt. Und dann dient uns unſer Schwanz auch zu unſerer Rettung; denn ſobald einer von uns einen Jäger, oder ſonſt einen Feind ſieht oder hört, ſo ſchlägt er mit ſeinem Schwanz ins Waſſer, und giebt uns dadurch ein Zeichen, daß wir in Gefahr ſeyen, und fliehen ſollten. Haſt du nicht geſehn! Huſch, huſch! Plötzlich ſind wir alle weg, alle unter dem Waſſer.

Unſer Haus hat gewöhnlich zwo Oefnungen, eine ins Waſſer, und eine aufs Land. Dieſe gebrauchen wir ſelten zur Flucht, weil wir wegen unſrer ſonderbaren Füſſe ſchlecht laufen, ja nur wie eine Gans jämmerlich daher ſchaukeln können; jene aber dient uns zum Abtrit und zur Flucht. Schwimmen und untertauchen, und auch unter dem Eis weglaufen können wir ſehr gut.

Du fängſt und friſſ'ſt doch vermuthlich auch Fiſche, da ſie dir immer vor der Naſe herumſchwimmen? O nein, das thu' ich nicht. Ich freſſe weder Fiſche noch Krebſe, noch ſonſt ein Thierchen. Auch den Feld- und Baumfrüchten frage ich nichts nach. Macht man mich aber zahm, ſo freſſe ich zwar nach und nach alles, was man mir giebt, aber doch gewiß kein Fleiſch. Ich thue Niemand was zu Leide, wehre mich aber doch für meine Haut, und beiſſe dem, der mich grob anfaſt, oder gar prügeln will, Hände und Füſſe entzwey.

Aber ſage mir doch, geſchickter Biber, wie du die Erde und das Waſſer zu deinem Leime zuſammen bringſt? O, dies ſollten Sie ja leicht errathen! Ich ſcharre irgendwo die Erde auf, und trage in meinem Maul ſoviel Waſſer zu, als ich brauche. Iſt aber da, wo ich gern meinen Leim anmachen wollte, keine Erde oder kein Ton vorhanden, ſo hol' ich ihn Maulvollweis herbey. Nicht wahr, Sie haben geglaubt, ich trage Steine, Erde und Moos auf meinem Schwanze zu; oder ich fahre ſie gar auf dem Bauch eines meiner Kameraden herbey? Ich weis es wohl, daß man von uns Bibern glaubt, wir wären ſo unbarmherzig, und fiengen fremde herumirrende Biber auf, machten ſie zu unſern Sklaven, und gebrauchten ſie als Bediente, um uns Holz, Moos, Erde und Steine herbey zu ſchleppen; und würfen ſie auch wohl auf den Rücken nieder, wie das dumme Murmelthier thun ſoll, und belaſteten ihren Bauch mit Erde und Steinen, pakten ſie beym Schwanz an, und ſchleppten ſie ſo zu un-

ſerm Damme hin. Falſch aber iſt dieſe närriſche Sage. Auch iſt es falſch, daß wir Schildwachen ausſtellen.

Noch eins: Unter meinem Schwanze hab' ich einen Beutel, worin diejenige ſchmierige Feuchtigkeit iſt, mit der ich meine Haare einſchmiere, damit das Waſſer drüber wegrolle, und nicht auf meine Haut dringe, und es mich nicht allzuſehr friere. Auch in den Apotheken gebraucht man dieſe meine Beutelfeuchtigkeit zu allerhand Dingen, und nennt ſie Bibergeil. Ein dicker groſſer Biber wiegt fünfzig bis ſechzig Pfund.

Ich Fiſchotter

bin etwas gröſſer, als ein Pudel, habe einen runden bartigen Katzenkopf, kleine Ohren, groſſe Augen, einen langen zottichten Schwanz, kurze Füſſe, und daran fünf, mit einer Schwimmhaut verbundene Zehen, und über den ganzen Leib zarte graubraune Haare, lebe und wohne eben da, wo der Biber lebt und wohnt, freſſe Fiſche, Krebſe und Fröſche, und im Nothfall auch Waſſerratten, Baumrinden, Laub und Gras, werfe alle Jahr drey bis fünf Junge, und werde zwölf bis fünfzehn Jahr alt. — Siehe Tafel 13 Figur 3.

Aber ich baue kein Haus, wie der Biber, ſondern wohne nur in dem nächſten dem beſten Loch am Ufer, oder unter den Wurzeln eines Baumes. Und damit man nicht ſieht, wo ich wohne, gehe ich unter dem Waſſer hinein, und laſſe nur ein kleines Luftloch oben auf der Erde offen.

Mein

Mein Fleiſch ſchmeckt nicht ſonderlich, weil es ſtark nach Fiſchen riecht; aber meine Haare ſind ſehr fein, und faſt eben ſo gut zu Hüten und Strümpfen zu gebrauchen, als des Bibers ſeine. Wenn ich gern einen guten Fras thun möchte, ſo ſchlage ich mit meinem Schwanze ins Waſſer, und jage die Fiſche zuſammen, und tauche nun plötzlich unter, fange einen oder zween davon, gehe mit ihnen heraus aufs trockene, und verzehre ſie da.

Iſts nicht ſo? Ja, verhaßter Fiſchdieb; freylich iſts leider ſo. Immer, und vorzüglich des Nachts, ſchleichſt du bey den Teichen umher, und laurſt und gukſt nach den Fiſchen, und wenn du einen ſiehſt, ſo fährſt du auf ihn los, und fängſt und friß't ihn. Du haſt ſchon oft in kurzer Zeit einen ganzen Teich ausgefiſcht, und ſodenn, da es keine Fiſche mehr darin gab, auch die Krebſe aufgefreſſen.

Ich kann beſſer ſchwimmen, länger unter dem Waſſer bleiben, und auch flincker auf dem Land laufen, als der Biber. Auch zahm laß' ich mich machen, und ſo zum Fiſchfang abrichten, daß ich Fiſche aus den Teichen und Flüſſen heraushohle, und ſie meinem Herrn zutrage.

Ich Meerotter

bin zwar merklich gröſſer, als die Fiſchotter, ſonſt aber ihr an Fras, Wohnung und Bildung faſt ganz ähnlich. Ich freſſe auch Fiſche und Krebſe, und wohne auch an den Ufern der Flüſſe in unterirdiſchen Löchern. Darin aber bin ich von der Fiſchotter unterſchieden, daß ich nur in den kälteſten Gegenden von Aſia und Amerika wohne,

und von den Flüſſen auch in die Meere hinaus ſchwimme; — und eben deswegen nennt man mich auch Meerotter — daß ich ſchwarzgraue, äuſſerſt zarte Haare habe; alle Jahr nur Ein Junges zur Welt bringe; und zwanzig bis fünf und zwanzig Jahr alt werde.

Ich bin erſtaunlich blöde, und gar nicht ſtark. Man kann mich leicht fangen, und todt machen. Mein Junges liebe ich ſo ſehr, daß ich mich lieber todt ſchlagen laſſe, ehe ich es mir aus meinen Füſſen nehmen laſſe: Denn ich habe die Gewohnheit, auf dem Rücken zu ſchwimmen, und mein Kind auf meinen Bauch zu ſetzen, und mit meinen Füſſen feſt zu halten, und ſo mit ihm ſo lang von einer Stelle zur andern zu fliehen, bis es das Schwimmen, gelern hat.

Ich Seehund

Robbe oder Seekalb halte mich in den nördlichen Meeren und Seen von Europa, Aſia und Amerika bey Island, Grönland, Spitzbergen und Kamtſchatka, im Baltiſchen Meer, und an den Küſten von Norwegen, Holland, England und Frankreich ꝛc. auf, und zuweilen verirre ich mich auch in groſſen Flüſſen und Seen, bin zwo bis vier Ellen lang, und eine bis zwo Ellen hoch, habe einen dicken groſſen Hundskopf, lange borſtenartige Barthaare, wie eine Katze, — auch auf der Naſe, und über den Augen hab' ich ſolche Haare; und denn ſieht auch nicht ein Seehundskopf aus, wie der andere — groſſe Augen, keine Ohrlappen, einen kurzen Schwanz, ganz

auſ-

auſſerordentlich ſonderbare Füſſe, und über den ganzen Leib kurze ſteife weißlichtgraue, ſchwarzgraue, und ſchwarz und weißgeflekte Haare, freſſe meiſt lauter Fiſche, und vorzüglich gern Häringe, bringe alle Jahr Ein oder zwey Junge zur Welt, und werde ohngefähr zwanzig bis fünf und zwanzig Jahre alt.

Nun, und wie ſehen denn deine Füſſe aus? Ja, ganz ſonderbar. Ich armer Schelm bin lahm, und kann nicht gehen. Will ich weiter, ſo muß ich mich faſt wie ein Wurm fortſchieben, oder ſo auf meinen Vorderfüſſen daherſchurren, als wenn mir die Hinterfüſſe abgeſchlagen wären. Ja ich habe eigentlich gar keine Füſſe, ſondern nur ſo was, das Füſſen ähnlich ſieht. Denn meine Vorderfüſſe ſind etwas höher, als meine Hinterfüſſe, und krumm, und nach hinten gebogen, haben fünf Zehen mit groſſen ſpitzigen Klauen, und ſehen faſt den Gänſefüſſen oder Maulwurfspfoten ähnlich. Meine Hinterfüſſe ſind auch krumm, und ebenfalls mit ſtarken Klauen bewafnet, und ſo nach hinten gebogen, daß ſie zwiſchen meinem Schwanz hängen, und mir, weil ſie mit einer Schwimmhaut verbunden ſind, zum Rudern dienen. Und weil meine Füſſe allzu närriſch ausſehen, ſo meynen faſt alle die Leute, die mich nie lebendig, ſondern nur abgebildet geſehen haben, ich hätte gar keine Füſſe.

Du haſt recht, fetter Seehund, deine Füſſe ſehen jämmerlich aus. Man glaubt wirklich, wenn man dich in einer Abbildung ſieht, du habeſt keine Füſſe; denn deine Vorderfüſſe ſieht man entweder gar nicht, oder

man hält ſie für einen abgeſtutzten Flederwiſch: und deine Hinterfüſſe liegen ſo zwiſchen deinem kleinen Schwänzchen geſtreckt, daß man ſie für deinen Schwanz halten könnte. — Siehe Tafel 13 Figur 20.

Das Meer wird alſo dein beſtändiger Aufenthalt ſeyn? Denn wie ſollteſt du wohl mit ſolchen krummen Füſſen auf dem Eiſe, oder auf dem Sand, oder auf der Erde fortkommen können? Und warum nicht? Ich wohne und lebe faſt den ganzen Sommer über auf dem Lande, oder auf dem Eiſe, und gehe nur dann ins Waſſer, wenn es mich hungert. Ich werfe und erziehe auch meine Jungen auf dem Trockenen. Und durch Hülfe meiner Krallen kann ich an den ſteilſten Felſen und Eisbergen hinauf klettern, und oben eine Zeitlang ruhen und ſchlafen. Und dann ſtürz' ich mich wieder ins Meer hinunter; ja ich kann ſogar, wenn ich gleich lahm zu ſeyn ſcheine, ſo ſchnell und flink auf dem flachen Eis fort hüpfen, daß mich auch der geſchwindeſte Grönländer nicht leicht einhohlen kann.

Was macht denn der Grönländer mit dir? O ſehr vieles! Er ißt mein Fleiſch und meinen Speck, und kleidet ſich in mein Fell. Mein Fleiſch, das roth ausſieht, zart, ſaftig und fett iſt, ißt er und der Eskimo, und noch viele andere arme Leute in meiner Nachbarſchaft, friſch und geräuchert. Meinen zween bis drey Finger dicken Speck ißt er zum Theil, und zum Theil verbrennt er ihn in ſeiner Lampe ſtatt des Oels. Und wie vielerley Dinge macht er ſich nicht aus meinem Felle? Er macht

ſich

ſich Röcke, Kamiſöler, Müzen, Hoſen, Stiefel, Schuhe, Riemen, Stricke und Schläuche daraus. Und ſogar ſeine kleinen Schiffe oder Kähne, die er Kajake nennt, verfertiget er daraus, oder er überzicht und füttert ſie wenigſtens damit. Auch ſeine Sommerhütte bedeckt er damit. Und wie viele tauſend Stück vertauſcht und verkauft er nicht an die Europäer, die ihre Kuffer und Reiſekaſten damit überziehen, und Tabaksbeutel, und Müzenverbrämungen daraus machen? Ach, wie würde es den armen Grönländern und Eskimo ꝛc. ergehen, wenn es keine Seehunde mehr gäbe! Verhungern und erfrieren müßten ſie.

Giebts denn eurer ſogar viel? O erſtaunlich viel! Bloß die Isländer, Grönländer, Eskimo und Kamtſchadalen ſchlagen unſrer jährlich viele tauſend todt. Und wie viel unſrer noch dazu von den Norwegen, Ruſſen, Schweden, Dänen, Holländern, Hamburgern und Engländern vor die Köpfe geſchlagen werden, weis ich nicht: Ich glaube alle Jahr mehr als fünfzig tauſend Stück. Denn wenn ſie keine Wallfiſche kriegen können, ſo gehts über uns ſchläfrige Robben her.

Zwey bis drey hundert Stück ſchlagen ſie oft in ein paar Stunden todt. Wo ſchlafet ihr denn? Auf den Eisfeldern liegen wir Heerdenweis herum. Stellt ihr denn keine Wache aus? Ach, was Wache! Es ſchläft alles, Alt und Jung ſo feſt bey einander, daß wir unſere Mörder nicht kommen hören, und oft kaum erwachen, wenn

ſie

ſie ſchon viele von uns getödtet haben. Schreyet und wehret ihr euch denn gar nicht? Doch ja, wir Alte bellen jämmerlich darauf los, wie die heiſern Hunde; und unſere Jungen mäuen, wie die Katzen. Wir beiſſen Armdicke Prügel ab, und fahren wütend auf unſere Mörder zu; allein ſie laſſen uns nicht ſo nahe zu ihnen hinkommen, daß wir ſie beiſſen könnten, ſonſt würden wir ihnen ihre Füſſe kurz und klein beiſſen; ſondern ſie ſchlagen uns mit ihren Prügeln ſo ſehr auf die Naſe, daß wir halb oder ganz todt niederpurzeln. Und nun ſchneiden ſie uns ein Loch in die Kehle, ziehen uns das Fell ab, ſchneiden unſern Speck weg, und trampen ihn in ihren Tonnen feſt, und fahren damit nach Hauſe, und ſchmelzen und brennen Tran daraus. Weil wir eber ein erſtaunlich zähes Leben haben, ſo geſchiehts zuweilen, daß wir uns noch herumwälzen, und in die Höhe fahren und beiſſen wollen, wenn wir auch gleich ſchon halb geſchunden, oder uns gar das ganze Fell abgezogen, und uns der Schädel faſt ganz entzwey geſchlagen iſt.

Diejenigen Europäer, die alle Jahre im April und May nach uns Seehunden oder Robben ausfahren, heiſſen Robbenfahrer; und weil ſie uns nicht mit Netzen und Angeln fangen, oder mit Spieſſen todt ſtechen; ſondern mit Prügeln todt ſchlagen, ſo nennt man ſie auch Robbenſchläger. Es fahren jährlich viele europäiſche Schiffe blos auf den Robbenſchlag aus. Der Tran von

Rob-

Robbenſpeck iſt ſo gut, als ſchlechtes altes Baumöl. (*) Die kleinen Bröckelchen, die beym Brennen oder Schmelzen vom Robbenſpeck, oder auch von jedem andern Fett und Speck überbleiben, nennt man Krieben oder Krieven. Man kann ſie eſſen. Die Krieben von Gänſe- oder Schweinefett ſchmecken nicht übel.

Ich Seebär

bin merklich größer, als der Seehund, dem ich ſonſt an Geſtalt ziemlich gleiche; habe einen Bärenkopf, kurze Ohren, einen kurzen Schwanz, kleine mit fünf, bis in die Mitte, mit einer Schwimmhaut verbundene krallige Zehen, und über den ganzen Leib kurze borſtige ſchwarzgraue Haare, freſſe Fiſche und Gras, werfe ſelten mehr als ein Junges alle Jahr, und werde, gegen fünfzig Jahr alt, und mein Aufenthalt iſt in dem Meere bey Kamtſchatka zwiſchen Aſia uud Amerika ꝛc.

Ich kann ſehr ſchnell ſchwimmen, und fürchte mich für nichts, ſelbſt für den Menſchen nicht, die auf dem Mee-

(*) Eine ſehr ausführliche Beſchreibung des Seehundes, und wie man ihn fängt und nützt, ſteht in Martens Spitzbergiſchen und Grönländiſchen Reiſe, und in Cränzens Hiſtorie von Grönland. Derjenige lebendige Seehund, den ich im Jahr 1779 hier zu Göttingen geſehen habe, war ein Jahr alt, vier Schuh lang, und anderthalb Schuh hoch, und ſah gerade ſo aus, wie ich hier erzählt habe.

Meere mit Schiffen herum fahren, oder am Ufer mit Flinten und Steinen auf mich lauren. Kömmt mir ein Menſch nahe, ſo falle ich ihn wütend an, und reiſſe ihn nieder. Die Kamtſchadalen werfen mit Steinen nach mir, und ſchieſſen und werfen und ſchlagen mich todt, und eſſen mein Fleiſch, und trinken mein Blut. Gewöhnlich habe ich zwanzig bis fünfzig Weibchen, und ich und meine Weiber und Kinder und Kindskinder halten immer zuſammen, und laſſen Leib und Leben für einander. Wenn eines von uns feindlich angefallen wird, ſo kommen wir ihm gleich alle zu Hülfe. (*)

Ich Seelöwe

habe auch viel ähnliches mit dem Seehund, bin aber viel gröſſer, und ohngefähr ſechs bis zehn Ellen lang, und faſt ſo hoch und dick, als ein Löwe. Ich wohne in dem ſogenannten ſtillen Meer, aber auch noch weiter gegen dem Südmeer zu, bald im Waſſer, bald auf dem Lande, habe kurze hellbraune Haare, freſſe Fiſche und Gras, bringe alle Jahre zwey Junge zur Welt, und lebe, wenn mir kein Unfall begegnet, über fünfzig Jahre.

Mit

*) Noch mehr von Seebären ſiehe in Kraſcheninnikows Beſchreibung des Landes Kamtſchatka Seite 154 ꝛc. Vom Seelöwen ſiehe eben daſelbſt Seite 159 ꝛc. Vom Seehunde ſiehe eben daſelbſt Seite 140 ꝛc. Vom Wallroß ſiehe eben daſelbſt Seite 147 ꝛc. Von der Seekuh ſiehe eben daſelbſt Seite 162 ꝛc.

Mit Haut und Haaren wäge ich, wenn ich völlig ausgewachſen bin, ſieben bis achthundert Pfund. Man ißt mein Fleiſch, und brennt aus meinem zwo Händebreiten Speck guten Tran, — vierzig bis fünfzig Maas oder Quartier Tran kann man aus meinen Speck brennen — und meine Haut giebt Riemen, Schuhe und Stiefel ꝛc

Ich ſchlafe gern auf den Inſeln und Sandbänken im Meer, ſtelle aber immer eine Wache aus, die Lerm macht und wie ein Schwein grunzt, oder wie ein Pferd wiehert, wenn ſie einen Feind merkt, damit ich entfliehe, und es mir nicht gehe, wie den einfältigen Seehunden, die hundertweis im Schlaf todt geſchlagen werden; und mich mein Feind nicht auch ſo unverſehens überfalle und todt prügle: Sie müſſen alſo mit Pfeilen oder andern Mordinſtrumenten nach mir ſchieſſen.

Ich ſchwimme und laufe langſam, und falle Niemand feindlich an; verwundet man mich aber, oder raubt man mir gar meine Jungen, ſo ſchone ich Niemand, und beiſſe alles entzwey, was mir nahe kömmt. Ehe meine Jungen ſchwimmen können, ſetzen ſie ſich ihrer Mutter auf den Rücken, und laſſen ſich ſo im Meer herum tragen; aber ich ſtoſſe ſie zuweilen herunter, damit ſie das Schwimmen und zugleich auch ihren Fraß ſuchen und fangen lernen.

Ich Wallroß

bin größer, als der größte Ochſe, gleiche aber übrigens unter allen meinen Vettern dem Seehunde am meiſten, habe einen großen runden Kopf, ein breites ſtumpfes Och-

ſenmaul, und in der obern Kinnlade zween krumme Armsdicke Fangzähne, die faſt wie die Elephantenzähne ausſehen, innen ſchneeweis und ſehr hart ſind, und dieſen weit vorgezogen, und zu allerhand niedlichen Dingen verarbeitet werden; einen kleinen Schwanz und Seehundsfüſſe; und in meiner Naſe zwey halbrunde Luftlöcher, wodurch ich Athem hole, und dabey mit großem Geräuſche ziemlich viel Waſſer in die Höhe ſpritze; eine Fingerdicke eingeſchrumpfte, und mit wenigen rothbraunen Haaren beſetzte Haut, und um mein Maul herum etliche Strohhalmsdicke Borſthaare, die mir, nebſt meinen groſſen Hauern, ein fürchterliches Anſehen geben; ich wohne im Eismeer bey Spitzbergen, Grönland und der Hudſonsbai, brülle wie ein Ochs, freſſe Meergras, Schnecken und Muſcheln, werfe alle Jahre ein oder zwey Junge, und werde höchſtens fünfzig Jahr alt. — Siehe Tafel 13 Figur 19.

Ich bin ſehr kühn und verwegen, und wehre mich, ungeachtet ich lahm zu ſeyn ſcheine, gegen Menſchen und Thiere. Kömmt mir ein Menſch auf dem Eis nahe, ſo muß er erwarten, wenn er mich auch gleich faſt tödtlich verwundet hat, daß ich ihm ſeine Füſſe zermalme; naht er ſich mir aber im Waſſer mit einem Kahn, ſo muß er fürchten, ich haue Löcher in den Kahn, oder werfe ihn gar um: Denn was ich allein nicht kann, dazu helfen mir meine Kameraden: Wir Wallroſſe helfen einander immer.

Kriegt man dich denn gar nicht? O freylich, muß ich endlich unterliegen. Mit Lanzen ſticht man mich todt, wenn

man

man mich auf den Eis überfällt. Ja ſtellten wir keine Wache aus, ſo würde es uns eben ſo ergehen, wie den einfältigen Seehunden, von denen man wohl zwanzig todt ſchlagen kann, ehe es die übrigen vierzig merken: Denn wir liegen und ſchlafen auch in großer Geſellſchaft auf dem Eis.

Und wozu meynen Sie wohl, daß mir meine zween Fangzähne nützen? Zu deiner Vertheidigung, und vermuthlich auch zu deiner Bewegung; denn du wirſt ganz gewiß damit in die Klippen und Eisſchollen hauen, und mit Hülfe deiner kralligen Füſſe, deinen plumpen Hinterleib nachſchleppen, und ſo auf die höchſten Eisberge kommen? Richtig, richtig, dazu gebrauche ich ſie. Aber auch zu Suchung und Erhaſchung meines Fraſſes dienen ſie mir. Ich freſſe am liebſten Schnecken und Muſcheln: Und womit ſollte ich dieſe wohl leichter und eher aus dem Schlamm, und zwiſchen den Klippen hervor kriegen, als mit meinen zween Hauern? Ein ſolcher Zahn wiegt gewöhnlich fünf bis acht Pfund; und zuweilen findet ſich auch einer, der wohl zehn bis zwölf Pfund wiegt.

Weil wir uns aber ſehr oft unter einander ſelbſt herum ſchlagen, ſo hat faſt immer unter zehn Wallroſſen kaum Eins zween ganze Fangzähne: Eins hat den einen das andere alle beyde abgebrochen. Dieſes hat einen; jenes aber gar alle beyde völlig verlohren: Und ſowohl die abgebrochenen, als die völlig ausgefallenen wachſen uns nicht wieder. Daher kann man unſrer auch wohl dreyßig fangen, bis drey oder vier darunter zween ganze Fangzähne

haben. Ehedem hat man uns Wallroſſe blos wegen dieſer Zähne todtgemacht; itzt aber zieht man uns auch unſere Haut ab, ißt unſer Fleiſch, und nützt unſern Speck. *)

Ich Seekuh

oder Monati gleiche mehr einem Wallfiſch, als einem Seehund; — denn meine Vorderfüſſe, die kaum eine Elle lang ſind, und mir zum Fortſchleppen meines Körpers dienen, ſehen auch faſt aus, wie eine Floßfeder, und meine Hinterfüſſe, wie ein Wallfiſchſchwanz — bin größer, als alle meine Vettern; habe einen kleinen länglichten, faſt viereckichten Kopf, und ein Kuhmaul; ſtatt der Ohren zwey Luftlöcher; keine Zähne, ſondern nur zween Hauer, einen in der Obern, den andern in der untern Kinlnade; eine ſchwarze dicke Haut, die wie die Rinde einer alten Eiche ausſieht, und ſo hart iſt, daß man ſie kaum mit einer Axt entzwey hauen kann; ich lebe und wohne immer in dem Meer bey Kamtſchatka, und weiter nach Südamerika hinunter; freſſe Meergras; bringe alle Jahr Ein Junges zur Welt; und lebe über fünfzig Jahr.

Ich ſchwimme gern auf dem Rücken, und nehme mein Junges zwiſchen meine Füſſe. Wenn ich auf dem Bauch ſchwimme, ſo guckt mein halber Rücken aus dem Waſſer heraus, und dann fliegen die Krähen, und andere

---

*) Biber Caſtor, Fiſchotter Lutra vulgaris, Meerotter Lutra marina. Seehund Phoca vitulina. Seebär Phoca urſina, Seelöwe Phoca leonina. Wallroß Trichecus rosmarus, Seekuh Trichecus manatus.

dere Vögel darauf, und hacken mir die Läuſe aus meiner runzlichten Haut heraus.

Wie fängt man dich? Mit großen eiſernen Haken. Iſt mir einer in den Leib geſtoſſen, und bin ich dadurch tödtlich verwundet worden, ſo ziehen mich zehn Männer — denn weniger dürfens nicht ſeyn, ſonſt bringen ſie mich nicht vom Fleck, weil ich etliche tauſend Pfund ſchwer bin — an dem Strick, woran der eiſerne Haken feſtgeknüpft iſt, ans Ufer, und ſtechen und ſchlagen mich nach und nach völlig todt. Mein Fleiſch iſt zwar hart, ſchmeckt aber doch, wenns weich geſotten iſt, faſt wie Rindfleiſch; mein Speck giebt Tran, und meine Haut gebraucht man zu Kutſchenriemen, und zu vielen andern Dingen.

In der neunten Ordnung ſoll uns die Geſchichte

Der Wallfiſche

beluſtigen. Und dies ſind diejenigen Thiere, liebe Kinder, die zwar keine Füſſe haben, und immer im Waſſer bleiben, und den Fiſchen ſehr viel ähnlich ſehen; aber doch wirklich keine Fiſche ſind, weil ſie rothes warmes Blut haben, nicht lang unter dem Waſſer bleiben können, weil ſie Lungen haben, und Athem ſchöpfen müſſen, lebendige Jungen zur Welt bringen, und ſie an ſich ſaugen laſſen, wie die Ziegen ihre Zickelchen an ſich ſaugen laſſen, keine knorpelichte Gräte, wie die Fiſche, ſondern ordentliche harte Knochen, wie die Ochſen haben; und auch ihre

Floßfedern ganz anders ausſehen, als bey den Fiſchen, und auch anders genannt werden. Man nennt ſie nämlich *Finnen*, und beſtehen aus Gliederknochen, die mit Haut, Speck und Fleiſch überzogen ſind. *) Und von eben dieſer Materie iſt auch ihr Schwanz, der oben auf dem Waſſer flach aufliegt.

Einige Wallfiſche haben Zähne im Maul, andere nicht. Die Zahnloſen haben ſtatt der Zähne lange harte Stangen, die man *Barten* nennt. Und denn giebts auch Wallfiſche, die vorn am Maul ein knöchernes Horn haben. Sie freſſen Gewürme, und allerhand kleine und große Fiſche; und halten ſich meiſt alle im Eismeer, oder doch wenigſtens nahe dabey auf. Und einer heißt ſo, der andere anders. (**)

Der grönländiſche Wallfiſch

iſt nicht nur der größte Wallfiſch, ſondern zugleich auch das größte bekannte Thier in der Welt. Denn daß es noch ein viel größeres Meerungeheuer gebe, das Kraken hei-

---

*) Von dem alten teutſchen Wort Finne oder Finna, lateiniſch pinna eine Floßfeder, ſiehe Andersons Nachrichten von Island, Seite 186 Note **

**) *Cete* oder cetus iſt der lateiniſche Name der ganzen Wallfiſch-Ordnung: Grönländiſcher Wallfiſch Balaena myſticetus, Finfiſch Balaena phyſalus. Potfiſch Phyſeter macrocephalus, Witfiſch Phyſeter cotodon. See-Einhorn Diodon narwal. Meerſchwein Delphinus phocaena, Delphin Delphinus delphis, Nordkaper Delphinus orca.

heißen, und im Nordmeer zwiſchen Island und Norwegen wohnen ſoll, glaube ich nicht. Nachher will ich euch die ganze Fabel von dieſem Kraken erzählen. Er iſt itzt gewöhnlich höchſtens dreyßig bis vierzig Ellen lang, und zwanzig Ellen ohngefähr breit, und ganz gewiß höher und dicker, als der größte Heuwagen, oder gar als hundert Ochſen auf und neben einander.

Und ehedem, da man ſie noch nicht ſo häufig wegfieng, und ſie alſo immer größer werden, und völlig auswachſen konnten, gabs noch viel größere, und wohl fünfzig und ſechzig Ellen lange, und Haushohe Wallfiſche. Daß es aber in den ältern Zeiten zwey hundert, oder gar vier hundert und achtzig Ellen lange Wallfiſche gegeben habe, wie der alte Natur hiſtoriker Plinius ſagt, iſt unwahrſcheinlich. (*)

Der Kopf dieſes dicken plumpen Grönländiſchen und Spitzbergiſchen Wallfiſches, — denn in der Gegend dieſer zwey Länder hält er ſich am häufigſten auf, iſt erſtaunlich groß, und macht unſtreitig den dritten Theil ſeiner ganzen Länge aus. Mitten auf dem Kopf hat er einen Buckel, und darin zwey Blaſelöcher, aus denen er das Waſſer, welches er bey Auffangung ſeines Fraßes mit ins Maul bekömmt, mit einem ſolchen Getös hinausbläſt, daß man es faſt zwo Stunden weit hören, und

(*) Priſtes ducenum cubitorum; Balaenae quaternum ingerum, Plinii hiſtor. natur. Lib. 9. Cap. 3. — Et Libro 1 Cap. 32. allegat, dare Cetos ſexcentorum pedum longitudinis, & trecentorum ſexaginta latitudinis.

ſehr weit ſehen kann: Denn jeder Strahl iſt Arms dick, und fährt ſo hoch in die Luft, daß man, wenn etliche Wallfiſche beyſammen ſind, in der Ferne eine groſſe Stadt mit rauchenden Schornſteinen zu ſehen glaubt. (*)

Sein Maul, das faſt wie ein ſchiefes lateiniſches ∽ ausſieht, iſt ſo groß und geräumig, daß man mit einem kleinen Kahn in daſſelbe hineinfahren, darin herum laufen, und ihm ſeine Zunge, und ſeine Barten abſchneiden kann. O was ſagen Sie! Aber doch erſt, wenn er todt iſt? Das verſteht ſich. Wie könnet ihr aber ſo ſonderbar fragen? Wer ſollte ſich wohl einem ſolchen Ungeheuer bis vor ſein Maul hinnähern; oder ihm gar in daſſelbe hineinfahren wollen? Würde er nicht das Schiff wenigſtens umwerfen, oder gar zertrümmern; und dem Menſchen, der ihm in ſein Maul käme, mit ſeinen Barten Arm und Bein zerbrechen, und ihn Mauſe todt machen?

Todtbeiſſen würde er ihn zwar nicht, weil er keine Zähne hat, aber doch, wie geſagt, mit ſeinen ſchwarzen hornartigen Barten, deren er kleine und groſſe zuſammen, ohngefähr ſieben hundert Stück wie Orgelpfeiffen, und einem Sieb oder Netz ähnlich, in ſeiner Kinnlade herum liegen hat, ſo drücken, daß kein Glied an ſeinem Leibe ganz bliebe, und er alſo jämmerlich ums Leben kommen müßte. Fräße er ihn denn nicht auf? Nein, er frißt kein Menſchenfleiſch, und kann auch nichts, als gewiſſe

Wür-

(*) Siehe Pontoppidans Naturgeſchichte von Norwegen, Theil 2 Seite 226.

Würmer, die man Wallfiſchaas nennt, und kleine Häringe verſchlingen, weil ſeine Kehle kaum vier bis fünf Finger dick iſt. Ach ja wohl! Nur ſo klein iſt die Kehle dieſes Ungeheuers? Mir war ſchon für die Fiſcher bange, die in ſein Maul hinein fahren, und ihm ſeine weiſſe ſpeckichte Zunge, nebſt ſeinen Barten abhacken müſſen, daß ſie in ſeinen dicken Bauch hinunter burzeln möchten. Und alſo kann auch der Prophet Jonas von keinem Grönländiſchen Wallfiſch verſchlungen worden ſeyn? Es muß ein anderes groſſes Meerungeheuer geweſen ſeyn. Aber was wohl für eins? Etwa der Haifiſch, von dem wir oben Seite 312 was erfahren? Oder der — der — Geduld ſo lang, kleiner Mann, bis wir zum Potfiſch kommen. — Ja ja, den wollt ich auch nennen.

In dem obern Kinnbacken, der wohl zehn Ellen lang, und ſo dick und ſtark iſt, daß man ihn ſtatt der Balken gebrauchen, und Thürpfoſten, Schlitten und Schleifen davon machen kann, ſtecken alſo die Barten wie Orgelpfeifen herum, dreyhundert und fünfzig rechts, und eben ſo viel links, die kleinen vorne und hinten, und die gröſten, welche gewöhnlich ſechſthalb bis ſechs Ellen lang ſind, in der Mitte, und ſenken oder paſſen ſich in den, ein wenig ausgehöhlten untern Kinnbacken, der ohne Finnen iſt, wie in eine Scheide. Sie ſind alle wie eine Senſe geſtaltet, und oben, wo ſie im Gaumen ſtecken, eine, zwo bis vier Mannshände, und alſo höchſtens eine halbe Elle breit; und einen, zwey, drey bis ſechs Finger dick; unten aber immer ſchmäler und

dün-

dünner, und an beyden Enden mit langen Haaren beſetzt, damit ſie ihre Zunge daran nicht wund ſtoſſen, und ihnen auch ihr Fraß, den ſie mit viel Waſſer einſchlurfen, nicht wieder durchflieſſe und entwiſche.

Und dieſe Wallfiſchbarten ſind diejenigen hornartigen Dinge, die man im gemeinen Leben Fiſchbeine nennt, und zu Reifröcken, Schnürbrüſten, Regenſchirmen und Stöcken, und zu vielen andern Dingen gebraucht. Die Grönländer und die Eskimo ꝛc. gebrauchen ſie ſtatt der Stecken und Pfähle zu ihren Sommerhütten, ja ſie machen ſich ſogar ihre Kähne davon, und überziehen und füttern ſie ſodenn mit Seehundsfellen aus. Die Rippen und Knochen der Wallfiſche geben Stühle und Bänke und Tiſche, denn ſie ſind ja ſo groß, als die Balken bey unſern Häuſern.

Seine mit Augenliedern verſehene Augen ſind ſehr klein, und nur ſo groß, als Ochſenaugen, ſtehen fünf bis ſechs Ellen weit von einander, und liegen gerade da, wo das Maul ein Ende hat. Gleich hinter den Augen ſind ſeine Ohren, die aber keine Ohrlappen haben, ſondern nur aus zwo Oefnungen beſtehen. Unter den Augen hat er ſeine zwo Finnen, die fünf bis acht Ellen lang, und faſt eben ſo breit ſind, und ihm mehr zum Umwenden, als zum Rudern dienen. Das Hauptwerkzeug aber, womit er ſich ſehr ſchnell fort bewegen kann, iſt ſein fünfzehn bis zwanzig Ellen breiter, und an beyden Enden in die Höhe gekrümmter, auf dem

Waſſer flach aufliegender Schwanz. (*) Und in dieſem Schwanze hat er eine ſolche Stärke, daß er ein ziemlich ſtarkes Boot damit in Stücke ſchlagen kann.

Giebts viele Wallfiſche im Eismeer? Nein, nicht ſonderlich viel mehr, und es wird ihrer in Zukunft immer noch weniger geben, weil man ſie ſeit einiger Zeit, alt und jung mit einander, allzu häufig wegfängt, und ſie doch alle Jahr nur eins, höchſtens zwey Junge zur Welt bringen. Rathet einmal, liebe Kinder, wie groß wohl ein ſo eben jung gewordener Wallfiſch ſeyn möge: So groß, als ein Müllereſel? Oder gar ſo groß, als ein Ochſe? Richtig, ſo groß als ein Ochſe mag er ohngefähr ſeyn: Denn man ſagt, er ſey vier bis fünf Ellen lang, und ſo dick, als ein Ochſe. (**)

Soll ich rathen, Kinder, was ihr itzt denket? Ja, rathen Sie einmal: Daß ich euch nun ſagen möchte, wie man dieſe groſſen Thiere fange? Hab' ichs errathen? Ja, das haben Sie. Nun ſo thun ſie es auch. Gut, das will ich. Aber ihr müſſet mit mir nach dem Eismeer. Holla, Philipp, Michael, Ludwig, Willhelm! — Denn ihr verfrornen Mamſelchen werdet doch nicht mit wollen?

(*) Flach, Wagerecht oder horizontal. Der Fiſchſchwanz hingegen hat eine ſenkrechte oder perpendikuläre Lage.

(**) Man zeigt zu Leiden das Gerippe eines Wallfiſches, der aus Mutterleibe heraus genommen worden, welches 25 Fuß lang iſt, ſiehe Delices de Leyde pag. 83 und 84. — Auch Anderſon ſagt in ſeinen Nachrichten von Grönland, Seite 194, daß ein junger Wallfiſch 20 Schuh lang aus Mutterleib komme.

len? — Eingepackt, warme Kleider angezogen, Butter und Brod und Aepfel in eure Ranzen geſteckt! Flink, das Schiff, der Bärenbeiſſer genannt, geht in zwo Stunden nach Grönland auf dem Wallfiſchfang ab! Denn ihr wiſſet doch, daß faſt jedes Schiff ſeinen gewiſſen Namen hat? O ja! Ich bin fertig. — Ich auch. — Und ich auch. Gut, ſo wünſch' ich euch allen eine glückliche Reiſe. Fort alſo, flink! Es iſt heute ja ſchon der erſte May. Und im Juny müſſen wir ſchon an Ort und Stelle ſeyn, wenn wir, mit Speck und Fiſchbeinen bereichert, im Auguſt oder September wieder nach Hauſe kommen wollen.

Was machen dieſe vielen Leute hier? Sie wollen doch wohl nicht alle mit nach Grönland? O ja! Sie wollen und müſſen alle mit. Man hat beym Wallfiſchfang ein ſolches groſſes Schiff, wie unſer Bärenbeiſſer eins iſt, — ſiehe Tafel 13 Figur 13, — und ſechs oder ſieben ſolche Kähne oder Boote, wie dies hier Figur 14 eins iſt, und wenigſtens vierzig bis fünfzig ſolche geübte Fiſcher und Matroſen nöthig, um bald und glücklich Wallfiſche zu fangen und abzuſpecken. Denn ſo bald wir an Ort und Stelle ſind, und dieſe guten Leute ſehen einen Wallfiſch kommen, ſo ſteigen ſie, je ſechs und ſechs, oder ſieben bis acht in ein Boot, und fahren auf das Ungeheuer los, und fangen und tödten es.

Nun wie gefällt es euch auf der offenbaren See? So ſo. Es iſt uns allen ſehr übel. Es friert uns erbärmlich, und iſt uns auch für den Seehunden, Wallroſſen und Wallfiſchen entſetzlich Angſt. O ihr blöde Seelen! Habt doch Geduld! Faſſet doch Muth! Die Ueblichkeit

wird nicht lang mehr dauren. Die Seehunde und Wallroſſe können uns weder beiſſen noch kratzen. Und die Wallfiſche können und dürfen uns auch nichts zu Leide thun. Denn ſie ſind nicht nur nicht grimmig, ſondern ſehr ängſtlich, und fliehen und fürchten ſich ſo gar für den Menſchen. Ihr werdet itzt bald ſehen, daß die Fiſcher faſt dicht zu ihrem Kopfe hinfahren, und ihnen eins mit dem Harpun verſetzen.

Ach, da ſiehts fürchterlich aus! Nichts als Eis und Seehunde! Und vermuthlich werden hinter dieſen Eisfeldern und Eisbergen dort auch Wallfiſche ſeyn, und nun bald auf uns loskommen? Sie ſollen nur kommen: Huſch, ſollen ſie eins haben! Sind wir alſo ſchon im Eismeer? Ja, das ſind wir. Wickelt euch recht in eure Mäntel und Pelzröcke ein, damit ihr nun nicht im Ernſt Naſen und Ohren, oder Hände und Füſſe verfrieret. Denn von nun an wirds immer noch kälter, je weiter wir zwiſchen die Eisfelder kommen. — Siehe Tafel 13 Figur 21.

Ach, um aller Ziegenbärte willen! Was wollen denn alle dieſe Schiffe hier? Doch nicht alle Wallfiſche fangen? O ja, es lauren alle darauf. Aber alle kriegen freylich nicht welche. Viele erwiſchen gar keine, und müſſen froh ſeyn, wenn ſie eine Parthie Robben für die Köpfe ſchlagen können. Und viele davon verunglücken leider ſchon, ehe ſie einen Wallfiſch geſehen, und einen Robben gefangen haben. Und doch werden von den drey bis vier hundert Schiffen, die alle Jahr um dieſe Zeit, von allerhand Nationen, im Eismeer hier herum, in einem Umkreis

kreis von dreyßig bis vierzig Meilen, zuſammen kommen, wenigſtens achtzehn hundert bis zwey tauſend Stück Wallfiſche gefangen.

Huſch, da haſt du eins! Ey, wo iſt der fürchterliche Fiſch dort hingekommen? Unters Waſſer iſt er gefahren, weil er verwundet worden iſt. Sahet ihr denn nicht, daß ihm dieſer Mann dort einen eiſernen Widerhaken in den Nacken geworfen hat? Er wird aber doch itzt nicht zu uns herkommen, und ſich an uns rächen wollen? Nein, das thut er nicht; er iſt ja ſchon halb todt, und wird ſogleich ganz todt gemacht werden, ſo bald er wieder aus dem Waſſer hervorkömmt. — Hier iſt er wieder. Sehet ihr nicht, wie ihn die Fiſcher am Strick halten, und auf ihn losſtechen? — Siehe Tafel 13 Figur 14 und 17.

Weil wir nun das Eismeer, die fünf bis acht Ellen dicke Eisſchollen, die Eisfelder und Eisberge, etliche Wallfiſche, eine Menge Seehunde, Wallroſſe und weiſſe Bären, und ſelbſt etwas vom Wallfiſchfang geſehen haben, ſo wollen wir nun wieder nach Hauſe, und einander auf unſrer Stube den ganzen Wallfiſchfang harklein erzählen. Höret mir alſo aufmerkſam zu, ich fange nun an:

Sobald man einen Wallfiſch ſieht oder hört, — denn er treibt haushohe Wellen vor ſich her, ſchnaubt und ſtößt aus ſeinen Blaſelöchern eine Menge Waſſer mit großem Geräuſch in die Höhe, und brüllt zuweilen auch ſo entſetzlich, daß man faſt denken ſollte, es wäre ein Donnerwetter — eilen plötzlich ſechs, ſieben bis acht Mann in einem Boote auf ihn zu, und werfen ihm einen eiſernen Widerhaken

in

in den Leib. Ein ſolcher Widerhaken heißt Harpun. Und derjenige Mann, welcher den Harpun auf den Wallfiſch wirft, wird Harpunier genannt. Und die andern Schiffleute halten ſich auch parat, um ihren Kameraden mit den übrigen fünf oder ſechs Booten ſogleich, wenns nöthig iſt, zu Hülfe kommen zu können.

Wie ſehen denn die Harpunen aus? Es müſſen gewiß erſtaunlich groſſe Widerhaken ſeyn, wenn man damit ein Haushohes Thier ſehen ſoll? Nein, das ſind ſie nicht. Es ſind eine halbe Elle lange, dreyeckichte zackichte Eiſen, die an einem Stiel ſtecken, und an einen fünf hundert Ellen langen und Fingerdicken Strick geknüpft ſind. Und warum an einen ſolch langen Strick? Weil der Wallfiſch, nach empfangener Wunde, ganz wütend ſehr tief unter das Waſſer fährt, und oft erſt in einer ziemlichen Entfernung wieder hervor kömmt. Die Fiſcher wiſſen zwar wohl, wo er ohngefähr hingefahren iſt, und wo er wieder heraus kommen wird, — denn er kann höchſtens zwo Minuten unter dem Waſſer bleiben, — und hätten alſo nicht nöthig, ihre Harpune anzuknüpfen, ſondern dürften ja nur haſtig hinter ihm her fahren; allein es iſt doch allemal beſſer, man habe den Dieb ſchon gewiß, als daß man erſt noch einmal auf ihn laure.

Iſt er aber nicht tödtlich verwundet, ſo raſt er oft eine Stunde lang herum, ohne daß man ihm einen zweyten Harpun beybringen kann, reißt den Harpun loß, und geht, nachdem er die armen Fiſcher lang genug verirt, und in Lebensgefahr geſetzt hat, auf und davon. Zuweilen ſchwimmt er auch wohl unter ein Eisfeld hin-

unter, wohin ihm die unglücklichen Fiſcher nicht folgen können, und müſſen alſo nun den Strick abhacken, oder ihn loszureißen ſuchen. Bringen ſie ihn los, ſo iſt der Verluſt gering, weil nun blos der Fiſch verlohren iſt; bringen ſie ihn aber nicht los, und müſſen ſie ihn abhacken, ſo iſt Fiſch und Strick dahin, und alſo der Verluſt doppelt. Und ein ſolcher Strick koſtet gegen achtzig bis hundert Thaler.

Iſt dagegen ſeine Wunde tödtlich, ſo wirft man ihm noch einen zweyten, und zuweilen auch noch, nach Beſchaffenheit der Umſtände, einen dritten Harpun in den Nacken oder zwiſchen die Finnen, und ſticht ihn nun mit Lanzen völlig todt. Ein Wallfiſch muß erſtaunlich viel Blut haben, denn das ganze Meer, ſo weit die Fiſcher ſehen können, wird roth davon, wenn er todt gemacht worden iſt. So bald er todt iſt, kömmt er ganz in die Höhe, und kehrt ſich um, ſo daß der Bauch oben, und der Rücken unten iſt. Indeſſen kömmt das große Schiff ſo nahe herbey, als möglich iſt, und man ſchneidet zwey Löcher durch den Speck, zieht einen Strick durch, und knüpft ihn ans Schiff an. — Siehe Tafel 13 Figur 14 und 15.

Und nun ſtimmen die ſämmtlichen Fiſcher ein Freudengeſchrey an, und machen ſich beym Brantewein luſtig. Iſt der Schmaus vorbey, ſo umgeben ſie den Wallfiſch mit ihren Booten, und arbeiten hinten und vornen, und rechts und links drauf los. Ein paar Mann fahren dem Ungeheuer in den Rachen, und ſchneiden und hauen ihm ſeine Zun-

ge und ſeine Barten ab. Auch die zwo Finnen und der Schwanz werden ganz abgehauen, ſodenn klein geſchnitten, und zum Leimſieden aufgehoben. Die Grönländer und viele andere Wallfiſchfänger eſſen den Schwanz, und ſo auch das Fleiſch, ob es gleich ſehr mager und Fuchsroth aus-ſieht, und gewiß nicht ſonderlich ſchmecken wird.

Die Speckſchneider, die auf den Wallfiſch ſtehen, und den Speck in großen viereckichten Stücken weghauen, ha-ben Stacheln in den Schuhen und Stiefeln, damit ſie nicht über ihn hinunter glitſchen. Samt Haut uud Schwarte wirft man den Speck in das große Schiff, und fährt, wenn der Wallfiſch ganz abgeſchunden iſt, — und dies iſt gewöhnlich in vier Stunden geſchehen, — zurück auf ein ſicheres Eisfeld, und macht dort den Speck zurechte; das heiſt, man holt den Speck aus dem großen Schiff heraus, macht die Haut nebſt der Schwarte davon ab, und wirft ſie als unnützes Zeug ins Meer; den Speck aber ſchnei-det man in kleine Stücke, und ſchlägt ihn in Tonnen. Und wenn der Fiſch nicht gar klein iſt, ſo bekömmt man acht-zig bis neunzig große Tonnen voll reinen Speck: Und dieſer viele Speck giebt manches Pfund oder Quartier Tran.

Hat ein Schiff zween Wallfiſche gefangen, und alſo ohngefähr hundert und achtzig Tonnen voll Speck, zwo Zungen, und tauſend bis vierzehn hundert Stück Barten bekommen; — und die Barten eines Wallfiſches ſind ſo viel wehrt, als ſein Speck, — ſo darf ſichs freuen, und mit frohem Muthe nach Hauſe ſegeln. Noch ehe das

Schiff nach Hauſe kömmt, tröpfelt eine Menge Fett von dem Speck aus den Tonnen heraus, das man klaren Tran nennt. (*) Dieſer ausgetröpfelte Tran iſt viel beſſer, aber auch theurer, als der ausgeſchmolzene oder gebrannte Tran. Denn ſo bald das Schiff mit dem Speck nach Hauſe gekommen iſt, wird der Speck ſogleich, oder doch bald nachher in irdenen oder küpfernen Gefäſſen geſchmolzen oder gebrannt. Und das reine Fett, das man dabey bekömmt, wird Tran genannt. Dieſen Tran gebrauchen viele Handwerksleute, und vorzüglich die Gerber und die Schuhmacher, um das Leder damit weich zu machen. Auch brennt man ihn in den Lampen ſtatt des Oels. Und in einigen Gegenden der Welt, wie in Grönland, Lapland ꝛc. iſſet man ihn ſogar.

Nicht nur der Menſch, ſondern auch der Schwerdfiſch und der Sägefiſch, und viele andere kleine und groſſe Thiere verfolgen und plagen den Wallfiſch bis auf den Tod, daher er ſich auch gewöhnlich für ihnen unter dem Eis verbirgt. Erſtickt es denn nicht darunter? Ja, wenn er lange darunter bliebe. Er geht aber immer wieder in etlichen Minuten hervor, oder hebt und drückt ein Stück Eis in die Höhe, und macht ſich dadurch ein Luftloch. Ein bis anderhalb Ellen dickes Eis kann er mit ſeinem dicken Kopf entzwey knacken.

Dieß

(*) Hat der Tran etwa ſeinen Namen von Herabfallung der Tropfen oder Tränen? Und ſo auch vielleicht das Wort Teer von Zeere von Träne? Wie Anderſon glaubt, ſiehe ſeine Nachrichten von Island, Seite 99, in der Note ***.

Dieß wäre alſo die Geſchichte des Grönländiſchen Wallfiſches. Nun gibt es aber noch mehrere Sorten von Wallfiſchen. Sehet einmal die 13te Kupfertafel an, auf welcher drey verſchiedene Wallfiſche abgebildet ſind: Figur 16 iſt der groſſe Grönländiſche Wallfiſch: Figur 17 iſt ein Finfiſch: Und Figur 18 iſt ein Potfiſch. Aber auch der Narwal oder das See-Einhorn; der Witfiſch oder Weisfiſch; das Meerſchwein oder der Braunfiſch; der Delphin oder Tumler; und der Nordkaper oder Buzkopf werden zu den Wallfiſchen gezählt. *)

Der Finfiſch

iſt eben ſo lang, und auch wol noch länger, als der Grönländiſche Wallfiſch, aber drey bis viermal ſchmäler, zugleich auch geſchwinder im Schwimmen, und wegen des Schlagens mit ſeinem Schwanze, auch viel grimmiger und gefährlicher. Und eben deswegen laſſen ſich auch die Europäer nicht viel mit ihm ein, zumal da auch ſeine Barten kurz und knoticht, und ſein Spek wenig, und nicht ſonderlich gut iſt. Die Grönländer hingegen ſchäzen ihn wegen ſeines wolſchmeckenden Fleiſches ſehr hoch. Läſt ſich aber ja dann und wann ein Europäer mit ihm

 ein,

(*) Die beſten Nachrichten von den Wallfiſchen, ihren verſchiedenen Gattungen; ihrer Natur, und wie man ſie fängt, kann man in Cranzens Hiſtorie von Grönland, Seite 141 ꝛc. beyſammen finden. Auch Martens und Anderſon geben hievon treſliche, und noch viele andere intereſſante Nachrichten.

ein, ſo fängt er ihn auf eben die Art, wie er den Grönländiſchen Wallfiſch fängt.

Er hat auch ſtatt der Zähne Barten, und ſieht, bis auf ſeine Finne auf dem Rücken, faſt ganz dem rechten Wallfiſch ähnlich. Dieſe Rückenfinne, von der er auch ſeinen Namen Finfiſch bekommen hat, ſteht auf dem Rücken, gegen den Schwanz zu, gerade in die Höhe, und iſt beynahe zwo Ellen lang. Seine Kehle oder Schlund iſt ſo gros, daß er Häringe und andere kleine Fiſche verſchlingen kann. Und eben deswegen jagt er auch immer haſtig hinter den Häringen drein. — Siehe Tafel 13 Figur 17.

Der Potfiſch

oder Kaſchelot iſt zwar beynahe eben ſo gros, als der Grönländiſche Wallfiſch; von ihm aber an Bildung, Fras und Wohnung gar ſehr unterſchieden. Denn er hat einen erſtaunlich groſſen Kopf, der faſt halb ſo lang, als ſein ganzer Körper, und vorne am Maul flach abgeſtuzt iſt; kleine Augen, und über denſelben ein Blaſeloch; im Nacken zwo Ellenlange Finnen, ein ſehr kleines Maul, aber doch einen ſo ungeheuern Rachen, daß er einen ganzen Ochſen auf einmal verſchlingen kann; in der untern Kinnlade dreyſſig bis vierzig Armsdicke, und faſt eine halbe Elle lange Zähne, die alle in die hornichten Löcher der obern Kinnlade paſſen, damit er ſeinen Fras, der in lauter ziemlich groſſen Fiſchen beſteht, bequem faſſen, und etwas zermalmen kann, ehe er ihn

durch

durch ſeinen fürchterlichen Schlund paſſiren läſt. — Siehe Tafel 13 Figur 18.

Kann alſo wol der Potfiſch nicht derjenige groſſe Fiſch geweſen ſeyn, der den Propheten Jona verſchlungen, und nach drey Tagen wieder lebendig ans Land geſpien hat? Er hält ſich zwar gewöhnlich nur im Nordmeer auf, verirrt ſich aber auch zuweilen in andere europäiſche Meere, und ſo gar auch in die Mündungen groſſer Flüſſe, und da kann er ja ehedem auch ins Mittelländiſche Meer gekommen ſeyn? Oder hat den Jonas ein Haifiſch, der zu den Amphibien gehört, zehn bis zwölf Ellen lang, und vier bis fünf Ellen dik iſt, und einen ſo breiten Rachen hat, daß er einen Mann gar wol verſchlingen kann, und ſich auch im Mittelländiſchen Meer häufig aufhält, verſchlungen? *) Siehe Seite 311 ꝛc.

Auch wegen ſeines ſonderbaren und auſſerordentlich groſſen Gehirnes, das oft zehn, und mehr Tonnen voll giebt, iſt der Potfiſch merkwürdig. Es ſtekt nämlich ſein ganzer Hirnſchädel voll von einer weiſſen öhlichten Materie, die plözlich zuſammen fährt und gerinnt, ſo bald ſie aus dem Schedel heraus genommen wird. Und dieſes öhlichte Ge-

(*) Ein Potfiſch oder ein Haifiſch hat alſo den Prophethen Jona verſchlungen. Und wo denn? Nirgend anders als im Mittelländiſchen Meer. Denn in Paläſtina, in der ehemaligen Stadt Japho oder Joppe, und dem heutigen Flekken Jafa oder Jaffa iſt er auf ſeiner Flucht zu Schiffe gegangen. Das Schiff gieng alſo auf dem Mittelländiſchen Meer; und er ward alſo in dieſes Meer geworfen. — War vielleicht Hiobs Leviathan auch einer von dieſen zween Fiſchen?

Gehirn iſt das beſte am ganzen Potfiſch. Sein Speck iſt zwar auch gut, allein er hat eben nicht ſonderlich viel. Man nennt dis Potfiſchgehirn gewöhnlich **Wallrath** oder **Sperma Ceti**, und gebraucht es in den Apotheken zu allerhand Arzneien. Auch vermiſcht man es mit etwas Wachs, und macht gute Lichter daraus.

Der Witfiſch

oder **Weißfiſch** hat ſeinen Namen von ſeiner weislichtgelben Farbe, iſt nur zwölf bis fünfzehn Ellen lang, und kaum fünf bis ſechs Ellen dick und hoch; ſonſt aber ſieht er dem rechten Wallfiſch, bis an den Kopf und die Zähne im Rachen, faſt ganz ähnlich. Denn er hat einen ſtumpfen, der Grönländiſche Wallfiſch aber einen ſpizigen Kopf, und in beyden Kinnladen Zähne. Er frißt kleine Fiſche, und hält ſich im Nordmeer auf. Sein Speck iſt nur eine Hand breit, und giebt kaum vier Tonnen voll, wenn er klein geſchnitten iſt. Sein Fleiſch ſieht roth aus, und ſchmeckt faſt wie Rindfleiſch. Man ißt es.

Das See Einhorn

oder **Narwal** iſt ohngefähr acht bis zehn Ellen lang, und fünf bis ſechs Ellen dick; hat eine glatte ſchwarze Haut, und einen auſſerordentlich kleinen Kopf, ſo daß man ihn, beym erſten Anblick, für einen Fiſch ohne Kopf hält; ein kleines Maul ohne Zähne und ohne Barten, — denn er zerdrückt ſeinen Fraß mit der Zunge — und in der obern Kinnlade zwey, wie eine Gabel gerade vorwärts ſtehende,

und doppelt gewundene Hörner oder Zähne, die ſchneeweis ausſehen, vier bis ſieben Ellen lang, Arms dick, und innen hohl, und von harter elfenbeinartiger Materie ſind, auch wie Eiſenbein verarbeitet werden können. Doch iſt nicht immer ein Horn ſo lang, als das andere, auch nicht ſo dick. Und denn ſieht man auch oft bey einigen See Einhörnern von dem zweyten Horn faſt gar nichts. Uibrigens aber iſt er faſt wie der ordentliche Wallfiſch gebildet. Er wohnt auch im Eismeer, und frißt auch allerhand kleine Gewürme und Fiſche, wie jener.

Wozu gebraucht er wohl dieſe Hörner? Um Seegras damit von dem Grund des Meers herauf zu holen, und ſich damit gegen ſeine Feinde zu vertheidigen. Er ſoll manchem Wallfiſch damit ſeinen Bauch durchbohren, und ihn hernach, wenn er todt iſt, ſeine Zunge aus dem Rachen wegfreſſen. Auch ſoll er viele Seehunde und groſſe Fiſche damit ſpieſſen; und ſich auch damit ein Luftloch durch das Eis bohren.

Sollte man ihn alſo nicht ſtatt Einhorn, Zweyhorn oder Zweyzahn nennen, weil er zwey Hörner hat? Freylich ſollte man es thun. Wollen wir es thun? Wohlan, er ſoll alſo von nun an nicht mehr Einhorn, ſondern Zweyhorn oder Zweyzahn bey uns heiſſen. Die Grönländer und Isländer nennen ihn Narwal. (*)

(*) Nar ſoll bey den Isländern Aas heiſſen. Da nun das See Einhorn kleine Gewürme, die man Aas nennt, frißt: und es auch zu der Wallfiſch Familie gezählt wird, ſo ſoll aus Nar und Wall ſein Name Nar-Wall entſtanden ſeyn.

Ehedem, und noch vor kurzer Zeit hat man dieſe Narwall Hörner für die Hörner des ſogenannten vierfüſſigen Einhornes gehalten, und ſie als groſſe Seltenheiten ſehr theuer bezahlt. Itzt iſt der Betrug entdeckt, und Jedermann weis nun, daß es kein Einhorn, und alſo auch keine Einhornshörner, wohl aber gewiſſe Wallfiſche gebe die See Einhorn genannt werden, und zween Zähne oder Hörner an der obern Kinnlade hervorſtehen haben. Und ob es gleich genug Zweyhornfiſche giebt, ſo ſind doch ihre Hörner in Europa noch immer ſehr rar. Die Grönländer dagegen haben ihrer ſoviel, daß ſie ſich, aus Mangel an Holz, die Sparren zu ihren Hütten davon machen.

Er iſt ſehr ſchwer zu fangen, weil er erſtaunlich ſchnell ſchwimmen, und gut untertauchen kann. Man kann ihn nun dann ſchieſſen und tödten, wenn er groſſe Geſellſchaft bey ſich hat, und ihrer ſo viele hinter einander her ſchwimmen, und ſich ſo dringen, daß ſie einander ihre Hörner auf den Rücken legen müſſen: Und nun können ſie nicht untertauchen, nicht entwiſchen, und werden alſo todt gemacht. Man fängt ihrer aber nicht viel, weil ſie wenig Speck haben.

Das Meerſchwein

oder der Braunfiſch iſt nur drey bis vier Ellen lang, und faſt in allen europäiſchen Meeren, und vorzüglich in der Oſt- und Nordſee zu Hauſe. Er hat einen ſchwarzbraunen Rücken, und einen weißen Bauch, wie alle andere Wallfiſche auch haben, eine Finne auf dem Rücken, die

nahe beym Schwanze ſitzt, und faſt wie ein halber Mond ausgehöhlt iſt, ein ſpitziges, faſt wie ein Schweinsrüſſel gebildetes Maul, und in beyden Kinnladen kleine ſpitzige Zähne.

Man fängt die Meerſchweine gern, weil ſie vielen guten Speck, und ein ſehr wohlſchmeckendes Fleiſch haben. Zur Zeit eines Sturmes nähern ſie ſich in groſſer Menge den Schiffen, vermuthlich aus Angſt, um nicht von den Wellen an Felſen und harte Ufer geſchleudert zu werden. Wegen ſeines ſpitzigen Maules, und weil es ſich im Meer gern wälzt, hat man es Meerſchwein genannt.

Der Delphin

oder Tumler iſt ein wenig gröſſer, als das Meerſchwein, ſonſt aber ihm, bis an den Kopf, der etwas ſpitziger iſt, an Bildung, Fraß und Wohnung, ganz gleich. Sie freſſen beyde kleine Fiſche und Gewürme. — Und Tumler heißt der, den Alten ſchon ſehr gut bekannte Delphin deswegen, weil er im Schwimmen ſehr geſchwind iſt, und ſich tummelt.

Der Nordkaper

oder Buzkopf iſt eilf bis zwölf Ellen lang, und vier bis fünf Ellen dick, und alſo viel kleiner, als der Grönländiſche Wallfiſch, ſonſt aber ihm beynahe ganz ähnlich. Er wohnt im Nordmeer bey Norwegen, und da vorzüglich häufig, wo das Land Nordkap genannt wird. Und deswegen heißt er auch Nordkaper. Er hat Zähne im Maul,

und frißt faſt nichts als Häringe, die er mit ſeinem Schwanz in einen Wirbel zuſammen treibt, und ſodenn fangt und frißt. — Buzkopf iſt er wegen ſeiner ſtumpfen abgeſtutzten Schnauze genannt worden. (*)

In unſrer zehnten Ordnung bekommen wir Nachricht von den äuſſerſt trägen faulen Thieren, die an den Vorderfüſſen nur zween, drey oder vier krallichte Zehen, und einen dick behaarten Körper, und zum Theil auch keine Zähne haben, wie das Faulthier und der Ameiſenfreſſer.

Nein, ſo verzweifelt faul und träge; und ſo erſtaunlich dumm und ſorglos, als

Das Faulthier

oder der Ai iſt, kenne ich doch kein einziges Thier auf Gottes Erdboden. Iſt es denn träger, als das Murmelthier, und dümmer als der Eſel? O freylich! Es geht nichts über des Faulthiers Dummheit und Trägheit. Jedes Thierchen nimmt ſich doch für ſeinem Feind in Acht, ſucht ſich zu retten, und wehrt ſich für ſeine Haut; allein das Faulthier thut dies nicht. Es läßt nach ſich wer-

(*) Eine ziemlich gut gerathene Abbildung der mehrſten Sorten von Wallfiſchen, deren Fange, eines Harpuns, einer Lanze, womit ſie gefangen und getödtet werden, und der Tranbrennerey kann man auf dem groſſen, im gewöhnlichen Landkarten = Format illuminirten Bogen, den die Homänniſchen Erben ſchon vor mehrern Jahren herausgegeben haben, ſehen.

werfen und ſchieſſen, ſich ſtechen und treten und umwenden, und wehrt ſich nicht, und ſucht ſich auch nicht zu retten. Ja es guckt nicht einmal um, ob wohl ein Feind in der Nähe, oder gar ſchon hinter ihm ſeyn möchte. Und ſieht es auch gleich von ungefähr ſeinen Feind kommen, ſo läuft es doch nicht geſchwinder, und läßt ſich lieber dicht vor einem Baume gefangen nehmen und zerreiſſen, ehe es hinauf klettert.

Wie geſchwind meint ihr wohl, daß der faule Ai laufe, oder vielmehr krieche? Denn ſein Gang iſt mehr einem jämmerlichen Kriechen, als einem Laufen ähnlich. So geſchwind doch, als eine Schnecke? O nein, das kann er nicht. Eine Schnecke kriecht doch in ein paar Minuten über eine Bank; der faule Ai hingegen braucht dazu ein paar Stunden. In einem ganzen Tag kömmt er kaum fünfzig Schritte weit. Und bis er auf einen Baum hinauf kömmt, der doch ſein liebſter Aufenthalt iſt, braucht er gar zween bis drey ganze Tage. Ach, wie jämmerlich ausgemergelt hängt er oft etliche Tage hinter einander an einem Aſt oder Zweig, ohne was gefreſſen zu haben! Denn bis er von einem kahl gefreſſenen Aſt weg, und wieder auf einen andern kömmt, vergehen wenigſtens ein paar Tage. Und ans Saufen denkt er gar nicht, weil es ihn nie durſtet. Ein Glück alſo für ihn, daß er drey bis vier Wochen Hunger leiden kann, und das Trinken gar nicht nöthig hat. — Siehe *Tafel* 9 Figur 1 und 2.

Das

Das Faulthier wohnt in Südamerika, und zwar vorzüglich in Braſilien; wo es auch ſeinen Namen Ai bekommen hat, weil es faſt unaufhörlich ai ſchreyt. Es iſt ſo groß, als ein Fuchs, hat einen kleinen Kopf, und ein altes weinerliches Menſchengeſicht, kleine Augen, keine Ohrläppchen, ein ſehr kleines Schwänzchen, und an allen vier Füſſen drey dicht zuſammen gewachſene Zehen mit krummen Klauen, und graubraune, wie verdorbenes Gras ausſehende Haare, frißt Baumblätter, wirft alle Jahr drey oder vier Junge in einem kleinen Loch dicht an einem Baum, und lebt ohngefähr zehn bis fünfzehn Jahr.

Sein Fleiſch ſchmeckt ziemlich gut, ob es gleich nichts als Baumblätter frißt. Wenn es einen Baum völlig kahl gefreſſen hat, ſo geht es nicht gleich fort, ſich wieder einen andern auszuſuchen; ſondern es ſcheint, als wenn es erſt etliche Tage überlegen müſſe, wie es wohl von dem entblätterten Baume herunter, und auf einen gutbelaubten wieder hinauf kommen wolle. Fängt es nun in dieſer Ueberlegungszeit endlich an, es zu hungern, ſo ſtürzt es ſich von ſeinem lieben Baum, auf dem es wenigſtens ein Vierteljahr gewohnt und gefreſſen hat, ohne auch nur ein einziges mal von ihm herunter, und auf dem Boden geweſen zu ſeyn — denn zum Herunterklättern iſt es viel zu faul — herunter, und kriecht allmählig fort: Und nach acht bis vierzehn Tagen kömmt es endlich ganz ausgemergelt, nichts als Haut und Knochen, und vor Hunger faſt todt, auf einen neuen Baum, und

bleibt

bleibt auch auf dieſem nun wieder ſo lang, bis kein Blatt mehr darauf iſt.

Die Ameiſenbären

oder Tamandua ſind des Faulthiers Landsleute. Es giebt vier Sorten von Ameiſenbären, langbehaarte, kleine, mittle und groſſe; und nach der Zahl ihrer Finger, zwey- drey- und vierfingerichte. Der kleinſte Ameiſenbär iſt ungefähr ſo groß, als ein Eichhörnchen; der Gröſte hingegen hat die Gröſſe eines Mezgerhundes.

Alle Ameiſenbäre haben kleine Köpfe, aber ſehr lange ſpitzige Schnauzen, lange Schwänze, kurze Beine, und zween bis vier, mit langen Krallen beſetzte Zehen, lange ſchwarz und weiße, oder braune Haare, eine ſehr lange klebrichte Zunge, keine Zähne, freſſen Ameiſen, und laufen auch ziemlich langſam, aber doch viel geſchwinder, als das jämmerliche Faulthier. In Braſilien nennt man die Ameiſenbären Tamandua: Und daſelbſt ißt man auch ihr Fleiſch. (*)

Der kleine Ameiſenbär, der nur ſo groß, als ein Eichhörnchen iſt, hat ſehr zarte lange hellbraune Haare, an den Vorderfüſſen zwo, an den Hinterfüſſen aber vier krallichte Zehen, um damit die Ameiſenhaufen aufſcharren,

(*) Faulthier Aï Ignavus tridactylus. Ameiſenbär Myrmecophaga, Kleiner oder zweyfingerichter Ameiſenbär Myrmecophaga didactyla, gröſſer oder dreyfingerichter Ameiſenbär Myrmecophaga tridactyla.

ren, und auf die Bäume klettern, und ſich darauf feſt halten zu können. Er läuft zwar auf der Erde auch nicht ſonderlich hurtig, aber doch viel flinker, als das Faulthier, und läßt ſich nicht ſo blindlings gefangen nehmen. Doch kann ihn ein Menſch bald einholen, und leicht gefangen nehmen. — Siehe Tafel 2 Figur 20.

Der groſſe Ameiſenbär hat eine ſehr lange Schnauze, die faſt einem Elephantenrüſſel ähnlich ſieht, an den Füſſen vier krallichte Zehen, und ſchwarz und weiße Haare, und iſt, wie geſagt, ohngefähr ſo groß, als ein Mezgerhund. — Siehe Tafel 2 Figur 17.

Wenn die Ameiſenfreſſer über einen Ameiſenhaufen hergehen, ſo ſtecken ſie ihren langen Rüſſel in denſelben hinein, und machen ihn darin auf, damit die Ameiſen an ihrer klebrichten Zunge hängen bleiben. Sitzt oder hängt nun die Zunge voller Ameiſen, ſo ziehen ſie ihren Rüſſel geſchwind heraus, ſchütteln ihn gegen die Erde, damit die Ameiſen, und die Erde oder Sand, der ſich auch an die Zunge geklebt hat, wegfallen. Und nun geht es geſchwind über die Ameiſen her, und alle werden aufgefreſſen.

In der eilften Ordnung treffen wir die Geſchichte der Affen, der Paviane, der Meerkatzen und der Maky an, die alleſamt vier gefingerte Hände, und theils viel, theils wenig, theils gar keine Aehnlichkeit mit dem Menſchen haben, und ſich in den heiſſeſten Gegenden der Welt aufhalten.

Affen,

Paviane, Meerkatzen und Maki nennt man gewöhnlich im gemeinen Leben alle zuſammen Affen, ob ſie es gleich nicht alle ſind, und ein erſtaunlich groſſer Unterſchied zwiſchen einem Affen, und einem Pavian; und ein noch weit größerer zwiſchen einem Affen und Pavian und einer Meerkatze iſt. Denn ſie ſehen einander faſt gar nicht ähnlich, und haben auch nicht einerley Vaterland.

Die Affen, die Paviane und die Maki wohnen nur in der Alten Welt; die Meerkatzen hingegen ſind nur in der Neuen Welt oder in Amerika zu Hauſe. Alle haben zwar vier gefingerte Hände, aber nicht alle einerley Köpfe, nicht einerley Geſichts- und Leibesbildung. Nur die Affen, und zwar nur die ungeſchwänzten Affen, haben ein etwas menſchenähnliches Geſicht. Die geſchwänzten Affen haben wenig; die Paviane noch weniger; und die Meerkatzen, nebſt den Maki, haben gar nichts Menſchenähnliches. Die Meerkatzen und Maki haben auch keine Backentaſchen, und keine Schwielen am Hintern, wie viele Affen und Paviane haben.

Es giebt alſo zweyerley Affen, geſchwänzte und ungeſchwänzte. Der berüchtigte Orangutang, der langarmichte Affe, und der gemeine Affe haben keine Schwänze; der Makako aber oder der Bartkragen hat einen Schwanz.

Und an Gröſſe und Bildung ſind ſich die Affen auch nicht alle gleich. Es giebt welche von der Gröſſe eines

Fuchſes; aber auch welche, die faſt ſo groß ſind, als ein erwachſener Mann, wie der Orangutang.

Sie leben alle nur in den heißeſten Gegenden von Aſia und Afrika, haben ein glattes menſchenähnliches Geſicht, auch Hände, Finger und Nägel faſt wie der Menſch, graubraune Haare, zum Theil am Hintern groſſe nackte Schwielen, am Kopf Backentaſchen, freſſen Reis und Hirſen, Citronen, Pomeranzen und Nüſſe, und ſonſt noch allerhand Feld- Baum- und Gartenfrüchte, trinken Waſſer und Bier und Milch, und auch ſüſſen Wein, wenn ſie ihn bekommen können, bringen alle Jahr ein Junges zur Welt, und werden zwanzig bis vierzig Jahre alt.

Die Affen wohnen wie Völkerſchaften in Kolonien zu etlichen tauſenden, oder wenigſtens in ſehr groſſer Anzahl, in den Wäldern, je Haufenweis beyſammen, ſo, daß ſich jeder Affe zu ſeiner eigenen Kolonie hält. In dieſer Kolonie beobachten ſie die Geſetze der Unterwerfung ſehr genau. Sie haben ihre Oberhäupter, deren Anführung ſie gehorchen. Sie verſammeln und berathſchlagen ſich, und vertheidigen ſich untereinader. Sie helfen einander, legen ihre gemeinſchaftlichen Speiſemagazine mit einander an, ſtellen Schildwachen aus, löſen einander ab, beſtrafen die Nachläßigen, zanken mit einander, und ſo weiter.

Die Weibchen tragen ihre Jungen auf dem Rücken, faſt eben ſo, wie zuweilen einige Menſchen ihre Kinder auf dem Rücken tragen, denn das Junge umfaßt den Hals

des

des Weibchen, und hält ſich mit den Hinterfüſſen an ihren Hüften feſt. Wenn die Weibchen ihre Jungen ſaugen laſſen wollen, ſo nehmen ſie dieſelben hervor, halten ſie in den Armen, und legen ſie faſt eben ſo an die Bruſt, wie die Menſchen.

Der Affe iſt ein ſehr boshaftes diebiſches Thier. Er friſſ't und ſäuft und trägt alles weg, was er ſieht und find't und verderbt gewöhnlich noch weit mehr, als er ſtiehlt und friſſ't. Denn der Erzſchurke ſieht den Reis- oder Hirſenſtengel nicht erſt an, ehe er ihn abreißt, ob der Reis oder der Hirſen auch reif ſey? Nein er reißt immer darauf los, guckts hernach an, und wirfts fort, wenns ihm nicht gefällt. Und ſo verwüſtet er oft in einer einzigen Nacht mit etlichen Kameraden, ein ziemlich großes Reis- oder Hirſenfeld.

Und bey einer ſolchen Einſammlung ihres Fraſes ſind ſie ſehr liſtig und behutſam. Sie ſtellen Wachen aus, und geben ſehr gut auf alles acht, was ſie ſehen und hören Sind ſie wirklich mit Abpflückung der Reisſtengel beſchäftiget, ſo nimmt jeder in eine Pfote einen oder zween Stengel, eben ſo viel unter die Armee, zween oder drey ins Maul, und hüpfen nun ſo mit ihrer Beute auf den Hinterbeinen fort, ſetzen ſich auf einen Baum, und verzehren ſie darauf. Verfolgt man ſie aber, ſo laſſen ſie alles fallen, was ſie unter den Armen und in den Händen haben, um nicht an der Flucht gehindert zu werden, und fliehen mit dem, was ſie im Maul haben, haſtig davon.

Wollen ſie aufs Stehlen ausgehen, und irgend einen Baum ableeren, ſo machen ſie es ſo: Erſt ſchicken ſie einen Spion aus, der auf einen Baum ſteigen, und darauf die ganze Gegend durchſchauen muß, ob auch irgendwo Gefahr vorhanden ſey. Merkt er nichts Gefährliches, ſo giebt er ein Zeichen mit einem Geſchrey, und ſiehe, nun kömmt plötzlich ſeine ganze Kameradſchaft herbey. Zwey drey bis ſechs ſteigen auf den Baum hinauf, und pflücken ihn rein ab, und werfen die Früchte alle denen zu, die unten ſtehen. Und da die übrigen alle in einer Reihe, und nur etliche Schritte von einander entfernt ſtehen, ſo wirft immer einer dem andern das Geſtohlene, es ſeyen nun Kokosnüſſe oder Citronen oder Feigen oder Pomeranzen zu, bis es ſo durch die ganze Reihe an den letzten kömmt, der alles ſo lang auf einen Haufen wirft, bis ſie hernach, wenn der Baum rein abgepflückt iſt, in einer ähnlichen Ordnung die Reihe weiter fortſetzen, und auf eben dieſe Art ihren Raub endlich in ihre Schlupfwinkel bringen und verzehren.

Während der Zeit, daß dies geſchieht, ſtehen allenthalben Schildwachen. Und woferne ſie, ohne durch eine Schildwache gewarnt zu ſeyn, durch Jäger ertappt werden, ziehen ſie mit einem mörderlichen Geſchrey, und heftigem Gezänke, über die Nachläſſigkeit der Schildwache, die ſie zuweilen ſogleich zerreiſſen, haſtig davon.

Fatal, daß die Affen reife und unreife Früchte miteinander wegpflücken, und alſo den Menſchen nichts übrig laſſen. Nicht, wahr, die Affen geben gute Gärtner und

Obſt.

Obſtabpflücker ab? Mit welcher Mühe und Gefahr muß man nicht oft auf hohen, oder am Waſſer, oder an andern gefährlichen Orten ſtehenden Bäumen, die Aepfel oder Birnen abpflücken? Man hat Beyſpiele, daß ein zahmer Affe alles Obſt in einem Garten abgepflückt, und dem, nahe bey ihm ſtehenden Manne, zugeworfen hat.

Ach, zu wie viel hundert Dingen kann man den falſchen böſen Affen nicht abrichten? Er lernt ſehr künſtlich auf dem Seile tanzen, die Trommel rühren, mit der Flinte exerziren und ſchießen, die Schubkarre ziehen, Holztragen, Tanzen, Reiten und Fahren.

Einige Affen freſſen auch ſehr gern Schnecken und Auſtern, die ſie auf folgende Art zu erhaſchen pflegen: Sie geben acht, wenn ſich die Muſchel öfnet, und ſtecken ſodenn geſchwind einen Stein dazwiſchen, daß ſie offen bleiben muß, und von ihnen nun das Thier herausgelangt werden kann. Iſt aber der Stein zu klein, oder von ihnen nicht recht hineingeſteckt worden, ſo daß er weicht, und ſich alſo die Muſchel wieder ſchlieſſen kann, ſo kömmt ihnen zuweilen die Pfote dazwiſchen, ſie können nicht mehr fort, ſind gefangen, und müſſen elendiglich ſterben, oder nach vielen ausgeſtandenen Schmerzen ohne ihre Pfote abziehen.

Lebendige Affen ſind ſehr ſchwer zu fangen, weil ſie erſtaunlich geſchwind ſpringen, ſehr flink auf die Bäume ſteigen, und ſogar von einem Baum auf den andern ſpringen und ſchleudern können. Denn ſie ſind faſt immer haufenweis bey einander, und ſtehen einander auch tapfer bey. Greift man ſie auf dem Boden an, ſo gehen ſie mit groſſen

Zähnegeklapper, mit wütenden Augen, und mit hin- und her Bewegung ihrer Lippen auf ihren Feind los, und wehren ſich mit Beiſſen, Zerren und Kratzen. Geht man auf ſie los, wenn ſie auf einem Baum ſitzen, ſo werfen ſie Obſt und Steine und Reiſer, und ſelbſt ihren eigenen Koth auf die Leute herunter. Müſſen ſie ſich in der Noth über einen Fluß flüchten, ſo ſpringt der größte zuerſt hinein; an deſſen Schwanz oder Hinterleib hält ſich der zweyte, und an dieſes Schwanz der dritte; und ſo geht es fort, bis auf den kleinſten. Der erſte große zieht alſo die ganze Reihe an ſeinem Schwanze hinüber. Sind alle glücklich übers Waſſer gekommen, ſo ſetzen ſie ihre Flucht in der beſten Ordnung weiter fort.

Mit Liſt aber kann man ſie auf folgende Weiſe lebendig fangen: Man ſetzt unten zu dem Baum, worauf ſie ſitzen, aber doch ſo nahe dazu, damit ſie ſehen, was man thut, ein Gefäß mit Waſſer hin, und wäſcht ſich das Geſicht; gießt nachher das Waſſer aus, füllt das Gefäß mit Leimwaſſer an, und geht und verſteckt ſich hinter einen Baum, oder ſonſt wo. Da nun der neugierige Affe ſo gleich von ſeinem Baum herunter kömmt, und ſich auch das Geſicht waſchen will, ſo wird er von dem Leimwaſſer blind: Denn ſeine Augen kleben ihm zu, und er iſt gefangen. Oder man zieht bey ihm Schuhe an und aus, läßt kleine, innen mit etwas Harz angefüllte Schuhe liegen, und geht fort. Zieht nun der Affe dieſe Schuhe an, ſo kann er nicht mehr ſpringen, und muß ſich alſo zum Gefangenen ergeben. — Oder man zieht die Hoſen

vor

vor ihm ab und wieder an, und legt ihm kleine, innen mit Harz beſchmierte Höschen hin. Da er nun ſehr neugierig iſt, und gewöhnlich alles gleich nachmacht, was er ſieht, ſo zieht er auch dieſe klebrichte Hoſen an, und ſiehe, der dumme Tropf kann nun nicht mehr laufen, vielweniger ſpringen, und iſt alſo gefangen.

Will man aber einen Affen blos zum Eſſen haben, ſo ſchießt man ihn todt. — So gern die Tiger und Leoparden Affenfleiſch eſſen, ſo wenig kriegen ſie eins, weil die Affen flinker ſpringen können, als ſie, und ſie ihnen auch nicht auf die Bäume folgen können. Aber von den Schlangen werden viele ſchlafende Affen erdroſſelt und gefreſſen, und zum Theil auch wohl lebendig verſchlungen.

Der Affe iſt der allezeit fertige Räuber und Freſſer, nie ruhig, guckt immer umher, was paſſiere, und ob es nichts für ihn zu ſchmauſen gebe. Krüge und Bouteillen, die dicht zugepfropft ſind, weiß er zu öfnen, und die Milch oder den Wein oder das Bier heraus zu ſchaukeln und zu trinken. Bringt er aber den Kork nicht heraus, ſo klopft er die Bouteille ſo dicht wo an, daß ſie zerbricht. Und wenn ihn auch gleich nicht mehr hungert, ſo füllt er doch wenigſtens noch ſeine Backentaſchen voll, und ſchleppt ſodenn oft etliche Mahlzeiten auf die Zukunft fort, und verſteckt ſie in ſeinem Quartier, oder ſonſt wo in einem verborgenen Ort. — Er iſt gleich böſe, und bleckt die Zähne, und wackelt mit ſeinen Lippen.

Der **Orangutang**, wilde Menſch oder Waldmenſch, Mongo oder Jokko iſt alſo der größte Affe in der

Welt. Er iſt zwo bis drey Ellen hoch, und faſt eben ſo dick, als ein erwachſener Mann. Er hat einen groſſen haarichten Kopf, kahle Ohren, Augbraunen mit Wimpern, ein nacktes altes Mannsgeſicht eine kurze platte Naſe, einen breiten Mund, Hände und Füſſe und Bruſt und Bauch, faſt wie der Menſch, an beyden Schläfen und auch im Nacken, lang herunterhängende Haare, ſonſt aber einen wenig behaarten Leib, keine Backentaſchen, wie die übrigen Affen, auch keine Schwielen am Hintern, und keinen Schwanz, geht meiſt immer gerade, wie die Menſchen, und ſcheint auch blos zum Aufrechtgehn gemacht zu ſeyn, und lebt und wohnt in den dickſten Wäldern von Afrika und Oſtindien, und friſſ't allerhand Baumobſt, Kräuter und Auſtern. — Siehe Tafel 6 Figur 18.

In der Gegend, wo die Orangutang wohnen, leiden ſie kein vierfüſſiges Thier, auch ſogar den Elephanten jagen ſie fort, und werfen und ſchlagen ihn oft gar mit Steinen und Prügeln todt. Sehen ſie Feuer und keine Neger da bey, ſo gehen ſie luſtig und freudig dazu hin, und ſetzen ſich um daſſelbe herum. Aber ihre Freude währt gewöhnlich nicht lange, weil ſie das Feuer ausgehen laſſen, und zu dumm ſind, wieder etwas Holz dazu zu legen. Den Negern ſelbſt aber thun ſie weiter keinen Schaden, als daß ſie zuweilen über ſie herfahren, und ihnen lauſen wollen: Doch ſchleppen ſie ihnen zuweilen auch ihre kleinen Kinder weg, die, wenn ſie etliche Wochen bey ihnen geweſen ſind, faſt wie junge Affen ausſehen, und von ihren

Aeltern kaum erkannt, und nur mit viel Mühe und Gefahr den Affen wieder weggenommen werden können.

Was meynt ihr wohl, was die meiſten Neger von dieſen Affen denken und glauben? Sie glauben, ſie ſeyen ein fremdes Volk, daß ſich in ihrem Lande niedergelaſſen habe; daß ſie aber nicht reden, ſey keine andere Urſache, als weil ſie beſorgen, ſie möchten hernach arbeiten müſſen.

Man kann die Orangutang zahm machen, und ſo abrichten, daß ſie, wie Knechte und Mägde, umher laufen, ſtill und fromm, und gar nicht boshaft, kühn und verſtohlen ſind, wie ihre Vettern, die andern Affen. Sie ſollen, ſagen die Reiſebeſchreiber, Holz und Waſſer in die Küchen tragen, den Bratſpies drehen, in Mörſern ſtoſſen, Gläſer und Teller rein machen, das Eſſen auf die Tiſche tragen, Stühle zu den Tiſchen hinſetzen, und ſodenn, wenn man ihnen ruft, mit ihrem Teller herbeykommen, und ſich auch eine Portion daraufgeben laſſen. Auch ſollen ſie zuweilen gar ſich ſelbſt mit zum Tiſch hinſetzen, ſich ausſchöpfen, und mit Meſſer, Gabel und Löffel eſſen, ſich zu trinken einſchenken, ſich ihr Bett ſelbſt machen, ſich der Länge nach darein legen, die Decke über ſich herziehen, des Nachts aufſtehen, und in ihr eigenes Nachtgeſchirr piſſen, aber doch auch mit unter, wenns ihnen nicht gelegen iſt, aufzuſtehn, und ſie die Noth zu oft ankömmt, alles ins Bett gehen laſſen: Will man ſie dafür züchtigen, ſo heulen und ſchreyen ſie, faſt wie ein Kind.

Es kömmt ſelten ein Orangutang nach Europa, weil ſie die Kälte nicht vertragen können, und ſehr leicht

ſterben, man mag ſie auch verpflegen und füttern, wie man will. (*)

Der langarmichte Affe, Gibbon oder Golock iſt faſt ſo groß, als der Orangutang, und ein recht ſehr ſonderbarer Affe. Er iſt von den Menſchen, welchen er faſt eben ſo ähnlich, ja dem Geſicht nach, wohl noch ähnlicher ſieht, als der Orangutang, durch die Backentaſchen und Schwielen am Hintern; von den übrigen Affen aber durch ſeine ungeheuer langen Arme, ſehr leicht zu unterſcheiden. — Siehe Tafel 6 Figur 19.

Er wohnt in Oſtindien, und frißt Mandeln, Feigen und Pomeranzen ꝛc. Sein Kopf iſt rund, und ſein Geſicht platt, kahl und dunkelbraun, und mit einem Kreiſe von weisgrauen Haaren beſetzt. Sein Leib iſt um die Hälfte merklich ſchmäler, als oben, und mit ſchwarzen Haaren bedeckt, und ſein Geſäß mit harten Schwielen verſehen. Er hat keinen Schwanz. Seine Arme ſind beynahe ſo lang, daß ſie auf der Erde anſtoſſen, wenn er auch gleich ganz gerade auf den Füßen ſteht. Er geht meiſt immer gerade auf den Füßen, wie die Menſchen; doch läuft er zuweilen auch auf allen Vieren. Er iſt ſtill und ſanft, und ſehr zärtlich und ſchwächlich. Die geringſte Kälte oder Näſſe ſchadet ihm, tödtet ihn. Und eben

(*) Iſt der Orangutang villeicht der Satyr der Alten? Nach dem Aelianus und Plinius kann ers nicht ſeyn. Denn jener giebt den Satyr in ſeiner Hiſtor. anim. Lib. 16. Cap. 21. als geſchwänzt; und dieſer in ſeiner Hiſtor. natur. Lib. 7, Cap. 2. mit Backentaſchen verſehen an.

eben deswegen kann er auch nicht leicht nach Europa gebracht werden.

Den gemeinen Affen mit dem länglichten Hundskopf, platten Geſicht, weißgrauen Haaren, und von der Größe eines Fuchſes, habt ihr gewiß ſchon geſehen. Er iſt ſehr ſtark und dauerhaft, und kann unter allen Affen die mehrſte Kälte und Näſſe vertragen, deswegen er auch am allerhäufigſten nach Europa gebracht, und für Geld ſehen gelaſſen wird.

Er iſt ſehr gelehrig und luſtig, und leicht ſo zahm zu machen, daß man mit ihm ſpielen, ihm Kleider anziehen, und ſonſt noch allerhand Späſſe mit ihm treiben darf. Einſt ſollte ein einfältiger Bauer im Namen ſeines Herrn einen Korb voll Birn einem gewiſſen vornehmen Manne überbringen, und traf am Eingange zween große Affen in blauen mit Gold geſtickten Kleidern, und einem Degen an der Seite verſehen an; dieſe ſprangen auf den Korb, und langten etliche Birn heraus. Der Bauer, der dergleichen Thiere in ſeinem Leben nicht geſehen hatte, nahm den Hut vor ihnen ab, und ließ ſie machen, was ſie wollten. Da er nun ſein Geſchenk dem Herrn überbrachte, fragte ihn dieſer, warum der Korb nicht voll wäre? Ey, mein Herr, ſagte der einfältige Bauer, er iſt wohl voll geweſen; aber eure Kinder haben mir die Hälfte davon herausgenommen.

Der Hundsbeiſſer oder Makako lebt in Afrika, hat braune Haare, und einen ziemlich langen Schwanz, und iſt, wenn er zahm geworden, ſehr luſtig und artig,

und verträgt ſich mit allen Hausthieren, nur mit den Hunden nicht. Siehe Tafel 10 Figur 14.

Die Indianer bedienen ſich der Affen, und auch der Paviane und der Meerkatzen, um Kokosnüße zu bekommen. Sie jagen ſie nämlich auf die Bäume hinauf, und werfen mit Steinen nach ihnen. Um ſich nun zu wehren, pflücken die Affen die Kokosnüße ab, und werfen ſie auf die Indianer herunter. Dieſe ſammeln nun haſtig ſo viel Kokosnüße, als ſie haben wollen, gehen weiter, und laſſen die Affen ſitzen.

Paviane

giebts nur in der alten Welt, und zwar, wie ſchon geſagt, nur in den heiſſeſten Gegenden von Aſia und Afrika. Sie haben alle Schwänze, und länglicht runde Köpfe.

Der **Choras** oder **Mormon** wohnt in Indien, und vorzüglich auf der Inſel Borneo, iſt faſt ſo groß als ein Bullenbeiſſer, hat einen länglichten Hundskopf, und auf demſelben einen Haarſchopf, einen langen Hals, lange kahle Ohren, ein glattes länglichtes Geſicht, eine lange Schnautze, eine blutrothe Naſe zwiſchen erhabenen ſchiefgefurchten himmelblauen Flecken, ein kleines aufgerichtetes Schwänzchen, große rothe Schwielen am Hintern, und über den ganzen Leib wollichte dunkelgraue Haare. Er iſt ein recht ſehr ſchönes Thier, das man oft lebendig zu ſehen kriegen kann. Man kann ihn zahm machen, und ſogar zum Briefwegtragen gebrauchen. Tafel

fel 1 Figur 1 iſt ein junger, und Figur 4 ein alter Pavian abgebildet.

Man hat Beyſpiele, daß ein Pavian ein kleines Kind aus der Wiege genommen, und damit auf die Spitze eines Daches geklettert iſt, woſelbſt er das Kind ganz aus den Windeln herausgewickelt, es geküſt und damit geſpielt, hernach aber wieder behutſam eingewickelt, und wieder ohne allen Schaden in die Wiege gelegt hat. Man hat dieſem Schauſpiel mit Herzensangſt zuſehen müſſen: Denn wenn man Mine gemacht hätte, ihn zu jagen, oder ihm das Kind abzunehmen, ſo würde er daſſelbe herunter geſchmiſſen, und ſich ſelbſt mit der Flucht gerettet haben.

Der Teufel, Maimon oder Mandril iſt eben ſo groß, als der Choras, hat dunkelblaue Backen mit tiefen ſchiefen Furchen, braun und grünlichtgelbe Haare, und blutrothe Geſäßſchwielen, ein kleines Schwänzchen, und hält ſich in Guinea auf.

Die Meerkatzen

ſind alle in Südamerika zu Hauſe, haben keine Backentaſchen und keine Geſäßſchwielen, und ſehen mehr den Katzen, als den Affen ähnlich. Und weil ſie von Amerika übers Meer nach Europa gebracht wurden, ſo hieß man ſie vermuthlich Meerkatzen. Oder heiſſen ſie deswegen ſo, weil ſie ins Waſſer gehen, und Fiſche fangen?

gen? Ich glaube dies nicht. Die erſtere Meinung gefällt mir beſſer. (*)

Sie haben meiſt alle ſehr lange haarichte Schwänze, mit denen ſie ſich an die Aeſte und Zweige feſt hängen, ſich hin und her ſchleudern, und ſodenn mit einem guten Schwung auf den nächſten Aſt oder Baum ſpringen. Sie ſind ſogar im Stande, mit der Spitze ihres Schwanzes Baumfrüchte aufzuheben, und ins Maul zu ſtecken. Auch Fiſche fangen ſie damit. Er dient ihnen alſo ſtatt einer Hand.

Die meiſten ſind ſehr kühne, falſche und tückiſche Thiere, und werfen auf die Jäger, und auf andere einzelne, unter einem Baum vorbeygehende Perſonen, trockenes Holz und Zweige, und wohl gar ihren Urin, und ihren Unrath herunter, ſpringen auch wohl ſelbſt herunter, und fahren den Leuten nach dem Geſicht. Iſt einer von ihnen verwundet worden, ſo kommen die andern ſogleich herbey, beſehen die Wunde, und halten ſie ſo lange zu, bis ſie ſo viel Blätter klein gekaut haben, daß ſie das Loch damit zuſtopfen können. Dies machen die Affen auch ſo.

Der

(*) *Simia; Papio; Cercophitecus; Lemur.* 1) Orangutang Simia ſatyrus, Langarm Simia longimana, Gemeiner Affe Simia ſylvanus, Hundsbeiſſer oder Makako, Simia cynomolgus. 2) Choras Papio mormon, Teufel oder Maimon Papio maimon. 3) Kleiner Pan oder Waldgott oder Belzebub Cercophitecus paniſcus, Sagoin oder Biſamaffe Cercophitecus jacchus, Todtenköpfchen Cercophitecus ſciureus, Buſchſchwanzaffe Cercophitecus trepidus. 4) Langſchleicher oder Loris Lemur cucang, Mongus Lemur mongoz.

Der Sapajou oder kleine Pan, Waldgott oder Belzebub hat eine ſchwarzgraue Farbe, und ein recht ſehr wildes Anſehen. Er iſt ſo groß, als ein Fuchs, und alſo die gröſte Meerkatze, und kann mit ſeinem langen Schwanze, der von der Mitte an unten kahl iſt, alle die Künſte machen, die eben angeführt worden ſind. Er hat an ſeinen vordern Händen keinen Daumen, und wird deswegen auch der vierfingerige Sapajou genannt. Er zieht in Kameradſchaften von etlichen hunderten herum, und ſchwingt ſich an ſeinem Schwanze, in faſt unglaublicher Geſchwindigkeit, von einem Baum auf den andern. Iſt aber die Entfernung zu groß, ſo hängen ſich mehrere an einander, und machen eine Kette, die ſich ſo lange hin und her ſchwingt, bis der Vorderſte einen Zweig erreicht, wo er ſich anhalten kann: Und dieſer zieht nun die andern alle nach ſich. Auf ähnliche Art ſetzen ſie auch über die Flüſſe. — Siehe Tafel 1 Figur 3.

Die kleinſte Meerkatze iſt wohl der Sagoin oder das Biſamäffchen, das nur ſo groß iſt, als ein Eichhörnchen, ein kleines rundes Köpfchen, groſſe ſtarre Augen, groſſe hängende Ohren, einen langen dicken Schwanz, und lange graurothe Haare hat, und ganz, ſo wie er iſt, mit Kopf, Schwanz und Füſſen in eine leere Kokusnuß ſchlupfen, und darin über Nacht bleiben kann. Der kleine Narr frißt gern ſaftige Baumfrüchte, und vorzüglich gern Kokosnüſſe. Er beißt und nagt ſie daher mit groſſer Mühe auf den Bäumen auf, und langt ſodenn

mit

mit ſeinen Vorderpfoten den Kern und die Milch heraus. Aber auch Fiſche frißt er ſehr gern.

Aber eben dieſe Lüſternheit nach Kokosmilch gereicht ſehr vielen zum Tod, oder doch wenigſtens zum Verluſt ihrer Freyheit. Denn wenn man gern ein lebendiges Biſamäffchen haben will, ſo wirft man ihm eine Kokosnus, worin ein kleines Loch iſt, zu. Will er nun hineinlangen, ſo muß er ſein Pfötchen klein machen, ſodenn aber darin ausbreiten, um die Milch und das Fleiſch faſſen und halten zu können. Kaum hat er ſein Pfötchen darin, ſo geht man auf ihn zu, und nimmt ihn gefangen, weil der arme Schelm vor Angſt vergißt, ſein Pfötchen klein zu machen, um es wieder herausziehen zu können: Und die Nus weit und lang mit ſich fortſchleppen kann es doch auch nicht. Es ſieht ſehr viel den kleinen Bologneſerhündchen ähnlich, geht immer auf allen vieren, wie alle ſeine Kameraden. — Siehe Tafel 6 Figur 21.

Auf der 9ten Tafel Figur 10 iſt das ſogenannte Todtenköpfchen, und auf der 10ten Tafel Figur 2 der ſogenannte Buſchſchwanzaffe abgebildet.

Die Maki

ſind von den Meerkatzen dadurch unterſchieden, daß ſie nicht in der Neuen, ſondern in der Alten Welt wohnen, und an den Zeigefingern ihrer Hinterfüſſe keine Nägel, ſondern ſpitzige Krallen, und an der Bruſt vier Zizen haben. Es giebt kleine und groſſe, geſchwänzte und unge-

ſchwänzte Maki. Und alle zuſammen ſehen mehr einem Windhund, als einem Affen ähnlich.

Der Loris oder Tucang iſt ſo groß, als ein Eichhörnchen, ohne Schwanz, von hellbrauner Farbe, und auf der Inſel Ceilon zu Hauſe.

Der Mongus hat die Gröſſe einer Katze, einen langen Schwanz, graue weiche Haare, und vorzüglich die Inſel Madagaskar zu ſeinem Vaterlande.

Weil die Affen an ihren Füſſen lange, wie die Finger ihrer Hände, geſpaltene Zehen, und auch keine Ferſen, wie die Menſchen haben, ſo ſagt man, die Affen hätten vier Hände *)

Der Schluß der Säugthiere wird nun in unſerer zwölften Ordnung mit der Geſchichte

Des Menſchen

gemacht. Der Menſch iſt das beſte das vornehmſte Geſchöpf Gottes auf dem Erdboden. Kein Thier, es ſey auch noch ſo klug und geſchickt; es ſehe aus und wohne, wo es wolle, übertrift den Menſchen an Klugheit und Geſchicklichkeit. Das Thier thut alles, was es thut, nur aus einem gewiſſen innern Trieb, den man Inſtinkt nennt; und was ihm dieſer Inſtinkt befiehlt, das thut es, das muß es thun, und thut es auch ganz genau, gleich

*) Eine ausführliche Affengeſchichte findet man in Herrn Profeſſor Schrebers erſtem Theil ſeiner Säugthiere.

gleich von jung auf, ohne daß es erſt ſeine Künſte von ſeinen Aeltern oder Kameraden lernen müßte. Aber es thut meiſt immer nur Einerley, immer das Nämliche in einem Jahr, wie in dem andern. Die Schwalbe baut ihr Neſt gewöhnlich in einem Jahr, wie in dem andern, und auch immer von einerley Materie.

Der Menſch hingegen thut, was er will; thut ſeine Sache heut, oder Morgen; ſo, oder anders. Er pflückt und ſchlachtet, und ißt und trinkt nach Belieben, und macht ſich, ſo zu ſagen, die ganze Erde, ſamt allem, was darauf und darin iſt, unterthan. Er überliſtet und fängt und bändigt auch das gröſte, das wildeſte Thier, ſpannt es vor ſeinen Wagen, und fährt und reitet auf ihm. Kurz, nichts bleibt dem Menſchen übrig, das er nicht erforſchen, finden und bezwingen könnte.

Aber wann kann der Menſch das alles? Gleich nach ſeiner Geburt? Gleich in ſeinem erſten Jahre? O nein! Kaum in ſeinem fünfzehnten Jahre kann er es. Ach wie arm, wie elend, wie hülflos iſt nicht der Menſch nach ſeiner Geburt, und gewöhnlich auch noch bis in ſein zweytes Jahr! Kriecht er da nicht faſt wie ein Wurm auf allen vieren herum? Schreyt und winſelt er nicht jämmerlich um Eſſen und Trinken? Und gäbe man es ihm nicht, würde er wohl acht Tage alt werden? Gewiß nicht, gleich in den erſten zween Tagen würde er ſterben müſſen. Er kennt nicht einmal ſeine Nahrung; und geſetzt, er kenne ſie auch, ſo iſt er doch zu ſchwach, ſie anzufaſſen, und in ſein Maul zu bringen. Er hat alſo nicht einmal den In-

ſtinkt der Thiere, die faſt gleich nach ihrer Geburt laufen, und ſich ihr Freſſen ſelbſt ſuchen, und bald auch ihre eigene Wohnung zu rechte machen können.

Für dieſen Mangel des Inſtinkts nun gab uns der liebe Gott eine vernünftige Seele, mit der wir uns, wenn wir groß geworden und gut erzogen ſind, weit über alles Vieh erheben, erſtaunlich viel lernen, und uns gleichſam zu Herrn des ganzen Erdbodens machen können. Werden wir aber nicht gut erzogen, wachſen wir ſo wie die Ziegen und wie die Schweine auf, ja denn ſind und bleiben wir auch halbe Ziegen und halbe Schweine, und werden uns nicht viel vom Vieh, das Heu und Stroh, Laub und Gras, Eicheln und Bücheln frißt, unterſcheiden.

Ihr wiſſet doch, daß es auf dem ganzen Erdboden Menſchen, zuſammen ohngefähr tauſend Millionen, und unter dieſen auch ſo manches tauſend halb wilde und ganz wilde Menſchen giebt, die vom lieben Gott nichts wiſſen, und faſt gerade ſo, wie die wilden Thiere leben, in Wäldern und Höhlen unter der Erde wohnen, und ſich unter einander todt ſchlagen und freſſen?

Daß ein Menſch nicht ausſieht wie der andere, iſt euch auch bekannt. Es giebt kleine und groſſe, dicke, fette und magere Menſchen: einer hat rothe, der andere ſchwarze, und der dritte blonde Haare: einer ſieht weiß, und der andere bräunlicht aus: und in Aſia, Afrika und Amerika giebt es ſogar halbſchwarze und ganz ſchwarze, und kupferrothe Menſchen. Rieſen aber giebt es nirgends in der Welt, und auch keine Zwerge. Manchmal ſieht

man zwar außerordentlich kleine, und erſtaunlich große Menſchen, aber ſie ſind und bleiben immer was ſeltnes: viele giebt es gewiß nirgends beyeinander, viel weniger geringere Rieſenländer und eigene Zwergländer.

Aber das iſt richtig und ausgemacht, daß es in den kälteſten Gegenden der Welt immer mehr kleine als große, oder gar lauter kleine Menſchen giebt. Aber an Zwerge iſt gar nicht zugedenken. Sie haben doch immer noch eine gute wohlgebildete Perſon. Auch in den heißeſten Gegenden von Aſia und Afrika ſind die Leute eben nicht ſonderlich groß, und ſehen auch gar nicht gut aus. Was haben die Neger und Hottentoten nicht für häßliche Geſichter, für ſtumpfe Naſen, für aufgeworfene Lippen, und für dickwollichte Haare? — Siehe Tafel 1 Figur 13: Tafel 2 Figur 6: Tafel 12 Figur 4. *)

So wild und dumm ſind aber doch die Indianer nicht, daß ſie wie die Thiere auf allen vieren liefen, in den Wäldern wohnten, Gras und Wurzeln, und Feld- und Baumfrüchte eſſen, keine Sprache hätten, und alſo ein völlig thieriſches Leben führten: nein, das thun ſie nicht. Sie leben und wohnen in ihren Hütten, ſie mögen nun über oder unter der Erde ſeyn, in kleinen und großen Geſellſchaften zuſammen, haben ihre eigne Sprache, die ſie mit ſich untereinander und auch gegen ihre Nachbarn gebrauchen. Allein man hat Beyſpiele, daß hie und da einzelne Menſchen verlohren gegangen, und ſich etliche Jahre nach ein-

*) Der Menſch Homo ſapiens.

einander in Wäldern bey den wilden Thieren aufgehalten, und endlich auch, wie dieſe auf allen vieren gelaufen, Baum auf Baum abgeklettert, eben das gefreßen, was ihre neuen Kameraden fraßen, und ſo nach und nach mit Haaren bedeckt, ohne Sprache, ohne Gebrauch ihrer Vernunft, und völlig wild geworden ſind. Soll ich ein paar ſolche Wildemenſchen Geſchichten erzählen?

Im Jahre 1544 fand oder fieng man in Heſſen einen wilden Knaben, und zeigte ihn am Hofe des Landgrafen Heinrichs. Er war als ein dreyjähriges Kind von den Wölfen geraubt und erzogen worden, welche ihn mit den Beſten Stücken ihrer Beute genährt, und auch angeführt hatten, erſt auf allen vieren zu kriechen und ſo denn zu laufen, bis er es ihnen im Trapp, gleich thun, und die gröſten Sprünge machen können. Ihre Sorge für ihn iſt ſo weit gegangen, daß ihm die Wölfe in einer Grube eine Streue von Blättern gemacht, ſich um ihn herum gelegt, und ihn ſo wider die Kälte vertheidigt hatten. Die Lebensart ſeiner Pfleger hat ihm daher ſo wohl gefallen, daß er ſeinem Geſtändniße nach lieber unter ihnen, als unter den Menſchen ſeyn wollen. Er iſt auch ſchwer zum aufrechtgehen zu gewöhnen geweſen, und hat es nicht anders lernen wollen, als da man etliche Stücke Holz um ihn herum gebunden hatte.

In Lithauen ſoll im Jahre 1661 ein Knabe von neun Jahren unter den Bären gefunden worden ſeyn. Man ſagt, er habe ſich mit ſeinen Zähnen und Nägeln ta-

tapfer gewehret, als man ihn fangen wollen. Ein anderer wilder Knabe aber, der noch bey ihm geweſen, ſey den Jägern entwiſcht. Er ſoll nicht zu bändigen, viel weniger zur Kleidung und menſchlichen Nahrung zu gewöhnen geweſen ſeyn.

Ein anderer wilder Knabe, der ebenfalls in Lithauen 1694, ohngefähr zwanzig Jahr alt, unter einer Heerde Bären entdeckt und gefangen worden, iſt als ein überall haariges Geſchöpf, auf Händen und Füſſen gegangen. Er hat wenig Merkmale der Vernunft, keine Sprache, auch nicht einmal die menſchliche Stimme gehabt, und iſt ſchwer zu zähmen geweſen, hat aber doch an einer Mauer nach und nach gerade ſtehen, ordentliche Speiſen eſſen, und endlich auch, wiewohl mit heiſerer, nicht ſehr menſchlichen Stimme, reden gelernt. Von ſeinem wilden Zuſtande hat er ſich nichts erinnern können.

In Irland ward einſt ein wilder Knabe gefangen, der Gras und Heu fraß, wie ein Schaf bleckte, und ſehr flink auf allen vieren ſpringen konnte, und ſehr ſchwer zu zähmen war.

Im Jahre 1717 iſt in Holland ein Mädchen, in einem Alter von neunzehn Jahren gefangen genommen worden. Sie ward erſt ſechzehn Monat alt, als ſie ihren Aeltern geraubt wurde. Ihre Haut war ſehr braun, hart und rauh, ihre Haar lang und dick; ihre Sprache ein ordentliches Stammeln; ihre Nahrung grüne Kräuter und Baumblätter geweſen. Sie war aber doch aufrecht, wie andere Menſchen gegangen, und hatte um

den Leib eine ſelbſt gemachte Schürze von Stroh hängen. Vor Menſchen war ſie anfangs ſehr ſcheu; hernach aber ward ſie bald ſehr geſellſchaftlich. Sie lernte die Zeichen verſtehen, die man ihr vormachte, dankte den Grüßenden, lernte etwas reden uvd ziemlich gut ſpinnen.

Im Jahr 1719 hat man auf dem pyrenäiſchen Gebirg zween wilde Knaben, wie Gemſen auf den Klippen, herum ſpringen ſehen.

Aeußerſt merkwürdig iſt noch die Geſchichte eines wilden Mädchens, das im Jahr 1731 in Frankreich, in einem Alter von zehn Jahren, gefangen worden iſt. Ein Edelmann, der in Champagne, nahe bey der Marne, auf der Jagd war, ſahe unvermuhtet zween ſchwarze Gegenſtände auf dem Waſſer. Und da er ſie für zwey Waſſerhühner hielt, ſchoß er haſtig auf ſie zu. Die vermeinten Waſſerhühner tauchten ſogleich unter, und kamen weit von dieſer Stelle wieder ans Ufer, ohne die mindeſte Spur einer Verwundung.

Es waren zwey Mädchen von der Größe zehnjähriger Kinder, die geſellſchaftlich mit einander lebten, ohne daß man wußte, woher ſie, oder wie ſie eigentlich hieher gekommen wären? Sie ſprangen in See und Flüſſe, um Fiſche heraus zu holen, welche ihre beſte Nahrung auszumachen ſchienen. Da ihnen nun der Schuß nicht geſchadet, ſo kamen ſie beyde aufs Land, mit einer ſtarken Beute von Fiſchen beladen. So bald ſie dieſe ausgenommen und abgewaſchen hatten, verſchluckten ſie ſolche allmählig

mit größtem Appetit: Denn ſie waren gewohnt, ihre Nahrung nicht erſt zu kauen, ſondern mit den Vorderzähnen in kleine Stücken zu zerreiſſen, und ſo ungekaut zu verſchlingen.

Nach gehaltener Mahlzeit verlieſſen ſie die Ufer des Fluſſes, und giengen weiter. Kurz darauf entdeckte das eine von dieſen Mädchen einen Roſenkranz, den ein Reiſender verlohren haben mag. Sie fieng ſogleich an zu hüpfen und zu ſpringen, und ein großes Freudengeſchrey anzuſtimmen. Aus Furcht aber, ihre Kamerädin möchte ihr den Roſenkranz nehmen, bedeckte ſie ihn mit der Hand. Allein ihre Kamerädin ſah' ihn doch, und ſchlug ſie mit einem Prügel ſo ſehr auf die Hand, daß ſie ſie kaum mehr bewegen konnte: Doch hatte ſie noch Kräfte genug in der andern, um dieſer groben mit einer Keule einen ſolchen Schlag vor die Stirne zu geben, daß ſie mit entſetzlichem Geſchrey zur Erde fiel.

Die Siegerin machte nun aus ihrem Roſenkanz ein Armband. Indeſſen hatte ſie doch mit ihrer verwundeten, und ſtark blutenden Kamerädin Mitleiden. Sie lief herum, einige Fröſche zu ſuchen, klebte die Haut eines abgezogenen Froſches auf die Wunde, um das Blut zu ſtillen, und verband ſodenn die ganze Stirn mit einer Baumrinde, die ſie mit ihren Nägeln losgeſchält hatte. Hierauf ſchieden ſie von einander. Die Verwundete gieng wieder dem Fluſſe; und die Siegerin dem Dorfe Songi zu.

Unſtreitig hatte ſie der Durſt genöthigt, in der Abenddämmerung in dies Dorf zu gehen. Sie war barfuß, mit Lumpen und Thierhäuten bedeckt, und hatte die Haare unter einer Mütze aus einem Kürbis verborgen. Geſicht und Hände waren ſo ſchwarz, als an einer Mohrin. In der einen Hand trug ſie eine Keule.

Die erſten Leute, welche dieſes wilde Mädchen erblickten, entflohen unter dem beſtändigen ängſtlichen Ausrufen: *Der Teufel iſt im Dorfe!* Jedermann glaubte es, und verſchloß Thüren und Fenſter. Ein einziger Mann, der ſich einbildete, der Teufel könne ſich vielleicht für Hunden fürchten, ließ ſeinen großen Hund, der mit einem ſtachelichten Halsband bewaffnet war, auf das Mädchen los. Die Wilde ſah ihn in voller Wuth auf ſich los kommen, und erwartete muthig ſeinen Anfall, ohne von der Stelle zu gehen. Kaum war der Bullenbeiſſer da, ſo verſetzte ſie ihm mit ihrer Keule einen ſo derben Schlag vor den Kopf, daß er ſogleich todt niederfiel. Voller Freuden über ihren Sieg, ſprang ſie etlichemal auf dem todten Hund herum. Hierauf machte ſie einen Verſuch, eine Hausthür zu öfnen: Weil ſie aber damit nicht ſo leicht, wie mit dem Hunde, fertig werden konnte, ſo gieng ſie wieder aufs Feld, und blieb auf einem Baume über Nacht.

Den andern Morgen gab Jemand im Dorfe den Rath, man ſollte den vermeinten Teufel, der nichts anders, als ein wilder Menſch geweſen, einen Eimer voll Waſſer unter den Baum ſtellen, worauf er ſitze; denn es

durſte ihn vielleicht. Man that es, allein ohne ſie zu haſchen. Denn da ſie erwachte, guckte ſie auf allen Seiten herum; und da ſie Niemand ſahe, ſtieg ſie herab, ſteckte das Kinn tief in den Eimer, und ſoff herzhaft drauf los, ſtieg aber doch gleich wieder zu Baume, weil ſie dieſem Ding nicht traute.

Da dieſe Liſt nichts half, ſo ließ man eine Hirtenfrau, mit einem Kind auf dem Arm, nahe bey dieſem Baume ſpatzieren gehen. Sie hatte etliche gelbe Rüben, und einige Fiſche in den Händen, und zeigte ſie der Wilden. Endlich kam ſie wirklich herunter, und lief auf die Frau zu. Da ſich aber die Hirtenfrau immer denjenigen Leuten näherte, die auf die Wilde lauerten, und ſie doch gern einen Fiſch gehabt hätte, ſo ward ſie unverhoft lebendig gefangen genommen.

Man brachte ſie in das Amthaus. Und da der Koch ſo eben etliche Stücke Federvieh abgeſchlachtet hatte, fiel ſie plötzlich, ſo bald ſie es ſah, darauf los, und zerriß und fraß ein Stück davon. Nachher gab man ihr ein Kaninchen, und auch dieſem zog ſie ſogleich das Fell ab, und fraß es auf.

Der Hirte nahm ſie zu ſich ins Haus, um ſie zahm zu machen. Allein es koſtete viele Mühe und Schläge, ſie ſo weit zu bringen, daß man ſie frey im Haus herum gehen laſſen durfte. Sie hatte dicke ſtarke Finger, und konnte mit wenig Mühe Löcher in die Mauern und in die Dächer machen. Und auf den Dächern konnte ſie ſo flink herum laufen, als ein Sperling. Auch konnte ſie

durch ſo kleine Löcher kriechen, daß man es nicht begreiſen konnte, wie es möglich ſey.

Sie entwiſchte oft; und konnte noch nach etlichen Jahren ſo geſchwind laufen, daß ſie auch der ſchnelleſte Menſch nicht einholen konnte. Auch auf Bäume kletterte ſie noch immer faſt ſo geſchwind, als ein Eichhörnchen. Nachher that man ſie in ein Kloſter. Und da ſie auch da wieder etliche Jahre geſeſſen, und faſt keine Bewegung gehabt hatte, konnte ſie doch noch ſo ſchnell laufen, daß ſie auf dem freyen Felde einen Haſen einholen, und lebendig dem zurück bringen konnte, der ſie wegen ihrer Schnelligkeit bewundern wollte.

So viel Mühe man ſich auch mit ihr gab, ſie ſo zahm zu machen, daß ſie ſich des rohen Fleiſches, der Blätter, Zweige und Wurzeln der Bäume enthalten, und mit den Menſchen umgänglich leben möchte; ſo wenig glückte es. Denn ſo oft ſie einen fremden Menſchen ſah, ſchrie ſie ganz entſetzlich. Kam ſie zu einem Teich, ſo ſprang ſie mit allen Kleidern hinein, ſchwamm ganz darin herum, fraß gleich etliche Fröſche auf, und brachte noch etliche, nebſt einigen Fiſchen, mit heraus.

Einſt ſpeiſte ſie bey einem vornehmen Herrn zu Mittag, und da kein Gericht kam, das ihr gefiel, ſtand ſie auf, lief gerades Wegs auf den Teich zu, und kam voller Freuden mit einer Schürze voll lebendiger Fröſche wieder zurück, und theilte ſie unter die Gäſte aus; und da ſie einige nicht in die Hand nehmen wollten, legte ſie ihnen dieſelben auf ihre Teller. Ach, was entſtand da nicht für ein Spek-

takel, da die Frbſche auf Tiſchen und Bänken, und in der ganzen Stube herum hüpften! Da aber die beſorgte Froſch-fängerin ſahe, daß man ihr Geſchenk gering ſchätzte, ſo ſammelte ſie alle gleich wieder zuſammen, und warf ſie auf die Teller und in die Schüſſeln.

Man taufte ſie endlich, und gab ihr den Namen le Blank. Aber auch itzt noch liebte ſie Blut, und rohes Fleiſch. Wo ſie eine Taube oder ein Huhn erwiſchen oder geſchenkt kriegen konnte, biß' ſie ihm gleich den Kopf entzwey, und ſog das Blut ſogleich warm heraus.

Sie war etlichemal ſehr gefährlich krank, litte auch etlichemal ſo großen Mangel, daß ſie ihrer Krankenwärterin auf die Frage, wovon ſie wohl in Zukunft zu leben gedächte, voller Vertrauen auf Gott anwortete: Warum ſollte mich wohl Gott geſucht, von den wilden Thieren weggenommen, und zu einer Chriſtin gemacht haben? Etwa deswegen, daß er mich nun vergeſſen, und für Hunger ſterben laſſen wollte? Das iſt unmöglich. Ich kenne Niemand, als ihn. Er iſt mein Vater. Er wird für mich ſorgen. Im Jahr 1754 ſoll ſie endlich in ſehr kläglichen Umſtänden geſtorben ſeyn.

Noch eins: es giebt dann und wann Leute, die um des Geldes willen allerhand gefährliche Künſte treiben; ſich auf ausgeſpannten Stricken ſchaukeln, ſich an Hals und Kopf, an Armen und Füſſen aufhängen, gefährliche Sprünge thun, und dergleichen: Und man ſieht dieſe Künſte doch wenigſtens einmal in ſeinem Leben gern. Allein einen Menſchen zu ſehen, der einen Hut voll klei-

ne Steine, drey bis vier Pfund Fleiſch, und eben ſo viel Brod auf einmal flink hinter einander her verſchlingen, und noch dazu drey bis vier Quartier oder Maß Bier oder Wein, nebſt einem Quartier Brandwein hinten drein gieſſen, und ſogleich, wenn man es haben will, alles von ſich geben kann, iſt eben nicht ſehr appetitlich. Ich ſah einſt einen ſolchen Vielfraß oder Nimmerſatt. Auch ganze Gläſer konnte er mit den Händen zerdrücken, die Stücke mit den Zähnen zerbeiſſen, und ſodenn verſchlingen.

Nun muß ich euch noch ſagen, liebe Kinder, wie der Menſch innen in ſeinem Leibe ausſieht: Denn wie er auſſen beſchaffen ſey, könnt ihr ja alle Tage an euch ſelbſt gewahr werden. Wer von euch ſollte wohl nicht wiſſen, daß unſer Körper aus einer Menge kleiner und großer Knochen, und aus Fleiſch und Haut und Blut zuſammen geſetzt ſey? Wer von euch ſollte zweifeln, daß wir zween Arme mit zwo gefingerten Händen zum Arbeiten; und zween, an den Fußſolen oder Fußwurzeln, mit Zehen verſehene Füße zum Gehen haben?

Auch iſt Jedermann bekannt, daß wir über den ganzen Leib mit einer zarten Haut umgeben ſind, darin ſich eine Menge Blutgefäſſe und Nerven, und ſo viele Poren oder Schweislöcher befinden, daß zuweilen ganze Tropfen Schweis aus ihnen herausdringen. Daß wir auf dem Kopfe vieles langes Haar; auf den übrigen Theilen des Leibes aber nur hie und da ein kleines, kurzes Härchen ſitzen haben; daß wir eſſen und trinken und ſchlafen, und dies und das thun müſſen, wenn wir immer geſund,

und

und ſtehts fröhlich ſeyn wollen, iſt auch eine bekannte Sache.

Der liebe Gott ſchenkte uns fünferley Werkzeuge, die man die fünf Sinne nennt, und wodurch wir alles, was nahe und auch noch ziemlich weit von uns vorgeht, empfinden, ſehen, hören und riechen.

Durch die Zunge, die voller reitzbaren Nervchen iſt, erfahren wir, ob eine Speiſe oder ein Getränk ſüß oder bitter ſchmecke. Auch dient ſie uns zum Reden und zum Singen, und zum Saugen und Unterſchlingen der Speiſen.

Mit den Augen ſehen wir. Die Augen liegen in einer knöchernen Höhle, und ſind zur äuſſern Bedeckung mit Augenliedern, und zur Verwahrung für Staub und Inſekten, mit haarichten Wimpern verſehen.

Mit den Ohren hören wir. Die Ohren ſind knorpelichte Schalen, mit denen die bewegte Luft oder der Schall aufgefangen wird, damit wir alles um uns hören können.

Mit der Naſe riechen wir. Die Naſe iſt oben beinicht, und unten knorpelicht, und in der Mitte durch eine Scheidewand in zween Gänge oder Löcher getheilt. In dieſen Löchern iſt eine Schleimhaut befindlich, die voller kleiner Nervchen iſt, durch die wir die feinſten Dünſte gewahr werden, ſie mögen nun wohl, oder übel riechen.

Daß wir im Munde Zähne haben, wiſſet und ſehet ihr. Ob ihr aber auch wiſſet, wie viel der Menſch Zähne habe, zweifle ich. Nun wie viel meint ihr wohl? Gewöhnlich hat oder bekömmt der Menſch zwey und dreyßig

Zäh=

Zähne: Nämlich acht Schneidezähne; und vier Augenzähne oder ſogenannte Hundszähne; und ſechzehn Backenzähne; und vier ſogenannte Weisheitszähne.

Von den acht breiten Scheidezähnen ſtecken mitten in jedem Kiefer oder Kinbacken vier, vier oben, und vier unten. Dieſe acht Zähne kommen bey den Kindern nicht eher, als im ſiebten Monat ihres Lebens zum Vorſchein, und zuweilen brechen ſie erſt gegen das Ende des erſten Jahrs hervor. — Dicht an dieſen Schneidezähnen ſtehen die vier ſpitzigen Hundszähne, auch wieder in jedem Kiefer zween, zween im obern, und zween im untern. Dieſe vier Hundszähne brechen in dem neunten oder zehnten Monat hervor. Auf dieſe Hundszähne folgen die ſechzehn höckerichte Backenzähne, davon acht in der obern, und acht in der untern Kinnlade ſtehen. Dieſe erſcheinen gegen das Ende des erſten Jahrs, oder doch bald im Anfang des zweyten Jahrs der Kinder. — Endlich kommen die ſogenannten vier Weisheitszähne, die man nicht gleich in den erſten zwey, drey oder vier Jahren bekömmt, ſondern viel ſpäter, und oft erſt im zwölften, im ſechzehnten, im zwanzigſten Jahr; und viele Menſchen bekommen ſie gar nicht, und haben alſo nur acht und zwanzig Zähne.

Die Schneidezähne, die Hundszähne, und die vier erſten Backenzähne fallen den Kindern vom fünften bis aufs achte Jahr wieder aus. Sie werden aber allemal bald wieder durch neue erſetzt.

Ach, wie viel Schmerzen ſteht nicht mancher Menſch aus, bis er alle ſeine Zähne bekömmt! Und wie ſehr wird nicht oft mancher gequält, bis er wieder einen und den andern davon verliehrt! Um immer gute weiſſe Zähne zu haben, muß man ſie oft mit friſchen Waſſer ausſpühlen, nicht darin herum ſtechen, nicht allzuwarm eſſen und trinken, und weder Nüße, noch andere harte Dinge damit aufknacken. Hütet euch alſo, ſo gut ihr könnt, für Zahnſchmerzen, denn es ſind recht ſehr arge Schmerzen!

Nun, wie ſieht denn alſo der Menſch in ſeinem Leibe aus? Der Kopf ruhet auf einer Säule von vier und zwanzig Wirbeln, welche zuſammen der Rückgrad genannt werden. Jeder Wirbel beſteht aus einem runden Knochen, an denen die zwölf Rippen, die das Gewölbe der Bruſt ausmachen, feſt ſitzen. Sieben von dieſen Wirbeln werden zum Halſe, zwölf zum Rücken, und fünf zu den Lenden gerechnet.

Durch dieſe vielerley Knochen und Rippen hat der liebe Gott für die Sicherheit der Lunge, des Herzens, und der übrigen Eingeweide, und für den Platz der Därme und der Blaſe geſorgt. Denket einmal, jeder Menſch hat an ſeinem Leibe ohngefähr zweyhundert und ſechs und ſechzig Stück große und kleine Knochen, die alle ihre beſtimmte und nothwendige Verrichtung haben.

Die fleiſchichten Theile unter unſerer Haut, womit die Knochen überzogen ſind, beſtehen aus einer Menge langer dünner Faſern, die faſt alle dazu da ſind, daß wir uns bewegen können.

Im

Im Kopfe liegt das Hirn, das faſt eben ſo ausſieht, wie das Hirn eines Lammes oder eines Kalbes. Der Menſch hat durch ſeinen Leib eine große Menge Nerven, die alle im Kopfe zuſammen kommen, und gleichſam daſelbſt anzeigen, was bey ihnen vorgegangen ſey. Wenn daher eine ſolche Nerve verletzt, oder auch nur gereizt wird, ſo empfinden wir es ſogleich im Kopfe. Leidet die kleine Zehe, ſo leidet der Kopf mit. Man muß ſich alſo hüten, daß kein Theil des Leibes, und am wenigſten der Kopf beſchädiget werde. Man glaubt auch, daß im Kopf der Sitz der Seele ſey.

Der **Magen** liegt in dem obern Theil der Bauchhöhle, ohngefähr in der Mitte unter der ſogenannten Herzgrube. Er iſt länglicht rund, und gewöhnlich ſo groß, als ein kleiner Kindskopf; doch giebts auch erwachſene Perſonen, die merklich kleinere; und auch welche, die viel größere Mägen haben. Der weiteſte Theil des Magens, wo nämlich die Speiſeröhre in ihn geht, liegt an der linken Seite. Sobald die Speiſen im Magen ſind, vermiſchen ſie ſich mit dem Magenſchleim, und werden allmählich warm und weich, und mit einander ſo vermiſcht und gekocht, daß ſie ohngefähr nach zwo Stunden gleichſam in einen Brey verwandelt werden. Und nun geht die ganze Speiſemaſſe in die Gedärme, darin ein Theil Blut, und der andere Säfte zur Erhaltung des Lebens werden; der andere Theil aber als Auswurf wieder abgeht.

Links neben dem Magen liegt das Milz, und ein Theil des Netzes. Und oben über dem Milze liegt die Leber mit der Galle, die zur Verdauung der Speiſen ſehr viel beyträgt.

Das Blut bewegt ſich in den Adern durch den ganzen Leib in einem Kreislauf. Und die Werkzeuge dieſer Bewegung ſind die Bruſt oder das Herz und die Lunge.

Das Herz liegt faſt gerade da, wo die Rippen ein Ende haben, und beſteht aus einer kleinen länglicht runden ausgehöhlten Muskel. Das ſogenannte Herzklopfen wird jedem leicht ſagen, wo das Herz liege. Das Herz hat vier Höhlen oder Gefäſſe, davon je zwey eine Herzkammer ausmachen, welche die rechte und die linke Herzkammer genannt werden. Und dieſe vier Gefäſſe ſind zwo Pulsadern, und zwo Blutadern. Die Blutadern haben, vermittelſt zwoer hohlen Muskeln, die man wegen ihrer Geſtalt Herzohren nennt, mit dem Herzen Gemeinſchaft. Dieſe Herzohren preſſen das Blut, das ſie aus den Blutadern empfangen, mit Gewalt in das Herz hinein. Die vordere Blutader, die in die rechte Herzkammer tritt, heißt die Hohlader, die andere aber die Lungenader. Die vordere Pulsader hingegen wird die Lungenpulsader, und die andere die groſſe Schlagader genannt.

Dies künſtliche Druckwerk dient allein dazu, den Kreislauf des Bluts zu befördern. Und dies geht ſo zu. Die Hohlader bringt aus allen Theilen des Leibes eine Menge Blut herbey, und ſtürzet ſolches in die rechte Herzkammer. Von hieraus kömmt es durch die Lungen-

puls-

pulsader in die Lunge, und zugleich auch durch die Lungenblutader in die linke Herzkammer. Sodenn geht es durch die groſſe Pulsader wieder weiter, bis es nun an den äuſſerſten Enden durch unzählige Blutadern aufgenommen, und endlich wieder durch die Hohlader in das Herz gebracht wird. Das Herz öfnet ſich hiebey immer, und drückt ſich ſodenn wieder zuſammen. Und dieſe Bewegung nennt man das Herzklopfen. Man weiß ſo ziemlich gewiß, daß ſich das Herz bey einem geſunden Menſchen, in vier und zwanzig Stunden gegen hundert tauſendmal bewegt. Und ſo muß man alſo in einer Minute ohngefähr ſiebzig Pulsſchläge zählen können.

Man glaubt, daß ein erwachſener geſunder Menſch fünfzig Pfund Blut habe. Und alles dies Blut kann, ob es gleich in einem Kreiſe von vier und ſiebzig Ellen herumlaufen muß, in einer Viertelſtunde einmal durch das Herz flieſſen.

Die, in dem Leibe, aus den Speiſen bereiteten Säfte, ſehen erſt alle milchicht aus, werden aber gröſtentheils durch die Lungen roth gemacht, und Blut genannt.

Die Lungen beſtehen aus zween, an einander ſtehenden, ſchwammichten Lappen, die die rechte und linke Bruſthöhle ausfüllen. Jeder Lappen beſteht aus einer Menge Bläschen, die ſich durch die Einathmung der Luft alle Augenblicke öfnen, und wieder ſchlieſſen müſſen. Die Einathmung der Luft iſt uns zum Leben nothwendig; denn wer nicht mehr Athem holen kann, muß ſterben.

Bey dem Umlaufe des Bluts werden allenthalben in dem Leibe gewiſſe Feuchtigkeiten abgeſondert, die entweder zur Nahrung und zum Wachsthum, oder auch zu andern Abſichten dienen. Viele von dieſen Feuchtigkeiten dünſten wir aus, und viele gehen als Urin von uns.

Die Nieren liegen in der rechten und linken Seite des Rückgrads. Sie empfangen von der groſſen Pulsader, und von der untern Hohlader, gewiſſe Aeſte, die man die ausmelkende Gefäſſe nennt, weil daſelbſt das dünne Blut von dem dicken abgeſondert wird. Der äuſſere Theil der Nieren beſteht aus ſchlangenförmig gewundenen Gefäßchen, die ſich in Wärzchen endigen, aus denen der Urin in die Höhlung der Nieren, und von dieſen endlich durch beſondere Harngänge in die Blaſe, und von dieſer völlig von dem Menſchen abgeht.

Nun noch ein paar Worte von **Zwergen, Rieſen** und **Mißgeburten.**

Der Erzherzog Ferdinand von Oeſterreich hatte einen Zwerg, der nur drey Spannen lang war.

Im Jahr 1760 ſahe man in Paris einen jungen Polacken von zwey und zwanzig Jahren, der nicht viel über eine Elle hoch war. — Sein älterer Bruder war ohngefähr fünf viertel Ellen; und ſeine ſechsjährige Schweſter nicht völlig eine Elle hoch.

Zu Amſterdam ließ ſich im Jahr 1751 ein ſechs und zwanzig jähriger Bauer ſehen, der ohngefähr drey viertel Ellen lang war.

Der

Der vorhin genannte Erzherzog Ferdinand von Oeſterreich hatte einen Hayducken, der über fünf Ellen lang war.

Herzog Johann Friedrich zu Hannover hatte einen Trabanten, der über vier Ellen lang war.

Zuweilen werden auch Menſchen mit allerhand Flecken, und mit mehrern oder wenigern Gliedern gebohren, als ſie haben ſollten. Auch hat man Beyſpiele, daß zwey Kinder an einander gewachſen auf die Welt gekommen ſind, die gegeſſen und getrunken, herumgegangen, geredet und gearbeitet, und mehrere Jahre ſo ziemlich glücklich gelebt haben.

Ein neugebohrnes Kind wiegt gewöhnlich acht, zehn bis fünfzehn Pfund. Und ein erwachſener Menſch erreicht ohngefähr eine Schwere von hundert und zehn, zwanzig, dreyßig bis vierzig Pfunden.

Zuweilen giebt es aber auch viel ſchwerere Menſchen. So reiſte vor etlichen Jahren ein Engländer durch die Schweitz, der fünfhundert und fünfzig Pfund ſchwer war.

Ein anderer Engländer, der im Jahr 1724 in einem Alter von neun und zwanzig Jahren ſtarb, hatte fünf Ellen im Umkreis, uud wog fünfhundert und achtzig Pfund.

Im Jahr 1565 ſtarb zu Durlach in Schwaben der Stadteinnehmer, deſſen Körper ſechs Zentner gewogen haben ſoll.

Im Jahr 1750 ſtarb in England ein Kaufmann von neun und zwanzig Jahren, der fünfhundert und ſieben und fünfzig Pfund ſchwer, und ſo dick war, daß ſich ſieben erwachſene Perſonen zuſammen in ſeine Weſte einknüpfen konnten.

Wie alt der Menſch werde, kann man ſo genau nicht ſagen. Einer ſtirbt früh, der andere ſpät. Der eine ſtirbt als Kind, der andere als Knabe, der dritte als Jüngling, der vierte als Mann, der fünfte als Greis. Und ein Greis muß doch wenigſtens ſechzig, ſiebzig oder achtzig Jahr alt ſeyn. Neunzigjährige Greiſe ſind ſelten. Und hundert Jahre und drüber erreicht unter zehn tauſend Menſchen kaum einer. — Der junge Menſch kann ſterben, und der alte muß ſterben. Mancher Menſch verkürzt ſich auch ſein Leben durch Unmäſſigkeit im Eſſen und Trinken, und Freud und Leid, und durch allerhand närriſche und ſtrafbare Gewohnheiten.

Die Menſchen der erſten Welt, das heißt, die Menſchen von Adam bis auf Noa, wurden faſt alle über neun hundert Jahre alt. Adam lebte neun hundert und dreyßig Jahre. Und Methuſalah, der am längſten unter allen Menſchen lebte, erreichte ein Alter von neun hundert und neun und ſechzig Jahren. Nach der Noachitiſchen Ueberſchwemmung aber nahm das Alter der Menſchen ſchon merklich ab. Abraham ſtarb in einem Alter von hundert und fünf und ſiebzig Jahren. Und zu Moſis Zeit dauerte das gewöhnliche Lebensziel der Menſchen nur noch höchſtens hundert und dreyßig Jahre.

Al-

Allein auf ſeiner Reiſe mit den Kindern Iſrael nach dem Lande Kanaan ward das Alter ſchon ziemlich abgekürzt. Und deswegen klagt Moſe auch: (*) Unſer Leben währt ſiebzig Jahr; und wenn es hoch kömmt, ſo ſind es achtzig Jahr; und wenn es köſtlich geweſen iſt, ſo iſts Mühe und Arbeit geweſen.

* * *

Nicht wahr, ich darf das Thierreich nicht ſchließen, ohne euch was von

dem Kraken

erzählt zu haben? Nun ſo höret einmal zu, was ich von ihm in den Reiſebeſchreibern geleſen habe. (**)

Das Wunderthier Kraken hält ſich, ſagt man, im Nordmeer zwiſchen Schotland, Norwegen und Island auf, und ſieht einer Inſel weit mehr ähnlich, als einem Thier, ſo daß der große Grönländiſche Wallfiſch nur eine Katze gegen ihn iſt. Er ſoll eine Art Polype ſeyn, und in der äußern Geſtalt viel einer Spinne gleichen, und mit einer großen Menge von Baumdicken Arm- und Fühlhörnern verſehen ſeyn. Er ſoll auf dem Grund des Meers wohnen, und nur im Sommer bey ſtiller Witterung, und zwar jeden Sommer nur einmal, bis auf die Oberfläche

(*) Im neunzigſten Pſalm, im zehnten Vers.

(**) Siehe Pontoppitans Geſchichte von Norwegen, Theil 2 Seite 394 ꝛc. Ich halte dieſe Krakengeſchichte des Pontoppidans für eine wahre Fabel. Denn kein einziger neuerer glaubwürdiger Fiſcher oder Reiſebeſchreiber ſagt was davon.

des Meers, mit ſehr langſamen Schritten gerade in die Höhe herauf kommen.

Derjenige Theil ſeines Rückens, der alsdenn über dem Waſſer hervorragt, ſehen ſagt man, einer Inſel ähnlich, die mit Gras und Dreck, mit Fiſchen und Baumhohen Armen und Fühlhörnern, die wie Maſtbäume in die Höhe ſtehen, bedeckt ſey, und eine halbe Stunde im Umfange habe. Und was mag wohl dieſes Ungeheuer zu dieſem Spatziergange bewegen? Vielleicht die Erhaſchung ſeiner Nahrung? Denn man glaubt, es freſſe ſich bey dieſer Gelegenheit auf ein ganzes Jahr ſatt. Um aber gewiß einen recht feſtlichen Schmaus halten zu können, entledige es ſich ſeines Unraths, der das Waſſer trübe mache, und für die Fiſche einen ſo angenehmen Geruch habe, daß ſie auf allen Seiten in Menge herbey ſchwimmen. Und nun öfne es ſeinen Rachen, und verſchlinge ſie meiſt alle Habe es ſeinen großen Wanſt gefüllt, ſo ſinke es wieder ganz langſam in den Abgrund hinunter, und verdaue nun an ſeinem Raub ein ganzes Jahr. — Es iſt eine Fabel, daß es einen ſolchen Kraken gebe.

Das

Das Steinreich

oder Mineralreich enthält alle diejenigen Körper, welche wachſen, aber nicht leben, und ſich nicht von einer Stelle zur andern bewegen können, wie die Steine, die Erden, die Salze und die Metalle ꝛc.

Um nun kurz und deutlich von dieſem Steinreich reden zu können, wollen wir die darin vorkommenden Dinge in Sieben Kapitel theilen. Im erſten Kapitel wollen wir von den Erden; im 2ten von den Steinen; im 3ten von den Salzen; im 4ten von den Erdharzen; im 5ten von den Halbmetallen; im 6ten von den Metallen; und im 7ten von den zufälligen Mineralien reden.

Die Erden

ſind fünferley, Stauberden; kalkartige Erden; gipsartige Erden; thonartige Erden; und glasartige oder kieſelartige Erden.

Stauberden nennt man diejenigen Erden, die aus ſtaubichten Theilen beſtehen, ſich leicht zerreiben, im Feuer nicht verhärten, und weder zu Kalk, noch zu Gips brennen laſſen. Und dazu gehören wieder fünferley Erden, Gartenerde oder reine Dammerde, Sumpferde oder Moorerde, Farbenerde, Holzerde oder Gewächserde, und Thiererde.

Die Gartenerde oder reine Dammerde iſt ſchwarz, locker und fett, und zieht das Waſſer an ſich.

 Die

Die Sumpferde oder Moorerde iſt ſchwarz, und hat ihren Namen von Sümpfen und Moräſten, wo man ſie findet.

Die Farbenerden ſind von mancherley Farben: Es giebt gelbe, blaue, grüne, rothe und braune Farbenerden Keine davon iſt ganz rein, und viele ſind auch thonicht und haben ihre Farben von beygemiſchten metalliſchen Theillen; denn von Golde werden ſie roth, vom Kupfer blau oder grün, und vom Eiſen roth oder gelb gefärbt. Reiniget oder wäſcht man nun dergleichen farbichten Thon von den darin ſteckenden fremden Theilen, und vornehmlich vom Sande, ſo bekömmt man die reinen ſogenannten Farbenerden, die die Maler, nicht aber die Färber, gebrauchen können. — Der Ocker iſt eine dunkelbraune, oder eine zarte gelbe Erde.

Die Holzerde oder Gewächserde iſt noch eine unvollkommene Erde, und entſteht von verfaultem Holz, und von verfaulten Pflanzen.

Die Thiererde iſt auch eine unvollkommene Erde und entſteht von verfaulten Thieren.

Kalkartige Erden ſind diejenigen, die im Feuer zu Kalk werden, wie die Kreide, die Mondmilch, und die Mergelerde.

Die **Kreide** iſt eine verhärtete Art weiſſer Thon, oder eine harte weiſſe Erde oder weicher Stein, der aus ſtaubichten mehlichten Theilchen beſteht, die ziemlich dicht zuſammen hängen, und abfärben. Die feine Kreide iſt ſchneweiß; die grobe und gemeine hingegegen iſt etwas gelblicht.

licht. Man gebraucht die Kreide in der Haushaltung zum Schreiben und Malen. Sie hat ihren Namen von der Insel Kandia, die ehedem Kreta genannt wurde, weil es daſelbſt viele Kreide giebt, und vermuthlich damals von hier weggenommen, und als die erſte Kreide nach Europa gebracht worden ſeyn wird. Itzt giebts faſt allenthalben, und auch in Deutſchland genug Kreide. — Es giebt auch ſchwarze Kreide.

Die Mondmilch iſt eine feine weiſſe Kalkerde, die ſich in den Höhlen und Felſenrizen und Steinklüften findet, und aus mehlichten lockern Theilen beſteht, und ſo leicht, wie ein Schaum iſt, daher man ſie auch Schaumerde nennt. Doch nennt man die etwas ſchwerere Mondmilch Steinmark. Man nennt die Mondmilch auch Bergmehl und Himmelmehl, weil ſie von armen und unwiſſenden Leuten ſchon oft für ein ordentliches Mehl gehalten, und von ihnen verkocht und verbacken, und zum Nachtheil ihrer Geſundheit gegeſſen worden iſt. — Die Mergelerde beſteht aus mehlichten lockern groben Theilchen von verſchiedener Farbe. Man findet ſie häufig in Deutſchland auf Aeckern und Wieſen bey Quellen und ausgetrockneten Moräſten. Man düngt das Land damit, und gebraucht ſie auch zum Vermauern.

Die Gipsartigen Erden werden im Feuer zu einem Pulver, das, mit Waſſer angefeuchtet, in etlich Stunden ſteinhart wird, und Gips heißt.

Und

Und hierzu gehört die Spatherde, welche aus Blät-terichten, ſchimmernd weiſſen, rauh anzufühlenden Theil-chen beſteht.

Die Thonartigen Erden werden im Feuer hart. Es gehören dazu die Leimerde oder der Leim, die Thonerde, der Bolus, die Seifenerde, und der Trippel.

Der Leim iſt zäh, und mit vielem Sand vermiſcht, läſt ſich kneten, und in allerhand Geſtalten bilden, und zerfällt nicht, wenn er getroknet, und zu einem Stein gebrannt worden iſt. Man theilt ihn in gelblichten und röthlichten Leim ein. — Der gelblichte Leim hat nicht viel thonichtes in ſich, und wird zum Bauen und Ver-kleben gebraucht. — Der röthlichte Leim iſt fetter, als der gelblichte, und wird zum Ziegelbrennen gebraucht, und heißt deswegen auch Ziegelerde oder Ziegelleim.

Die Thonerde iſt zäher und reiner, als die Leimer-de, von weiſſer, gelber, rother, ſchwarzer, grüner und grauer Farbe, läßt ſich weich anfühlen, auf der Scheibe drehen, und im Feuer hart brennen, und dazu gehören der Pfeifenthon, der Töpferthon und die Porzellanerde. Iſt der Thon weiß und ohne Kalkerde, ſo nennt man ihn Porzellanerde. Je reiner und weiſſer nun dieſer Thon iſt, deſto beſſer wird auch das Porzellan. Ey, wenn iſt wohl das Porzellanmachen in Europa erfunden worden? Im Jahr 1702. Und von wem? Von einem teutſchen Apo-theker, mit Namen Bötcher. In Kurſachſen erfand und machte er es. Und nach ſeinem Tod machte man es im-mer noch beſſer und feiner, bis endlich das trefliche Meiß-

ni-

niſche Porzellan nach und nach entſtehen konnte. (*) Nachher aber machte man auch in Berlin, auf dem Schloß Fürſtenberg im Herzogthum Braunſchweig-Wolfenbüttel, in Gotha und in Wien ꝛc. herrliches ächtes Porzellan. — Zu den Tabakspfeifen nimmt man den weniger weiſſen, und faſt blauen Thon; und der Töpfer kann aus jedem Thon ſein Geſchirr machen. Je feiner freylich ſein Thon iſt, deſto ſchöner und dauerhafter werden auch ſeine Teller und Schüſſeln. Und damit ſie beſſer ausſehen, und auch etwas dauerhafter werden, überſchmiert er ſie halb oder ganz mit einer glasartigen Materie, und nennt ſie nun glaſirtes Geſchirr. Einiges bemahlt man auch, und nennt es Fajance oder unächtes Porzellan.

Der Bolus iſt fett, zäh und klebricht, wird im Waſſer weich, und im Feuer hart, und ſieht gemeiniglich roth aus; doch giebts auch weiſſen Bolus. Der beſte reinſte rothe Bolus wird Siegelerde oder Arzneyerde, lateiniſch Terra Sigillata genannt, und in den Apotheken zu allerhand Dingen gebraucht. — Auch der bekannte Röthel oder Rothſtein iſt eine Art Bolus.

Die Seifenerde ſieht weiß, grau oder gelblicht aus, iſt zäh, und wird im Waſſer weich. Man bedient ſich ihrer,

(*) Die ganze Geſchichte der Porzellankunſt ſteht in Herrn Profeſſor Beckmanns Anleitung zur Technologie. Schaft ſich ein Lehrer dies trefliche Buch an, ſo iſt er im Stande, ſeinen Eleven hundert nützliche und angenehme Dinge zu ſagen. — Auch in deſſen Naturgeſchichte, daraus ich dieſen Abſchnitt gezogen habe, werden ſie viel Wichtiges für ſie finden.

rer, Oel und Fett, und andere ſchmutzige Flecken aus wollenen Tüchern heraus zu waſchen. Und eben deswegen heißt ſie auch Seifenerde, weil Seifen und Waſchen einerley iſt. Iſt ſie mit Kalkerde vermiſcht, ſo dient ſie zum Walken, und heißt Walkererde. Hat ſie aber keine Kalkerde bey ſich, ſo nennt man ſie Waſchthon oder Bleicherleim.

Der Trippel iſt zäh und mager, und von weiſſer, grauer oder gelblichter Farbe, und wird zum Polieren des Glaſes und des Metalls, und vieler andern Dinge gebraucht.

Die **Glasartigen** oder **Kieſelartigen Erden** werden im Waſſer nicht weich, und im Feuer weder hart, noch zu Kalk oder Gips, ſondern ſchmelzen zu einem durchſichtigen Glas. Es gehören dazu der Staubſand und der Steinſand.

Der Staubſand beſteht aus lauter kleinen weiſſen Quarztheilchen, und hängt nicht zuſammen. Sind die Körner aber groß, ſo nennt man ſie Kieſel.

Der Steinſand beſteht aus lauter kleiner Körnchen von weißlichter oder gelblichter Farbe. Dieſen kleinen Sand gebraucht man zum Streuen und Mauern; und die groſſen, nämlich die Kieſelſteine, zum Pflaſtern, und beyde zum Glasmachen. — Das Glas macht man von Sand, Kieſeln, Quarz, Gips, Kreide, Salz, Salpeter, Kalk und Aſche. Bouteillen und Wein- und Biergläſer werden geblaſen; Scheiben und Spiegel aber werden gegoſſen. Je weiſſer der Stein oder der Sand iſt, deſto weiſſer

und

und feiner wird das Glas. Graue Kieſel geben nur grünes ſchlechtes Glas. Und will man blaues, gelbes oder rothes Glas haben, ſo muß man die Glasmaſſe mit blauer, gelber oder rother Farbe vermiſchen, ehe man was davon macht. Einiges Glas wird auch geſchnitten oder geſchliffen. Die Erfindung des Glaſes iſt uralt. Zu Hiobs Zeiten war das Glas ſo theuer, als Gold. Die Phönizier hatten zu Sidon viele Glashütten; und die Aegipter zu Alexandrien auch. Da Aegipten von den Römern erobert wurde, ſo kam auch nach Italien Glas. Bald nach Chriſti Geburt machte man ſchon in Spanien und Gallien, dem heutigen Frankreich, vieles Glas; und im dritten Jahrhundert gab es ſchon Glasfenſter daſelbſt. Und ſo gieng es immer ein wenig beſſer; bis endlich faſt in allen Gegenden der Welt, wo nicht ſelbſt Glas gemacht, doch wenigſtens welches verbraucht wurde.

Die Steine

ſind ſehr harte Körper, die im Waſſer nicht weich werden, und im Feuer nicht brennen; ſich aber doch darin in Glas oder Kalk verwandeln laſſen. Es giebt fünferley Steine, ſtaubartige; kalkartige; gipsartige; thonartige; und glasartige Steine.

Die Staubartigen Steine beſtehen aus Staubërde, und ſind theils Schiefer, theils Säulenſteine.

Die Schiefer ſind nichts anders, als verhärteter Thon, der mehr oder weniger hart, fein oder grob, ſchwarz, grau und blau iſt, und in dünne Platten zertheilt

theilt werden kann. Es giebt Dachſchiefer und Tafelſchiefer. Der Dachſchiefer wird zu Dächern ſtatt der Ziegeln gebraucht, und ſieht grau oder dunkelblau aus. — Der Tafelſchiefer wird zu Tiſchen und Rechentafeln gebraucht, und ſieht ſchön ſchwarz aus. Der feinſte Tafelſchiefer dient auch zu Probirſteinen und zu Wetzſteinen. Hie und da ſteckt auch Silber im Schiefer. Und wie viele Schiefertafeln findet man nicht, worauf die ſchönſten ſchwarzen Dendriten oder Bäumchen eingewachſen ſind?

Die Säulenſteine oder Baſalte haben meiſtentheils eine Säulenförmige viereckichte Geſtalt, und liegen und ſtehen häufig auf der Oberfläche der Erden herum.

Die Kalkartigen Steine, die im Feuer zu Kalk werden, ſind der Kalkſtein, der Marmor, der Kalkſpath der Dukſtein, der Tropfſtein und der Mergelſtein.

Der Kalkſtein ſieht gemeiniglich weißlicht grau aus, und läßt ſich nicht polieren. Im Waſſer zerfällt er, ſchwellt auf, erhitzt ſich, und wird, mit Sand vermiſcht, ſehr hart. Weil er nicht hart iſt, ſo findet man auf ihn allerhand niedliche Dendriten, nämlich die Bilder von Bäumchen, Fiſchen, Schnecken und Muſcheln abgedrückt.

Der Marmor läßt ſich polieren, und hat allerhand herrliche Farben. In Italien giebts den ſchönſten Marmor.

Der Kalkſpath iſt weiß, und wird hie und da blos zu Silberſand zerſchlagen oder gebrannt. Der ſchönſte weiſſe, Kalkſpath wird auch Criſtal genannt. Er hat vier bis ſechs, und auch wohl noch mehrere Ecken.

Der

Der Dukſtein oder Tufſtein iſt rauch, leicht und löcherict, und wird in den Häuſern verbaut.

Der Tropfſtein hat vielerley Geſtalten und Farben. Er glänzt, und entſteht in den Höhlen von den herabtröpfelnden Waſſertropfen.

Der Mergelſtein beſteht aus zuſammen gebackenem Mergel, zerfällt in freyer Luft, und läßt ſich zu Kalk brennen.

Die Gipsartigen Steine werden im Waſſer nicht weich, aber im Feuer zu Gips. Es gehören dazu der Gipsſtein, der Alabaſter und der Gipsſpath.

Der Gipsſtein iſt weiß, und wird, wenn er gebrannt iſt, zu allerhand Bildern und Statuen verarbeitet. Und in den Häuſern übertüncht man die Decken damit, und bildet auch allerhand erhabene Figuren daraus. Diejenigen Leute, die dieſe Arbeiten thun, heiſſen Stuckatur-Arbeiter.

Der Alabaſter iſt weiß oder grau, läßt ſich ſchön polieren, und zu allerhand Gefäßen und Bildern verarbeiten. Auch Tiſchblätter, Kalk und Glas giebt er.

Der Gipsſpath iſt weiß, grau oder ſchwarz. Der weiſſe wird unſrer lieben Frauen-Eis, Marienglas oder Frauenglas genannt. In Rußland wird er in große dünne Blatten geſpalten, und zu Fenſterſcheiben gebraucht.

Die Thonartigen Steine, die im Waſſer nicht weich, und im Feuer hart werden, ſind der Seifenſtein, der Asbeſt, der Talk, der Glimmer und der Thonſtein.

Der Seifenſtein iſt fett und ſchlüpfrig, und wie Seife anzufüllen, läßt ſich ſchaben, ſchneiden, drechſeln und polieren. Es gehören dazu der Schmerſtein, der Rothſtein, der Speckſtein, der Tropfſtein, der Serpentinſtein, und der Lendenſtein. — Der Schmerſtein oder die ſpaniſche Kreide iſt weiß und weich, und wie Unſchlitt anzufüllen. Es giebt auch ſchwarzen Schmerſtein. — Der Rothſtein iſt weich und roth, färbt ab, und wird auch Röthel genannt. — Der Speckſtein iſt auch fett anzugreifen, etwas durchſichtig und hart, und von mancherley Farben. — Der Topfſtein iſt undurchſichtig und hart, und wie Seife anzufüllen, und von allerhand Farben. Man ſchneidet und drechſelt aus ihm allerhand Töpfe und Gefäſſe, und daher bekam er auch ſeinen Namen. — Der Serpentinſtein iſt eben ein ſolcher Stein, von ſchwärzlichter und grünlichter, auch ſchwarz- und rothgefleckter Farbe, und wird zu Büchſen, Tiſchen und Bildern, und zu vielen andern niedlichen Dingen gedrechſelt. — Der Lendenſtein iſt durchſichtig und hart, und von blaugrüner Farbe, er kömmt aus Indien, und ſoll für Steinſchmerzen helfen.

Der Asbeſt oder Amiant oder Bergflachs oder Steinflachs ſieht faſt wie faules Holz, weißgrau, grünlicht und röthlicht aus. Man kann eine Art Flachs daraus machen, den man ſpinnen, und zu Leinewand verweben, oder zu Mützen und Geldbeuteln verſtricken kann. Man zerſchlägt ihn nämlich in lange Stücke, legt ihn in warmes Waſſer, und theilt ihn mit den Fingern in ſo

viel

viel Faden, als möglich. Nach einem ſiebentägigen Waſchen legt man die Faden auf einem Sieb in die Sonne. Nun nimmt man zween Kämme, befeſtigt ſie wo, gebraucht ſie ſtatt eines Spinnrockens; und ſpinnt nun flink drauf los. Damit aber die Spinnerin ihre Finger nicht wund ſpinne, taucht ſie ſie öfters in Oel, ſiehe oben Seite 62. (*)

Der Talk ſieht gelb, weiß und grün aus, iſt hart und von allerhand Figuren. Man gebraucht ihn zur Schminke.

Der Glimmer beſteht aus dicht über einander liegenden Blättern, läßt ſich ſpalten, und wird, wenn er weiß und durchſichtig iſt, Rußiſch Marienglas genannt.

Der Thonſtein ſieht weißlicht oder grau aus, und wird auch Trippel genannt.

Die Glasartigen Steine werden im Waſſer nicht weich, und geben Glas und Feuerſteine. Und dies ſind der Quarz oder Kies, die Edelſteine, der Cryſtal. der Hornſtein, der Flußſpath, der Sandſtein und der Felſenſtein.

Der Quarz- Kies oder Kieſel iſt weiß, hat allerhand Figuren, und zerbricht in eckichte glänzende Stücke.

Die Edelſteine ſind die beſten die koſtbarſten Steine in der Welt. Sie haben allerhand herrliche Farben, und heiſſen Diamant, Topas, Chryſolit, Hiazint, Kar-

Ddd 2 fun-

(*) Noch mehr Nachricht vom Asbeſt giebt Anderſon in ſeinen Nachrichten von Grönland, Seite 165 in der Note. Vide Plinii hiſtor. natur. Lib. 19. Cap. 1. Lib. 36. Cap. 19. Lib. 27. Cap. 10.

funkel, Rubin, Balais, Granat, Amethiſt, Saphir, Opal, Beril und Smaragd.

Der Diamant iſt der beſte und theuerſte unter allen Edelſteinen. Er iſt ſchön weiß und ſo klar und durchſichtig, wie das reinſte Waſſer, und glänzt ſehr prächtig. Man nennt die Edelſteine auch Juwelen. Und die Leute, die damit handeln, heiſſen Juwelier. Und dieſe Juwelier theilen die Diamanten nach ihrer Schönheit, Schnitt und Politur, in Brillanten, Roſenſteine oder Rauten, und Tafelſteine ein. Die beſten kommen aus dem Orient, und aus Braſilien. Sie ſind ſehr theuer. Nur ein linſengroſſer koſtet wenigſtens fünf bis ſechs Thaler; und einer von der Gröſſe eines Fingerhuts koſtet gewiß mehr als hundert tauſend Thaler.

Der Topas iſt goldgelb, und glänzt ganz vortreflich: Doch giebt es auch blasgelbe und braune Topaſe. Die beſten kommen aus Indien. In Böhmen, Schleſien und Meiſſen giebts auch welche. — Der Chryſolith ſieht grüngelb aus, und wird im Orient, aber auch in Deutſchland gefunden.

Der Hiacinth ſieht röthlichgelb aus, iſt halbdurchſcheinend, und kömmt aus Indien und Deutſchland. — Der Spinel iſt dunkelroth, und eine Gattung von Rubin, daher er auch Rubin-Spinel genannt wird. Der gemeine Mann heißt dieſen Edelſtein Karfunkel. Denn ehedem nannte man alle diejenigen rothen Steine Karfunkel, die einen feurigen Glanz hatten: Und darunter waren vorzüglich die Rubinen und die Granaten.

Der

Der Rubin iſt ſchön roth und durchſichtig. Er iſt, nach dem Diamant, der ſchönſte und theuerſte Edelſtein. — Der Balais iſt blaßroth und faſt fleiſchfarbig. — Der Granat iſt dunkelroth. Die groſſen kommen aus dem Orient, die kleinen aber giebts häufig in Böhmen. — Der Amethiſt hat eine violette und röthlichtblaue Farbe. — Der Saphir hat eine Himmelblaue; der Opal aber eine milchblaue Farbe. — Der Beril ſieht graubläulicht; und der Smaragd grün aus. Der Smaragd iſt ein ſehr ſchöner Stein.

Der Cryſtal ſieht einem Edelſtein ähnlich, hat entweder eine ſäulenförmige, oder eine pyramidaliſche ſechseckichte Geſtalt. Der reine weiſſe Cryſtal wird Bergcryſtal, und der ſchwärzlichte ſchwarzer Cryſtal genannt.

Der Hornſtein iſt nicht ſonderlich hart, und heißt blos ſeiner Farbe, und ſeines unächten Glanzes wegen ſo. Es gehören dazu der gemeine Horn- oder Feuerſtein, der Achat und der Jaspis. — Der Feuerſtein giebt Feuer, wenn er an den Stahl geſchlagen wird. — Der Achat iſt weißroth, und gelblicht. Der dunkelrothe heißt Chalcedonier, der hellere rothe Carneol, und der bleichrothe Sarder. Hat er aber allerhand farbichte Streifen, ſo nennt man ihn ſtreifichten Achat oder Onix. — Der Jaspis hat alle mögliche Farben, und iſt undurchſichtig.

Der Flußſpath hat eine weiße, und ſonſt noch allerhand Farben und Figuren, und fließt im Feuer gern.

Der Sandſtein wird eingetheilt in Wetzſteine und in Mühlſteine. Die Wetzſteine ſind etwas feiner, als die Mühlſteine.

Der Felſenſtein iſt aus Hornſteinen, Quarz und Sand zuſammen geſetzt.

Die Salze

ſind Mineralien, die ſich im Waſſer auflöſen laſſen, und einen ziemlich ſtarken Geſchmack haben. Sie ſchmelzen und rauchen im Feuer, brennen aber doch nicht. Man findet die Salze zwar in der Erde, worin ſie wachſen, allein ſie können auch durch Kunſt aus Pflanzen und Thieren gezogen werden.

Alle Salze werden eingetheilt, in ſaure Salze, oder Acida; in Laugenſalze oder Alcala; und in Mitttelſalze.

Zu den ſauren Salzen, welche einen zuſammenziehenden Geſchmack haben, gehören das reine ſaure Salz, der Vitriol und der Alaun.

Das reine ſaure Salz wird nicht aus dem Salzwaſſer geſotten, und nicht aus den Salzſteinen präparirt, ſondern aus Schwefel, Salpeter und Kochſalz geſchieden. — Hieher gehört auch der Weinſtein, der ſich an dem Boden der Weinfäſſer anſetzt. — Dasjenige Salz, das aus dem Salpeter geſchieden, oder daraus, wie der Brandwein aus dem Korn, gebrannt wird, heißt Salpeterſäure oder Scheidewaſſer.

Der Vitriol oder das Kupferwaſſer beſteht aus einer Schwefelſäure, und aus Kupfer oder Eiſen, und

hat eine zwölfeckichte Figur. Es giebt zweyerley Vitriol, ſelbſt gewachſenen oder gediegenen; und durch die Kunſt verfertigten. Iſt er in der Erde ſelbſt gewachſen, blau und kupferhaltig, ſo heißt er Kupfervitriol; iſt er aber grün und eiſenhaltig, ſo nennt man ihn Eiſenvitriol.

Der Alaun entſteht aus der Schwefelſäure, und einer thonartigen Erde, iſt weiß und von achteckichter Figur. Selbſt gewachſenen oder gediegenen Alaun giebts wenig; ſondern der meiſte wird aus kohlichten, holzichten und ſchiefrichten Erden geſotten.

Die Laugenſalze haben einen ſcharfen beiſſenden Geſchmack, ſind weiß, und ſchmelzen im Feuer. Und dazu gehören das Selterſalz, das Karlsbaderſalz, die Potaſche, und die Kräuterſalze.

Zu den Mittelſalzen gehören die Bitterſalze, der Salpeter, das gemeine Salz, der Salmiack, der Borax und der Zucker.

Das Bitterſalz hat eine viereckichte Figur, iſt weiß, ſchmeckt bitter, ſchmelzt im Feuer, wird aus Sauerbrunnen geſotten, und zum Laxiren eingenommen. Und dergleichen Bitterſalze ſind das Engliſche, das Seidſchützerſche und das Egerſche. Das ſogenannte Glauberiſche Wunderſalz oder Sal admirabile Glauberi wird durch Kunſt zuſammengeſetzt.

Der Salpeter hat eine ſechseckichte Figur, iſt weiß, ſchmeckt widrig, und ſetzt ſich theils an die Mauern an, die in dunklen, ſchattichten Orten ſtehen, theils wird er

aus Miſt, Schut, allerhand Dreck, verfaulten Lumpen, Pflanzen, Aſche und Knochen geſotten.

Das gemeine Küchenſalz iſt weiß, und hat eine wirflichte Figur. Es giebt dreyerley Küchenſalz, Meerſalz, Bergſalz und Brunnenſalz. Das Meerſalz wird aus dem Meerwaſſer geſotten. Das Bergſalz kommt von den Salzſteinen her. Und das Brunnenſalz wird aus dem Salzwaſſer geſotten, das aus dem Boden, wie anderes ſüſſes Brunnenwaſſer, heraus quillt.

Der Salmiack und der Borax ſehen ſchneeweiß aus, werden aus Meerſalz und Urin, und etlichen andern Dingen gemacht, und von den Goldſchmieden theils zum Löthen theils um dem Gold verſchiedene Farben geben zu können, gebraucht. Der Salmiack wird auch als eine Arzney eingenommen. Wovon der Zucker gemacht werde, und wozu er nütze, ſiehe oben Seite 85.

Die Erdharze

beſtehen aus brennbaren Materien, ſtinken im Brennen ſtark, und ſind theils ölicht und flüſſig, theils trocken.

Oelichte oder flüßige Erdharze heißen Bergöle. Dasjenige Bergöl, das weiß iſt, heißt Bergbalſam oder Babiloniſch Oel: Dasjenige hingegen, das gelb oder braun iſt, heißt Steinöl oder Erdöl. Und dasjenige Bergöl endlich, das aus einer Quelle quillt, oder in einem Waſſer oben herum ſchwimmt, und in Perſien, Indien und Italien ꝛc. gefunden wird, und ſchwarz und zähe iſt, heißt Bergtheer.

Fe-

Feſte Erdharze ſind der Amber, der Bernſtein, das Bergpech, die Steinkohlen, der Torf und der Schwefel.

Der Amber iſt feſt und zähe, und von grauer Farbe, und riecht angenehm, wenn er brennt.

Der Bernſtein iſt feſt und hart, läſt ſich poliren, drechſeln und ſchnitzen, ſieht gelb und weiß aus, und iſt theils durchſichtig, theils nicht. Der weiße Bernſtein iſt der beſte, und meiſt immer ſehr rein und durchſichtig. Oft ſtecken auch mitten im Bernſtein kleine Inſekten, welche verurſachen, daß er theuer verkauft wird. Einige nennen den Bernſtein auch Agtſtein, und noch andere Brennſtein, weil er, wie ein Licht, brennt, wenn er angezündet wird. Er riecht ſehr angenehm. Und wo giebts den Bernſtein? Den meiſten und beſten am Ufer des Baltiſchen Meers beym Königreich Preußen. Doch findet man auch in dem deutſchen Meer, und noch an mehrern Orten welchen, aber er iſt ſchlecht, und nie ein Inſekt darin. Wo kömmt denn wohl dieſer Bernſtein her? Iſt es vielleicht ein dick und hart gewordener Bergtheer? Nein, das iſt er nicht. Ehedem glaubte man, das er ein bloſſes Baumharz ſey, und durch eine Ueberſchwemmung, oder durch ein Erdbeben, ſamt den Tannen und Fichten, Kirſchbäumen und Wachholderſträuchen im Meer verſunken, und durch allerhand Zufälle bisher immer noch fortgewachſen ſey. Allein das erſte iſt falſch, und das letzte nicht gewiß. Ich glaube vielmehr, daß die Ameiſen den Bernſtein machen, und das Baumharz faſt ſo bearbeiten, wie die Bienen das Wachs. O was, iſt dies ihr Ernſt?

Ja freylich, alle Ameiſen thun es eben nicht, ſondern nur eine gewiſſe Sorte von ihnen, die roth ausſieht, und ihre Wohnung in Hölzern und Wäldern hat, Harz von Wachholderſträuchen zuſammenträgt, und ſich ihre unterirdiſchen Paläſte davon baut oder verkleiſtert. Man findet dies Ameiſenharz an vielen Orten, und räuchert damit. Wie aber ein ſolches Ameiſenharz ehedem in die Oſtſee gekommen, und noch itzt darin in ſo erſtaunlich groſſer Menge gefunden werde, kann ich euch wirklich nicht ſagen. Man drechſelt und ſchnitzt Stockknöpfe, Büchschen, Bilder und Becher, und ſonſt noch allerhand Dinge aus dem Bernſtein. In Kaſſel und Dresden ſind groſſe Bernſteinſammlungen.

Das Bergpech iſt ſchwarz und feſt, und heißt, wenn es ſo zäh, wie Wachs iſt, Erdpech, oder Bergwachs; iſt es aber hart und glänzend, ſo nennt man es Asphalt, oder Judenpech.

Die Steinkohlen ſehen wie Holzkohlen aus, ſind ſchwarz, und faſt ſo ſchwer, als Steine. Sie geben ein gutes Feuer, ſtinken aber nicht wenig. In England gibts erſtaunlich viel Steinkohlen. Auch in Böhmen, und hier und da auch in Sachſen und Weſtphalen giebts welche.

Der Torf iſt auch was zum Brennen. Er beſteht aus Erde und verfaulten Gras- und Mooswurzeln. Er ſieht ſchwarzgrau aus, und wird an mehrern Orten in Deutſchland und Holland gegraben, und zu Feurung gebraucht. Er ſtinkt.

Der Schwefel ſieht gelb aus, und riecht im Brennen ſehr ſtark und unangenehm. Es giebt in den Bergwerken

ſelbſt

ſelbſt gewachſenen oder gediegenen Schwefel; man treibt oder ſchmelzt aber auch vielen aus gewiſſen Schwefelerzen oder Schwefelkieſen heraus. Daß man vom Schwefel Zinnober, Pulver und Schwefelholz macht, iſt bekannt.

Die Halbmetalle

ſind vermiſchte Mineralien, die dem ordentlichen Metalle ähnlich ſehen, ſich aber nicht hämmern laſſen, und im Feuer im Rauch aufgehen. Es giebt flüſſige und feſte Halbmetalle.

Das flüſſige Halbmetall, nämlich das Queckſilber oder der Merkurius, ſieht weiß und wäſſericht aus, macht nicht naß, rollt in Kügelchen hin und her, und verfliegt im Feuer.

Das Queckſilber findet man theils Tropfenweis in der Erde, theils gediegen; man ſchmilzt es aber auch aus gewiſſen Erzen heraus, die man Queckſilbererze nennt: Sind dieſe Erze roth, ſo ſind es gediegene Zinnobererze: Denn wenn das Queckſilber in den Eingeweiden der Erde mit dem Schwefel zuſammen rinnt, ſo entſteht Zinnober mit dem man hübſch mahlen kann. Und macht man nicht auch aus Harz und Zinnober den Siegellak? Das Queckſilber gebraucht der Goldſchmied, und der Wetterglasmacher.

Zu den feſten Halbmetallen, die theils hart, theils weich ſind, gehören das Antimonium, der Zink, der Galmei, der Wismut, und der Arſenik.

Das Antimonium oder Spiesglas ſieht weißlicht aus, iſt hart, und beſteht aus Schwefel, und einer arſenikaliſchen Erde.

Der

Der Zink iſt weich, von weiſſer Farbe, brennt, wenn er geſchmolzen iſt, und färbt das Kupfer gelb. Er ſieht aus, wie Zinn, und wird auch von den Zinngieſſern häufig unter das Zinn gegoſſen, um es härter und ſchöner zu machen. Der Zink iſt auch noch mit was vermiſcht, das man Galmei nennt.

Der Wismut iſt weiß, auch röthlichtweiß, und von einem blätterichten Gewebe.

Der Arſenik iſt hart, eiſenfarbig und giftig, und färbt das Kupfer weiß. Es gehören dazu das Auripigment, der Kobolt und das Giftmehl. — Das Auripigment oder Opperment iſt ſchwefelgelb, ſchwer und brüchig, wird von den Mahlern mit blauem Indigo vermiſcht, und ſodenn als eine grüne Farbe vermahlt. — Der Kobolt ſieht grau und röthlicht, und wie zerbrochenes Metall aus. Man macht aus dem Kobolt eine blaue Farbe, die Schmalte genannt wird. — Das Giftmehl iſt nichts anders, als der Rauch oder Ruß, der ſich in den Schmelzhütten an den Wänden der Oefen und Rauchfänge anſetzt. Es iſt eins der ſtärkſten Gifte.

Die Metalle

ſind harte, aus der Erde gegrabene Körper, die im Feuer ſchmelzen, und mit dem Hammer geſchlagen und ausgedehnt werden können: Und dies ſind Gold, Silber, Zinn, Kupfer, Bley und Eiſen.

Die Metalle werden entweder gediegen, oder mit Schwefel und Arſenik vermiſcht gefunden. Sind ſie vermiſcht,

miſcht, ſo heißen ſie Erze. Miſchet man einige Metalle zuſammen, ſo bekömmt man andere neue Sorten von Metalle, als Glockenſpeiſe, Meſſing und Prinzmetall.

Die ſämmtlichen Metalle theilt man in zween Theile, in edle, und unedle oder gemeine Metalle. **Edle Metalle** ſind diejenigen, die im Feuer nicht verbrennen, ſie mögen auch darin liegen, ſo lang ſie wollen; ſondern beſtändig unverändert bleiben, wie Gold und Silber. — **Unedle oder gemeine Metalle** hingegen ſind die, welche im Feuer nach und nach verbrennen, wie Zinn und Bley, und Kupfer und Eiſen.

Edle Metalle ſind Gold und Silber.

Das Gold iſt dicht, zäh und gelb, und wird gediegen, und in mancherley Erzen verſteckt gefunden. Das in den Erzen oder Goldſtuffen verſteckte Gold wird Grabegold; und das gediegene, wenn es aus dem Flußſand herausgeſucht werden muß, Flußgold oder Waſchgold genannt.

Das Silber iſt dicht, zäh und weiß, läßt ſich klopfen, wie man will, und verbrennt im Feuer nicht, wird auch nicht weniger darin. Es giebt auch gediegen Silber; das meiſte aber ſteckt wohl in verſchiedenen Erzen, als Glaserzen und Hornerzen.

Unedle Metalle ſind Kupfer, Eiſen, Zinn und Bley.

Das Kupfer iſt ein hartes röthlicht hellklingendes Metall, ſo im Waſſer und in der freyen Luft grün anläuft. Man findet es gediegen, und in gewiſſen Erzen.

Das

Das Eiſen iſt das härteſte Metall, und findet ſich mehr in Erzen, als gediegen, hat eine graue Farb, und verbrennt nach und nach im Feuer. Es gehören dazu der Stahl und der Magnet.

Stahl giebts weder gediegen, noch in beſondern Erzen, und wächſet gar nicht in der Erde, ſondern muß aus dem beſten Eiſen gemacht werden.

Der Magnet beſteht aus Eiſen und Stein, und gehört alſo mit zum Eiſenerz, wird aber nicht genützt, weil faſt kein Eiſen darin ſitzt. Er iſt deswegen merkwürdig, weil er das Eiſen an ſich zieht, und ſich immer, wenn er frey hängt oder ſchwebt, mit dem einen Pol nach Norden wendet. Denn er hat zwey Seiten oder zween ſogenannte Pole, einen Nordpol und einen Südpol. Und warum kann er dies thun? Man ſagt, er habe eine flüſſige Materie in ſich, die wie ein Waſſer um ihn herumflieſſe, und aus dem einen Pol heraus, und in den andern hineinflieſſe. Und dieſe aus- und einflieſſende Theilchen ſollen lauter kleine Häkchen, oder ſonſt ſo was Anziehendes ſeyn. Es iſt luſtig anzuſehen, wenn der Feilſtaub ſich aufrichtet, und am Magnet hängen bleibt.

Das Zinn iſt ein weiches weißlichtes und ſehr leichtes Metall, das im Feuer leicht fließt, und zu vielen Sachen von den Zinngieſſern vergoſſen und verarbeitet wird. Das Engliſche Zinn iſt das beſte. Das Erz, worin Zinn ſitzt, wird Zinngraupen, Zwitter und Zinnſtein genannt ꝛc.

Das

Das Bley ſieht bläulicht aus, und iſt das weichſte Metall, das im Feuer gar bald fließt. Und die Erze, darin es ſteckt, heiſſen Bleyglanz, Bleyſpath und Bleycryſtal ꝛc.

Und wie kriegt man denn das Gold, das Silber und das Zinn aus den Steinen heraus? Man zerſchlägt oder zerſtößt ſie in gewiſſen Hütten, die man Buchwerke nennt, in ſehr kleine Stücke, und zum Theil in Sand und Staub; wirft dieſen Sand und Staub in beſondere, mit Waſſer angefüllte Gruben oder Käſten, und ſondert darin das Untaugliche von dem Guten ab. Iſt dies geſchehen, ſo bringt man dieſe gute Metallmaſſe in die Schmelzhütte, wirft ſie in einen glühend heiſſen Ofen, und ſondert nun ganz und gar alle noch übrigen unnützen Steintheilchen davon durchs Schmelzen ab. Zwar bekömmt man itzt noch nicht gleich ſo reines Gold, Silber und Kupfer, daß man es gleich zu Münzen verprägen, oder Ringe, Löffel und Kaffeekannen davon machen könnte: Nein, ſie müſſen erſt noch etliche mal wieder ins Feuer, und eins vom andern abgeſondert werden: Denn Silber und Bley ſitzen oft untereinander: Man muß es alſo erſt von einander ſcheiden. — So viel vom Mineralreich.

* * *

Nun muß ich euch doch noch ſagen, daß es auch allerhand verſteinerte Sachen giebt, zum Beyſpiel verſteinertes Holz, verſteinerte Knochen von Menſchen und Thieren und Vögeln; verſteinerte Muſcheln, Schnecken, Inſekten, Fiſche, Fiſchgräte und Meergewächſe. Sodenn giebt es auch allerhand, in Stein eingeſchloſſene, oder

mit Stein überzogene; theils mit Metall oder Erzharz angefüllte, theits wenig veränderte, in Kreiten, Thon und Sand liegende Dinge. Und alle dieſe Dinge nennt man zuſammen

Verſteinerungen

oder Petrefakta. Man ſieht aus ſolchen Verſteinerungen gar wohl, daß ſie ehedem weich geweſen, und daß der Ort, wo ſie ehedem gefunden worden ſind, und zum Theil noch immer gefunden werden, ehedem unter Waſſer geſtanden habe. Und da man auch auf den höchſten Bergen Verſteinerungen von allerhand Seethieren findet, ſo muß doch wohl ehedem Waſſer darüber geſtanden haben. Man findet darauf Meerigelſteine oder **Enchiniten**; verſteinerte Meerſteine oder **Lilienſteine**; verſteinerte röhrige Schalen oder **Meerröhrenſteine**; verſteinerte Ammonshörner oder **Ammoniten**, ſiehe oben Seite 128; Muſchelſteine oder **Conchiten**; verſteinerte napfige Schalen oder **Pekinitien**.

Auch zählt man noch zu den Verſteinerungen, die ſteinernen Bildniſſe von Thieren und Pflanzen, welches Steine mit Abdrücken von ihnen ſind, weil ſie ehedem auf ihnen gelegen, oder in ihnen geſteckt haben. **Gemahlte Steine** nennt man diejenigen Steine, die auf ihrer Oberfläche Zeichnungen von Bäumen, Landſchaften und Thieren haben. Haben dieſe Steine eine Aehnlichkeit mit Bäumen, ſo nennt man ſie **Dendriten**, dergleichen es auf dem Schiefer viele giebt. — Mit einer kalkartigen Erde überzogene Körper nennt man **incruſtirte Körper**, wie das **incruſtirte Moos** ꝛc.

Regiſter.

A

Aal Seite 283
Abgottsſchlange, Königsſchlange 322
Achat 789
Adler 365
Aelſter 392
Aeneas 531
Affen 737
Aguti, Ferkelkaninchen 540
Ai, Faulthier 732
Alabaſter 785
Alaun 790
Aloe 90
Ameiſen 224
Ameiſenbär, Tamandua 735
Ameiſenlöwe 221
Amerikaniſcher Tiger, Ouza 574
Amethiſt 789
Ammer, Ammerling 460
Amonshorn 128 und 129
Amphibien 306
Amſel 457
Ananas 39
Angoriſche Ziege 638
Anis 40
Antimonium, Spiesglas 795
Appel de Sina, Appelſin 27
Aprikoſen 91
Arak, Rak 95
Argonauten 127
Armadillo, Kachikamo 672
Arſenik 796
Artiſchocken 39
Asbeſt, Steinflachs 62 und 786
Aſſel 269
Auerhahn 445
Auerochs 621
Auſter 124
Azeln, Waldvögel 383

B

Babiruſſe, Hirſcheber Seite 667
Bachſtelze 465
Badeſchwamm, Meerſchwamm 139
Bär 603
Bandwurm 113
Barbe 305
Bars 294
Barten 712
Baſalt, Säulenſtein 784
Baſiliſke 327
Baummarder 542
Baumöl 94
Baumwanze 187
Baumwolle 50
Beinfiſch 314
Belzebub, Pan, Waldgott 751
Bergmehl, Mondmilch 779
Bergpech 794
Beril 789
Bernhard, Diogenes, Einſiedler 273
Bernſtein 793
Bettwanze 187
Beutelmeiſe 470
Beutelthier, Beutelratte 532
Bezoarbock 644
Biber, Kaſtor 692
Bienen 231
Bienenfreſſer, Immenwolf 400
Birkhahn 446
Biſamaffchen, Sagoin 751
Biſamſchwein, Tejaſſu 667
Biſamthier, Moſchus 662
Bitterſalz 791
Blaukehlchen 469
Blauſpecht 396
Blattläuſe 183
Blattweſpen 248
Blei 799

Register.

Blindſchleiche Seite 322
Blutigel 114
Bluſauger, Vampir 495
Böckelfleiſch 304
Böklinge ibid.
Bohrmuſchel 122
Bologneſerhündchen 584
Bolus 781
Brachkäfer 162
Braſilien=oder Fernambukholz 99
Braunfiſch, Meerſchwein 730
Bremſen 250
Brieftaube, Poſttaube 452
Brillenſchlange 322
Bruchdroſſel 456
Brunnenkreſſe 46
Buchfink 461
Bücheln 71
Bücherſcorpion 260
Büffelochs 621
Buckelochs, Biſong 621
Bullenbeiſſer 583
Buſchſchwanzaffe 752
Butte, Seitenſchwimmer 292
Butter 623
Buxbaum 23
Buzkopf, Nordkaper 731

C

Campecheholz 99
Ceden 73
Cedraöl, Cedraeſſenz 26
Chamaeleon 326
Chinarinde 98
Chinawurzel ibid.
Choras, Mormon 748
Cryſtal 789
Chryſolith 788
Cider 92
Citronenbaum 25
Chonchilien 134
Cucang, Loris 753

D

Dachs 552
Dachshund 583
Damhirſch 649
Dattelnbaum 99
Delphin, Tumler 731
Diamant Seite 788
Dil 40
Diogenes, Bernhard, Einſiedler 273
Dieſtelfink, Stieglitz 462
Dohle 391
Dompfaf, Blutfink, Gimpel 459
Dorſch 289
Drehals 397
Dromedar 656
Droſſel 455
Dukſtein, Tuffſtein 785

E

Ebenbaum 98
Edelſteine 787
Egelſchnecke 114
Eiche 69
Eichhörnchen 498
Eidergans 407
Eidexe 324
Einſiedler, Diogenes, Bernhard 273
Eiſen 798
Eisvogel 397
Elephant 674
Elendthier 653
Engelfiſch 294
Ente 409
Erbſen, Feld 68
Erden 777
Erdflöhe 180
Erdharze 792
Erdſchwamm, Pilz 76
Erdwanze 188
Eſel 611
Eulen 378

F

Fadenwurm 112
Färberröthe, Krap 84
Fajanze 781
Falke 368
Faraonsmaus, Ichnehmon 550
Farbenerde 778
Faſan 444
Faulthier, Ai 732
Federfus 450
Federn, Mauſern 357

Fei=

Feigenbaum Seite 28
Feldgrille 192
Feldmaus 525
Fenchel 40
Fenchelgras, Schwaden 55
Feuerkröte 336
Feuerſchwamm 79
Feuerſtein 789
Ferkelkaninchen, Aguti 540
Fernambuk = oder Braſilien=holz 99
Fichte, Kienbaum 75
Fieberrindenbaum 97
Finfiſch 725
Finken 461
Finnen 712
Fiſche 275
Fiſchotter 698
Flachs 59
Fledermäuſe 492
Fliege 251
Fliegender Drache 323
Fliegender Fiſch 296
Fliegender Sommer 259
Flöhe 256
Floretſeide 211
Forelle 300
Formoſaniſch Teufelchen 673
Fröſche 330
Frühlingsfliege 220
Fuchs 589

G

Galapfel 70
Gallweſpen 246
Gangfiſch 300
Gans 406
Garnälen 274
Gartenammer, Ortolan 461
Gartenerde 777
Gartenfliege 254
Gartenkreſſe 36
Gazelle 645
Geier 371
Gecko 326
Gemeiner Affe 747
Gemſe 641
Genetkatze 549
Geometriſche Schildkröte 339
Gerſte Seite 67
Gewächshaus 24
Gewürznägelein 49
Gipsartige Erden 779
Gipsſpath 785
Gipsſtein ibid.
Giraffe, Kameloparder 654
Glas 783
Glasartige Erden 782
Glimmer 787
Gloſſopetren 312
Gold 797
Golddroſſel, Kirſchvogel 399
Goldammer 460
Goldfink 462
Goldfiſch, Stutzkopf 305
Goldkäfer 163
Goldwolf, Jakal 600
Granatenbaum 32
Grasmücke 468
Graufink 461
Grauſpecht 397
Grillen 191
Grönländiſcher Wallfiſch 712
Gründling 305
Grünfink 459
Grüne Eidexe, Springer 325
Grumet, Ohmd 83
Guanako, Lama 660
Gümpel, Dompfaf 459
Gummi 90
Gurken, Kukumern 38

H

Haber 68
Hänfling 463
Häring 301
Haifiſch 309
Halbmetalle 795
Hammer 125
Hamſter, Kornferkel 513
Hanf 60
Harz 74
Haſe 534
Haſelhuhn 446
Haſelmaus, groſſe, kleine 506.507
Haſelnuskäfer 168
Haſelnusſtaude 71
Haubenmeiſe 470

Haubentaube Seite 450
Haushahn 437
Hausgrille, Heimchen 191
Hausmarder 541
Hauſen 313
Hauſenblaſe, Fiſchleim ibid.
Haus= oder Hirtenhund 583
Hausmaus 523
Hausſchwalbe 472
Hausſpinne 266
Hecht 301
Heher, Holzſchreyer 393
Hermelin 546
Heu 83
Heuſchrecken, Grashüpfer 189
Hexe, Nachtſchwalbe 476
Hiacinth 788
Hiäne 601
Hirſch 646
Hirſcheber, Babiruſſe 667
Hirſchkäfer, Hirſchſchröter 169
Hirſchwolf, Luchs 561
Hirſe 65
Hohlziegel, Rieſenmuſchel 122
Holunderbaum 31
Holzbiene 240
Holzerde 778
Holzbock 166
Holzweſpen 249
Honigſauger, Kolibri 394
Hopfen 89
Hornis 246
Hornfiſch 314
Hornſchlange 321
Hornſtein 789
Hülſe 101
Hühner 431
Hühnerhund 583
Hüpfer 255
Hummel 240
Hund 576
Hundsbeiſſer, Makako 747

J

Jaguar, amerikaniſcher Tiger 574
Jakal Goldwolf 600
Jaspis 789
Ichneumon, Faraonsmaus 670
Igel 550
Igelfiſch Seite 314
Iltis 543
Immen, Bienen 231
Immenwolf, Bienenfreſſer 400
Ingwer 53
Inſekten 142
Inſektenmotte 216
Johanniswürmchen 172
Juwelen 788

K

Kabliau, Stockfiſch 286
Kachikamo, Armadillo 672
Käfer 157
Käſe 624
Käſemilbe 259
Käuzchen, Todenvogel 382
Kaffebaum 88
Kakaobohnen 99
Kalekutiſcher Han, Puter 435
Kalkartige Erden 778
Kalkartige Steine 784
Kalkſpath ibid.
Kalmuswurzel 90
Kammeel 655
Kameelziege, Llama 660
Kameloparder, Giraffe 654
Kamillen 83
Kanarienvogel 463
Kanel, Zimmet 50
Kaninchen 537
Kannenkraut, Schachthalm 81
Kappernſtaude 31
Karauſche 305
Kardamonen 53
Karfunkel 788
Karpfe 304
Kartoffeln 57
Kaſchelot, Potfiſch 726
Kaſtanienbaum 42
Kaſtor, Biber 692
Kaſuar 430
Kaviar 313
Kaze 554
Kegelſchnecke 126
Kellerwurm, Kellereſel 269
Kermes 187
Kibiz 422
Kiefenfuß 274

Kienbaum, Fichte Seite 175
Kienrus 75
Kieſel 782 u. 786
Kirſchfink, Kernbeiſſer 459
Kirſchvogel, Golddroſſel 399
Klapperſchlange 318
Klippenfiſch 293
Knurhahn 292
Königsſchlange, Abgottsſchlange 322
Kohlmeiſe, Spiegelmeiſe 470
Kokon 209
Kokosnus 96
Kolibri, Honigſauger 394
Korallen 138
Koriander 40
Korkbaum, Pantoffelbaum 97
Kornferkel, Hamſter 513
Kornwurm, weiſſer 216
Koſchenille 186
Krähe 390
Kräuterdieb 178
Kraken 775
Krametsvogel, Wacholderdr. 457
Kramfiſch, Zitterfiſch 312
Kranich 419
Krap, Färberröthe 84
Krebs 270
Kreide 778
Kreuzſchnabel 458
Kreuzſpinne 266
Kröten 335
Krokodil 328
Kropfgans, Pelekan 412
Kropftaube 450
Kubeben 52
Kümmel 83
Kürbis 38
Kugelfiſch 314
Kukuk 400
Kukumern, Gurken 38
Kupfer 797
Kupferwaſſer, Vitriol 790

L.

Lachs oder Salm 299
Lachtaube 451
Lamprette 309
Landfroſch 333
Landlibellen 220
Landvogel Seite 348
Lungarmichter Affe, Gibbon 746
Langfüſſe 255
Larme 153
Laverdan 288
Laubfroſch 334
Laus 258
Leguan 327
Leim 780
Leming, norwegiſche Bergmaus, 518
Leopard 575
Lerche 453
Lerchenbaum 73
Leuchtenträger 194
Limonade 26
Lindenbaum 43
Linſen 68
Lippenfiſch 294
Llama 660
Löwe 562
Löwenhündchen 584
Lorberbaum 25
Loris, Cucang 753
Luchs, Hirſchwolf 561

M.

Madenwurm 113
Mädchen Sommer 259
Magnet 798
Mahogonibaum 98
Maikäfer 160
Maimon, Mandril, Teuffel 749
Mais, türkiſcher Weizen 64
Makako, Hundsbeiſſer 747
Maki 736 u. 752
Makrele 295
Manati, Sehkuh 710
Mandel 90
Mandelkrähe, Rakker 393
Manguſte, Faraonsmaus 550
Manua 53
Marapüte, Parderkaze 575
Marder 541
Marienglas 587
Marienkäfer 175
Marmor 784
Maſtix 90
Mauerſchwalbe 473
Maulbeerbaum 34

Maul=

Maulwurf Seite 527
Maulwurfgrille 192
Mauerbiene 240
Maus 523
Mauſern, Federn 357
Meduſenhaupt 130
Meerkazen 749 u. 736
Meernadel 315
Meerrohr 130
Meerotter 699
Meerrettig 37
Meerſchwam, Badeſchwam 139
Meerſchwein, Braunfiſch 730
Meerſchweinchen 539
Meerſtern, Seeſtern 133
Meertulpe 121
Meiſen 469
Melonen 38
Menſch 753
Menſchenfreſſer 310
Mergelerde 779
Mergelſtein 785
Metal 797
Milbe 259
Milcher 280 u. 282
Mineralreich, Steinreich 777
Miſteldroſſel, Schnarre 456
Miſtkäfer, Roßkäfer 165
Möve 415
Mondmilch, Bergmehl 779
Mondſchnecke, Schrauben-ſchnecke 131
Mongo, Faraonsmaus 550
Mongus 753
Moos 78
Moosbiene 240
Morchel 77
Mormon, Choras 748
Moſchus, Biſamthier 662
Mücken, Schnaken 254
Murmelthier 507
Muſcheln 120
Muſkatennusbaum 47
Mydas 339
Myrrhen 90
Myrthenbaum 32

N.

Nachtigal 465
Nachtſchwalbe, Ziegenmelker Seite 476
Nadelfiſch 315
Nagethiere 497
Napfſchnecke 129
Narwal, See Einhorn 728
Naſenrümpfer 315
Nashorn, Rhinozeros 689
Nashornkäfer 163
Nashornvogel 388
Natter 321
Naturalien 135
Neſſeltuch 62
Neunaugen, Pricken 308
Neuntöder, Würger 376
Nilpferd, Waſſerochs 687
Nordkaper, Buzkopf 731
Norw. Bergmaus, Leming 518

O.

Obſtmotte 215
Ochſe 615
Ohmd oder Grumet 83
Ohreule, Uhu, Schubut 381
Ohrwurm 177
Oliven 94
Onza, amerikaniſcher Tiger 574
Opal 789
Opoſſum, Beutelthier 532
Orangutang 743

P.

Pabſtkrone 130
Paka 540
Pakos, Vigne, Vikunna 661
Pan, Waldgott, Belzbub 751
Pantherthier, Parder 575
Pantoffelbaum, Korkbaum 97
Papagai 384
Papierlaus, Todeuhr 269
Paradiesvogel 398
Parderkaze, Serval 575
Paviane 748 u. 736
Pech 74
Pelekan, Kropfgans 412
Pelzmade 215
Perlen 137 u. 139
Perlenmuſchel 122

Perlgraupen Seite 68
Perlhun 445
Petermännchen 286
Pfau 432
Pfauentaube 451
Pfeffer 52
Pfefferfreſſer, Pfefferfras 388
Pferd 607
Pferdekneiper, Hirſchſchröter 169
Pfifferling 77
Pferdebremſe 251
Pflaumenbaum 93
Pilz, Erdſchwam 76
Pinie Zirbelbaum ibid.
Pipa 336
Pips 357
Piſang 30
Polypen 139
Pomeranzenbaum 26
Porzellanerde 786
Porzellanſchnecken 126
Poſttaube, Brieftaube 452
Potfiſch, Kaſchelot 726
Pricken, Neunaugen 308
Probierſtein 784
Pudel 583
Punſch 95
Puppe 104
Purpurſchnecke 129
Puter, Welſcherhan 435

Q.

Quarz, Kies 787
Quekſilber 795

R.

Rabe 388
Racker, Mandelkrähe 393
Rak, Arak 95
Rapunzelſalat 36
Ratte, Raze 520
Rattenkönig 522
Raubfliege 254
Raubvögel 361
Rauchſchwalbe 473
Raupentödter 248
Rebhun 446
Regenwurm Seite 111
Reh 650
Reiher, Reiger 420
Reis 95
Reiſſende Thiere 545
Renthier 651
Rennthierbremſe 251
Rienozeros, Nashorn 680
Rieſenmuſchel, Hohlziegel 122
Rieſenſchlange, Königsſchlange 322
Ringeldroſſel 456
Ringtaube 451
Robbe, Seehund Seekalb 700
Rochen 312
Roger 280 u. 282
Rohrdommel 420
Rocken 66
Roſenbiene 240
Roſinen 33
Roßkäfer, Miſtkäfer 165
Rothbart 296
Rothkelchen, Rothſchwänzchen 469
Rothſtein, Röthel 781 u. 783
Rothwildpret 649
Rotzfiſch 290
Rubin 789
Rüſſelfiſch 293

S.

Sägfiſch 784
Säugthiere 477
Säulenſtein, Baſal 784
Saflor 84
Safran 85
Sago 55
Sagoin, Biſamäffchen 751
Salamander 327
Salm Lachs 299
Salpeter 791
Salz 790 u. 792
Santo 56
Sapajon, Belzebub 751
Saphir 789
Sardelle 304
Sarige, Beutelthier 532
Saufiſch 290
Schaben 195
Schachtelhalm, Kannenkraut 81
Schaf 627

Schaf=

Schafbremſe	Seite 251
Schafgarbe	83
Schaumwürmer	193
Scheidewaſſer	790
Schelfiſch	289
Schiefer	783
Schierling	84
Schifwurm	131
Schifsboote	128
Schildkäfer	179
Schildkröte	337
Schilf	81
Schimmel	78
Schlafapfel	247
Schlange	316
Schleihe	305
Schlehenſtrauch	89
Schlüſſelblumen	83
Schlupfwespen	247
Schmeißfliege	253
Schmeer	666
Schmerling	298
Schmeerſtein	786
Schmetterling	195
Schnacken, Mücken	254
Schnarre, Mißteldroſſel	456
Schneehuhn	446
Schnecken	117
Schnepfe	421
Schokolade	100
Scholle, Butte	292
Schote	101
Schraubenſchnecke, Mondſchnecke	131
Schubut, Ohreule, Uhu	381
Schuppenſchild	339
Schwaden, Fenchgras	55
Schwärmen	238
Schwalben	471
Schwan	404
Schwanzmeiſe	470
Schwarzwildpret	649 u. 665
Schwefel	794
Schwerdfiſch	284
Schwein	663
Schwim̃vögel, Waſſervögel	403
Scorpion	268
Seebär	705
See Einhorn, Norwal	728
Seehahn	297
Seehund, Seekalb, Robbe	700
Seeigel, Seeapfel	Seite 132
Seekuh, Manati	710
Seelöwe	706
Seemaus	312
Seepferdchen	315
Seeſtern, Merſtern	133
Seewolf	284
Seide	208
Seidenſchwanz	437
Seidenwurm	207
Seidewad	212
Seifenerde	781
Seifenſtein	786
Seitenſchwimmer, Scholle	292
Senf	85
Serwal, Parderkaze	575
Serpentinſtein	786
Siebenſchläfer	503
Silber	797
Singdroſſel	456
Singſchnacke	255
Sineſiſche Schwalbe	475
Singvögel	447
Smaragd	789
Spaniſche Fliege	179
Spaniſch Rohr	81
Spargel	40
Spatherde	780
Specht	395
Speckkäfer	175
Speckſtein	786
Sperber	371
Sperling, Spaz	464
Spiegelmeiſe, Kohlmeiſe	570
Spiesglas, Antimonium	795
Spinne	260
Spinnejungfer, Waſſerjungfer	218
Spirling	305
Spitzmaus	527
Springer, grüne Eidexe	425
Springkäfer	109
Spulwurm	112
Stachelbars	295
Stachelfiſch	314
Stachelſchwein	668
Staubartige Steine	783
Stauberden	777
Stahl	798
Stahr, Sprehe	454
Stechfliegen	254

Steinbock Seite 640
Steine 783
Steinflachs oder Asbeſt 786 u. 62
Steinkohlen 794
Steinreich, Mineralreich 777
Steinſand 782
Steckmuſchel 124
Sternſeher 286
Stieglitz, Diſtelfink 462
Stinkkäfer 181
Stinkthier, Stinker 550
Stör 313
Stockfiſch, Kabliau 286
Storch 416
Strauß 425
Struppichte Hühner 441
Stubenfliege ſ. Zimmerfliege
Sturmhaube 126
Sturmvogel 411
Stutzkopf, Goldfiſch 291
Sumpferde 778
Süßholz 40
Sumpfvögel 416

T

Tabakpflanze 81
Tabakspfeifen 781
Tabakpfeifenfiſch 301
Taiaſſu, Biſamſchwein 667
Talk 619 u. 787
Tamandua, Ameiſenbär 735
Tanne 72
Tapir 685
Tarantel 267
Taſchenkrebs 272
Taube 448
Taucher 136 u. 410
Terpentin 74
Teufel, Maimon, Mandril 749
Thee 44
Theer 75
Thiererde 778
Thierpflanzen 140
Thonartige Erden 780
Thonartigen Steine 785
Thonerd 780
Thonſtein 787
Thronen, Bienenmännchen 233
Thunfiſch 295
Tiger Seite 573
Tinte 70
Todengräber 172
Todenuhr, Papierlaus 269
Todenvogel, Käuzchen 382
Todenköpfchen 752
Töpferthon 780
Topas 787
Topfſtein 786
Torf 794
Trampelthier 656
Trappe 423
Trippel 782
Tropfſtein 785
Trüffel 77
Tufſtein Duckſtein 785
Tumler, Delphin 731
Türkiſcher Weizen, Mais 64
Turteltaube 451

U

Uferaas 219
Uferſchwalbe 473
Uhu, Schubut 381
Unſchlit oder Talk 619

V

Vampir, Blutſauger 495
Vanille 101
Viehpremſe 250
Vielfus 269
Vielfras 546
Vierhorn 314
Vigogne, Vikunna, Pakos 661
Viper 320
Vitriol, Kupferwaſſer 790
Vögel 340
Vogelſpinne 266

W

Wachhalter 326
Wachholderſtrauch 80
Wachholderdroſſel, Kramets-vogel 457
Wachtel 447
Welſchnuß- oder Walnußbaum 91

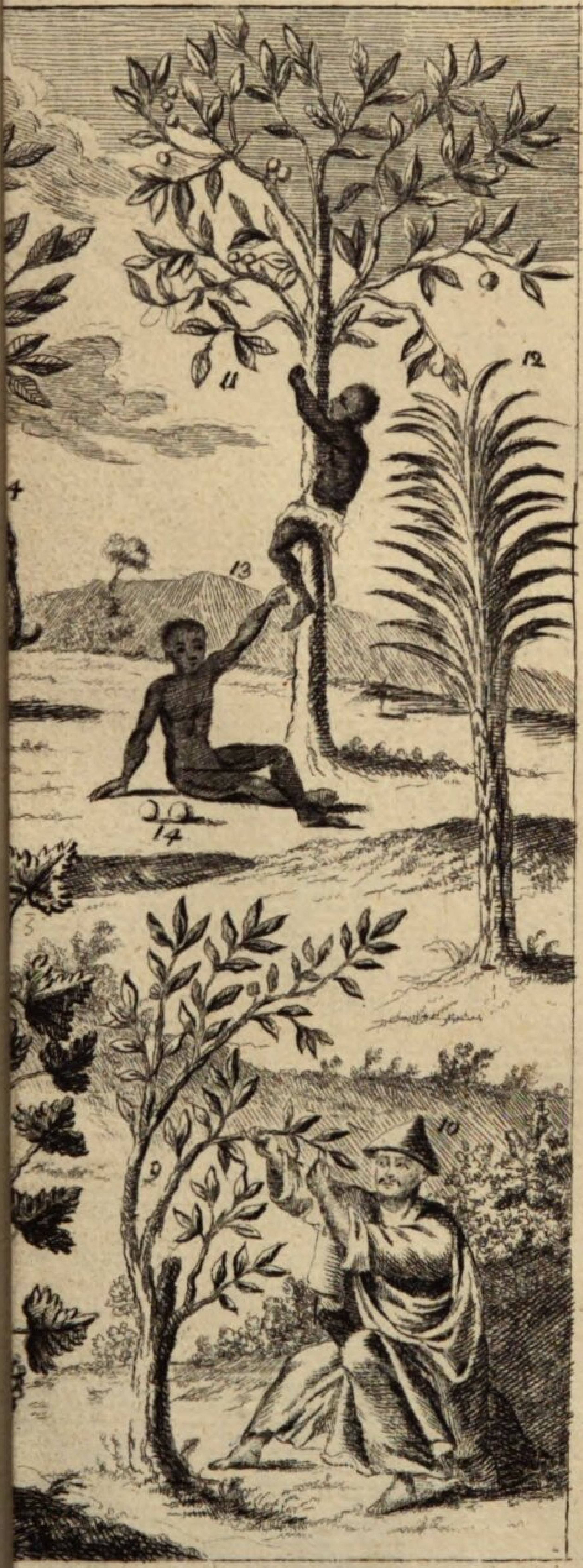
Waid

Waid Seite 84
Waldgott, Pan, Pelzebub 751
Waldmaus 525
Waldvögel, Azeln 383
Wallfiſche 711
Walkererde 782
Wallrath 728
Wallros 707
Walzen 130
Wandelnde Blat 193
Wanzen 187
Waſſerfroſch 334
Waſſerjungfer, Spinnejungfer 218
Waſſerkäfer 180
Waſſerochs, Nilpferd 637
Waſſerratte, Waſſermaus 522
Waſſerſcorpion 188
Waſſerſpinne 268
Waſſerſpitzmaus 527
Waſſervögel 348 u. 403
Waſſerwanze 188
Weberknecht 260
Weidenbaum 43
Weihrauch 90
Weihe 371
Weinſtein 790
Weinſtock 32
Weißfiſch 305
Weiſel, Bienenköniginn 233
Weiſſer Bäre Waſſerbär 606
Weizen 65
Wels 298
Welſcherhan, Kalekutiſche. 435
Werg des Seidenwurms 211
Weſpen Seite 242
Wetzſtein 784
Wiedehopf 398
Wiederkauende Thiere 485 u. 622
Wieſel 545
Wicken 68
Wilder Menſch 765
Wildpret 649
Windeltreppe 131
Windſpiel 583
Witfiſch, Weißfiſch 728
Wolf 596
Würger, Neuntödter 376
Würmer 110

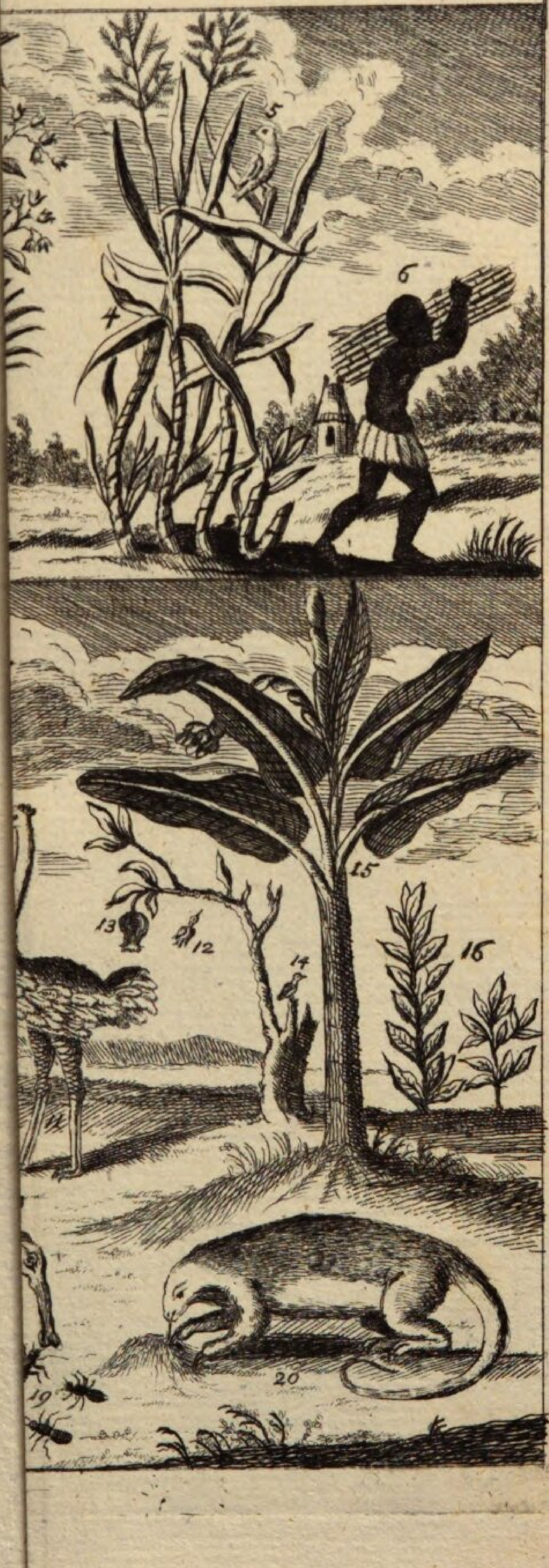
Z

Zaunkönig 469
Zebra 614
Zeiſig, Zeiſchen 462
Zibetkatze 349
Ziege 636
Ziegenmelker, Nachtſchw. 476
Zimmerfliege 252
Zimmet, Kanel 50
Zinn 798
Zipdroſſel 456
Zirbelbaum, Pinie 76
Zitteraal 284
Zitterfiſch, Krampffiſch 312
Zobel 543
Zugvögel 346
Zucker 85
Zwerghirſchgen 662
Zwitter, Arbeitsbiene 233

Tab: I.

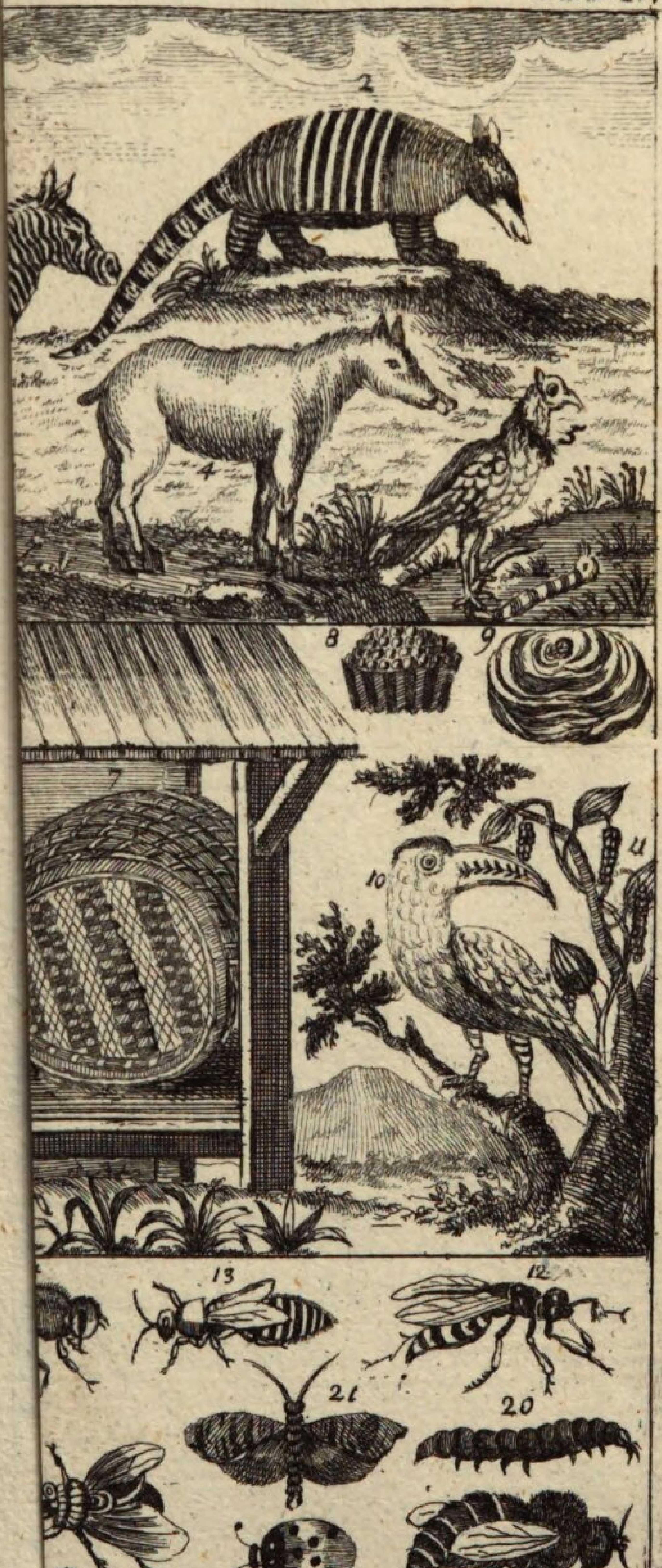


Tab: II

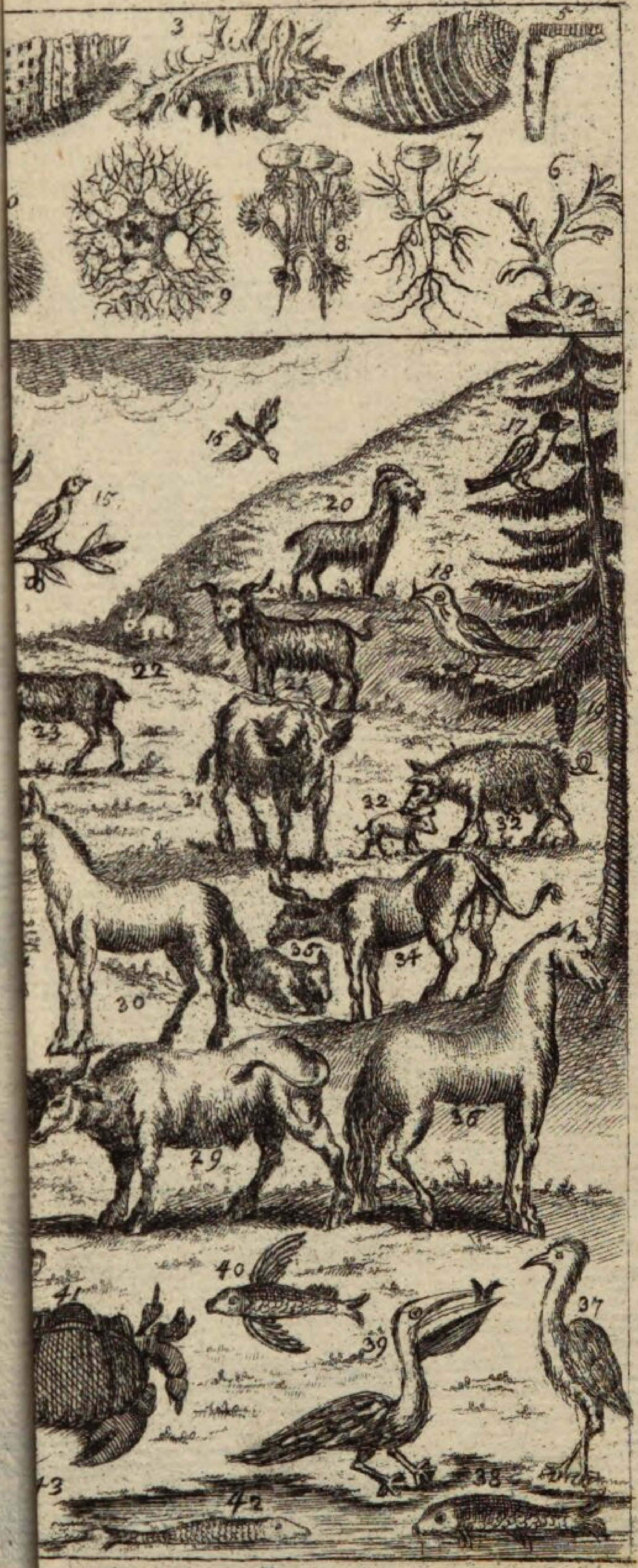


Tab. III

Tab. IV.



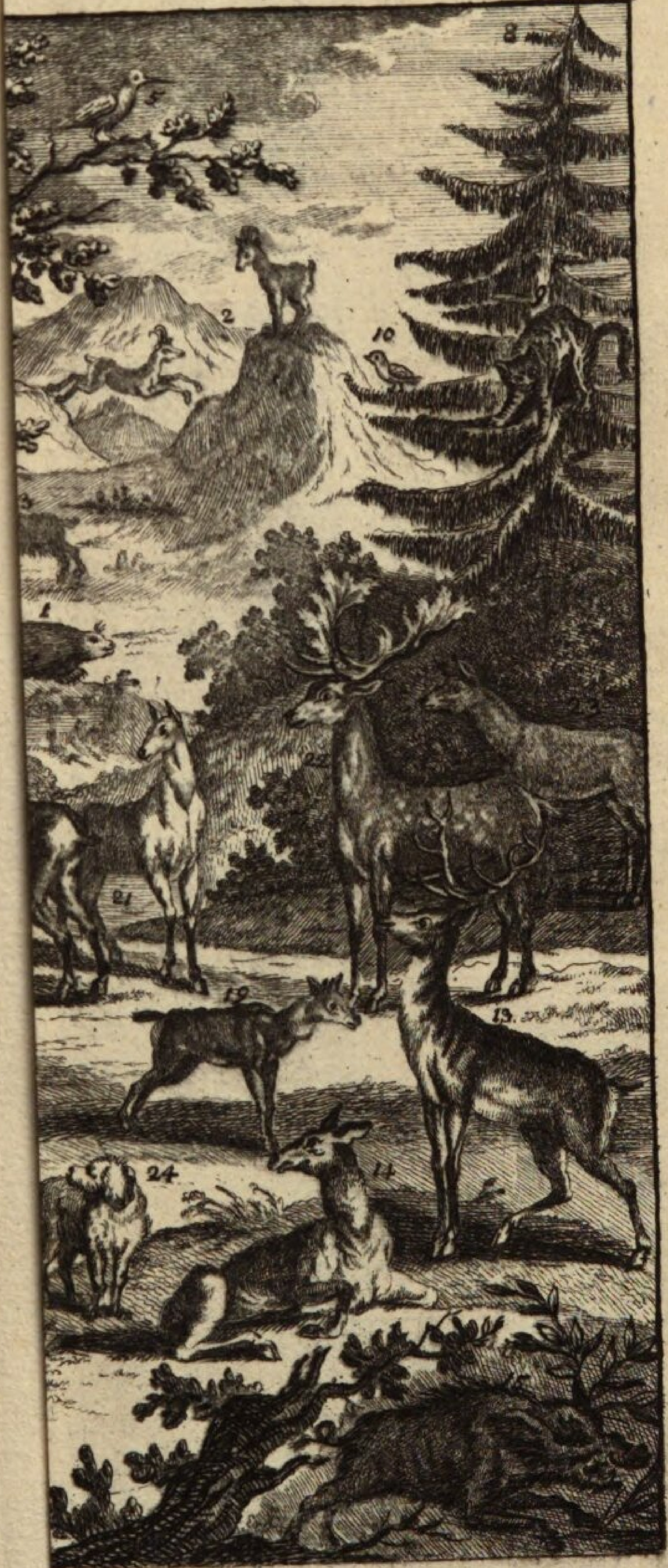
Tab: V.



Tab. VI

ſchichte

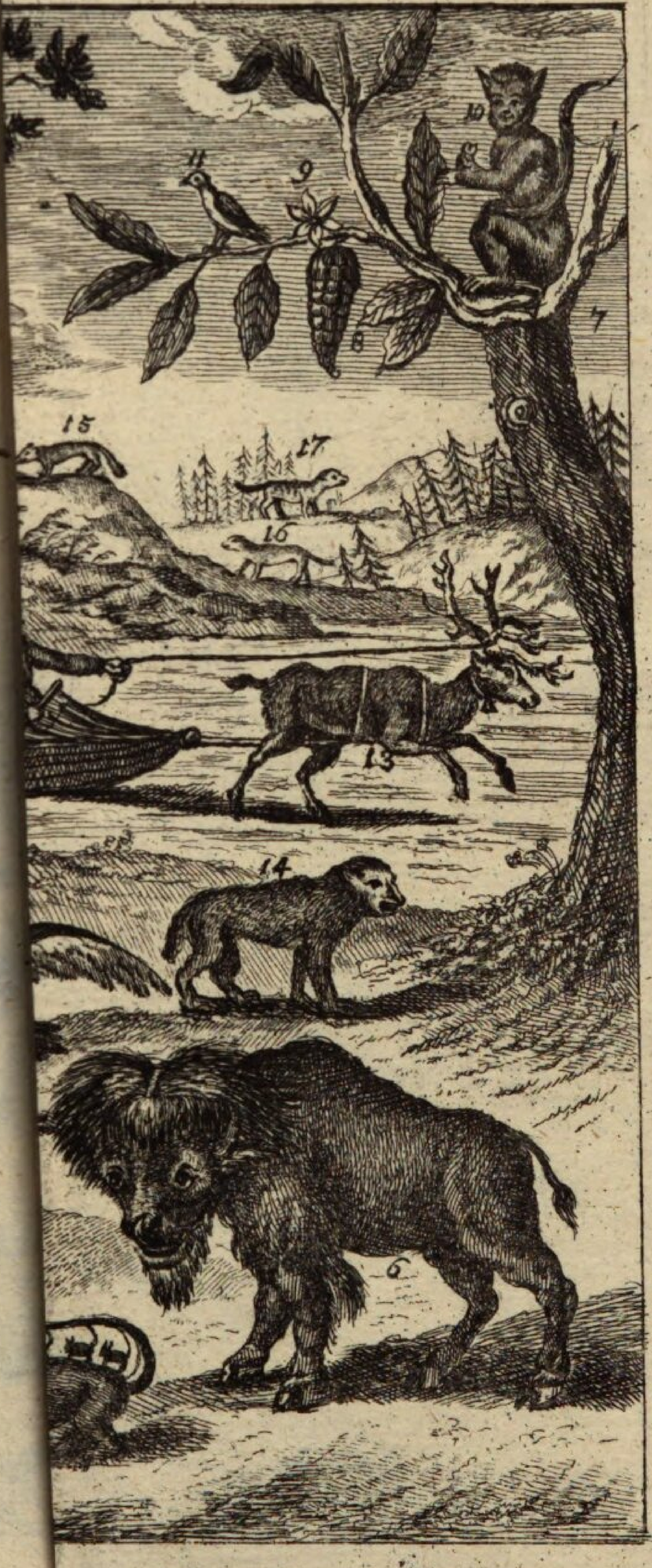
Tab: VII



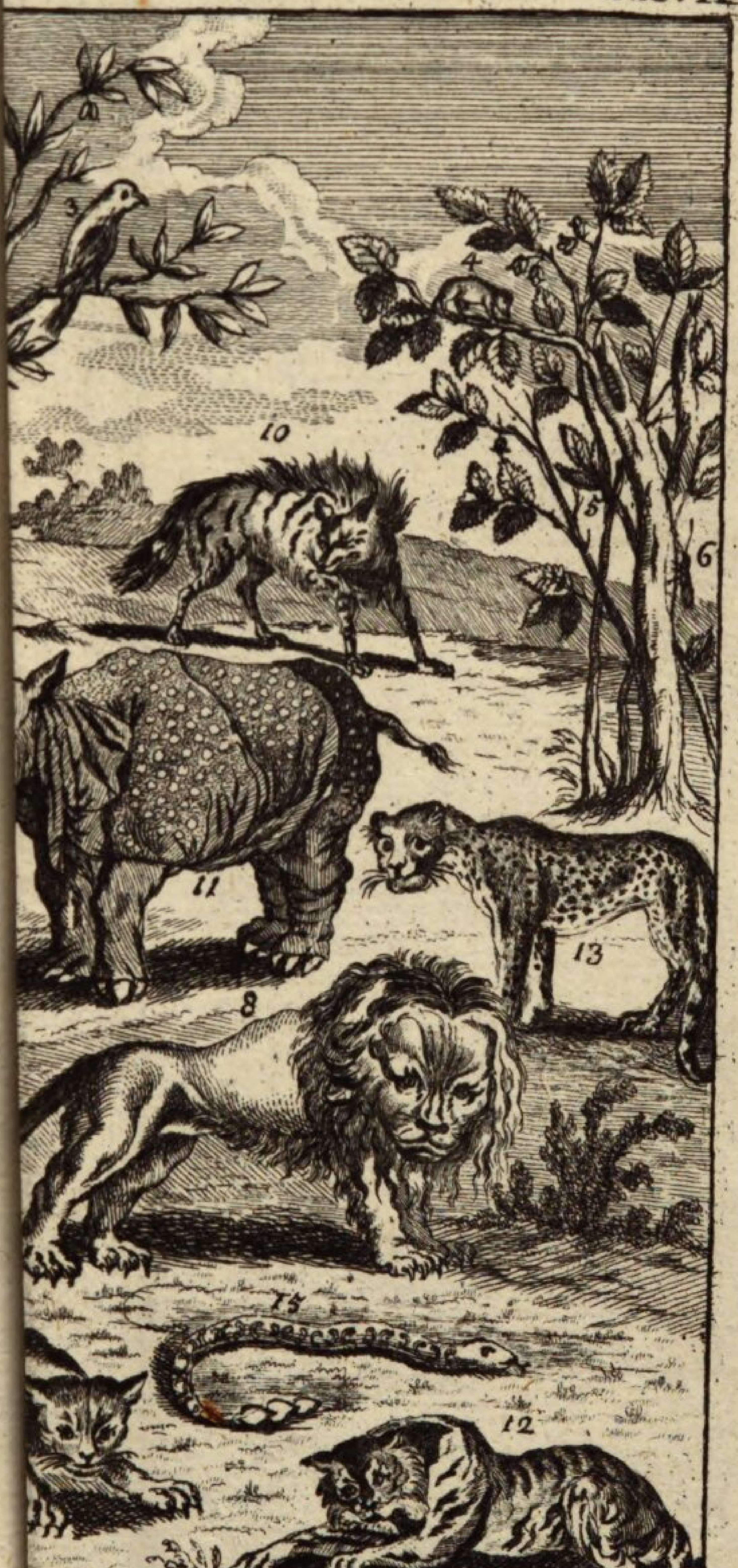
Tab. VIII

2
3
6
8
7
9
5
15
13
12
10
14
11
21
20
22
26
25
23
27
31
24
30
32
33
37
36
34
35

Tab IX

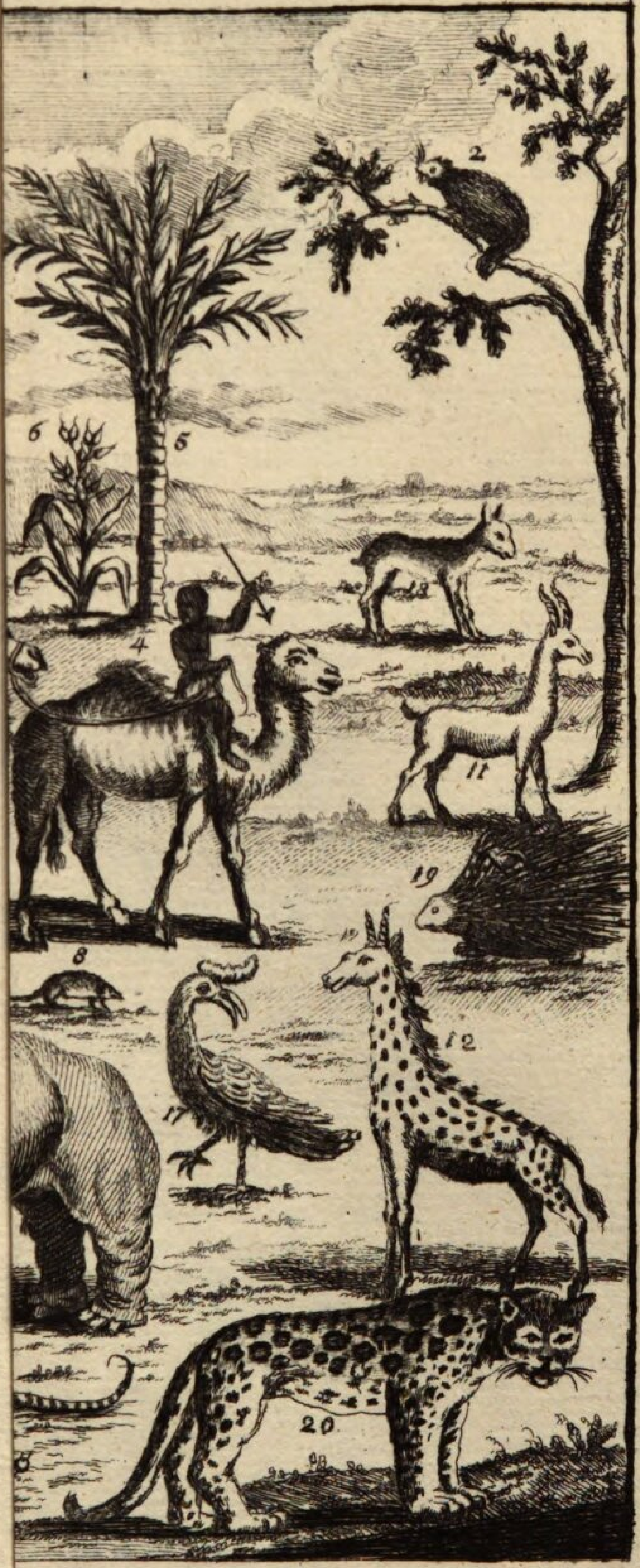


Tab: X



Tab. XI.

Tab. XII



Tab. XIII

Tab. XIV

3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
20
22
23
24
25
26
27
28
29
30
37
38
39
40
41
42
43
50
51
52
53

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

8° Nat.

Raff

1785

Nat. u. Kaff

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Raff, Georg Christian

Naturgeschichte für Kinder Mit 14 Kupfertafeln

Wien 1785

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Nat 999
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11272167-2
VD18 12525138-001